

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817



Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

Band II. 1889.

Leipzig-Reudnitz,
Verlag von A. H. Payne.
1889.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Inhalt des zweiten Bandes.

Kunstblätter.





Ade! Ade!

Nach einem Originalgemälde von B. Woltze.



Keine Blumen!

Erzählung von Silvester Frey.

„Und wenn Sie nun recht gut singen! — Oh gewiß, Sie werden es! Ich weiß es im voraus, Agathe! — Dann fällt, von meinen Händen geworfen, der erste Kranz auf die Bühne! Kein anderer wird mir darin zuvorkommen. Kein anderer wird Ihnen aber auch einen solchen spenden. Aus Ihren Lieblingsblumen muß er geflochten sein. Vor allem der Lorbeer, wie er einer so berühmten Künstlerin ziemt; dann Kamelien, Theerosen, Veilchen —"

Sie machte eine abwehrende Geste.

„Wohlan! Nehmen wir andere Blumen! Sie brauchen nur einen Wunsch auszusprechen! Sie wissen ja, Agathe, daß ich kein anderes Herzensbedürfniß kenne, als denselben zu erfüllen."

„Keine Blumen!"

Sie sprach diese beiden Worte in einem Tone, daß der Mann, welcher ihr gegenüber saß, erschreckt aufblickte. Furcht und Grauen waren darin gemischt. Die sonst so weiche, volltönende Stimme hatte allen Reiz abgestreift; sie klang eisig, streng, wie plötzlich einem Register entlehnt, welches mit dem früheren keinerlei Gemeinschaft hatte.

Gleichzeitig war Agathe aufgestanden . . .

Friedrich Holm meinte zu sehen, daß ihr schlanker, schöner Körper von einem Fieber geschüttelt wurde, welches sie vergebens abzuwehren suchte. Ueber das große, braune, mandelförmige Auge hatte sich der Wimpernschleier gesenkt, wie wenn es dadurch verhindert werden könnte, etwas zu erschauen — eine Gestalt, einen Vorgang, — was Schmerz oder Grauen in der Erinnerung wach rief.

„Was ist Ihnen, Agathe", rief der junge Mann bestürzt, die Hand der Sängerin erfassend.

„Nichts, mein Freund", erwiderte sie, ihm dieselbe langsam entziehend . . . „Aber nicht wahr, Sie schenken mir keine Blumen?"

Diesmal sprach sie es bittend, wie flehend sogar.

Ehe Friedrich Holm, immer noch von Erstaunen umfangen, antworten konnte, fuhr sie fort:

„Sie dürfen meine Worte natürlich nicht falsch deuten! Ueber uns Frauen der Bühne schwebt leider zumeist ein Vorurtheil, welches selbst in unserer gesellschaftlich so vorgeschrittenen Zeit noch immer nicht völlig beseitigt worden ist.... Wenn ich Sie bitte, keine Blumen zu schenken, soll das nicht heißen, daß ich dafür Brillanten —"

„Agathe", rief er beinahe zornig. „Bedenken Sie, wie wehe Sie mir damit thun!"

„Sie haben recht! Verzeihen Sie mir! Ich sollte Sie zu gut kennen, um Ihnen eine solche Gesinnung zuzumuthen! . . . Aber erwägen Sie die Situation, in der ich mich befinde. . . . Ich trete heute zum ersten Mal in Wien auf. Es handelt sich um meine Zukunft, um meinen künstlerischen Namen — zugleich aber um die Erfüllung eines lang gehegten Herzenswunsches. Sie wissen, ich habe alle und oft sehr verlockenden Engagementsanträge von der Hand gewiesen, unter der Aussicht, hier mein Heim finden zu dürfen. Mein Herz hängt an den rebenumsponnenen Hügeln, welche die Stadt wie ein Paradies umgürten; an dieser selbst in ihrer ewigen, ehrwürdigen, unvergänglichen Schönheit. Hier, wo meine Wiege stand, von wo aus ich arm, unbekannt, von Sorgen geleitet den Weg in eine unfreundliche und oft grausame Welt nahm, möchte ich die Ernte einheimsen von der nun schon lange genug ausgestreuten Saat. . . . Das verwirrt die Sinne, das macht fiebern! . . . Dazu die Erinnerung, welche Sie vorhin herauf beschworen —"

„Ah! Sie meinen in Betreff der Blumen?"

„Allerdings!"

„Wenn ich neugierig wäre, Agathe?"

„Sie sind es nicht! Sie brauchen es nicht zu sein! Es existirt kein Vorgang in meinem Dasein, welchen ich Ihnen nicht sonder Bedenken mittheilte. Nur jetzt nicht! — nicht heute! . . . In wenigen Stunden muß ich in die Oper eilen. Der Zeit bis dahin bedarf ich zur Fassung, zur Vorbereitung. Fühlen Sie doch, wie mir die Pulse fliegen!"

Sie reichte ihm die Hand, auf welche er seine Lippen preßte.

„Leben Sie wohl, mein Freund!"

„Leben Sie wohl, Agathe! Und das Glück, welches sich bisher an Ihre Ferse geheftet, möge auch an diesem wichtigen Abend nicht von Ihnen weichen!"

Gleich darauf war er draußen.

Einen Moment blieb er im Thor des Hauses stehen.

Seine Schläfen hämmerten, seine Pulse flogen. Er mußte sich gegen die Wand lehnen, wie wenn er einer Stütze bedürfe.

Was er sich nie zuvor zu sagen getraut; was er vielleicht nicht gewußt, weil es erst leise, allmählich, wie ein dämmerndes Gefühl in ihm aufgetaucht: jetzt war es, siegreich, wie das glühende, fun-

kelnde Morgenroth nach dem schattenhaften Dunkel der Nacht, in ihm zur Gewißheit geworden.

Er liebte Agathe!

Glühend, leidenschaftlich, wahr liebte er sie! Nicht mit jener schwärmerischen Romantik, wie sie dem Jüngling eigen, sondern mit dem starken Bewußtsein seines eigenen Willens und — Werthes, womit der Mann um seine Ziele kämpft. . . .

Inzwischen schritt er schon die Straße dahin, wenn auch ohne eine bestimmte Absicht, nur gewissermaßen vorwärts bewegt von der Menge wirbelnder, auf und nieder wogender Gedanken, welche in seinem Haupte wohnten.

Er war ein schöner Mann — mit breiter Brust und gutem, klugen Gesicht, aus welchem die Augen treu und sinnig in die Welt blickten. Manches Mädchen schaute ihm nach, während er achtlos, mit sich und seinen Gedanken beschäftigt, seinen Weg nahm. Allerdings fiel er auch auf; denn seine hohe Gestalt ragte ansehnlich über das Mittelmaß der übrigen Menschenkinder hinweg und wuchs noch gewissermaßen durch die aufrechte, beinahe militärische Haltung, mit welcher er dahin schritt.

Friedrich Holm gehörte zu den Glücklichen, welchen die Vorsehung neben den Vorzügen der Gesinnung und des Körpers auch die übrigen Güter mit in das Dasein gegeben, deren der Mensch, um seinen Platz würdig in der Gesellschaft auszufüllen, nicht gut entrathen kann. Seine früh verstorbenen Eltern hatten ihm ein behagliches und sicher angelegtes Vermögen hinterlassen, welches er durch Glück und Umsicht noch zu vergrößern gewußt. Seine Güter blühten, seine Fabriken hielten sich auf dem Fortschritt der Zeit. Er wäre vielleicht schon früher vollkommen glücklich gewesen, wenn er die Frau gefunden, welche er als Herrin in sein Haus zu führen gedachte.

Da lernte er Agathen kennen.

In München hatte er sie singen gehört. Als er dann seine Rückreise nach Wien antrat, wollte es der Zufall, daß beide im Coupé beisammen saßen. Friedrich Holm war erfreut darüber, da Agathe durch das lebenswahre Spiel und den wunderholden Gesang auf ihn, welcher zumal die Musik liebte und beinahe kaum noch als Dilettant pflegte, den tiefsten Eindruck gemacht. Während sie mit sichtlichem Wohlgefallen den Schilderungen lauschte, welche er von ihrer so innig geliebten und sehnsuchtsvoll erstrebten Vaterstadt entwarf.

Es war beinahe selbstverständlich, daß ihr Friedrich Holm während des Aufenthalts in Wien seinen Rath und seine Zeit zur Verfügung stellte; und Agathe besann sich keinen Augenblick, ein solches Anerbieten, welches ebenso diskret wie ritterlich gemacht wurde, bereitwilligst anzunehmen.

So sahen sie sich öfter, beinahe täglich; sie lernten sich kennen und schätzen in ihren guten Gedanken und Zielen.

Es konnte Friedrich Holm nicht entgehen, daß sich Agathe seine Gesellschaft gern gefallen ließ. Ebenso merkte er ganz wohl, daß sich die Sympathie, welche er der gefeierten Künstlerin darbrachte, allmählich zur Liebe verdichtete. Aber zu dem Bewußtsein von der Allgewalt derselben war er erst vorhin gekommen, als er erfahren, daß es ein Vorkommniß in Agathens Leben gab, an welches sie mit Grauen zurück dachte.

Also ein Geheimniß! . . .

Ihm fehlte jeder Halt, den Schleier von demselben zu heben; aber sein grübelnder Verstand sagte ihm, daß es nur mit dem Herzensleben Agathens zusammenhängen könne.

Weßhalb auch nicht! Sie war schön und gefeiert; überdies bot das Leben auf den Brettern mit seiner Schaustellung genug Gelegenheit, sie mit einem Kreis von Bewunderern zu umgeben.

Vielleicht hatte sie, einer vorschnellen Regung des Herzens folgend, einem derselben Gehör geschenkt. Nun war sie an ihn gefesselt, und ihr fehlte die Kraft, diese Bande, welche ihr inzwischen zur Last geworden, zu zerreißen. . . . Bisher war er noch nicht nach Wien gekommen, aber heute, wo sie zum ersten Male auftreten wollte, fand er sich natürlich auch ein. . . . Er bewachte sie; er hielt sie für sein Eigenthum. Zornig, eifersüchtig pochte er auf seine Rechte. Wenn er nun wahrnehmen würde, daß ein anderer —

Friedrich Holm stöhnte laut auf.

Gewiß! So war es! „Keine Blumen", hatte sie gebeten, damit nicht jener andere, welchem sie längst zugehörte, die Entdeckung mache, daß er einen Nebenbuhler besitze.

Wer in aller Welt war jener Mann!

So marterte Friedrich Holm sein Hirn! So durchwühlte er seine Erinnerung, um vielleicht an irgend einen Namen, welchen Agathe einmal genannt, seine Kombinationen zu knüpfen und dann fortzuspinnen.

Er fand keinen.

Inzwischen kam die Stunde, wo die Vorstellung beginnen würde.

Er machte keine Toilette zu derselben. Da er bisher auf den Gassen ziellos, brennenden Hauptes herumgeirrt war, hatte er dazu auch keine Zeit gehabt. Aber auch sonst hätte er sich heute um keinen Preis der Welt in die Loge setzen mögen, welche er schon vorher erstanden. Dort hätte ihn Agathe von der Bühne aus unfehlbar sehen müssen, während ihm daran lag, ein stilles, unbeachtetes Plätzchen zu haben, von wo aus er, ohne auch nur im geringsten bemerkt zu werden, die Bühne und ihre Vorgänge im Auge behalten könnte.

So löste er sich denn einen Parkettsitz auf einer der letzten Bänke.

Trotz des stillen, fressenden Grams, welchen Friedrich Holm empfand, schlug sein Herz freudig, als er wahrnahm, wie dicht die Schaaren der Besucher in die Oper strömten.

Er hatte Mühe, sich überhaupt noch einen Platz zu verschaffen.

Einmal im Theater, merkte er sehr bald, in wie erwartungsvoller Stimmung das Publikum hierher gekommen war. Der Ruf von Agathens künstlerischer Begabung war schon in die weitesten Kreise gedrungen, und man erzählte sich von den Erfolgen, welche sie anderswo, zumal auf den großen Bühnen Deutschlands, davon getragen.

Die Ouverture begann, der Vorhang ging in die Höhe ...

Man gab „Die Hochzeit des Figaro", Mozarts ewig heitere, entzückende Oper.

Agathe hatte sich dieselbe für ihr Gastspiel ausdrücklich ausbedungen — nicht zum mindesten, um Friedrich Holm einen Gefallen zu erweisen, welcher dieses Musikwerk vor allen übrigen dieses Meisters und gar der andern hoch hielt. Ueberdies aber begegnete sie sich mit Friedrich Holm in der Verehrung Mozarts, und gerade die „Susanne" war eine Rolle, welche sie besonders gern spielte.

Jedermann kennt den Inhalt der Oper, ihren holden Zauber, ihre bestrickenden Melodien, mit denen jedoch keine der lebenswahren Gestalten so reich vom Komponisten bedacht worden wie die fröhliche, schalkhafte, unter der Maske der Koketterie innerlich unwandelbar treue Susanne. ...

Schon nach den ersten Tönen hatte Agathe auf gefälligste Weise die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln gewußt — eine Aufmerksamkeit, welche sich bald in Interesse verwandelte und schließlich in bedingungsloseste Bewunderung auslief.

Friedrich Holm war Zeuge all dieser Phasen in ihrem oft unvermittelten, beinahe elementaren Uebergang.

Wie glücklich wäre er gewesen, nachdem Agathe einen solchen Sieg errungen, wenn er sich nicht gleichzeitig hätte sagen müssen, daß sie vielleicht gerade deßhalb für ihn nur noch mehr verloren sei.

Mitunter freilich war es ihm, als ob ihr Auge jemanden suchte. Wenigstens wandte sie sich fast auffällig der Seite des Hauses zu, wo er, wie sie wußte, seine Loge hatte. ... Aber mußte es gerade er sein, welchem diese Aufmerksamkeit galt! Zumal aber dort noch andere Logen waren, aus denen heraus sie vorwiegend mit Beifall überschüttet wurde!

Friedrich Holm wurde besonders auf eine aufmerksam.

Sie gehörte dem Baron Rocca, einem bekannten Lebemann Wiens, welcher seine Vorliebe für die Bühnenkünstlerinnen durch ein geschickt zur Schau getragenes Mäcenatenthum zu maskiren verstand.

Bei ihm saßen noch einige Männer seines Schlages, alle in Wien mehr oder minder bekannt durch galante Abenteuer, in welchen sie eine Rolle gespielt.

Friedrich Holm sah, mit welchem Interesse sie Agathes Leistung verfolgten, wie lebhaft sie konversirten, wie sie nicht das Glas von den Augen nahmen, so lange jene auf der Bühne war.

Von dieser Loge aus erdröhnten auch die ersten Beifallssalven,

und als Susanne im vierten Akt die Perle dieser Rolle, die sogenannte „Rosen-Arie“ gesungen, wurde sie gerade von hier aus mit einem Blumenregen überschüttet.

Friedrich Holms Herz krampfte.

„Keine Blumen“, hatte sie ihn gebeten; und nun sammelte sie dieselben eilfertig vom Boden auf und verneigte sich verklärten Antlitzes zu jenen Männern hin, welche sie geworfen.

Es war kein Zweifel! In jener Loge saß der Mann, auf welchen Agathe eine Rücksicht nahm, welche auf ernste, nicht mehr lösbare Beziehungen schließen ließ!

Friedrich Holm fühlte, daß er diesen Anblick nicht länger ertragen könne. Noch ehe die Vorstellung beendet war, stürzte er hinaus, um seine glühende Stirn von der Abendluft abkühlen zu lassen.

Wie Hohngelächter über seine Thorheit deuchte ihm der Beifallsjubel, welcher noch auf die Korridore hinaus für Agathe nachscholl.

Spät in der Nacht, mit wüster Stirn und abgespannten Nerven suchte er das Lager auf.

Am nächsten Morgen meldeten die Journale übereinstimmend Agathes Triumph, und am Abend fügten sie schon die Nachricht von den glänzenden Bedingungen hinzu, unter welchen sie für die Oper gewonnen war.

Friedrich Holm hatte nie den Segen der Arbeit so innig verspürt wie eben jetzt. Heute machte sie ihren Einfluß auf wahrhaft heilbringende Weise geltend. Denn wenn sie auch den Schmerz in des Mannes Brust, hervorgerufen durch die Erinnerung an Agathen, nicht sofort ertödten konnte, so dämpfte er ihn doch wenigstens auf Minuten, auf Viertelstunden.

Von Agathen erhielt er ebenso wenig Kunde, wie er ihr dieselbe zutheil werden ließ.

So verging der Tag.

Der Abend war gekommen. Friedrich Holm machte eben Toilette, um in den Klub zu gehen, welchen er schon so lange vernachlässigt hatte, seit Agathe in Wien weilte, als, durch einen Bediensteten ihres Hôtels überbracht, ein Brief eintraf.

Erregt, fieberglühend eröffnete ihn Friedrich Holm.

In besorgten Ausdrücken schalt ihn Agathe, daß er sich nicht blicken lasse, indem sie ihn gleichzeitig auf das Dringlichste bat, daß er sich unverzüglich zu ihr begebe.

Unter einem Banne, wider welchen Friedrich Holm keinen Widerstand zu Gebote hatte, gehorchte er dieser Aufforderung.

Agathe kam ihm bereits im Korridor entgegen.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind“, sagte sie, indem sie ihre Hand zum Gruße in die des Mannes legte ... „wissen Sie, daß ich Ihretwegen keine geringe Angst ausgestanden?“

„Inwiefern?“

„Ich meinte, Sie seien krank! ... Wenigstens konnte ich mir

nicht erklären, weßhalb Sie mir in einer so wichtigen Lage meines Lebens ein so geringes Interesse entgegen bringen!"

„Agathe", rief er aufwallend; „was that ich, daß Sie ein so grausames Spiel mit mir treiben!"

Sie blickte ihn erstaunt an.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Freund", erwiderte sie, mit einer Ruhe, die ihn nur noch mehr aufbrachte, das schöne Haupt schüttelnd.

„Wohlan! Sie sollen alles hören!"

Er rief es drohend, indem er hastig auf und nieder schritt.

Sie waren inzwischen in den Salon getreten, wo sich Agathe, das Haupt in die Hand gestützt, auf einen Sessel nieder ließ.

Während er sein Herz von dem entlud, was dasselbe bedrückte, hörte sie ihm schweigend zu.

„Können Sie es noch leugnen", rief er, als er geendet, „daß Sie mit mir ein herzloses Spiel getrieben! Daß Sie, während Sie längst einem andern zugehören, mir, wenn auch stillschweigend, die Hoffnung nährten, daß ich eines Tages —"

Agathe schnitt ihm das Wort ab.

„Sie sind ein großes Kind", sagte sie mit der Ruhe, von welcher sie während dieser ganzen Begegnung keinen Augenblick im Stich gelassen worden. „Sie sehen Gespenster! Der Zufall spielt hier wieder einmal seine koboldartige Rolle! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich den Baron Rocca — der übrigens heute vormittags bei mir bereits seine Karte abgab, ohne jedoch von mir empfangen worden zu sein — also kurz und gut: ich kenne weder ihn noch irgend einen andern der Insassen jener Loge!"

„Warum in aller Welt ließen Sie es sich gefallen, daß man Sie von dort aus mit Blumen überschüttete, während Sie es mir so streng verwehrten?"

„Weil —"

Sie stockte.

„Setzen Sie sich zuerst, und dann hören Sie mich an!"

Friedrich Holm gehorchte.

Und Agathe hob an:

„Sie wissen, ich bin armer Leute Kind. Dort in Nußdorf, dem schmucken Ort an der Weichbildgrenze Wiens, verlebte ich meine Jugend. Sie sah so traurig aus, wie sie in Begleitung von Entbehrungen aller Art sein muß. Meine einzige Freude bestand schon damals darin, daß ich, zwischen den Weingeländen sinnend dahin schreitend, eines der Lieder in die Luft hinaus schmettern durfte, an denen unser Wien seit alters her so reich ist."

„Weiter, weiter", drängte der Mann.

„Zu Hause war es mir ohnehin nicht verstattet. Die Ehe zwischen meinen Eltern wurde nämlich durch Zwist aller Art getrübt, und gewöhnlich mußte ich, glücklicherweise das einzige Kind, welches aus derselben hervorgegangen war, für jede schlechte Stimmung büßen, welche sich im Hause geltend machte."

Einen Moment schattete Agathe ihre Augen gegen die Flammen des Gaslüstres, wie wenn sie die Thränen nicht sehen lassen wollte, welche an ihren langen dunklen Wimpern zitterten.

Dann fuhr sie fort.

„Ich kann es nicht leugnen, daß ich bei diesem häuslichen Zwist auf Seite meiner Mutter stand. Ohne tiefere Neigung, dem Gebote ihrer Eltern folgend, hatte sie meinen Vater geheiratet, der es wiederum nur auf das kleine Erbtheil abgesehen zu haben schien, welches sie ihm in die Ehe brachte."

„Sie Arme", murmelte Friedrich Holm, hingerissen von der Schilderung, welche Agathe ihrer Jugend zutheil werden ließ.

„Die erste friedliche Stunde kehrte erst bei uns ein, als er auf der Bahre lag. So reich an Entbehrungen unser Dasein war, so glücklich gestaltete es sich gegen früher. Zumal meine Stimme schon damals aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte und mir die Zukunft in Aussicht stellte, welche ich dann auch erleben durfte."

Wieder schwieg Agathe einen Augenblick, wie wenn sie sich gewissermaßen erst der Erinnerungen erwehren müsse, welche auf sie hereinstürmten.

„Lassen Sie mich die einzelnen Stadien meiner jungen künstlerischen Laufbahn übergehen. Sie nehmen sich bei mir nicht anders aus als überall, nur daß ich vielleicht mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als dies sonst der Fall ist. Aber erleichterte mir nicht die Liebe meiner guten Mutter diese Stunden! Und abends, wenn wir unsere dürftige Mahlzeit theilten, würzte ich dieselbe mit Schilderungen von dem Glück, welches ich ihr bereiten würde, wenn ich einst Ruhm und Wohlstand erreicht hätte."

„Sie war also einverstanden mit Ihrem Entschlusse", fragte Friedrich Holm.

„Sagen wir lieber: sie begriff ihn imgrunde nicht! . . . Bedenken Sie doch! Eine Frau aus dem Volke, frühzeitig gealtert durch Elend und Entbehrungen aller Art! . . . Heute meine ich mich zu erinnern, daß etwas wie Unglaube auf ihren alten guten Zügen lag, wenn ich ihr meine Zukunftsträume enthüllte; und wenn sie dieselben nicht durch ernsten Einspruch vernichtete, so geschah es wohl allein deßwegen, weil sie mich gar zu innig liebte."

Eine tiefe Rührung erstickte Agathes Stimme.

Dann erzählte sie weiter:

„Ich war stark; ich überwand alle Schwierigkeiten, welche einer Anfängerin auf der dornenbesäeten Bühnenlaufbahn entgegen treten. Und eines Tages konnte ich meiner Mutter, glückstrahlend, die Kunde überbringen, daß mein erstes Auftreten bevorstehe.

Ich ging frühzeitig von Hause fort. Ich hatte noch manches zu ordnen und wollte überdies mit jener Eile, welche der Anfängerschaft auf jedem Gebiete eigen, meinen Eifer bekunden.

„Lebe wohl, Mutter", rief ich, die alte Frau umarmend. „Bitte den Himmel, daß er mir Glück verleiht! Und vor allem, daß man

mir Blumen wirfst! Wenn auch nur wenige — einen einzigen Kranz! Ich bringe ihn Dir alsdann nach Hause, zum Beweise, daß Deine Tochter gefallen hat!“

Geschnellt vom Glücke — von einem tiefen, inneren, unsagbaren Glücke, eilte ich hinweg.

Wie gestern, war meine Antrittsrolle die „Susanne“ in Mozarts „Hochzeit des Figaro“.

Das Glück war mir hold! Nach der ersten Befangenheit, welche wohl einen jeden befällt, der sich vor die Rampe wagt, war mein Erfolg gesichert. Ich gefiel, man klatschte mir Beifall, ich gewann die Ueberzeugung, daß die Laufbahn, welche ich gewählt, meiner Begabung entspreche.

Mein Glück erreichte den Höhepunkt, als mir sogar Blumen geworfen wurden.

„Mütterlein“, murmelte ich, indem ich sie aufhob. „Wie wirst Du Dich freuen, wenn ich Dir heute Abend diese Beweise meines Glückes in den Schoß lege!“

Mir traten Thränen in die Augen — Thränen, die man nicht sah, weil ich mich ja niedergebeugt hatte. Und ich nahm mir kaum die Zeit, hastig und linkisch dem Publikum zum Zeichen des Dankes meine Verbeugung zu machen, weil ich eines stillen Winkelchens bedurfte, wo sich mein Herz die nöthige Erleichterung verschaffen könne.

So mit mir selber beschäftigt, nahm ich nicht wahr, wie meine Kollegen inzwischen die Köpfe zusammen steckten und sich etwas in das Ohr murmelten. Ich hätte mir auch nicht einmal getraut, sie danach zu fragen, weil ich ja völlig fremd unter ihnen war und keinen einzigen auch nur im mindesten kannte.

Als ich wieder auf der Bühne zu singen hatte, merkte ich gleichwohl, daß im Publikum etwas wie eine nervöse Unruhe, eine Panik herrschte, welche erst allmählich nachließ und — wie ich offen sagen darf — nicht zum wenigsten unter dem Bann, welchen mein Gesang ausübte.

Man überschüttete mich förmlich mit Beifall, der sich, wenn das überhaupt möglich war, noch steigerte, je weiter die Vorstellung ihrem Ende zustrebte.

Meine Kollegen zeigten sich sehr liebevoll. Sie prophezeiten mir eine glänzende Laufbahn. Von allen Seiten kamen mir Beweise der Theilnahme und Freundschaft. Eigentlich wollten sie mich nach der Vorstellung noch in ihrer Mitte behalten, wenn ich mich nicht geweigert hätte, weil man zu Hause meiner warte und der Kunde von meinen Lippen, wie dieser für mich so wichtige Abend verlaufen sei.

Für die Herzlichkeit und Aufrichtigkeit all dieser Meinungsäußerungen hatte ich noch zu derselben Stunde den besten Beweis. Jetzt, wo die Vorstellung zu Ende war, erfuhr ich erst, was sich während derselben ereignet. Man hatte mir, um die bei einer Anfängerin natürliche Befangenheit nicht zu erhöhen, geflissentlich ver-

hehlt, daß sich während ich sang, ein ernster Unglücksfall zugetragen. Auf der obersten Galerie war Feuer ausgebrochen, welches freilich sofort glücklicherweise gelöscht werden konnte. Aber bei der Panik, welche dabei entstand, wurden dennoch mehrere Personen ohnmächtig, und eine ältliche Frau, welche inmitten des zurückweichenden und sich ängstlich flüchtenden Menschenknäuels gerathen war, hatte sogar ihren Tod gefunden.

Von einer Angst, die mein Herz krampfen machte, gefoltert, eilte ich nach Hause.

Als ich die Thür aufriß, starrten mir die bleichen Züge meines Mütterchens entgegen.

Sie war todt — — —

Eine Nachbarin, welche neben ihr kniete, berichtete mir, was sich zugetragen.

Es war dasselbe, was mir mein banger, ahnender Geist schon während des Heimweges zugeraunt. Ohne es mir zu sagen, hatte sie sich in das Theater begeben. Das Billet, welches ich mir zu einer Vorstellung, in welcher ich doch eine Hauptrolle zu singen hatte, leichtlich verschaffen konnte, schlug sie aus, um heimlich, unbeachtet Zeuge des Geschicks zu sein, welches mir beschieden sein würde. Alle Angst, welche ich selbst empfunden, hatte ihren Reflex gefunden in dem edlen, guten, opferbereiten Mutterherzen. Von ihr rührte auch der Kranz her, welchen man mir geworfen. Sie hatte den ungewohnten Weg in das Theater unternommen, um mir diese Blumen zu spenden, an denen mir so viel zu liegen schien.

Mit einem Angstschrei sank ich nieder.

Dann raffte ich mich stumm auf und schmückte das Haupt der Todten mit dem Kranze, welchen sie mir geschenkt.“ . . .

Agathe schwieg wiederum.

Thränen zitterten an ihren langen, seidenen Wimpern. Ihr Geist schien in jene Zeit entrückt, welche der Mund so eben geschildert hatte.

In dem Gemach war es todtenstill — still in der feierlichen Erinnerung, welche ja auch einer Todten geweiht war.

Man hörte nur das Knistern der Kaminflamme, welche die Holzscheite verzehrte, das monotone Ticken der Uhr, welche die Zeit in ihre Atome zergliederte. . . .

Leise, wie jenes, klang Agathes Stimme, als sie nun anhob:

„Was nun geschah, können Sie sich denken. . . . Ich bestattete mein theures Mütterchen, um dann die Irrfahrten zu beginnen, an denen mein Leben so reich geworden. An Wien fesselte mich nichts mehr; wie eine Erlösung von Erinnerungen, die mich stets schmerzlich berühren mußten, deuchte mir die Einladung zu einem Engagement, welche von einer größern Bühne Deutschlands an mich, die Anfängerin, erging. Ohne viel Bedenken schlug ich ein! Seitdem habe ich meiner Kunst — ich darf es offen sagen — ehrlich und treu gedient, wie jemand, der nichts weiter hat auf der Welt! Aber lachen Sie mich

aus, mein Freund! So oft ich die „Susanne" singe in jener Oper, die ich sonst so sehr liebe, muß ich meines armen Mütterchens gedenken; und tief eingewurzelt ist dabei eine nicht zu überwindende Abneigung gegen die sonst so lieblichen Kinder des Lenzes. Ich empfinde eine unerklärliche Angst, daß sie mir jemand werfen könnte —"

Friedrich Holm war dicht vor sie getreten.

„Das mag sein, Agathe! ... Ich will wegen dieses Gefühls, welches ich ebenso begreife, wie mich die Erzählung, für deren Mittheilung ich Ihnen übrigens wie für einen Beweis weit gehenden Vertrauens innigst danke, ergriffen hat. Aber imgrunde stehen wir noch auf demselben Punkte wie früher. ... Sie sind doch nun einmal Künstlerin. Jung, schön, gefeiert, müssen Sie es nachgerade gewohnt geworden sein, Blumen vom Publikum, das Sie liebt und bewundert, zu empfangen. Ich sah doch selbst, wie Sie sich bedankten. Also nochmals: weßhalb verbieten Sie mir gerade, was Sie jedem andern wie selbstverständlich gestatten?"

„Ein Fremder! Die große Menge — ah! Das ist etwas anderes! Was kümmert mich da, ob mein Aberglaube, daß Blumen mir und jenem, der sie wirft, Unglück bringen, in Erfüllung geht oder nicht! ... Aber Sie sollen, Sie dürfen es nicht! Weil — weil — ich Sie liebe!"

„Agathe", murmelte er, wie im Traume über das, was er soeben von ihrem stammelnden Munde vernommen.

Sie hing schon schluchzend an seiner Brust.

„So ist es denn wahr, was ich nicht zu hoffen wagte", jauchzte er auf, sie an sich pressend.

„Ja, Du Böser", hauchte sie, indem sie sich an ihn schmiegte.... „Alles ist wahr! ... Ich liebe Dich, seit ich Dich gesehen! ... Der Wunsch, Dir angehören zu dürfen, war bei mir ebenso mächtig wie der Deine, mich zu gewinnen! ... Aber wie schwer hast Du es mir gemacht!"

Er küßte ihr unter Gelöbnissen für die Zukunft die Thränenperlen von den Wimpern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lange saßen die beiden guten Menschen, die nun mit einem Schlage glücklich geworden waren, neben einander.

Die Hände waren verschlungen, die Herzen geeint. ...

So viel hatten sie sich zu erzählen! In die Berichte über die Vergangenheit woben sie wie goldschimmernde Fäden in ein düsteres Gewand die Hoffnung auf eine nunmehr um so freudigere Zukunft.

Dazwischen plauderte Agathe:

„Ob ich meiner Kunst ferner angehören soll oder nicht — darüber wirst Du entscheiden! Deinem Willen gehorcht der meine. Auch meine Besorgniß um den, welcher mir Blumen auf die Bühne werfen sollte, wird künftig wohl zum Schweigen gekommen sein. Du als mein zukünftiger Gatte oder schon als solcher wirst es hoffentlich unterlassen, mir in verschwenderischer Weise große Wagen-

räder oder mächtige Tellerbouquets zu spenden. Ich denke, ein duftender Veilchenstrauß daheim, eine blühende Moosrose vor dem Fenster geziemen sich besser für uns. Sollte einmal, wenn ich auftrete, überreiche Gabe kommen, so schmücken wir das Grab der Mutter damit, welche lange genug, da ich doch in der Ferne weilte, auf ihren Lieblingsputz verzichten mußte. Aber einmal in den nächsten Tagen, wünsche ich selbst ihn mir. Und Du bist es, der ihn mir spenden soll. Ich meine die Myrthe, mit welcher ich meine Stirn bekränzen werde, wenn ich Dir vor dem Altar als treues Gemal das Gelübde für den ewigen Bund zuflüstern will."

Roman-Import aus Frankreich.

Es wird erzählt uns von Metamorphosen:
Ein edler Geist, der irrt, nimmt Thiergestalt,
Bestraft, in neuem Leben an; Gewalt
Der Götter zwingt ihn zu stets niedern Losen.

Es wird erzählt von der Ephoren Tosen,
Als einst Timotheus so mannigfalt
Die Leyer änderte, daß ihr enthallt
Ein Klingen war, bestrickender als Rosen!

Der Sänger hat die Leyer stolz zerschlagen!
Der Klageton ward in die Zeit getragen, —
Verweichlichend schalt Sparta schon die Lieder!

Du, Griechenland, hast Formen angenommen,
Wie Menschen sind — zum Thier herabgekommen;
Wem klingst Du aus der neusten Dichtung wieder?

Alfred Friedmann.





Schillers Demetrius.

Von Walther von Arx.

Es thut dem Freunde der dramatischen Dichtung weh, wenn er die fünfundzwanzig Titel von Schauspielen und Tragödien vor sich sieht, die sich Schiller in den letzten Lebensjahren zur Ausführung aufgezeichnet, und für die er zum Theil bereits ausgiebiges Material gesammelt hatte. „Ich fühle, daß ich des Dramatischen nach und nach mächtig werde“, hatte der Dichter nach Vollendung der großartigsten deutschen Tragödie, des Wallenstein, frohgemuth ausgesprochen. Und mit dem Feuereifer, der seinem frühen Tode gerufen hatte, war er zur Gestaltung der Heldenbilder geschritten, die in seiner Phantasie sich als lebenskräftig eingeführt hatten. Auf die wildtrotzigen Jünglinge der Sturm- und Drangperiode, die so stolz zu sterben wissen, da die Welt ihrem heißen Herzen kein Genügen bieten kann, war unter dem Einflusse der klassischen Studien die antike Schicksalsidee als dramatischer Mittelpunkt gefolgt; über den Menschen herrscht jene gewaltige Macht, die uns von der Schaubühne aus an das Beschränkte des irdischen Daseins gemahnen soll, und die, wie in der „Braut von Messina“, schonungslos zermalmend ihre Opfer verlangt. Mit der Verherrlichung des schweizerischen Nationalhelden kehrte Schiller gleichsam wieder zu seiner Jugendliebe zurück, und in die Bahnen, in denen sich der ehemalige Schüler der Karlsakademie wohl und heimisch fühlte, lenken auch viele seiner unausgeführten Entwürfe wieder ein. Die Helden derselben sind markige Charaktere, kühne Männer, erhabene Verbrecher, die das Schicksal zu zwingen wagen. Der Schönheitssinn der Griechen hatte die dramatische Form geläutert und veredelt, der moderne Freiheitsgedanke verband sich in dieser Hülle mit all dem Zauber der Kunst, und der hinreißende Schwung des „Wilhelm Tell“ verkündet es uns in jedem Verse, welcher unsterblichen Meisterwerke wir uns erfreuen könnten, hätten die Götter unserem größten Dramatiker nur noch ein Jahrzehnt beschieden. Fürwahr, es ist eben nur

ein Trost, wie er für unersetzliches entschädigen kann, wenn wir ihm nachrufen was Goethe von Winckelmann sagte: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen . . . Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Seelenkräfte hat er nicht empfunden . . . Er hat als Mann gelebt und ist als vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten."

Als Schiller aus dem Leben schied, lag auf seinem Schreibtische das Manuskript seines letzten, unvollendet hinterlassenen Werkes, des Demetrius. Nach dem Monologe der Mutter im zweiten Akte hatte ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen. Feinsinnig weist Jakob Baechtold darauf hin, es dringe wie ein wehmüthiger Schmerzenslaut aus der kranken Brust hervor, wenn der Dichter die arme Marfa sprechen läßt:

„O, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sei Du die Botin meiner Wünsche!"

Die äußere Veranlassung zur Wahl eines Stoffes, mit welchem uns Schiller auf dem Zaubermantel seiner dichterischen Schöpfungskraft von den Alpentriften der Urschweiz in die unbezwungene Oede der nordischen Eisgefilde führt, hängt mit der Hofgeschichte von Weimar zusammen:

Es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: giebst Du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er Dir ein schöneres zurück.

Der Dichter wünschte die Gastfreundschaft des Herzogs Karl August durch die Aufmerksamkeit zu erwidern, bei Anlaß der Vermälung des Erbprinzen mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna einen dramatischen Stoff aus der Heimat der nordischen Braut zu wählen. Unter den hervorragenden Charakteren aus der russischen Geschichte suchte er nach einem kühnen, von Schmerz und Trübsal ungebeugten Herzen. Er fand es in der Gestalt des falschen Demetrius, der damit die Erbschaft antrat, welche ein Thronprätendent aus der englischen Geschichte, Warbeck, der angebliche Sohn Eduards IV., in den Plänen Schillers hinterlassen hatte. Daß die dem Hofe bewiesene Aufmerksamkeit die Dichtung nicht beeinträchtigte, zeigen die von Karoline von Wolzogen überlieferten Worte Schillers. „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit", sagte er eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel schönes zu sagen." Aber schon am folgenden Tage kam er davon zurück: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben." Er hat Wort gehalten.

Die Entstehung des Fragmentes vom 10. März an, da Schiller in seinen Kalender notirte: „Mich zum Demetrius entschlossen", bis zum Todestage ist mit der Geschichte seiner letzten Krankheit eng verknüpft. In seinen Briefen spricht er von den umfassenden Vorstudien, klagt schmerzlich über die körperliche Schwäche, welche die Fittiche des Geistes lähme, hofft mit rührender Zuversicht auf bessere Tage, da er wieder leben, d. h. arbeiten könne, freut sich kindlich über eine gute Stunde mitten im Trübsal; in seinen Fieberphantasien recitirte er ganze Scenen aus dem Demetrius. Auf zehn freie Tage von den dreißigen des Monats hatte er doch zu zählen gehofft, aber das Geschick kennt keine Vereinbarung.

Demetrius wurde Schillers Schwanenlied. Nicht ganz zwei Akte vermochte er zu vollenden. Allein ausgeführt, überließ er uns den Plan der ganzen Tragödie in all' den Entwickelungen des Steigens und Fallens bis zur Katastrophe, und, was wir von keinem anderen Stücke mehr besitzen, sämmtliche Vorarbeiten zum dramatischen Werke bis ins kleinste Detail. Sonst vernichtete er diese Zeugnisse seines großartigen Fleißes, sobald das Stück vollendet war; wider den Willen des bescheidenen Dichters ist ihm in den umfassenden Vorstudien, die einen vollen halben Band der großen, historisch-kritischen Ausgabe von Gödeke einnehmen, ein Denkmal errichtet worden, das den Ausspruch der Madame de Staël über Schiller: „Die Gewissenhaftigkeit ist seine Muse", glänzend rechtfertigt, und in dem seine eigenen Worte lebendig wurden:

> Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
> Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.

Es soll ein Hauptzweck dieser Abhandlung sein, den Dichter als Arbeiter kennen zu lernen; wir treten in seine geistige Werkstatt ein und bleiben überrascht stehen vor der Fülle des Materials, das wir da aufgehäuft sehen; wir staunen den Meister an, der, wie Erich Schmidt sagt, einige Schritte vor den angehauenen Blöcken stehen bleibt, und nachsinnt, die einen behält, die anderen wegwirft. Nichts ist lehrreicher, als seine Entwürfe und Notizen zu studiren. „Bevor er das Erz im dichterischen Feuer schmelzt, treibt er so gelassen als möglich dramaturgische Algebra und hält sich die andringende Fülle mit einer fast beispiellosen Objektivirung vom Leibe", er, der idealistische Schiller. Es sind eigentliche Selbstgespräche, mit raschem Stifte auf das Papier hingeworfen, in denen „wir den schaffenden Geist belauschen, der Fragebogen über die Motivirung aufstellt, die Gründe für und wider seinen Helden genau abwägt, die Stoffbehandlung unablässig doppelt, drei- und vierfach hin- und herwälzt." Seine Vorarbeiten gemahnen uns an das amasser des notes durch den Naturalisten Emil Zola, der sich jahrelang in den Volksschichten und Oertlichkeiten herumtreibt, die er lebenswahr in seinen Sittenbildern vorführen will. Allein Schiller „macht einen ganz anderen Gebrauch davon, er läutert alles Stoffliche im Hochofen der Kunst,

und wenn er sein riesiges Material verdichtet, so wird ein Wilhelm Tell oder ein Demetrius daraus."

In der Geschichte fand Schiller zur dramatischen Ausführung folgende Thatsachen vor:

Der Zar Iwan IV. hinterließ im Jahre 1584 zwei Söhne, Feodor und Demetrius. Der ältere, aber körperlich und geistig sehr schwache Feodor, überließ die Regierung seinem Schwager Boris Godunow, der kräftig die Zügel in die Hand nahm, allein wegen seiner Grausamkeit sich sehr verhaßt machte. Um sich bei der Gewalt zu erhalten, ließ er 1591 den sechzehnjährigen Demetrius ermorden. Feodor starb acht Jahre nachher, der letzte aus dem Stamme Ruriks, und Boris stieg in That und Wirklichkeit auf den Thron. Die Zarin-Wittwe zwang er, unter dem Namen Marfa (Martha), als Nonne sich in das Kloster Beloſero im nördlichen Rußland zurückzuziehen. Indessen brachte ihm die Schandthat keine Frucht. Unter der Maske des ermordeten Prinzen standen kurz hinter einander fünf Betrüger auf, von denen der erste und zugleich bedeutendste ihm den Lohn geben sollte. Es war Grischka Otrepiew, ein armer Adeliger, der seine Jugendzeit als Mönch zugebracht hatte und infolge seiner wunderbaren Aehnlichkeit mit dem getödteten Prinzen auf den Gedanken kam, sich für denselben auszugeben. Von den Jesuiten unterstützt, die bei dieser Gelegenheit in Rußland Boden zu gewinnen hofften und ihm auch als weiteres Erkennungszeichen ein werthvolles, mit Edelsteinen geschmücktes Kreuz verschafften, gelang es dem falschen Demetrius, in Polen sich großen Anhang zu erwerben, besonders als er bei einem der ersten Fürsten, Muisick von Sendomir, gastliche Aufnahme fand und sich mit dessen Tochter Marina verlobte. Gewinnsucht und Abenteuerlust verbanden die polnischen Großen mit Grischka, der an ihrer Spitze den russischen Boden betrat, und, nachdem sich ihm dort viele Bojaren und eine große Volksmasse angeschlossen hatten, schlug er das Hauptheer des Boris (1605). Dieser vergiftete sich in seiner Verzweiflung, Demetrius zog in Moskau ein, wurde gekrönt und vermälte sich mit Marina. Da er sich aber, ebenso wie seine Gattin, an die russische Sitte und besonders an die religiösen Ceremonien nicht binden wollte, und da man in ihm den Mönch, den ehemaligen Schreiber des Patriarchen Hiob erkannte, entstand bald nachher ein allgemeines Murren, das, durch die reichen und mächtigen Schuiskis genährt, schnell in eine offene Empörung ausbrach. Unter Sturmgeläute drang das wüthende Volk in den Kreml, der Zar flüchtete sich zum Fenster hinaus, wurde aber zurückgeschleppt und gefragt, wer er sei. Er berief sich auf die Aussage der Zarin Marfa, die er durch lockende Versprechungen und fürchterliches Drohen früher zu seiner Anerkennung gezwungen hatte; eine abgeschickte Deputation brachte die Erklärung zurück, ihr wahrer Sohn liege in Uglitsch begraben, das Volk tobte und brüllte, ein Pistolenschuß streckte den falschen Demetrius nieder. Die Leiche wurde verbrannt, die Asche in eine

Kanone geladen und in der Richtung nach Polen hin abgefeuert. Bis heute noch wird sein Name durch die russische Kirche am ersten Sonntage der großen Fasten als der eines Ketzers und Zauberers verflucht.

Nicht leichten Herzens vermochte sich Schiller zur Wahl dieses Stoffes zu entschließen. Auf einem Blatt Papier finden sich nicht weniger als acht Gründe dafür und ebensoviele dagegen aufgezeichnet. Es sei eine Staatsaktion, abenteuerlich und unglaublich, fremd und ausländisch, die Menge und Zerstreuung der Personen schaden dem Interesse, Größe und Umfang seien kaum zu übersehen und die Unregelmäßigkeit in Zeit und Ort allzugroß. Dann gab dem Dichter die Schwierigkeit der Aufführung zu denken zu einer Zeit, da die Massenevolutionen der Meininger noch in weiter Ferne lagen, und endlich bekümmerte den Kranken die Größe der Arbeit. Aber ermuthigend wirkten auf den Entschluß ein die Größe des dramatischen Vorwurfs und des Ziels, das Interesse der Hauptperson, viele glänzende dramatische Situationen, die Beziehung auf Rußland, der neue Boden, auf dem das Stück spielt und die günstigen Umstände; das meiste davon sei schon erfunden, es sei ganz Handlung und biete den Augen viel dar. Wenn wir den Dichter mit solchen Erwägungen sich abquälen sehen, in denen uns theilweise der spekulative Direktor im Vorspiel zu Goethes Faust entgegentritt, dann verschwindet das Bild, das die landläufige, bequeme Bildungsphilisterhaftigkeit sich von den zwölf Cotta-Bänden Schillers macht, über welchen friedlich der Staub der Geistesträgheit schlummert, während die nachlässig geschürzte Feuilletonmuse den Parnaß beherrscht. Wer an Schiller denkt, stellt sich ein für alle Mal ein sentimentales Schwärmerantlitz vor, mit einem Trauerrand umgeben, vag und luftig, „als sei das Auge ohn' Unterlaß gen Himmel gerichtet gewesen, und als hätten diese Sohlen die gemeine Erde nur widerwillig und flüchtig berührt.“ —

Die Hauptfrage mußte für den Dichter der Charakter der Helden bilden. Ueber die Behandlung des geschichtlichen Stoffes war er sich als überzeugungsvoller Schüler Lessings bereits bei dem ähnlichen Entwurfe Warbeck klar geworden. „Man würde wohl thun“, schrieb er damals an Goethe, „immer nur die allgemeine Situation der Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles übrige frei zu erfinden“, und dieser hatte ihn in seiner Antwort unterstützt, denn, wer sich des ausführlicheren und umständlicheren der Geschichte bediene, entferne sich vom rein-menschlichen und die Poesie komme ins Gedränge. Und über denselben Warbeck meldete er seinem Freunde Körner: „Das punctum saliens zu dieser Tragödie ist gefunden, aber sie ist schwer zu behandeln, weil der Held des Stückes ein Betrüger ist — und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im moralischen zurücklassen.“

Diese erste Schwierigkeit war auch bei Demetrius aus dem Wege zu räumen. Der tragische Held darf kein gemeiner Betrüger

sein, oder die Hauptaufgabe der Tragödie, nach welcher der Zuschauer mit der dichterischen Gestalt auf der Bühne voll und ganz sympathisiren muß, ist von vornherein verfehlt. Der Held darf keinen Augenblick unser Mitfühlen und unser Mitleiden verlieren, seine Kämpfe sollen das Abbild sein für die Gewissenskämpfe jeder Menschenbrust. Demetrius wird erst eine tragische Person, wenn er durch fremde Leidenschaften, wie durch ein Verhängniß, dem Glück und dem Unglück entgegengeschleudert wird und bei dieser Gelegenheit die mächtigsten Kräfte des Menschenthums entwickelt, aber auch zuletzt die menschliche Verderbniß erleidet. Deßhalb läßt ihn Schiller durch das Schicksal bis zum Höhepunkte steigen, nicht aus freiem Willen; aus dem Betrüger wird ein Betrogener. Der Mörder des echten Demetrius hat nicht den versprochenen Blutlohn erhalten, aus Rache greift er einen Knaben auf, der mit dem ermordeten Prinzen Aehnlichkeit hat, zieht einen Geistlichen ins Vertrauen und überwacht die Schritte des im Kloster erzogenen Prätendenten, leitet die Entdeckung desselben ein und erst dann, nachdem Demetrius im vollen Vertrauen und Glauben an sich selbst auf dem Gipfel seiner Macht angelangt ist, wird ihm die niederschmetternde Nachricht, daß er nicht der wahre Thronerbe, sondern nur untergeschoben sei. Aus der Schicksalstragödie wird eine Charaktertragödie. „Nachdem der Held seine verhängnißvolle Selbsttäuschung durchschaut hat, ist es seiner freien Entschließung anheimgestellt, entweder der angemaßten Stellung zu entsagen, oder die Verantwortlichkeit schuldvoller That auf sich zu nehmen. Die tragische Situation ist ihm durch die Verkettung der Umstände aufgezwungen; was er aus dieser Situation mache, ist Sache seiner Selbstbestimmung.“ (Hettner.)

Demetrius nimmt die Schuld auf sich. In langer Erörterung ging der Dichter mit sich zu Rathe, wie er uns diese verbrecherische That menschlich näher bringen könne. Er läßt ihn zuerst als unschuldigen, mit den herrlichsten Gaben ausgestatteten Jüngling erscheinen. Nicht der geringste Zweifel kann in ihm aufkommen, daß er das Werkzeug eines Betrügers sei. Nicht nur das Außergewöhnliche seiner Erscheinung, nicht nur sein hochstrebender Feuergeist, den es in der Mönchskutte nicht mehr leidet, lassen ihn an die fürstliche Abstammung glauben; der motivirende Dramatiker sucht mit der Findigkeit eines Untersuchungsrichters nach äußern, überzeugenden Gründen. Im Volke herrscht der Glaube, daß der wahre Demetrius noch am Leben sei, das zur Entdeckung führende Kleinod ist dem Mörder in die Hände gefallen und dem Knaben umgehängt worden, dieser selbst, Sohn eines Schloßaufsehers, war wirklich Spielkamerad des Prinzen und erinnert sich deßhalb an eine frühere, glanzvolle Zeit, auch an die Feuersbrunst, welche nach dem Morde veranlaßt wurde, um den Tod zu begründen. Der Aufseher hat sich flüchten müssen, der Mörder und der Geistliche, ein Feind des Usurpators Boris, bestimmen den Sohn zur Ausführung ihres Racheplanes.

Und dann, wenn Demetrius keinen Zweifel an seine Mission

hegen kann, nachdem er auf der Bühne durch sein edles, hochherziges Wesen das Volk in Begeisterung für sich entflammt hat und der Zuschauer im Theater ihm die volle Theilnahme zuwendet, wie läßt sich dann der Umschwung vom Betrogenen zum Betrüger motiviren? Nicht auf einmal vom Feuer ins Wasser, nicht durch eine unwahrscheinlich rasche Charakteränderung, sondern eben — menschlich. In folgenden Gedanken konzipirte Schiller zuerst die Umwandlung: „Wenn Demetrius seine wahre Geburt erfahren und sich überzeugt hat, daß er nicht der wahre Demetrius ist (unmittelbar vor der Scene mit Marfa, wo er den Glauben an sich selbst nöthiger hat als je), so verstummt er erst und thut darauf einige kurze Fragen, hohl und kalt — dann scheint er schnell seine Partei zu ergreifen, und, theils in der Wuth, theils mit Absicht und Besonnenheit stößt er den Botschafter nieder, gerade wie dieser von der erwarteten Belohnung spricht" — der Tod ist diese Belohnung. „Du hast mir das Herz meines Lebens durchbohrt, Du hast mir den Glauben an mich selbst entrissen — Fahr hin, Muth, Hoffnung! Fahr hin, Du frohe Zuversicht zu mir selbst! Freude! Vertrauen und Glaube! — In einer Lüge bin ich befallen, zerfallen bin ich mit mir selbst! Ich bin ein Feind der Menschen, ich und die Wahrheit sind geschieden auf ewig! — — — Was? Soll ich das Volk selbst aus seinem Irrthum reißen? Diese großen Völker glauben an mich; soll ich sie ins Unglück, in die Anarchie stürzen? — Soll ich mich als Betrüger selbst entlarven? Vorwärts muß ich. Fest stehen muß ich, und doch kann ich's nicht mehr durch eigene, innere Ueberzeugung. Mord und Blut muß mich auf meinem Platze behalten."

Das sind die Vertheidigungsgründe des tragischen Helden; erst wirkliche, humane Bedenken, dann der Mensch in seinem egoistischen Naturtriebe und über dieses Sprungbrett hinaus in den Abgrund des Verderbens: Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend böses muß gebären.

Sein ganzes Herz wandte der Dichter dem Charakter der Marfa zu, welche die herrlichste seiner Frauengestalten geworden wäre. Sein genialer Blick hatte sofort den tiefen Kern entdeckt, den ihm die Geschichte, wenn auch umhüllt, darbot. Wir sehen zwischen den Zeilen der ausführlichen Meditation das seelenvolle Auge Schillers aufleuchten, wenn er sich die Wirkung der tragischen Konflikte in diesem Mutterherzen vorstellt. Ungern, nur gezwungen ist sie ins Kloster getreten, sie haßt den Usurpator Boris, der ihr den Sohn gemordet hat, mit all' der Glut einer beleidigten Mutter. Sie wird in leidenschaftlicher Aufwallung ausbrechen, wenn sie mit einem Male beim Erscheinen des falschen Demetrius die Fesseln ihrer Ohnmacht abwerfen kann; mit einem Schlage wird aus der leidenden, in dumpfer Resignation dahinlebenden Nonne die stolze Zarin, das in glühendem Hasse entflammte Weib, eine rächende Krimhilde. Das Rachegefühl drängt die aufsteigenden mütterlichen Zweifel zurück; unter dem sie beherrschenden ersten Eindrucke scheint es ihr selbst

möglich, daß ihr Sohn am Leben erhalten worden sei. Der Dichter freut sich ersichtlich auf die rührende Schilderung, die aus dieser Situation zu gewinnen ist.

Aber wie lange wird diese Empfindung der Rache anhalten? Nicht über das Grab des Feindes hinaus; eine blutdürstige Megäre ist untheatralisch. Erst jetzt, nach dem Selbstmorde des Boris, will sie der Dichter mit Demetrius zusammenkommen lassen, der Naturlaut der mütterlichen Liebe soll ohne jede andere Beeinflussung sich kund thun. Deßhalb waren auch, was die Geschichte bot, Versprechungen und Drohungen des Prätendenten, nicht zu gebrauchen. Mit einer Lust und Liebe, die den Leser förmlich hinreißt, stellt sich die poetische Gestaltungskraft diese Scene theatralisch vor. Schauplatz: Ein großes, offenes Purpurzelt. Ringsum Wachen, unheimliche kriegerische Gestalten. Marfa erwartet den Demetrius, mehr mit Zweifel und Furcht, als mit Hoffnung erfüllt, mehr und mehr ist nach befriedigter Rache der Glaube geschwunden. Sie zittert dem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit sein sollte. Während der langen Reise sind ihr die Zweifel aufgestiegen, umsonst alle beruhigenden Zureden der Begleiterin. Bang und bänger wird ihre Stimmung, die Zarin wird geehrt, das Mutterherz bleibt unbefriedigt. Von ferne schallen die Trompeten, die des angeblichen Sohnes Ankunft verkünden, immer näher tönt der Trommelschlag, das Zelt wird von der anderen Seite geöffnet — Demetrius steht vor ihr, allein. Ein einziger Blick, sie sind auf ewig geschieden. Die Natur hat nicht gesprochen. Im ersten Moment ein Versuch beider, sich zu nähern, doch ein unbekanntes Etwas tritt zwischen die Beiden, Marfa ist die erste, die eine zurückgehende Bewegung macht. Bedeutsames, peinvolles Schweigen. Marfa unterbricht es mit dem Ausrufe: Ach, er ist es nicht!

Von ungemein psychologischer Meisterschaft zeugt nun der Entwurf der folgenden Scene, in welcher der erschrockene Demetrius die Zarin für sich zu gewinnen sucht. Er weiß, wie viel an ihrer Erklärung hängt, er sieht aber zugleich, daß er die Stimme der Natur nicht erzwingen kann, doch auch erlügen will er sie nicht. Die Nothwendigkeit ist da, unabsehbares Unglück kann für den Staat aus ihrer Weigerung entstehen, sie soll als Zarin ihres Volkes handeln. Der Himmel hat ihr einen Sohn geraubt, einen anderen giebt er ihr dafür zurück. Er hat Marfa an dem Feinde gerächt, er hat sie aus Niedrigkeit und Verbannung hervorgezogen, sein Schicksal ist ihr Schicksal. Der Moment ist kritisch, er erfordert eine rasche Entscheidung. Was die Gründe des Verstandes nicht vermögen, soll die Macht des Gemütes erreichen. Im Uebergange auf diesen pathetischen Schlußtheil versichert Demetrius in heiligem Ernste die Wahrheit seines Gefühles, seine Ehrfurcht vor der Zarin, beschwört sie, seine Mutter in Wirklichkeit zu sein, ihn als Sohn anzunehmen, denn der, welcher im Grabe liege, sei Staub, habe kein Herz, sie zu lieben.

Marfa bricht in Thränen aus, „goldene Tropfen“ nennt er sie, der Anblick der Rührung ist dem hereinblickenden Volke Beweisthum genug. — Doch noch einmal soll sie die Entscheidung herbeiführen, am Schlusse. Der immer tiefer in seine Schuld verstrickte Demetrius hat sie entgegen seinen Betheuerungen vernachlässigt, weder bringen ehrgeizige Pläne Marfa dem Zaren äußerlich näher, noch ist sie ihm in Dankbarkeit verpflichtet. Sie ist in ihrem Stolze gekränkt, ihr hoher Sinn erlaubt ihr nicht, die Gefühle einer Mutter zu heucheln, und ganz anders als bei der ersten, nur passiven Anerkennung wird jetzt auf sie eingewirkt. Sie soll das Kreuz auf die Wahrheit küssen, die gläubige Christin. Erwartungsvolle Pause höchster Aufregung, schon ihr Stillschweigen genügt zur Verurtheilung. Sie wendet sich ab, Demetrius fällt von Schwertern durchbohrt zu ihren Füßen.

Wie diese beiden Charaktere sind in den Vorarbeiten alle übrigen wesentlichen Gestalten des Dramas bis in die einzelnsten Züge exponirt. Alle Augenblicke treffen wir den Dichter in tiefem Nachsinnen über ein Warum? und über ein Wie? Auf einmal unterbricht ein unvorhergesehener Zwischengedanke den Gang der Ideen, zuerst muß er aus dem Felde geschlagen sein, und erst, wenn alle Wenn und Aber beiseite geschafft sind, kann der Schlußstrich gezogen werden, ein wahrer Verzweiflungsstrich. Wer einen Dichter dergestalt arbeiten sieht, wird sich hüten, mit leichtfertigem Bekritteln an den Schöpfungen seiner Kraft und seines Fleißes herumzumäkeln, und manchem, dem es zum Modeartikel geworden ist, über Schiller die Nase zu rümpfen, würde eine Zwangsarbeit in diesen Bergwerken des Schillerschen Geistes zu empfehlen sein.

Die Geschichte bot dem Dichter blutwenig Material zur Charakteristik. Wie viel weiß er aus der Polin Marina zu machen, die er dem Demetrius von Anfang an als berechnende Intrigantin zur Seite stellt, als die reale Triebkraft der Unternehmung, während dieser selbst nur die ideale Potenz derselben ist. Sie muß Geist und Charakter haben, aber kein Herz und keine Liebe, alles bringt sie dem Ehrgeiz und der Herrschsucht zum Opfer. Sie ist die Seele der Handlungen, die den Demetrius emporheben, ihr Gebahren setzt auch die ersten Hebel zu seinem Sturze an. — Es soll keiner Schiller mehr vorwerfen, er habe sich nicht auf die Frauen verstanden, wenn er ihn den Charakter dieser Marina bis in die letzten Fasern seziren und motiviren sieht.

Wie Demetrius im Gegensatze zu Marina steht, so stellt er dieser selbst als Idealgestalt die Axinia, die reizende Tochter des Boris, gegenüber, in der dem Prätendenten, doch zu spät, das Bild holder Weiblichkeit entgegentritt, und, wie Schiller es liebt, in seinen Dramen den tragischen Helden in ihrer Schuld und Größe die schuldlose Idealität zur Seite zu geben, einem Wallenstein den Max, so sympathisirt der Zuschauer mit dem jungen Romanow, der gleichzeitig eine freudigere Aussicht in die Zukunft eröffnet.

Hand in Hand mit dem Schaffen der Charaktere geht das Um-

setzen derselben in Thätigkeit. Da finden wir denn unseren dramatischen Dichter in seinem Elemente. Nimmer wird er müde, sich zuzurufen, jedes Motiviren werde am besten durch eine Handlung erreicht, und in reicher Fülle entspringen diese Handlungen gleichsam schon gepanzert und gerüstet dem Denkerkopfe. Wir bewundern schon im „Wilhelm Tell" die energische, abwechslungsvolle Handlung, aber keines seiner Stücke zeigt die glanzvoll mächtige Reihe von Begebenheiten, so viel Pracht und Abwechslung in den einzelnen Scenen und Situationen, wie Demetrius. Da leben in der Phantasie Schillers Bilder auf wie der polnische Reichstag, der uns in seiner überwältigenden Wirkung ahnen läßt, was aus den anderen projektirten Massenscenen geworden wäre: Das Feldlager, der erste Anblick des Zarenreiches, der Einzug in Moskau, wobei schon im voraus Sorge getragen wird, daß er nicht zu viel Aehnlichkeit mit dem Krönungszuge in der „Jungfrau von Orleans" biete, die Aussicht vom Balkon des Kreml, die erleuchteten Hauptstraßen, die zarische Hochzeit, der Uebergang von einem Freudenfeste zu einem Mordfeste. Wie das alles kräftig pulsirt und leidenschaftlich wogt und Gestalt und Farbe gewinnt! Ueberall „markige, scharf umgrenzte, realistische Thatsächlichkeit", und doch, wo er nur die Feder zur Ausführung ansetzte, alles „voll des hinreißendsten idealistischen Schwunges, wie er Schiller nur in seinen glücklichsten Augenblicken zu Gebote steht."

„Weil die Handlung groß und reichhaltig ist und eine Welt von Begebenheiten in sich begreift, so muß mit einem kühnen Machtschritte zu dem höchsten und bedeutungsvollsten Moment hingeschritten werden. Jede Bewegung muß die Handlung um ein merkliches weiter bringen. Man dringt von dem inneren Polen durch die Grenzgouvernements bis in den Kreml zu Moskau; das Ziel, dem man sich zubewegt, steht hell vor den Augen. Was dahinten gelassen wird, bleibt dahinten liegen, der gegenwärtige Moment verdrängt den vergangenen, und so geschieht es, daß der Held des Stückes am Ende mit Schwindeln auf die ungeheuere Bahn zurückblickt, die er durchlaufen hat." Diesen radikalen Weg mußte Schiller nach seiner eigenen Angabe beschreiten, sollte der ungeheure Stoff ihm nicht über den Kopf wachsen. Und nun ist es eine Lust, ihm zuzusehen, mit welcher Gewandtheit, mit welch' sicherem Blicke er sich das Bedeutungslose, Unwichtige fern hält, ein Scenarium nach dem andern entwirft, zuerst mit den einzelnen Zügen, dann auch unter diesen eine sorgsame Auswahl trifft, die einzelnen Punkte anordnet und numerirt, die Reihenfolge der Nummern wieder verändert, die Uebergänge herstellt und endlich aus der Scenenfolge die Disposition zur Vertheilung der Akte entwirft.

Auch der bedeutende Unterschied zwischen genialem Wurfe und langer Gedankenarbeit wird uns bei der Betrachtung dieser Vorstudien klar. Nicht immer und zu allen Stunden ist der Dichter von dem Lächeln der Muse begünstigt. Glücklich, wer wie der Olympier Goethe die Göttin nicht zu widerwilligem Kusse zu zwingen braucht,

der es vermag, zur ungünstigen Stunde zu ruhen, damit die günstige um so fruchtbarer sei. Schiller war vielmehr zu einer aufreibenden Thätigkeit gezwungen. Mitten im dramatischen Rechnen und Erwägen blitzt auf einmal das dichterische Feuer auf, oft in einer rasch hingeworfenen ganzen Scene, oft nur in Rede und Gegenrede, oft in einem einzigen kurzen Satze, einem Ausrufe, einem glücklichen Bilde, das der lebhaft erfaßten Situation sogleich Ausdruck giebt. Gerade die Hauptmomente finden sich derart ausgeführt, die Scene des großen Umschwungs z. B., die Unterredung mit Marfa, der effektvolle Schluß. Und könnte etwas geeigneter sein, unrichtige Anschauungen über die Art und Weise des dichterischen Schaffens zu bekehren, als die Thatsache, daß die fünffüßigen Jamben, die uns so leicht und natürlich dahin zu fließen scheinen, zuerst in Prosa entworfen waren, damit ja der momentane Flug der Begeisterung an keinem äußeren, formalen Bedenken anstoße? Daß der Dichter schon beim Prosa-Entwurfe mitunter in jambischen Schwung gerathen mußte, ist erklärlich. Ein Beispiel wird uns den Unterschied vor Augen führen:

Demetrius erzählt:

Entwurf in Prosa:

Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom
Auge und in den fernsten Hintergrund
der Zeit fiel ein Strahl des Lichts. Erinnerungen belebten sich und ich besann mich. —
Und wie die letzten Thürme in der Ferne
sich erheben, so erhuben sich besonders
zwei Reminiszenzen in meiner Seele,
die äußersten Grenzsäulen der Erinnerung,
ich besann mich auf ein großes Feuer und
eine nächtliche Flucht.

Wirkliche Ausführung:

Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinn'rungen belebten sich auf einmal —
Im fernsten Hintergrund vergang'ner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwei Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseins.
Ich sah mich flieh'n in einer dunklen Nacht,
Und eine hohe Flamme sah ich steigen
Im schwarzen Nachtgrau'n, als ich rückwärts sah.

Die Hauptveränderung, die den Entwurf von der Ausführung unterscheidet, ist das Fallenlassen des Vorspiels, in welchem, ähnlich wie in der „Jungfrau von Orleans“ der Held zuerst in seiner Niedrigkeit sich zeigen soll. Schiller hatte sich unendliche Mühe damit gegeben, die Handlung mehrfach skizzirt, theilweise schon definitiv in Verse gebracht und die theatralisch wirksamen Stellen gehörig hervorgehoben. Die Scene sollte der Hof des polnischen Woiwoden Mnischek sein, wo der ehemalige Mönch gastliche Aufnahme fand, und

die ehrgeizige Marina sich um ihn interessirte. Ihr gegenüber stellte er die liebliche Nausikaa-Gestalt Lodoiska, die still den Fremdling liebt, allein vor den großen Plänen desselben zurückweichen muß. Ihr Bruder Kasimir sollte beim Untergang des Helden sein letzter Getreuer sein und in ihm vor dem Tode noch echt dramatisch die Erinnerung an die schöne Jugendidylle zurückrufen. Die im Vorspiel vorkommende Scene, in welcher die energische Marina in einer Dorftrinkstube die polnischen Edelleute für die Sache des Prätendenten begeistert, nahm er in den zweiten Akt auf, das Vorspiel aber ließ er trotz der darauf verwendeten liebevollen Mühe wieder fallen, weil der dasselbe haltenden Erwägung, der Held biete weniger Interesse, wenn er nicht vorher in niederem Stande sich gezeigt habe, die rücksichtslose Macht der großartigen, auf ein rasches Vorwärtsdringen angelegten Technik siegend gegenüber stand, und weil Schiller die wirksame Kraft der großen Erzählung des Demetrius auf dem polnischen Reichstage, die durch das Vorspiel überflüssig geworden wäre, sofort mit seinem geübten Blicke erkannte.

War nun einmal das Fundament des dramatischen Gebäudes in den Charakteren gelegt, war der Rohbau in den Akten und Scenen planmäßig und regelrecht ausgeführt, so blieb noch für Zier und Schmuck und charakteristische Färbung zu sorgen übrig. Wie viel schon ist die Lokalfarbe im „Wilhelm Tell" bewundert worden! Noch entfernter als die Schweiz lag dem Dichter und seinen Zeitgenossen das russische Reich, doch gerade dieses Unbekannte, Fremdartige mochte ihn reizen. Einer der Fortsetzer des Demetrius, Friedrich Hebbel, unternahm zu diesem besonderen Zwecke eine Reise nach Krakau, um „Studien" zu machen. J. Baechtold bemerkt, Schiller habe das nicht nöthig gehabt und weist auf folgenden Ausspruch Gottfried Kellers hin: „Und doch hat Schiller einen Tell geschrieben, wie ihn kein anderer geschrieben hätte, der die Schweiz wie seine eigene Tasche gekannt. Dies ist nicht ohne tiefere Bedeutung. Es war eben noch die Zeit, wo große Dichter Jahre lang nicht dazu kamen, die alte Mutter zu sehen, die im nächsten deutschen Ländchen wohnte, und dennoch Welt und Leben mit einer so sicheren Ahnung, mit einem Hellsehen erfaßten, wovon der, so die Nase unmittelbar in alles stecken muß, seinerseits keine Ahnung hat. Das ewige Hin- und Herrutschen ersetzt die verlorene Intuition, das verzettelte Anschauungsvermögen schlecht. Die unmittelbare Beschreibung, sobald sie sich für Dichtung geben will, bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück; aber die dichterische Anschauung, die sich gläubig und sehnsuchtsvoll auf das Hörensagen beruft, wird sie gewissermaßen überbieten und zum Ideal erheben, ohne gegen die Natur zu verstoßen."

Mit demselben sicheren Blicke, mit welchem Schiller im „Wilhelm Tell" Züge aus dem Leben der Gemsenjäger, Alpenhirten, Wildheuer zu verwerthen und örtliche Anschaulichkeit zu schaffen wußte, forschte er in den ihm zugänglichen Quellen nach verwerthbaren Angaben aus der Geschichte und Kulturgeschichte des in vielem noch so

verschlossenen Östreiches. Voran geht die Stammtafel der Herrscherfamilie, die er in einer Vision zu verwerthen gedachte, es folgen charakteristische russische Sprichwörter, Redensarten, Partikularzüge, dann zahlreiche Auszüge aus den wenigen damals vorhandenen historischen und geographischen Werken über Rußland und Polen. Auf Schritt und Tritt finden wir dabei den Dramatiker, der weiß, was ihm frommt; keine theoretischen Erörterungen, keine staatsrechtlichen Fragen, nur was Handlung ist und was Leben hat, Eigenthümlichkeiten im Gebrauch der Kleidung, in der Führung der Waffen, beim Trinken; Sitten und Unsitten der Adeligen wie des Volkes. Russische Eigennamen zeichnet er sorgfältig auf, eine Menge ausführlicher Notizen sammelt er sich über das Ceremoniell des polnischen Reichstages, über die Befugnisse der Kronämter; er unterrichtet sich über die abenteuerlichen Gestalten der Kosaken, trägt alles zusammen, was er über die Ortschaften findet, in welchen sein Stück spielen soll, studirt die Eigenthümlichkeiten des Klosterlebens, die Bauart der Kirchen und Häuser und fertigt selbst kleine Zeichnungen an, um der Imagination kräftige Anhaltspunkte zu gewähren.

Und jetzt, nach all' diesen Vorarbeiten und Studien die Ausführung selbst, das dramatische Werk.

Der Vorhang geht auf. Ein glanzvoll farbenreiches Bild. Der polnische Reichstag zu Krakau, im Hintergrunde auf einer Estrade der Thron mit einem Himmel, rothe Teppiche auf den Stufen. Der König in stummer Majestät, rings um ihn die Kronbeamten, in den vordersten Reihen rechts und links die Bischöfe und Palatine, hinter denselben die Landboten in zwei Reihen, voran der Sprecher des Reichstages, der Erzbischof von Gnesen, ihm gegenüber der Störefried Leo Sapieha, ganz vorn am Proscenium der Krongroßmarschall.

Der Primas des Reiches erhebt sich. Im Innern ist Ruhe wiedergekehrt — mit einem einzigen Zuge zeigt uns der Dichter das ganze Elend der Polenwirthschaft — jetzt können sich die Augen auf das Ausland richten. Prinz Demetrius will sich dem Reichstage vorstellen, um sein Anrecht auf Rußlands Krone vor den erlauchten Ständen zu beweisen. Schon erhebt Leo Sapieha warnend Einspruch; ihn hören, heißt, ihn anerkennen, doch umsonst. Demetrius tritt ein, mit edlem Anstand, seiner Sache gewiß. (Der theaterkundige Dichter vergißt nicht, ihm vorzuschreiben, daß er sich so stellen soll, als bilde das Publikum einen Theil des Reichstags.) Er beginnt seine große Rede, ein Muster theatralischer Rhetorik, mit welchem sich nur Shakespeare in seiner Forumscene messen kann, die dankbarste, glänzendste Aufgabe für einen jugendlichen Helden. Nicht zittert er, der ein Reich zu fordern hat und ein königliches Scepter, vor der würdevollen Versammlung, er preist begeistert den Sternenkreis von Fürsten und von königlichen Herren, er hat keinen Antheil an dem Hasse, der beide Reiche bis jetzt blutig entzweite. Als Schutzflehender erscheint er, der Unterdrückte hat ein heilig Recht an jede edle Brust.

Und jetzt hebt er an, seine wunderbare Geschichte zu erzählen, mit all' der überzeugenden Kraft unverfälschter Wahrheit. Zuerst ruhig die bekannten geschichtlichen Vorgänge, bis zur angeblichen Ermordung. Dann blieb er sechzehn Jahre verschollen, sich selbst verborgen, nicht ahnend seine fürstliche Geburt. Vor einem Jahre erst hat er sich selbst gefunden, da sich dunkelmächtig in den Adern das ritterliche Blut gegen den Klosterzwang empörte. Er floh nach Polen, wo der edle Fürst von Sendomir, der holde Freund der Menschen, ihn gastlich aufnahm. Sich selbst noch immer fremd, als Waffendiener, verehrte er mit stiller Huldigung dessen reizgeschmückte Tochter. Der stolze Freier derselben, der Kastellan von Lemberg, beleidigt den Jüngling, dieser greift zur Wehr, und sinnlos wüthend stürzt der Gegner in den Degen. Der arme Fremdling ist rettungslos dem Tode verfallen, so will es das Gesetz. Schon knieet er nieder, entblößt den Hals dem Schwert — in diesem Augenblicke wird ein Kreuz von Gold mit kostbaren Edelsteinen sichtbar, und eben jetzt, da er vom süßen Leben scheiden sollte, ergreift er es als seinen letzten Trost und drückt es an den Mund mit frommer Andacht. — Allgemeine Rührung im Reichstage in diesem spannenden Moment; Demetrius hält inne und erzählt dann weiter, wie das Kleinod bemerkt worden sei und die Neugier erweckt habe, wie drei zufällig anwesende Russen dasselbe als das Taufkreuz des jüngsten Zarensohnes erkannten, wie sie entdeckten, daß sein rechter Arm kürzer als der linke sei, und wie ein Psalter mit griechischer Schrift unzweifelhaft seine hohe Abstammung bewiesen habe, während die Erinnerung an dunkle frühere Zeiten in bestimmten Einzelheiten selbst wieder in ihm mächtig geworden sei:

Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höh'n.
Nicht bloß an Zeichen, die betrüglich sind,
In tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen
Fühlt ich mich seines Geistes, seines Bluts,
Und eher will ich's tropfenweis' verspritzen,
Als meinem Recht entsagen und der Krone!

Jubelnde Zustimmung im Reichstage, den das feurige Wesen des Jünglings im ersten Ansturme hinreißt, und leicht wird es ihm, zuerst mit beredtem Appell an ihr Gerechtigkeitsgefühl, durch den Hinweis auf das ähnliche Geschick des Polenkönigs selbst, durch den hohen politischen Ausblick auf die künftige Freundschaft mit dem großen Reiche und endlich durch die lockenden Versprechungen die begeisterten Palatine und Landboten zu entflammen, ihm seinen Thron erobern zu helfen.

Ein wildes Getümmel erhebt sich, Krieg, Krieg mit Moskau! von allen Seiten, leidenschaftliche Zustimmung von allen Bänken — da schnellt Leo Sapieha in die Höhe, gebieterisch durchdringt seine Erzstimme das Getöse, der Krongroßmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saales — der Tumult legt sich. Eindringlich ertönt die

Mahnung des besonnenen Polenfürsten, er durchschaut die ehrgeizigen Machinationen des Palatinen von Sendomir und dessen schöner Tochter, er hat in Moskau einen zwanzigjährigen Frieden geschlossen, er ist der Mann dafür, daß man ihn halte. Umsonst, aufs neue beginnt der Lärm: Zur Abstimmung! Höchste, aufregende Spannung, die Würdenträger drängen sich vorn um Sapieha, ihn zu gewinnen, Waffenklirren der Menge vor der Thür; da sind die Stimmen gesammelt, einstimmig für Krieg! Hoch auf richtet sich Sapieha: Laßt alles einig sein, ich sage Nein! ich sage Veto!

Allgemeiner Aufstand, der König steigt vom Throne, die Schranken werden eingestürzt, die Landboten greifen zu den Säbeln und zücken sie links und rechts auf Sapieha, den die Bischöfe mit den Stolen schützen. Unerschüttert steht er da: Die Mehrheit?

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen!

Verräther! schallt's ihm entgegen, schon sind die Säbel auf ihn gerichtet, da reißt der Erzbischof von Gnesen seinem Kaplan das Kreuz aus der Hand und trennt den Bedrohten von den Wüthenden. Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert sich der Saal, Sapieha wird mit Gewalt zur Seite gezogen.

Die ganze Reichstagsscene ist von überwältigender Wucht und überragt in ihrer dramatischen Fülle noch den großen dritten Akt von „Wallensteins Tod" und die bewegte Handlung des Rütlischwurs. Und unter diesem mächtigen Eindrucke steht auch der Schluß des Aktes, gerade so wie der Glanz einer einzigen Rede auf die ganze Dauer einer Versammlung ihren Schimmer wirft. Mit einem Schlage ist die Handlung in Schwung gerathen, durch die That ist die Sachlage exponirt, und jetzt erst werden die Maschinen sichtbar. Was an dem Veto des Einzigen scheiterte, soll durch die Triebfedern des Eigennutzes in Bewegung gesetzt werden. Dem edlen Wesen des Demetrius gegenüber, der ritterlich selbst für sein Recht einstehen, an der Spitze einer Freischaar von Polen sein Reich erobern und dann die schöne Freiheit in sein Vaterland verpflanzen will, tritt der leidenschaftliche Ehrgeiz der Woiwodentochter Marina hervor, für welche der Prätendent, an dessen Ansprüche sie nicht glaubt, nur die Staffel zum Throne bildet. Sich selbst läßt sie schwören: Vivat Marina, Russiae regina! —

Einen gewaltigeren Kontrast, als zwischen diesen bewegten Scenen und dem Anfang des zweiten Aktes kann man sich kaum denken. Eine öde, traurige Winterlandschaft an den Grenzen der Welt, im Polarlande, beschneite Gebirge, Meeresufer; mitten in dem Tode der Natur der Tod des Menschenherzens, ein Klostergebäude in jedes Schmuckes entbehrender Einförmigkeit. Ein Zug verschleierter Nonnen geht hinten über die Bühne; in schwarzem Kleid und weißem Schleier steht, abgesondert von den übrigen, Marfa an einem Grabsteine. Und nach diesem stummen Stimmungsbilde die gemütergreifende Frage der Olga:

Treibt Dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freie der erwachenden Natur?

Die ungemein prägnante, charakteristische Schilderung des russischen Frühlings, der unbezwinglich gramvolle Schmerz der Zarin und der Mutter, ihre Theilnahmlosigkeit und Verschlossenheit allem gegenüber, was Welt und Zeit noch bieten und bringen können:

Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz fürs Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des
Himmels Gewölbe ewig mit dem Wand'rer geht,
Ihn immer, unermeßlich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende,
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle,
Er schließt mich ein, wie ein unendlich Meer,
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Da setzt die dramatische Steigerung ein. — Die allgemeinen Nachrichten eines Fischers über neue Ereignisse als Vorbereitung auf den Hauptschlag, Prinz Demetrius sei wieder auferstanden, das zweifelnde Bangen als erster Eindruck der ungeheuren Botschaft, das Erklingen der Klosterglocke, unerwartet hoher Besuch, der Erzbischof, seine Unterwürfigkeit der bis jetzt so gedemüthigten Zarin gegenüber, die Angst vor dem Prätendenten, den die Mutter verleugnen soll, das blitzartig ausbrechende Rachegefühl der in stets erregterer Spannung zuhorchenden Marfa, die bleiche Furcht des geistlichen Würdenträgers vor diesem Aufflammen elementarer Leidenschaft:

Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er soll der Sohn doch meiner Rache sein!

bis zum Gipfel des Crescendo, zum aufjauchzenden Freudenergusse:

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn ....
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift und in Erschütt'rung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn, ich glaub' an ihn und will's.
Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!

Nur noch die zwei nächsten Scenen sind durchgeführt. Von einer Anhöhe herab erblickt Demetrius zum ersten Male an der Spitze des Heeres sein ungeheueres Reich, eine weite, lachende Ebene in blühendem Frühlingsfrieden. Wehmuth ergreift ihn bei dem Gedanken, daß er mit fremden Waffen den Krieg in diese Gefilde tragen soll. Mit einem einzigen kräftigen Zuge führt uns der Dichter im folgenden Auftritte ins Kriegsgetümmel. Die Sturmglocke ertönt. Die Bewohner eines Dorfes fliehen vor den Polen davon und treffen

mit Landleuten aus einem anderen Dorfe zusammen, welche dem neuen Zaren entgegen ziehen.

Von hier an ist der Verlauf der Handlung in kräftigen Strichen skizzirt, zur definitiven Ausführung bereit. Wir verfolgen das Vorwärtsschreiten von Spiel und Gegenspiel in scharf motivirter Aufeinanderfolge und festem Gefüge. Immer höher steigen die Aussichten und Hoffnungen des Demetrius, mehr und mehr wird der Zar Boris in die Enge gedrängt, er nimmt Gift. Demetrius steht auf dem Gipfel des Glücks, edler und edler erscheint er vor uns in all' seinen Handlungen, es bangt uns vor dem Moment des Umschwungs, der Peripetie, die entscheidend, mit niederschmetternder Gewalt ihn in Tula durch das Auftreten des Mannes ereilt, der den wahren Prinzen getödtet hat. Nach dieser Entdeckung geht in Demetrius eine ungeheure Veränderung vor sich. Nachdem er sich in dem Seelenkampfe, wie ihn Schiller in dem Entwurfe des Charakters ausführlich entwickelt, in dem überwiegenden Gefühl der Nothwendigkeit, sich als Zar zu behaupten, zum schuldvollen Bleiben entschlossen hat, fällt er von der bisherigen Größe in eben demselben Maße tiefer und tiefer, als die Balken des in den ersten Akten aufgeführten dramatischen Gebäudes zusammenbrechen. Nach der Unterredung mit der Mutter der Einzug in Moskau, düsteres und schreckliches in der öffentlichen Freude. Das innere Schuldbewußtsein des Demetrius erzeugt allgemeines Mißtrauen, er hat keinen Freund, keine treue Seele. Sein Gefühl für die stolze Marina erkaltet, er wendet seine Liebe der schönen Zarentochter Axinia zu, die ihn verabscheut und vergiftet wird. Nach der Vermälung entdeckt ihm Marina kalt, daß sie nie an ihn geglaubt habe. Rasch machen sich die beiden auf dem Throne verhaßt, bald nach dem Krönungsfeste bricht die Revolution aus, genährt durch den Nationalhaß gegen die Polen. Von der Zarin Marfa verleugnet, fällt Demetrius durch die Dolche der Empörer.

Der dramatische Torso des großen dramatischen Dichters mußte zur Vollendung eigentlich herausfordern. Goethe selbst dachte im ersten Schmerze des Verlustes ernstlich daran, seinem Freunde einen Katafalk zu errichten, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte. Wie alle Dramen seit dem Wallenstein hatte er auch den Demetrius fast Satz für Satz zur Seite begleitet, denn Schiller war ebenso wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin- und herzuwenden. Goethe brannte vor Begierde, die ihm so liebe Unterhaltung, dem Tod zum Trotze, fortzusetzen, Schillers Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei der Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letzten Male auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Das vollendete Stück dann auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen.

Aber, wie Goethe erzählt, setzten sich der Ausführung mancherlei

Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die er aber „durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit“ nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt habe er den Vorsatz aufgegeben. Es ist aber keine wohlfeile Vermuthung, wenn wir annehmen, die Goethesche Natur habe sich gegen die Lösung einer solchen Aufgabe gesträubt; er war über die Periode dramatischer Leidenschaftlichkeit hinaus.

Dagegen sind bis auf den heutigen Tag Versuche in großer Anzahl gemacht worden, das Schillersche Drama zu Ende zu führen. Die einen, die eigentlichen Fortsetzer, leimten ihre Dichtungen unmittelbar an das klassische Fragment an, andere nahmen eine gänzliche Umarbeitung des Stoffes vor und veränderten den tragischen Hauptgedanken, so Hermann Grimm (1853), der dem falschen Demetrius den wirklichen entgegenstellt, welcher gerettet worden ist und schließlich als Sieger hervorgeht, während der Prätendent sich ersticht, und Friedrich Bodenstedt, der sich mehr an die historische Grundlage hielt und den dramatischen Plan dadurch noch weiter in die Breite zog. Zu ihnen gesellt sich Friedrich Hebbel, der es zuerst unternahm, Schulter an Schulter mit Schiller zu stehen, doch bald mit dem bekannten Ausspruche von diesem Wagniß zurücktrat: „Es kann ebensowenig jemand dort anfangen weiter zu dichten, wo Schiller aufgehört, als jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein anderer aufgehört.“

Für den Charakter Friedrich Hebbels, dieses genialen Trotzkopfes auf dem deutschen Parnasse, war Demetrius gerade ein passender Stoff. Bis ins tiefe Mannesalter hinein hielten den hochbegabten Dichter schwere Ketten der Noth gefesselt, kaum hat wohl je ein zweiter seiner Genossen eine so traurige Jugend erlebt. Daher die finstere Weltanschauung in seinen Werken, daher in dem heiß pulsirenden Blute seiner Helden der Ingrimm des geknechteten Proletariers gegen den begünstigten Reichen, daher bei all' der packenden Gewalt seiner Charakterzeichnungen keine Versöhnung, keine Harmonie, kein Maß.

> Auch die Bedienten-Völker rütteln
> Am Bau, die jeder todt geglaubt,
> Die Czechen und Polacken schütteln
> Ihr struppiges Karyatidenhaupt.

Ein solch' struppiges Karyatidenhaupt ist Hebbels Demetrius. Er hatte ein Vorspiel zu dem Werke gedichtet, bevor er aus Hoffmeisters 1858 erschienenen „Supplementen zu Schillers Werken“ erfuhr, daß der ursprüngliche Plan Schillers den Jüngling Demetrius zuerst in seiner Niedrigkeit auf dem Hofe von Sendomir vorführen wollte. Für Hebbel war ein solches Vorspiel unerläßlich. Es zeigt uns das trotzige, herausfordernde Wesen des nachmaligen Prätendenten auf dem Gute des Woiwoden, wo er Knechtesdienste verrichtet und seiner Armuth flucht, weil alles, was Selbstgefühl in ihm verräth, sich nicht mit ihr verträgt, sondern als Hochmuth, Anmaßung und Lächerlich-

keit erscheint. Ein Stolz ist dem Jüngling angeboren, gegen den er umsonst ankämpft, und der erst nachträglich seine Rechtfertigung erfährt. Hebbels Demetrius ist der uneheliche Sohn des Zaren Iwan, und das Motiv der Illegitimität, der Groll des Bastards vereinigt sich mit den trefflichen Geisteseigenschaften des Thronbewerbers zu einer furchtbaren Anklage gegen das Unrecht der Weltordnung. Auch Hebbel starb über der Vollendung seines Dramas, doch es fehlen nur die letzten Scenen des Schlußaktes, der offenbar in dem Selbstmorde des Helden gipfeln sollte:

> Ich bin der Kapitän auf einem Schiff,
> Das scheitert; rasch ins sichere Boot mit Euch,
> Dann zünde ich die Pulverkammer an!

Die einzelnen Scenen des Stückes sind von geradezu fürchterlich wahrer Realität, Menschen, die nur so reden, wie sie reden können, nur so handeln, wie sie handeln müssen; die geheimsten Regungen des Herzens stehen dem Dichter offen und sonder Scheu spricht er sie aus. Aber vor den vielen Bildern des Gräßlichen, Maßlosen, vor der Bestie in der Menschenbrust verhüllt der Genius des Schönen trauernd sein Haupt.

Der leicht erklärliche Wunsch, das herrliche Fragment der Bühne zu erhalten, hat die eigentlichen Fortsetzungen hervorgerufen, mit welchen Franz von Maltitz, Gustav Kühne, O. F. Gruppe und Heinrich Laube den Wettkampf mit Schiller wagten, und dieser Wunsch bildet auch die ausdrückliche Rechtfertigung dafür. Auf dem Theater mag die Kunst der Schauspieler der Unzulänglichkeit dieser Versuche nachhelfen, aber in Wirklichkeit bleiben sie nur gut gemeinte Versuche. Heinrich Laube ging dabei als moderner Theaterdirektor zu Werke. Seiner Schule verdankt die deutsche Bühne das in der Neuzeit so entwickelte Ensemble-Spiel, auf seine Ideen und auf seine technische Fertigkeit gründet sich die gegenwärtige, wirksame Inscenirung, er hat eine Schule der bedeutendsten Schauspieler geschaffen, allein die geniale Tiefe der Dichtung, der echte poetische Schwung gingen ihm ab. Der Theatercoup, der Effekt, waren zu sehr seine Götter geworden, die genügsame Oberflächlichkeit der leicht beweglichen Zuschauermenge diktirte ihm den Gang des Stückes. Er raubte dem Schillerschen Demetrius geradezu den Lebensnerv, indem er rücksichtslos die tragische Schuld aus dem Stücke herausriß. Er hatte nicht das Herz, den Helden, wie es Schiller gethan hätte, in des Lebens Drang zu zeigen, in seinem verzweifelten Ringen, die sittlichen Konsequenzen der Schuld aufzuhalten, in die er einmal, wenn auch so menschlich, gefallen war. Demetrius bleibt bis zum Schlusse das schuldlose Opfer, er fängt an zu weinen und zu klagen, bis die barmherzige Kugel das Jammerbild vom Schauplatze wegschafft. So fehlt dem tragischen Mitgefühl die Grundlage und nur die Rührseligkeit kommt zu ihrem Thränenzoll. Um dem Schlusse des ersten Aktes ein dramatisches Feuerwerk zu erhalten, stürzt er die Reihen-

folge der Schillerschen Scenen um und schwächt dadurch die Theilnahme für den Helden, der ohne Nebenmotive von Anfang an in siegender Glaubwürdigkeit vor uns treten soll. Aber alle raffinirten Knalleffekte und schauspielerischen Mätzchen, alle Glanzrollen und Abgänge mit Pauken und Trompeten bieten für den Hauptmangel keinen Ersatz.

Schillers Demetrius mag Torso bleiben. Gerade in seiner Unnahbarkeit zeigt er seine leuchtende Größe. Wie eine antike Marmorstatue schaut das Werk voll unvergleichlicher Hoheit in das wirre Getriebe unserer Tage; in edler, ablehnender Haltung inmitten eines gemeinen, trivialen Sinnes, der nie vom Staube sich erheben wird, in würdiger Ruhe den Drohungen und Anklagen eines verbitterten Weltschmerzes gegenüber, und mit den anderen klassischen Dichtungen Schillers wird es fortleben, wenn die Götzenbilder des Tages längst zerschlagen und vernichtet sind.





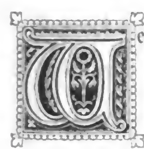
Der Dorfpaganini.

Nach einem Originalgemälde von Fr. Keller.



Merkwürdige Anklänge der altamerikanischen Kulturwelt.

Von Dr. P. Schellhas.



enn man die Kulturverhältnisse, die mythologischen Vorstellungen, die Sitten und Gebräuche der verschiedensten Völker durchforscht, so stößt man nicht selten auf überraschende Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zwischen Völkerschaften, die durch weite Entfernungen, ganze Erdtheile und Ozeane, oder durch jahrhundertelange Zeiträume von einander getrennt sind, und man sieht bisweilen mit Erstaunen Vorstellungen und Einrichtungen, die uns heutigen Tages ganz geläufig sind, bei Völkern wiederkehren, die in irgend einem entlegenen Winkel eines fremden Erdtheils vor langen Jahrhunderten existirt haben.

An solche Aehnlichkeiten haben sich gewöhnlich die wunderbarsten und gewagtesten Vermuthungen geknüpft. Auch die wissenschaftliche Forschung kann sich dem Reiz des Außerordentlichen und Seltsamen nicht völlig entziehen, und gerade die Menschheitsgeschichte ist von jeher ein beliebtes Gebiet für kühne Hypothesen und Kombinationen gewesen; die zahlreichen Fragen nach der Herkunft der Völker, ihren uralten Beziehungen, Verwandtschaften und Wanderungen haben die Phantasie der Forscher zu allen Zeiten lebhaft beschäftigt.

Je mehr aber die Wissenschaft vom Menschen in ihren einzelnen Zweigen: Urgeschichte, Anthropologie, Ethnologie und Kulturgeschichte, die entlegensten Theile der Erde in ihr Bereich gezogen hat, und je mehr das ungeheure, von Forschern und Reisenden zusammengebrachte Material, dessen Sammlung und Sichtung die Aufgabe unserer Zeit ist, sich aufhäuft, um so mehr tritt der Zusammenhang zutage, der alle Völker unsers Erdballs umfaßt, um so klarer stellen sich gewisse Grundgedanken und Grundvorstellungen als ein gemeinsames Eigenthum der ganzen Menschheit dar, und damit schwindet der Nimbus des Wunderbaren, der solche überraschende Aehnlichkeiten und Ueber-

einstimmungen umgiebt: sie erklären sich als tief im Innern der Menschheit wurzelnde Gedanken, deren Uebereinstimmung in der Identität alles menschlichen Wesens ihre Ursache findet.

Reich an Seltsamkeiten und merkwürdigen Anklängen an fremde, weit entlegene Kulturen ist die alte Kulturwelt Mittelamerikas, und reich an phantastischen Hypothesen zur Erklärung derselben ist die Wissenschaft. Als die spanischen Eroberer, die „Conquistadores“, ihren Siegeszug durch die neue Welt hielten, stießen sie zu ihrer Verwunderung auf hochkultivirte Völker, die nach menschlichem Wissen niemals mit den bekannten Kulturländern der alten Welt in Beziehung gestanden hatten, von deren Existenz niemals irgend eine Kunde zu andern Völkern gedrungen zu sein schien. Es ist erklärlich, daß die Frage nach dem Ursprung dieser Kulturen, die selbst den rohen Eroberern Bewunderung abnöthigten, die Gemüter stark in Anspruch nahm; und umsomehr war das der Fall, als man erkannte, daß diese Kulturen eine Reihe merkwürdiger Anklänge und scheinbar unerklärlicher Aehnlichkeiten und Beziehungen zu bekannten Kulturerscheinungen der alten Welt zeigten.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Spanier bei ihrem Eintreffen in Mexiko von den eingeborenen Azteken vielfach als die „weißen Götter“ betrachtet wurden, deren Ankunft ein alter Mythus vorhersagte. Nach den Berichten der spanischen Schriftsteller sollen allerlei himmlische Zeichen im alten Mexiko jahrelang vor der Eroberung die großen Ereignisse verkündet haben: Drei Kometen seien erschienen, und ein wunderbares Licht habe sich am östlichen Himmel gezeigt, vom Horizont bis zum Zenith reichend, wie eine Feuerflut, dicht besäet mit Sternen. Leise, Unheil drohende Stimmen sollen in der Luft gehört worden sein, und als der aztekische Herrscher sich an die berühmtesten Astrologen um Rath gewendet habe, sollen diese den Untergang des Reiches durch fremde, vom fernen Osten kommende Männer, Abkömmlinge von Göttern, geweissagt haben. Der Antheil dieses Glaubens an den Erfolgen der Spanier ist nicht zu unterschätzen. Wenn man erwägt, daß schon ihre Ausrüstung, — so vor allem die Feuerwaffen und die den Mexikanern unbekannten Pferde — auf die Eingeborenen einen übernatürlichen Eindruck machen mußten, so ist es leicht begreiflich, daß die Spanier in der That vielfach für jene göttlichen Wesen gehalten wurden, von denen der Mythus sprach. In ganz Mittelamerika war der Glaube verbreitet, daß einst weiße Männer mit Bärten von Osten über das Meer kommen würden, um das Land in Besitz zu nehmen, und gerade zur Zeit der spanischen Eroberung wurde — vielleicht infolge der ersten dunkeln Nachrichten über die Ankunft der fremden Eindringlinge — die Erfüllung dieser alten Prophezeiung allgemein erwartet.

Wenn man den diesen Vorstellungen zugrunde liegenden Mythus näher betrachtet, so bietet er uns eine jener merkwürdigen Analogien mit den Vorstellungen anderer Völker, an denen die alte Kulturwelt Mittelamerikas so reich ist. Wir finden ein Seitenstück zu dem jü-

dischen Messiasglauben. Dieser Glaube knüpft sich im alten Mexiko an die Gottheit Quetzalcoatl, eine mythologische Figur, die man in verschiedenen Variationen bei den meisten Völkern Centralamerikas antrifft. Nach dem überaus bunten und mannigfaltigen aztekischen Mythus dieses Gottes ist Quetzalcoatl von einer Jungfrau geboren, er ist Mensch seinem ursprünglichen Wesen und seiner Erscheinung nach, er lebt anfangs als Mensch auf der Erde und wird später zur Gottheit erhoben: ein Gottmensch, ein Vermittler zwischen Menschheit und Gottheit. Er wird beschrieben als ein weißer Mann, von hoher Gestalt, mit großen Augen, langem schwarzem Haar und einem starken runden Bart. Sein Erscheinen im Hochlande von Anahuac war der Beginn eines goldenen Zeitalters; ohne Mühe erntete man die reichsten Schätze des Bodens, Glück und Ueberfluß herrschte überall. Er war der Begründer der Kultur, er richtete den Kalender ein und lehrte die Menschen zahlreiche Künste und Fertigkeiten, er schaffte die Menschenopfer ab, gebot Milde und Sanftmuth und untersagte Kriege und Gewaltthat. Ein Zwist mit einer Gottheit zwang ihn, das Land zu verlassen. Auf dem Wege ließ er sich noch einmal nieder in Cholula und gründete dort das berühmte Teokalli, die Tempelpyramide, von deren einstiger Großartigkeit Humboldt eine so begeisterte Beschreibung giebt. Wir werden später sehen, daß sich an dieses Teokalli noch ein anderer merkwürdiger Mythus knüpft, nämlich ein Seitenstück des „Thurmbaus zu Babel". — Aber auch in Cholula konnte Quetzalcoatl nicht bleiben. Er zog endlich, von seinen Anhängern begleitet an das Meer, zum Golf von Mexiko, verabschiedete sich dort von ihnen und verkündete, daß in ferner Zukunft von Osten her über das Meer weiße Männer kommen würden, Männer seines Stammes und Geschlechts, mit Bärten wie er, um die Herrschaft über das Land zu ergreifen. Er bestieg darauf allein ein Schiff von Schlangenhaut und fuhr hinweg — der aufgehenden Sonne entgegen.

Auf die Wiederkehr dieser gütigen Gottheit oder ihrer Abkömmlinge harrten die Azteken, und die Abkömmlinge Quetzalcoatls waren es, die sie in den Spaniern zu erkennen glaubten. Wie in dem Messiasglauben der Juden erwartete man von der Erfüllung der alten Prophezeiungen die Wiederkehr des goldenen Zeitalters, den Wiederbeginn einer glücklichen Zeit allgemeinen Friedens und Ueberflusses. Es ist unnöthig im übrigen die Uebereinstimmung der einzelnen Züge des oben kurz angedeuteten Mythus mit dem Messiasglauben hervorzuheben: die Aehnlichkeit springt von selbst in die Augen.

Wie bereits erwähnt, findet sich dieser interessante Mythus in zahlreichen Varianten überall in Centralamerika, und die mythologische Figur in ihrer Auffassung als Gottheit erscheint in den verschiedensten Formen: bald nicht nur als Schöpfer der Kultur, sondern als Schöpfer der Menschheit und des Weltalls überhaupt, bald als Licht- und Sonnengott, als Gott der Winde u. s. w. Begreiflicherweise

haben sich die kühnsten Vermuthungen und Kombinationen an diesen Mythus geknüpft. Daß in der That vor vielen Jahrhunderten einmal ein Weißer an die Küste Centralamerikas verschlagen sein kann, ist ja nicht unmöglich, aber die gelehrte Hypothese spanischer Patres begnügte sich nicht mit einem gewöhnlichen Schiffbrüchigen, sondern nahm an — in Verbindung mit einem Bericht, wonach Quetzalcoatl einen weißen Mantel mit rothen Kreuzen getragen haben soll — daß es der Apostel Thomas gewesen sei, der in Centralamerika die Kultur und ein später wieder untergegangenes Christenthum verbreitet habe! Daß das Kreuz in der alten amerikanischen Symbolik, als Attribut Quetzalcoatls und anderer Gottheiten, in der That als ein heiliges Zeichen erscheint, ist eine interessante Thatsache, von der noch weiter unten eingehender die Rede sein wird; es findet indessen seine Erklärung ohne daß es nöthig ist, den Apostel Thomas und ein uraltes amerikanisches Christenthum zu Hilfe zu nehmen.

Im übrigen kommen weiße Männer mit Bärten auch sonst in der altamerikanischen Sage nicht selten vor, und es ist bemerkenswerth, daß häufig die durch hellere Hautfarbe ausgezeichneten Herrschergeschlechter ihre Abstammung von solchen Männern herleiten.

Reich an auffallenden Aehnlichkeiten mit uns geläufigen mythologischen Vorstellungen, vor allem mit den Berichten des Alten Testaments, sind die auf den Weltanfang bezüglichen Mythen der centralamerikanischen Völker. Diese Aehnlichkeiten sind zum Theil wahrhaft überraschend. Ganze Mythen der biblischen Urgeschichte kehren in Centralamerika wieder, häufig in der vollkommensten Uebereinstimmung, mit allen Einzelheiten! Da haben wir nicht nur die Weltschöpfungssagen in der größten Aehnlichkeit mit der biblischen Ueberlieferung, auch andere bekannte Sagen aus dem Kindheitsalter des Menschengeschlechts, wie die Erzählungen von der Sintflut, von Noah und der Arche, vom Thurmbau zu Babel und andere, sehen wir in den fernen Ländern des tropischen Amerika sich wiederholen.

Was die Weltschöpfung anlangt, so besitzen wir darüber einen Bericht, dessen einfache Großartigkeit und poetische Kraft den Schilderungen des 1. Buches Mosis gleichsteht, in dem Popol Vuh, dem „Nationalbuch“ und heiligen Buch der Quiché, eines Volksstammes in Guatemala. Die Aehnlichkeit dieser uns in der Ursprache erhaltenen Schilderungen mit denen der Bibel ist unverkennbar. Einige Stellen aus dem interessanten Ueberbleibsel amerikanischer Weltschöpfungslehre mögen deßhalb hier in möglichst genauer Wiedergabe Platz finden. Da heißt es:

„Und der Himmel war gebildet, und seine Zeichen waren alle an ihre Stellen gesetzt, und seine Grenzen bestimmt nach den vier Weltrichtungen von dem Schöpfer und Bildner, von ihm, der Mutter und Vater ist alles Lebens und Seins, — durch den wir alle leben und athmen . . . dessen Weisheit alles in seiner Vollendung geschaffen hat, was es giebt auf der Erde und im Meere. . . .“

„Noch war kein Mensch und irgend ein Thier, kein Vogel, kein

Fisch, keine grüne Pflanze, noch irgend ein Baum; nichts war, als das Firmament. Die Oberfläche der Erde war noch nicht erschienen, — nur das ruhige Meer und die endlose Weite des Himmels.... Da war nichts festes, nichts beständiges, nichts als das stille Wasser, nichts als das Meer, ruhig und allein in seinen Grenzen: nichts gab es als Unbeweglichkeit und Schweigen, in dem Dunkel, in der Nacht."

„Allein der Schöpfer, der Bildner, der Herr, er, der Leben giebt, ... schwebte über dem Wasser, wie ein wachsendes Licht. ... Und er sprach „Erde!" und im Augenblick war sie geschaffen; wie eine Wolke, wie ein Nebel war ihr Anfang. Dann erhoben sich die Berge über dem Wasser, wie große Seethiere. In einem Augenblick erschienen die Gebirge und die Ebenen, und die Cypresse erschien und die Fichte. Da wurde der Schöpfer mit Freude erfüllt und er rief aus: „Unser Werk und unsere Arbeit ist vollbracht!"

Gewiß eine Schilderung, die an großartiger Poesie derjenigen der Bibel, mit der sie so unverkennbare Aehnlichkeit hat, nichts nachgiebt! Es sei noch besonders aufmerksam gemacht auf das „Schweben über dem Wasser". In vielen Schöpfungssagen findet sich die Vorstellung von einem Schöpfer, der in Gestalt eines Vogels über dem Urmeer schwebt. Der Schöpfergott der Quiché erscheint in der That mitunter als Vogel, und wenn wir uns der Stelle der Bibel erinnern, wo „der Geist Gottes über den Wassern schwebt", so gewinnt es den Anschein, als ob hier ursprünglich eine ähnliche Vorstellung zugrunde gelegen hat.

Es folgt dann in dem heiligen Buche der Quiché die Schilderung der Menschenschöpfung. Die Götter beschlossen, den Menschen zu schaffen. Aber die ersten Versuche mißglückten: sie schufen einen Menschen aus Thon, „aber als sie ihn geschaffen hatten, sahen sie, daß er nicht gut war". Er war ohne Zusammenhang und bewegungslos. Er hatte Sprache aber keinen Verstand. So zerstörten sie ihn durch Wasser. Und die Götter kamen abermals zusammen und sprachen: „Laßt uns ein Wesen schaffen mit Verstand begabt, ein Wesen, das uns anrufen und anbeten kann!" Und sie schufen einen Mann aus Holz und ein Weib aus Baummark. Aber auch diese erfüllten die Erwartungen des Schöpfers nicht: es fehlte ihnen an Herz und Verstand, sie führten ein nutzloses Dasein; sie vergaßen den Schöpfer, und die Götter beschlossen, sie wieder zu vernichten.

Damit kommen wir in das Gebiet der Sintflutmythen. Nach dem heiligen Buche der Quiché geschieht die Vernichtung des hölzernen Menschengeschlechts indessen nicht durch Wasserflut. Die Götter lassen ein dickes Harz herabregnen, welches die Erde in Dunkel hüllt, sie senden allerhand Schrecken und Untergang, bis die ganze Menschheit bis auf wenige ausgerottet ist, und diese Letzten — verwandeln sich in Affen, welche noch heute in den Wäldern leben, als Erinnerung an das uralte Geschlecht der hölzernen Menschen.

Mehr Aehnlichkeit mit den Sintflutsagen der alten Welt hat der mexikanische Mythus. Nach den vielfach unter einander abwei-

chenden Berichten der spanischen Schriftsteller lautet derselbe im wesentlichen folgendermaßen: Im Zeitalter des Wassers (einem der vier Weltzeitalter, welche die alten Mexikaner annahmen) bedeckte eine große Flut die ganze Erde, und ihre Bewohner wurden in Fische verwandelt. Nur ein Mann mit Namen Coxcox und sein Weib konnten sich in einem Fahrzeug (Arche) retten. Bis die Wasser endlich fielen, blieb das Schiff auf dem Berge Colhuacan hängen. Dort schlugen sie ihren Wohnsitz auf. Aber von der Zeit an kamen ihre Kinder stumm zur Welt. Da flog eine Taube vom Himmel herab und gab ihnen Zungen, so daß sie nun sprechen konnten; aber sie sprachen nicht eine Sprache sondern zahllose verschiedene, so daß sie einander nicht verstanden. Nur funfzehn von ihnen erhielten dieselbe Sprache, und diese waren die Urahnen der großen Völker Centralamerikas.

Noch mehr nähern sich den biblischen Sagen einzelne Varianten dieses Mythus. In Michoacan (einem Staate im westlichen Mexiko) glaubte man, daß der überlebende Mensch, der dort Tezpi hieß, nicht nur sich, sein Weib und seine Kinder, sondern auch verschiedene Thiere und Pflanzensamen gerettet habe — ganz ähnlich wie der biblische Noah. Als dann das Wasser zu fallen begann, habe er einen Geier ausgeschickt, um zu erforschen, ob die Erde schon irgendwo zum Vorschein gekommen sei. Aber der Geier habe sich auf einen der überall umherschwimmenden Kadaver gesetzt und sei nicht zurückgekehrt. Da habe Tezpi andere Vögel ausgesendet, darunter einen Kolibri. Und dieser sei zurückgekommen — mit einem grünen Blatt im Schnabel. Tezpi landet dann, wie der aztekische Noah auf dem Berge Colhuacan.

Hier haben wir eine so ins Einzelne gehende Uebereinstimmung mit den Mythen von Völkern, die fast durch die Hälfte der Erdoberfläche von den centralamerikanischen Kulturländern getrennt sind, wie sie auffallender nicht gedacht werden kann. Der Berg Ararat, die Arche mit den geretteten Exemplaren der Thierwelt, der ausgesendete Vogel, der mit dem Blatt im Schnabel zurückkehrt, alle Einzelheiten der jüdischen und chaldäischen Sintflutsagen sind vorhanden; und wir treffen diesen Mythus nicht nur in Centralamerika, sondern auch bei den Indianerstämmen der Vereinigten Staaten und in Südamerika — allerdings in Varianten, die nicht eine so überraschende Aehnlichkeit mit der biblischen Ueberlieferung haben, wie die Sintflutsagen der Ureinwohner Mexikos. Im übrigen ist ja bekanntermaßen gerade dieser Mythus einer der am meisten auf der ganzen Erde verbreiteten, und ebenso wie in Amerika sehen wir ihn bei den Völkern des östlichen Asiens (z. B. bei den Chinesen) wiederkehren.

Ein anderer bekannter Mythus ist die Sage vom Thurmbau zu Babel. Auch ihm begegnen wir in Centralamerika, und zwar bei den Bewohnern der Gegend von Cholula, im Innern Mexikos, südöstlich von der Hauptstadt, und er bezieht sich auf die oben erwähnte berühmte Tempelpyramide, die sich dort erhebt.

Zur Zeit der Sintflut ist nach dem Glauben der Bewohner von Cholula das Land von Riesen bewohnt gewesen. Die meisten seien bei der Flut zugrunde gegangen oder in Fische verwandelt, nur sieben sollen sich auf den Berg Tlaloc gerettet haben. Nachdem die Wasser verlaufen seien, sei einer der überlebenden Riesen, namens Xelhua, nach Cholula gekommen und habe ein riesengroßes Monument, einen künstlichen Berg aufzuführen begonnen, als eine Erinnerung an den Berg Tlaloc, auf dem er sich gerettet hatte. Die Ziegel zu dem Bau seien in weiter Ferne angefertigt und von Hand zu Hand, eine gewaltige Menschenreihe entlang, nach Cholula befördert worden. Als aber die ungeheure Pyramide sich so hoch emporgethürmt habe, daß sie in die Wolken reichte und den Himmel selbst zu berühren drohte, da sei die Eifersucht und der Zorn der Götter erregt worden, und sie hätten ihr Feuer auf den Bau geschleudert, so daß viele der Erbauer getödtet worden seien, und die Beendigung des Werkes habe unterbleiben müssen. — Noch heutigen Tags erhebt sich an der Stelle jenes berühmten, längst zerstörten Teokallis ein Hügel, — „monte hecho a mano", „Berg von Menschenhand, künstlicher Berg" genannt, aber oben steht nicht mehr der großartige Tempel des Quetzalcoatl, sondern eine Kirche der „lieben Frau de los remedios".

Diese zahlreichen Uebereinstimmungen mit den jüdischen Mythen haben denn auch zur Folge gehabt, daß einige phantasiereiche Köpfe es versuchten, den Ursprung der mexikanischen Kultur auf — die Juden zurückzuführen! Die verloren gegangenen Stämme Israels mußten zur weiteren Begründung dieser Hypothese herhalten; sie sollten, nach Amerika ausgewandert, die Urahnen der Kulturvölker des alten Mexiko geworden sein. So wenig Werth diese Vermuthung an sich hat, so verdankt ihr doch mittelbar die Wissenschaft einen großen, kostbaren Schatz. Der edle und sehr reiche Lord Kingsborough klammerte sich mit englischer Zähigkeit an die Hypothese von dem jüdischen Ursprung der amerikanischen Kultur, und um diese seine Lieblingsidee zu beweisen, sammelte er mit dem Aufwand eines Vermögens die in den Bibliotheken Europas zerstreuten Ueberbleibsel der mexikanischen Bilderschrift, indem er sie kopiren ließ und in einem kostbaren Werk von neun ungeheueren Foliobänden (dessen ursprünglicher Preis über 1000 Thaler betrug) veröffentlichte. Wenn auch der bibelfeste Lord damit seine Theorie keineswegs bewiesen hat, so hat er sich doch ein dauerndes wissenschaftliches Denkmal gesetzt.

Fast noch reicher an wunderbaren Analogien und Uebereinstimmungen mit bekannten, und sogar mit speziell christlichen Vorstellungen sind die religiösen Gebräuche und Ceremonien bei den alten Kulturvölkern Centralamerikas.

Schon oben wurde die interessante Thatsache erwähnt, daß in Centralamerika das Kreuz als religiöses Symbol erscheint! Kaum hat wohl irgend eine Erscheinung jener alten Kulturwelt in so hohem Grade das Erstaunen ihrer ersten Beobachter hervorgerufen und die

Phantasie beschäftigt, wie diese. Die erste Nachricht von einer Verehrung des Kreuzes durch die heidnischen Eingebornen rührt von Cortes her, der diesen Kultus bei seiner Expedition nach Yucatan im Jahre 1519 entdeckte. Auf der Insel Cozumel, dicht vor der Ostküste Yucatans gelegen, fand er große Tempel von mehreren Stockwerken Höhe und in einem derselben ein „Kreuz aus Steinen und Mörtel, etwa zehn Palmos hoch", zu welchem die Eingeborenen um Regen beteten. Seitdem ist noch an zahlreichen andern Orten Yucatans und Mexikos die Verehrung des Kreuzes beobachtet, und Darstellungen dieses Symbols sind mehrfach gefunden worden. Berühmt ist vor allem der sogenannte „Tempel des Kreuzes" in Palenque, der als Hauptschmuck auf einer seiner Wände die Relief-Darstellung eines großen Kreuzes trägt, welchem auf jeder Seite eine Person anbetend gegenübersteht. Die rechts stehende Figur scheint ein Priester zu sein, der einen Gegenstand (ein Kind? Opfergabe?) zum Kreuze emporhebt, die andere Figur ist anscheinend eine Frau. Umgeben ist das Ganze mit einer langen, bis jetzt noch unentzifferten Inschrift in Hieroglyphen*). Der Reisende Stephens erzählt, daß spanische Padres, die ihm einen Besuch in den Ruinen dieses Tempels, mit dessen Untersuchung er gerade beschäftigt war, abstatteten, durch den Anblick dieses Kreuzes sofort zu der entschiedenen Ansicht gelangten, daß die Ureinwohner des Landes Christen gewesen sein müßten!

Ein anderes Kreuz derselben Art stand in einem spanischen Kloster zu Merida, der Hauptstadt Yucatans, durch Mönche von irgend einem unbekannten Fundorte dorthin gebracht. In den mexikanischen Bilderhandschriften kommt das Kreuz, in mehr oder weniger veränderter und verschnörkelter Form, ebenfalls gar nicht selten vor. Sein Name bei den Azteken war Tonacaquahuitl, „der Baum des Lebens", eine Bezeichnung, die christlichen Vorstellungen allenfalls auch entsprechen könnte, die aber hier, wie wir gleich sehen werden, eine andere Bedeutung hat.

Diese Beobachtungen schienen natürlich ganz geeignet, die Vermuthung zu unterstützen, daß im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Centralamerika das Christenthum durch den Apostel Thomas eingeführt worden sei; und jedenfalls lag es den ungebildeten und glaubensfanatischen spanischen Eroberern vollständig fern, in dem Kreuz bei den amerikanischen Kulturvölkern irgend etwas anderes zu vermuthen, als eine mit dem christlichen Symbol gleichbedeutende und auf christlichen Einfluß zurückzuführende Erscheinung. Wie sie dieser Erscheinung gegenüber in Verlegenheit gerathen mußten, kann man sich vorstellen, wenn man berücksichtigt, daß Eroberungszüge in fremden Welttheilen damals stets unter dem ausdrücklichen Vorwande unternommen zu werden pflegten, das Kreuz zu den Heiden zu bringen und die Ungläubigen zu bekämpfen.

*) Ein Gipsabguß dieses interessanten Ueberbleibsels altamerikanischer Kunst befindet sich in dem neuen Berliner Museum für Völkerkunde.

Andere stellten die Vermuthung auf, daß vor der Entdeckung Yucatans durch Córdova, durch schiffbrüchige Spanier das Christenthum dorthin gebracht worden sei. Mehrere spanische Schriftsteller erzählen denn auch von einer Ueberlieferung der Eingeborenen, wonach einige Jahre vor der Eroberung ein Prophet im Lande herumgezogen sei, der die Ankunft der Weißen vorhergesagt und zugleich das Kreuz als Symbol des zukünftigen Glaubens verbreitet habe.

Indessen diese Erzählungen haben sich als Erfindungen oder als Entstellungen erwiesen. Bei näherer Untersuchung erklärt sich die räthselhafte Erscheinung ganz natürlich und ohne Schwierigkeiten. An und für sich ist ja schon das Kreuz ein so einfaches Symbol, daß sein zufälliges Vorkommen bei Völkern, die nicht im entferntesten miteinander verwandt sind, kaum auffallen kann und jedenfalls nicht berechtigt, daran so weitgehende Kombinationen zu knüpfen, wie dies häufig geschehen ist. Die neuere mythologische Forschung hat die Bedeutung des Kreuzes in der altamerikanischen Symbolik genügend aufgeklärt, so daß für geheimnißvolle und wunderbare Spekulationen kein Raum mehr übrig bleibt. Das Kreuz erscheint in Amerika, wie auch in anderen Ländern (z. B. in China) als Zeichen der Fruchtbarkeit, und seine eigentliche und ursprüngliche Bedeutung in der amerikanischen Mythologie ist die eines Symbols der vier Winde, einer Windrose; es stellt die Hauptweltgegenden dar, die ja in den religiösen Vorstellungen der verschiedensten Völker eine wichtige Rolle spielen. So ist es denn auch ein Attribut des Gottes der Winde, und wir haben oben erwähnt, daß nach der Sage Quetzalcoatl einen Mantel mit rothen Kreuzen getragen haben soll. Quetzalcoatl ist aber als Gottheit der Windgott! Er führt daher das Kreuz als Abzeichen, und es erklärt sich damit, daß die Einwohner der Insel Cozumel nach dem Berichte des Cortes das Kreuz um Regen anflehten. Denn Wind, Regen und Fruchtbarkeit sind in den mythologischen Vorstellungen der Völker des tropischen Amerika verwandte Begriffe, und so erklärt sich denn auch der mexikanische Name des Kreuzes „Baum des Lebens“ durch den Gedanken der Fruchtbarkeit und des Gedeihens.

Außer dem Symbol des Kreuzes kommen in Centralamerika weit verbreitet noch einige religiöse Ceremonien vor, die wir ebenfalls gewöhnt sind, als speziell christlich zu betrachten, und deren Beobachtung in jenen alten Kulturländern der neuen Welt ebenfalls zu den wunderlichsten Ideen Anlaß gegeben hat. Es ist dies die Kindertaufe, eine Art von Kommunion und die Beichte.

Wie staunten die spanischen Patres, welche die Eroberer begleiteten, als sie bemerkten, daß die Azteken eine der christlichen Taufe ganz ähnliche religiöse Handlung übten! Das konnte nach ihrer Ansicht nichts anderes sein, als ein Spott des Teufels! Und in der That, die äußere Uebereinstimmung beider Ceremonien war auffallend genug für den oberflächlichen Beobachter.

Die Kindertaufe bei den Azteken pflegte nach den Berichten der

zuverlässigsten Autoren folgendermaßen vor sich zu gehen: Wenige Tage nach der Geburt — den Tag bestimmte ein Priester nach der Gunst der Gestirne — versammelten sich in dem festlich mit Blumen und grünen Zweigen geschmückten Hause der Eltern des Täuflings sämmtliche Verwandte und Freunde der Familie. Jeder brachte seine Glückwünsche dar und überreichte ein Geschenk für das Kind, meist in einem Kleidungsstück bestehend, wofür er von dem erfreuten Familienoberhaupt ein Gegengeschenk empfing. Eine solche Tauffestlichkeit war übrigens für die Theilnehmer mit der Nothwendigkeit des Frühaufstehens verbunden, denn der eigentliche Akt fand beim Sonnenaufgang statt. Der Täufling wurde, sobald der Sonnenaufgang herannahte, von der Hebamme in den Hof des Hauses gebracht und auf einen Haufen grüner Blätter gesetzt, neben welchem ein thönernes Gefäß mit klarem Wasser stand. Sobald die Sonne aufging, richtete die Hebamme ihr Gesicht und das des Kindes nach Osten, tauchte ihre Hand in das Wasser und benetzte mit demselben die Lippen des Kindes, indem sie sprach: „Nimm dies, denn davon sollst Du leben, stark werden und gedeihen!“ Darauf berührte sie mit den nassen Fingern die Brust des Täuflings und fuhr fort: „Nimm dieses heilige und klare Wasser, auf daß Dein Herz gereinigt werde!“ Sie goß sodann Wasser auf des Kindes Haupt und sprach: „Nimm, o mein Kind, dies Wasser vom Herrn der Welt; möge dieses himmlische, klare Wasser in Deinen Körper eintreten und dort bleiben; möge es von Dir nehmen alles Uebel und alles Böse, das Dir anhaftet seit dem Anfang der Welt; siehe, wir alle sind in den Händen der Göttin des Wassers!“ Endlich wusch sie den ganzen Körper des Kindes und rief dabei: „Uebel aller Art, hinweg! Denn das Kind lebt von neuem und ist wiedergeboren; es ist gereinigt und erneut von der Göttin des Wassers!“ Unter verschiedenen Ceremonien wurden dann noch nach einander die Götter des Himmels, die Sonne und die Gottheiten der Erde zum Schutze des Kindes angerufen, und dasselbe viermal emporgehoben. Sodann wurden die mitanwesenden Kinder aufgefordert, dem Täufling einen Namen zu geben. Selbstverständlich war der gewünschte Name den Kindern vorher von den Eltern angegeben worden. Nachdem der Name genannt war, rief die Hebamme das Kind dreimal mit demselben an, worauf die eigentliche Taufe im wesentlichen beendet war.

Das sind die wichtigsten Momente jener seltsamen Ceremonie, die unzweifelhaft inmitten einer so fremdartigen Kulturwelt für naive christliche Augenzeugen ein unlösliches und unbegreifliches Räthsel gewesen sein muß. Einige Einzelheiten sind hier übergangen, wie die Ueberreichung von Emblemen seines künftigen Berufes an den Täufling (Bogen, Pfeil, oder Handwerkszeug; Spindel, Webeschiffchen und Besen u. dgl.); andere Einzelheiten wurden in den verschiedenen Theilen des alten Mexiko abweichend geübt. So wurde in manchen Gegenden der neue Weltbürger bei der Taufe mit der Ansprache begrüßt: „O Du kleines Wesen, Du bist auf diese Welt gekommen,

um zu leiden; leide und schweig! Du lebst, aber Du mußt sterben, viel Schmerz und Angst wird über Dich kommen, bis Du wieder Staub geworden bist!" In anderen Gegenden wurde die Taufe in einer heiligen Quelle vollzogen, und bei den Zapoteken war es sogar Sitte, die Mutter des Kindes mit demselben zusammen im Flusse unterzutauchen.

In ähnlicher Weise ist die Kindertaufe bei dem hochcivilisirten Volksstamme der Mayas in Yucatan üblich gewesen. Der Akt des Taufens heißt in der Mayasprache merkwürdigerweise „caputzihil", was wörtlich bedeutet „von neuem geboren werden", — eine vollständig christliche Vorstellung! Während bei den Azteken die Hebamme die Hauptrolle spielte, geschah die Taufe bei den Mayas unter Mitwirkung eines Priesters. Nachdem der festliche Tag anberaumt war, wurden fünf angesehene Männer als Beistände des Priesters bei der religiösen Handlung gewählt — unsere Taufpathen. Die Täuflinge selbst pflegten in höherem Alter zu stehen, als dies bei den Mexikanern üblich war: bis zum zwölften Jahre durften die Kinder ungetauft bleiben. Welche Wichtigkeit der Ceremonie beigemessen wurde, kann man daraus ersehen, daß die Taufe eine religiöse Pflicht war, wie bei uns. Eine ungetaufte Person würde als voll von Uebel und Sünde angesehen worden sein, und niemand durfte sich verheiraten, wenn er nicht nachweisen konnte, daß er die Taufe empfangen hatte! Gewöhnlich wurden bei den Mayas mehrere Kinder zu gleicher Zeit getauft. Die Taufpathen bedeckten die Häupter der Kinder mit weißen Tüchern und fragten die älteren von ihnen, ob sie irgend eine Sünde begangen hätten (Beichte!). Diejenigen, welche die Frage bejahten, wurden abgesondert. Der Priester segnete sodann die Kinder, und sprach ein Gebet, worauf der angesehenste der Taufpathen hervortrat, einen Knochen in Wasser tauchte und damit die Stirnen, die Gesichter, die Finger und die Zehen der Kinder benetzte. Der Priester entfernte sodann die weißen Tücher von den Köpfen der Täuflinge, und nach einer Reihe anderweitiger symbolischer Handlungen schloß die Feierlichkeit mit einem großen Taufschmause.

Wenn wir nun fragen, welche Bewandtniß es denn mit der inneren Bedeutung und dem Ursprung dieser, zum Theil recht ansprechenden und poetischen Ceremonien hat, und inwieweit sie mit den christlichen Gebräuchen verwandt erscheinen, so müssen wir sagen, daß die Aehnlichkeit mit der christlichen Taufe zwar nur eine rein äußerliche und zufällige ist, die nicht im geringsten zu phantastischen Vermuthungen über den Ursprung der amerikanischen Kultur berechtigt, daß sie aber doch in einer gemeinsamen, sehr natürlichen und nahe liegenden Grundanschauung wurzelt. Es ist die einfache Vorstellung von der reinigenden Kraft des Wassers. In der That liegt es ja sehr nahe, bei der Geburt eines Menschen einen Blick voraus zu thun in die ungewisse Zukunft und in das viele Leid, das einem jeden, wie ein Erbübel seit dem Anbeginn der Menschheit, im Leben zutheil wird, und mit einer symbolischen Abwaschung des neuen

Weltbürgers eine Anrufung der Gottheit zu verbinden, das Kind auf seinem ferneren Lebenslaufe von allem Uebel und allem Bösen möglichst frei und rein zu erhalten. Nur hinsichtlich dieser einfachen Grundidee besteht zwischen der christlichen Taufe und jener altamerikanischen Ceremonie eine gewisse ferne innere Verwandtschaft, im übrigen ist die Aehnlichkeit, wie gesagt, eine rein äußerliche und zufällige. Und jene Verwandtschaft der Grundanschauung beruht selbstverständlich nicht auf irgend einer Beziehung zwischen den so weit von einander getrennten Völkern des Orients und denen Mittelamerikas, sondern sie hat ihre Ursache in der natürlichen Gleichartigkeit des innersten Wesens menschlicher Gedanken und Vorstellungen überhaupt.

Eine andere Ceremonie, welche die spanischen Eroberer wegen ihrer scheinbaren Verwandtschaft mit christlichen Gebräuchen aufs höchste überraschte, war eine Art von Kommunion. Im fünfzehnten Monat des altmexikanischen Jahres wurde von den Priestern eine Statue des Nationalgottes Huitzilopochtli aus Teig angefertigt, der mit Opferblut vermischt war. Diese Statue wurde sodann in kleine Stücke zerbrochen und an das Volk vertheilt. Bei einer andern religiösen Festlichkeit wurden kleine Kuchen aus Amaranthsamen mit Honig gebacken und vertheilt. „Und diejenigen", — so erzählen uns die spanischen Schriftsteller, — „die von diesen heiligen Speisen aßen, zeigten viel Demuth und Ehrfurcht, indem sie erklärten, daß es das Fleisch der Gottheit sei." Der Ursprung dieser Ceremonie beruht offenbar in der Sitte, das Opfer, nachdem es der Gottheit dargebracht ist, zu verzehren, und daß hier eine Figur des Gottes selbst das Opfer bildet, ist nicht auffallend, denn in Mexiko, in dem Lande der grausamen und massenhaften Menschenopfer, pflegten nicht selten auch die zum Tode auf den Altären der Götter bestimmten Personen mit der Kleidung und Ausrüstung derjenigen Gottheit versehen zu werden, der sie geopfert werden sollten. Und auch diese menschlichen Opfer wurden von den Theilnehmern der religiösen Festlichkeit — verzehrt!

Bedeutender und interessanter war ein anderes Seitenstück christlicher Einrichtungen bei den Azteken, nämlich die Beichte. Es gab im alten Mexiko eine bestimmte Klasse von Priestern, deren Amt darin bestand, die Sündenbekenntnisse entgegenzunehmen und Absolution zu ertheilen, und was die Sitte noch eigenthümlicher macht, ist der Umstand, daß eine solche Beichte nur einmal im Leben stattfinden durfte: nur einmal konnte der Sünder hoffen, Vergebung zu erlangen, wurde er rückfällig, so gab es keine Sühne mehr für ihn. Offenbar ein richtiger Gedanke, der dem Mißbrauch solcher Einrichtungen vorbeugen sollte. Wie bei der Beichte in der katholischen Kirche, machte das Verschweigen einer Sünde den Beichtenden der Vergebung verlustig und setzte ihn schweren Strafen im jenseitigen Leben aus. Beschreibungen dieser Ceremonie bei den Azteken sind uns ziemlich genau, mit wörtlicher Wiedergabe der dabei üblichen

Gebete, überliefert, und sie zeigen einen würdigen und tiefreligiösen Geist, dessen sich auch ein Christ nicht zu schämen brauchte.

Der Priester empfing den Büßer gewöhnlich mit einem Gebet, in welchem er den Herrn des Weltalls, den Vater aller Gottheiten, bat, die Beichte des reuigen Sünders entgegen zu nehmen, der, seiner Fehler und Vergehen inne geworden, in Kummer und Thränen sich ihm nahe. Sodann richtete er eine Ansprache an den Büßer, in welcher er ihn zur Wahrheit ermahnte und ihn aufforderte, die Gottheit nicht zu belügen, sondern ohne Scheu alles zu gestehen, was er sündiges begangen habe. Der Büßer pflegte sodann einen Eid zu leisten, daß er die Wahrheit sagen werde, indem er Räucherwerk auf den Altar streute oder den Boden mit der Hand berührte und etwas Erde in den Mund steckte. Er gestand nunmehr seine Sünden. Je nach der Schwere derselben bestimmte dann der Priester die Bußübungen, die er zu leisten habe. Entweder bestanden dieselben in einem mehrtägigen Fasten, oder in Opfern und anderen religiösen Handlungen, oder, bei höheren Graden von Sündhaftigkeit, in körperlichen Selbstpeinigungen, wie das Durchbohren der Zunge oder des Ohres mit einem Dorn. Zugleich ermahnte der Priester den Büßenden, von nun an ein neues Leben zu beginnen, und in einer der uns überlieferten Bußpredigten dieser Art kommt die merkwürdige Stelle vor: „Gieb Almosen den Dürftigen und Hungrigen, und wenn Du auch selbst ohne Nahrung und Kleidung solltest gehen müssen: denn sie sind Fleisch wie Dein Fleisch, und sie sind Menschen, wie Du. Vor allem sorge für die Leidenden, denn sie sind das Ebenbild Gottes!“ („mayormente á los enfermos, porque son imágen de dios“).

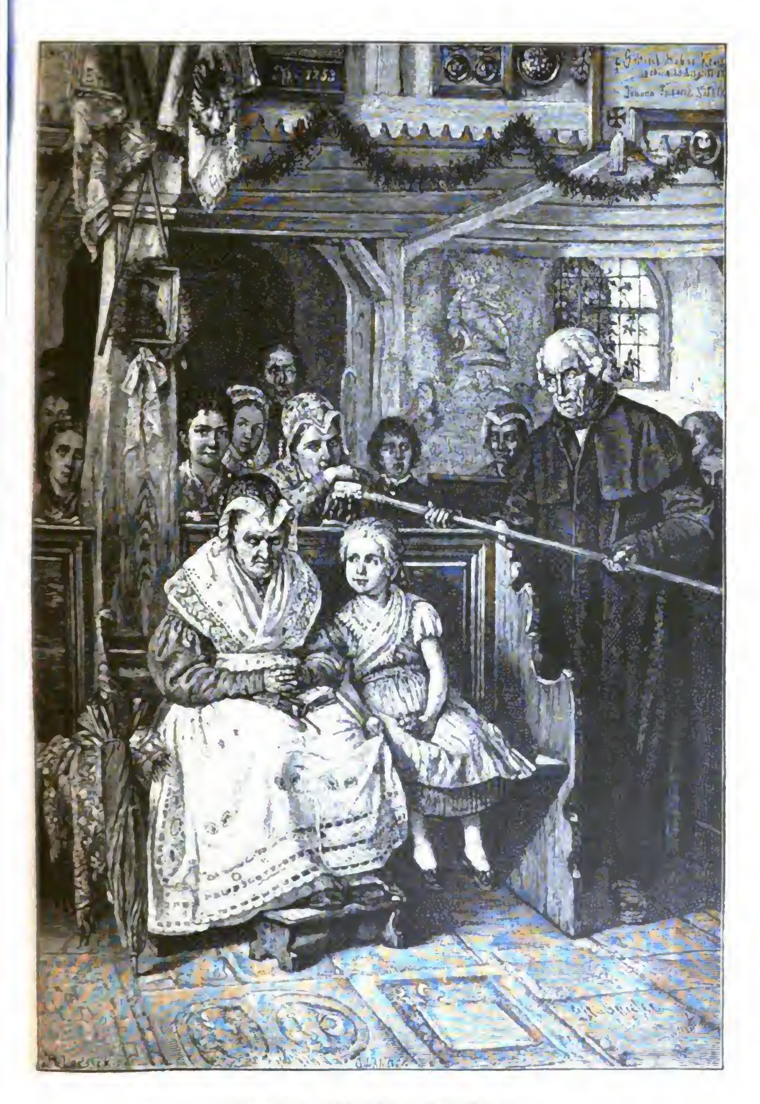
Die Absolution, welche der Priester nach der Beichte ertheilte, war von großer Bedeutung. Denn sie befreite nicht nur von den göttlichen Strafen im Jenseit, sondern sie hemmte auch die bürgerliche Gerechtigkeit. Der Büßer konnte für kein Vergehen zur Verantwortung gezogen werden, wegen dessen ihm der Priester die Absolution ertheilt hatte: er war vollkommen straffrei. Da die Beichte nur einmal abgelegt werden durfte, so geschah dies erklärlicherweise meist in höherem Alter, und sie nähert sich dadurch der katholischen Beichte auf dem Sterbebette, der letzten Oelung.

Auch dieser religiöse Gebrauch beruht auf einem an und für sich naheliegenden Gedanken. Wenn der Mensch das Bedürfniß fühlt, einmal alles, was sein Gewissen belastet, von sich abzuwälzen, indem er es offen gesteht, — und das ist gewiß ein Bedürfniß, welches in der menschlichen Natur liegt —, so ist nichts erklärlicher, als daß er sich vertrauensvoll an diejenigen Mächte wendet, von denen er glaubt, daß sie das Gute belohnen, das Böse strafen, aber auch dem reuigen Sünder Verzeihung gewähren können. Und als Vertreter dieser Mächte tritt überall der Priester ein: er vermittelt das, was eigentlich für das Ohr der Gottheit bestimmt ist, indem an ihn die Beichte gerichtet wird, und er überbringt und vermittelt die verzeihende Ant-

wort der Gottheit, indem er die Absolution ertheilt. So bleibt auch in diesem Falle, wenn man die religiöse Handlung ihrer Aeußerlichkeiten entkleidet, als Kern ein einfacher und natürlicher allgemeinmenschlicher Gedanke übrig, dessen mehrfache Wiederkehr bei verschiedenen Völkern der Erde nicht auffallen kann.

Die im vorstehenden kurz aufgeführte Reihe von Beispielen merkwürdiger Uebereinstimmungen zwischen der alten Kulturwelt des mittleren Amerika und den Anschauungen und Sitten fremder, weit entfernter Völker, läßt sich leicht noch durch allerlei einzelne Züge vermehren und ergänzen. Die hier wiedergegebenen sind die wesentlichsten. Und wenn nun auch diese Uebereinstimmungen heutzutage für die Wissenschaft kaum noch etwas räthselhaftes haben, und nicht mehr Anlaß geben können zu kühnen Hypothesen über die Verwandtschaft ganz ungleichartiger Völker verschiedener Erdtheile, so sind sie doch interessante Beispiele dafür, wie das menschliche Denken nach seinen natürlichen Gesetzen auf den mannigfaltigsten Bahnen zu gleichen und ähnlichen Resultaten gelangt; und hinter diesen verwandten und gleichen Resultaten wird niemand mehr wunderbare und unmögliche Beziehungen als Ursachen vermuthen, sondern nur das natürliche Gesetz der Identität des menschlichen Geistes in allen seinen Formen erkennen dürfen.





In einer schlesischen Dorfkirche.

Nach einem Originalgemälde von Marie Spieler.



Sport.

Von E. Dobbert.

Wo kam er her, wie hieß sein Heimatland?
Was war sein Name einst, sein Rang, sein Stand?"
So fragten oft mich die Gefährten leis
Beim Lichterglanz in der Manège Kreis,
Wenn, von der Menge Beifallsruf umbraust,
Er auf dem Rappen durch die Rennbahn saust:
Vom Panzerhemd die Glieder eng umspannt,
Sein Antlitz dunkel wie vom Sonnenbrand,
Das Auge unter stolz geschweiften Brauen
Wie nächtlich Sterngefunkel anzuschauen,
Die Lippe leicht gekräuselt wie von Spott:
Ein Zweifel an der Welt, an sich, an Gott.
„Tom Lee", so nannten wir ihn kurz und schlicht
Und wußten doch den wahren Namen nicht,
Auch nicht, was ihn in uns're Reihen trieb —
Verlust an Ehre, Reichthum oder Lieb?
Nur das war klar, nicht Beifall sucht sein Streben,
Sein frevelnd tolles Spiel auf Tod und Leben.
Kaum merklich dankt ein Lächeln flüchtig kalt
Dem Jubelruf, der ihm entgegen schallt.
Mich aber dünkt, als läg' in seinem Blick
Begrab'nes Hoffen und verlor'nes Glück,
Als flammt aus seines Auges düst'rem Strahl
Zerriss'nen Herzens tödtlich bange Qual,
Die nach Erlösung nur Verlangen trägt
Und keck das Leben in die Schanze schlägt.
Und dann, erlosch'nen Blick's, gelähmt an Kraft,
Seh' ich ihn lehnen an des Pfeilers Schaft
Wie traumverloren, seiner nicht bewußt —
Der Athem keuchend hebt und senkt die Brust —
Ans kalte Eisen eng gepreßt die Stirn,
Wie Kühlung suchend für das heiße Hirn.
Nun fährt er auf, ich reich' ihm stumm die Hand —
Auch ich hab' weder Freund noch Vaterland —
Heiß steigt in seine Wangen jähe Glut:
„O, frage nicht, hab' Dank, Du meinst es gut!"

* * *

Ein Beifallsrauschen füllt den weiten Raum,
Der Rappe fliegt, in Flocken sprüht der Schaum;
Zu heißer Jagd spornt ihn des Reiters Ruf,
Es stiebt der Sand empor vom flücht'gen Huf.
Tom Lee kennt heute weder Ruh' noch Rast,
Jedweder Nerv erbebt in wilder Hast,
Mich aber überläuft's wie kaltes Grauen,
Wie soll das enden, Gott, ich kann's nicht schauen!
Und nun ein Schrei, verzweiflungsvoll und wild,
Wie er dem tiefsten Herzen nur entquillt,
Nur zu vergleichen jenem schrillen Klang,
Wenn klirrend jäh die letzte Saite sprang.
Wo kam er her, o sagt, wer stieß ihn aus?
Mein Blick durchirrt mit Fieberhast das Haus.
Tom Lee? Er war es nicht, doch was ist das?
Er starrt empor, so geisterhaft, so blaß
Zur Loge dort, wem gilt sein wirrer Blick?
Er wankt, er bebt, o Gott, er stürzt zurück!
Ein Fall, ein Röcheln dumpf, jetzt noch ein Schrei
Rings gellend hundertfach — vorbei, vorbei!

* * *

Halbdunkler Raum, so dunstig, dumpf und schwül,
So nah' der Menge brausendem Gewühl,
Dort lauter Zuruf und Fanfarenklang,
Hier Todesringen schaurig, schwer und bang.
Still ruht Tom Lee, von seinem Antlitz fahl
Entschwand der Lebensröthe warmer Strahl,
Nur leise noch der matte Herzschlag geht,
Der mir des Daseins flücht'ge Spur verräth.
Jetzt schreckt er auf, und wie im Fiebertraum
Durchspäht sein Blick den matt erhellten Raum,
Als säh' er's aus der Nacht vergang'ner Zeiten
Wie Schattenbilder leis' vorübergleiten.
Wir sind allein, von seiner kalten Hand
Fühl' plötzlich ich die meine fest umspannt,
Sein Athem streift die Wange mir, und leis'
Dringt in mein Ohr sein Flüstern hastig heiß:
„Siehst Du sie dort: Ihr Auge dunkel, feucht,
Der gold'nen Locken schimmernd roth Geleucht,
Ihr Lächeln süß? O, wende schnell den Blick,
Es lügt, es lügt und stahl mir Ruh' und Glück;
Und ach, kein Wort, kein Seufzer Dir bekennt,
Was mir im Herzen zehrend bohrt und brennt
Und, hier gewühlt, seit sie mit frevler Hand
Mich jählings stieß an der Verzweiflung Rand:

Ihr Lächeln nur der Hölle Gaukelkunst,
Der Liebe Worte eitel Lug und Dunst!
Kennst Du dies Weh, das wie des Wahnsinns Glut
Wild siedend kocht und wühlt in Hirn und Blut,
Verzweifelnd Hohn der Welt und Gottheit spricht
Und frevelnd sinnlos jede Schranke bricht?
Zu fahlen Schemen sinken Ehr' und Rang,
Des alten Namens unbefleckter Klang." —
„Ehrloser Wicht!" „Wer rief's? Heraus den Stahl,
Daß ich ihn zeichne roth mit blut'gem Mal!
Nein, niemand sprach's, nur in des Herzens Grund
Schrie's gellend mahnend des Gewissens Mund,
Da nach durchschwärmter Nacht das letzte Gold
Am grünen Tisch aus meiner Tasche rollt.
Ha, treulos Glück, Fluch Dir! — Unselig Lieb,
Du warst's, die mich in Schuld und Elend trieb,
Zu heimatlos unwürdigem Geschick" —
Wie starrt so seltsam plötzlich doch sein Blick —
„Tom Lee!" Er hört mich nicht, und wie im Traum
Ein tonlos Flüstern, ich vernehm' es kaum:
„Sie war's, bei Gott, umstrahlt vom Kerzenlicht,
Doch Friede sprach aus ihren Zügen nicht!
Bring' meinen Gruß ihr, sag', daß ich vergab,
Barmherzigkeit! Gebt mir ein ehrlich Grab!"
Der Laut erstirbt, und um den Todten leis',
Reiht stumm und ernst sich der Genossen Kreis.

* *
*

Und in der Loge lehnt mit finsterm Blick
Sich der Marquis in seinen Stuhl zurück:
„Mon Dieu, so sprich, was hattest Du nur, Claire?
Pas de bêtises — und contenance, ma chère!"
Sie aber senkt mit flehender Geberde
Vor ihrem Gatten scheu den Blick zur Erde.





Marianela.

Novelle von Perez Goldós. Dem Spanischen nacherzählt von Emil Jonas.

(Schluß.)

VII.

Fernere Thorheiten.

Sie waren weiter gegangen und ruhten nun an einer Stelle im Walde aus, von der man den Spiegel des Meeres überschauen konnte.

„Was thust Du, Nela?" fragte der Blinde.

„Ich sehe über das Meer hinaus."

„Ist es sehr fern?"

„Nicht sehr: dicht hinter den Hügeln bei Ficôbriza."

„Nicht wahr, das Meer ist so groß, daß man einen ganzen Tag damit verbringen kann, es zu betrachten, ohne es ganz gesehen zu haben?"

„Nein, von hier aus sieht man nur einen kleinen Theil desselben."

„Alle behaupten, daß die Schönheit des Meeres sich mit nichts anderem vergleichen lasse, gerade deßhalb, weil es so einfach ist. Aber höre, Nela, was thust Du?"

Nela hatte mit ihren Händen einen Zweig eines Wallnußbaumes umfaßt und wiegte sich graziös hin und her.

„Hier bin ich, ich schaukele mich und denke darüber nach, warum Gott uns nicht Flügel gegeben hat, um wie die Vögel fliegen zu können. Kann man sich etwas schöneres denken, als in einem Nu sich auf die Bergspitzen zwischen Ficôbriza und dem Meere emporzuschwingen?"

„Anstatt der Flügel hat Gott uns den Gedanken gegeben, der schneller als alle Vögel fliegt, denn er gelangt sogar bis zu Gott. Welchen Nutzen würde ich von Flügeln haben, wenn ich nicht denken könnte?"

„Nein, so meine ich's nicht, ich will beide Theile haben. Könnte

ich fliegen, dann würde ich Dich in meinen Schnabel nehmen und Dich in die Wolken hinauftragen."

„Setze Dich zu mir! Bist Du müde?"

„O ja, ein wenig", antwortete sie und lehnte in kindlichem Vertrauen ihren Kopf an die Schulter ihres Herrn.

„Du athmest tief, Du hast Dich zu lange geschaukelt und bist müde. Als Du von dem Meere sprachst, mußte ich an etwas denken, was mein Vater mir gestern Abend vorlas. Du weißt ja, daß er mir seit mehreren Jahren jeden Abend Sachen vorliest, die ich meinem Gedächtnisse einpräge. Statt des Augenlichtes hat mich Gott mit einem guten Gedächtniß begabt. Was mir der Vater gestern vorlas, war schwer zu verstehen, denn es handelt von den Ursachen und Wirkungen der Erscheinungen, von der Art und Weise, wie wir denken, und von dem Wesen aller Dinge."

Nela verstand kein Wort von dem, was ihr Freund ihr sagte; aber sie hörte ihm mit offenem Munde und der größten Aufmerksamkeit zu.

„Gestern las er auch etwas über die Schönheit. Im Buche stand, daß die Schönheit der Reflex der Güte und der Wahrheit sei."

„Da war es also ein anderes Buch, als tausend und eine Nacht, aus dem Vater Centeno stets vorliest?"

„Ja, freilich, Du kleine Thörin! Du mußt nämlich wissen, daß es eine Schönheit giebt, die man weder sehen noch berühren kann."

„Ja, wie die Jungfrau Maria, die wir weder sehen noch berühren können."

„Gerade so! Darauf schlug mein Vater das Buch zu und sagte: ‚Leider kannst Du die Schönheit nicht begreifen.' Ich behauptete, daß ich es doch könne, denn es gebe nur eine einzige Schönheit, und die sei für alle, für Blinde sowohl wie für Sehende, ganz gleich."

Nela schien diese Erklärung nicht ganz zu verstehen. Sie saß und flocht Blumen zusammen.

„Seit einiger Zeit", fuhr der Blinde fort, „habe ich eine Idee gehabt, von deren Richtigkeit ich vollkommen überzeugt bin. Deßhalb sagte ich zu meinem Vater: ‚Ich denke mir eine bezaubernde Schönheit, die alle anderen denkbaren Schönheiten in sich trägt, und daß diese Schönheit die Nelas ist.' Mein Vater lachte und sagte: ‚Ja gewiß, ganz gewiß.'"

Nela wurde purpurroth und wußte nicht, was sie antworten sollte. Einen Augenblick bildete sie sich ein, daß zu ihrem Schrecken der Blinde sie sehen könne.

„Ja", fuhr Pablo fort, „Du bist die vollendetste Schönheit, die ich mir denken kann. Sollten nicht Deine Herzensgüte, Deine Unschuld, mit einem Worte alle die Eigenschaften, mit welchen Du mein trauriges Leben erhältst, ihren Ausdruck in der Schönheit finden? Nela, Nela, nicht wahr, Du bist schön?"

Nela schwieg. Instinktmäßig erhob sie ihre Hand und flocht die vorhin gepflückten Blumen in ihr Haar.

„Weßhalb antwortest Du nicht? Du bist zu bescheiden und zu verschämt. Aber das ist recht. Wenn Du nicht so verschämt wärest, so würde etwas an Deiner Schönheit fehlen. Nun, antwortest Du noch nichts?"

„Ich weiß nicht ... die Leute sagen, daß ich als kleines Kind schön war, aber jetzt ..."

„Gewiß bist Du es noch."

Schließlich sagte das Mädchen in seiner Verlegenheit:

„Noch? Nun ja, Du weißt, daß die Menschen oft viele Dummheiten plaudern, und daß sie sich sehr oft irren, am öfteren sogar die, welche die scharfsichtigsten sind."

„Ganz recht! Komm, und gieb mir einen Kuß!"

Nela konnte nicht sofort kommen, weil sie damit beschäftigt war, in der Oberfläche eines kleinen Gewässers zu beobachten, welche Wirkung der Blumenschmuck in ihrem Haar hervorbringe. Sie ließ sich aufs Knie nieder, stützte die Hände gegen den Boden und betrachtete ihr Bild im Wasser.

„Was machst Du, Nela?"

„Ich betrachte mich im Wasser, das wie ein Spiegel ist."

„Das brauchst Du nicht, Du bist schön wie die Engel an Gottes Thron."

„Das Wasser zittert, ich kann nichts mehr deutlich erkennen ... jetzt ist es wieder ruhig. Nun kann ich mich wieder sehen ..."

„Wie schön Du sein mußt! Komm hierher, Nela!"

„Ich schön? Aber was ich im Wasser sehe, ist jedenfalls nicht so häßlich, wie die Leute behaupten, und außerdem giebt es viele Menschen, die nicht zu sehen verstehen."

„Gewiß."

„Wenn ich mich nur wie andere kleiden könnte."

„Das sollst Du in Zukunft."

„Und das Buch sagt also, daß ich schön bin?"

„Nein, ich sage es, das ist meine feste Ueberzeugung."

„Es ist ja möglich, daß die Menschen dumm sind, und daß sie nicht die Sachen, wie sie wirklich sind, begreifen können."

„Die Menschen sind tausend Irrthümern unterworfen."

„Das glaube ich. Weßhalb brauchen die Menschen über mich zu lachen?"

„Ja", rief der Blinde, von seiner Inspiration hingerissen, „die Gabe des Sehens kann viele schlechte Folgen mit sich führen, sie raubt dem Menschen die reine und unverfälschte Wahrheit, und diese sagt, daß Du vollkommen schön bist. Komm hierher, ich will Deinen schönen Kopf in meine Arme drücken."

Nela umarmte ihren Freund.

„Ich liebe Dich von ganzem Herzen!" rief er.

Nela fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, sich wieder in dem

Spiegel des Wassers zu betrachten, sie schlich nach dem Bach und sah dort ihren kleinen Kopf mit den schwarzen Augen, der gebräunten Haut, der spitzen, obgleich wohlgeformten Nase, dem dünnen Haar und dem wechselnden Gesichtsausdruck. Sie beugte sich weiter vor, um ihre Gestalt besser sehen zu können, und fand, daß dieselbe entsetzlich abstoßend war. Dabei fielen die in das Haar geflochtenen Blumen ins Wasser hinab, sodaß ihr Bild auf der Oberfläche zu zittern begann. Es war ihr, als ob man das Herz aus ihrer Brust risse, und sie murmelte leise vor sich hin: „O Mutter Gottes, wie häßlich bin ich doch!“

„Was sagst Du, Nela, mich dünkt, ich hörte Deine Stimme?“

„Ich sagte nichts, ich dachte bloß . . . daß wir heimgehn müssen. Es ist bald Mittag.“

„Ja, laß uns gehen! Du sollst mit mir zusammen essen, und heute Nachmittag wollen wir wieder spazieren gehen. Gieb mir Deine Hand, ich will mich nicht von Dir trennen!“

Don Franzisco Penáguilas stand vor seinem Hause mit zwei Herren. Marianela erkannte in ihnen den Bergwerksdirektor und den Herrn, der am Abend zuvor irre gegangen war. Alle drei betrachteten aufmerksam den Blinden.

„Wir werden diesen Fall untersuchen“, sagte Golfin.

Als Pablo mit den beiden Brüdern ins Haus ging, wandte Don Franzisco sich um und sagte: „Nela, es ist am besten, daß Du nach Hause gehst, mein Sohn kann heute nicht mehr ausgehen.“

Als er sah, daß das Mädchen sich entfernte, fügte er hinzu: „Du kannst in die Küche gehen, Dorothea wird Dir etwas zu essen geben.“

VIII.

Noch mehr Thorheiten.

Am folgenden Tage ging Pablo wieder mit seiner Führerin aus. Aber da das Wetter schlecht zu werden drohte, beschlossen sie, sich nicht allzuweit zu entfernen.

„Nela“, begann der Blinde, „ich muß Dir etwas sagen, worüber Du Dich sicherlich freuen wirst. Mir ist so wunderbar zu Muthe; es kommt mir vor, als ob Himmel und Erde und alles, was ich gelernt habe, an meinem inneren Gesicht vorüberzöge. Du sahst gestern die beiden Herren?“

„Ja, Don Carlos und seinen Bruder, den wir gestern in den Gruben trafen.“

„Das ist ein berühmter Mann, der überall in Amerika wunderbare Operationen gemacht hat. Jetzt ist er zum Besuch seines Bruders hierher gekommen, und da Don Carlos ein guter Freund meines Vaters ist, hat er den Arzt gebeten, mich zu untersuchen. Wie gut und theilnehmend er ist! Anfangs sprach er lange mit mir und erzählte allerlei interessante Sachen, dann ersuchte er mich, daß ich mich ganz ruhig verhalten solle. Da fühlte ich seine Finger im

Auge und nach einer langen Zeit sagte er etwas, das ich nicht verstand. Es waren medizinische Ausdrücke. Schließlich stellten sie mich dicht an das Fenster, und während er mich mit einem Instrument untersuchte, hörte man keinen Laut im Zimmer. Schließlich sagte er zu meinem Vater: ‚Wir werden es versuchen.‘ Darauf sprachen sie leise mit einander, und ich verstand nichts mehr. Als die anderen gegangen waren, sagte mein Vater zu mir: ‚Sohn meiner Seele, ich vermag die Freude nicht zu verbergen, die ich fühle. Dieser Mann, dieser Engel hat mir die Hoffnung wiedergegeben! Freilich ist die Hoffnung nur gering, aber sie scheint umso schwerer verjagt werden zu können, je geringer sie ist. Unablässig sage ich mir selbst, daß es unmöglich ist, oder wenigstens fast unmöglich; aber das hilft nichts, die Hoffnung will mich nicht verlassen.‘ Während mir mein Vater dies sagte, zitterte seine Stimme vor Thränen... Was machst Du, Nela? Tanzest Du?"

„Nein, ich gehe dicht neben Dir."

„Ich glaube, daß Du stets zu tanzen pflegst, wenn ich Dir etwas angenehmes erzähle. Wo wollen wir heute hingehen?"

„Es ist häßliches Wetter. Wenn es Dir recht ist, wollen wir in die Gruben hinabgehen."

„Wie Du willst ... Ach Nela, wenn es wahr wäre, daß Gott mir die Gnade schenkte, Dich sehen zu können! Wenn ich Dich auch nur einen einzigen Tag lang sähe, wie glücklich und wie dankbar würde ich sein!"

Nela antwortete nicht, sie senkte den Blick zu Boden und versank in Nachdenken.

„Es ereignen sich so merkwürdige Dinge", fuhr Pablo fort, „und wie Gottes Zorn, so zeigt sich auch seine Barmherzigkeit so urplötzlich ... glaubst Du das nicht auch?"

„Ich glaube, daß Deine Hoffnung sich erfüllen wird."

„Weßhalb glaubst Du das?"

„Mein Herz sagt es mir."

„Weßhalb soll auch das Herz nicht recht haben? Wie oft habe ich nicht allerlei gedacht, das später in Erfüllung gegangen ist!"

„So ist es auch mit mir. Als Du mir z. B. gestern sagtest, daß Du mich lieb habest, dachte ich bei mir selbst auf dem Heimwege: Es ist doch merkwürdig, daß ich das schon vorher wußte!"

„Ja, unsere Seelen sind für einander bestimmt. Es fehlt nur noch, daß ich Dich auch sehen kann. Sehen zu können, bedeutet für mich nur, Dich noch mehr lieben zu können ... Aber mich dünkt, Du bist heute sehr traurig gestimmt."

„Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich gleichzeitig froh und traurig bin. Es ist ein häßlicher Tag heute, es wäre besser, es gäbe gar keinen Tag, sondern es wäre immer Nacht."

„Nein, es ist besser, wie es nun ist. Ach, wie glücklich würde ich sein, wenn ich den Unterschied zwischen Tag und Nacht begreifen könnte! ... Weßhalb gehen wir nicht weiter?"

„Wir sind an eine gefährliche Stelle gelangt. Wir müssen zur Seite gehen und genau dem Wege folgen.“

„Ja, ich weiß, hier hört das Gras auf, es zieht sich jäh bis in die Kluft hinab. Der dort hinabfällt, kommt niemals wieder empor. Laß uns von hinnen gehen, Nela, ich mag diese Stelle nicht gern.“

„O, du Thor, es ist weit von hier bis zum Eingang der Kluft. Ich schaue gern in den Abgrund hinab, weil dessen Wände mit Blumen bewachsen sind.“

Sie gingen auf einem Seitenwege in die verlassenen Stollen hinab, bis sie an eine Stelle gelangten, wo sie sich zu setzen pflegten. Hier hörte man oft mehr oder minder deutlich das Rauschen des unterirdischen Baches in der sogenannten Trascava.

„Hörst Du nichts?“ fragte Nela plötzlich.

„Wo?“

„Hier unten, die Trascava spricht!“

„Das ist nur Dein Aberglaube. Das Wasser spricht nicht. Nur die Zunge und das Gewissen sprechen.“

„Und die Trascava. Es ist ein Gemurmel, es sagt immer: ‚Ja, ja.‘ Und manchmal höre ich die Stimme meiner Mutter heraus, die deutlich zu mir sagt: ‚Mein Kind, hier ist es gut sein!‘“

„Das ist Deine Einbildung.“

„Jetzt scheint es mir, als hörte ich dort unten weinen, und nach und nach schweigt es wieder.“

Plötzlich sanfte ein Luftzug aus dem unterirdischen Raume herauf.

„Hörtest Du nicht“, fuhr Nela fort, „daß es seufzte? Nun spricht die Trascava wieder und sagt leise, ganz leise ...“

„Was sagt sie denn?“

„Nichts; Du behauptest, daß es nur Dummheit von mir sei, ich glaube, Du hast recht.“

„Ich werde Dich bald von dieser Einbildung befreien, denn wir werden stets mit einander leben. Mein Gott, wenn ich niemals sehen lernen sollte, weßhalb hast Du mir die Hoffnung darauf gegeben? Wie unglücklich würde ich sein, wenn ich nicht durch Doktor Golfins Kunst zu neuem Leben erwachen könnte, denn das wäre eine Wiedergeburt, ein neues Leben. Nein, ich bin davon überzeugt, daß ich sehen werde. Niemals werden wir uns trennen, soweit es auf mich ankommt, und Du sollst meine Frau werden, das Leben meines Lebens. Du hast nichts darauf zu erwidern?“

Nela wollte sprechen, aber ihre innere Bewegung war allzu groß.

„Aber auch, wenn ich ferner blind sein sollte“, sagte Pablo, „sollst Du nicht von mir getrennt sein. Auch dann sollst Du meine Frau werden, natürlich, wenn Du Dich mit einem Blinden verheiraten willst. Aber nein, es ist besser, daß ich Dir dieses Joch nicht auferlege. Du wirst einen braven Mann finden, der Dich lieben und glücklich machen wird. Die Güte Deines Herzens und Deine Schönheit sichern Dir eine glückliche Zukunft. Hast Du auch hierauf nichts zu antworten?“

„Ja, ich habe Dich sehr lieb. Aber sehne Dich nicht danach, mich zu sehen! Vielleicht bin ich nicht so schön, wie Du glaubst."

Bei diesen Worten zog Nela aus der Tasche ein schmutziges Stückchen Spiegel, in welchem sie indessen nur einen kleinen Theil ihres Gesichtes sehen konnte. Aber das Resultat dieser Beschauung war jedenfalls traurig genug, und sie begann bitterlich zu weinen.

„Nela, es fiel ein Tropfen auf meine Hand."

„Ja, es regnet", sagte sie schluchzend.

„Nein, Du weinst. Nicht wahr, Du wirst mich lieb haben, ob ich blind bleibe, oder ob ich sehend werde?"

„Ja, ja!"

„Und Du wirst immer bei mir bleiben?"

„Ja, immer."

„Weißt Du, wenn ich zu wählen hätte, Dich zu verlieren oder mein Gesicht wieder zu erlangen, so würde ich lieber Dich behalten."

„Heilige Mutter Gottes, wie glücklich bin ich!"

„Dann würde ich Dich nur mit meiner Seele sehen und nie Deine Schönheit mit meinem körperlichen Auge schauen."

Pablo wurde müde, weil er zu aufgeregt gewesen war, als daß er die vorhergehende Nacht hätte schlafen können. Nela sang ihm vor, wie man ein Kind in den Schlaf einlullt. Als er eingeschlafen war, hörte sie wieder die Stimme der Trascava, die zu ihr sagte:

„Hier, Tochter, hier!"

IX.

Carlos und Teodoro Golfin.

Teodoro Golfin langweilte sich nicht in Socartes. Sofort am Tage nach seiner Ankunft besichtigte er das Bergwerk in allen seinen Theilen und die zum Grubenbetriebe gehörenden großartigen Einrichtungen und Maschinen. Beide Brüder waren von niedriger Herkunft und hatten durch ihre Energie und ihren Fleiß sich in der Welt emporgeschwungen. Teodoro hatte durch seine medizinische Wirksamkeit in Amerika ein bedeutendes Vermögen erworben. Er war gerade jetzt aus New-York zurückgekommen, um in seinem Heimatsorte für immer zu bleiben. Es gefiel ihm, seine leidenschaftliche Liebe zur Chirurgie an den Tag zu legen und sich seiner niedrigen Herkunft zu rühmen, zwei sehr unschuldige Aeußerungen der menschlichen Eitelkeit. Lebhaft und energisch von Natur, sprach er meist nur in abgekürzten Sätzen, sodaß seine Schwägerin Sophia zu ihm zu sagen pflegte: „Was meint Havas Telegraphenbureau von der Sache?"

Sophia war eine schöne Dame, die jedoch leider Anlage zur Korpulenz zu zeigen begann, weßhalb sie ein ganzes Jahr beim Bergwerk zugebracht hatte, da es hieß, daß die Atmosphäre in dieser Gegend für diejenigen nützlich wäre, die mager zu werden wünschten. Die Kinder, die sie gehabt hatte, waren gestorben. Lebhaft und

energisch, wie sie war, interessirte sie sich bald für wohlthätige Anstalten, bald für Thiere. Für den Augenblick überwog ihre Liebe zu den Thieren, und das ganze Haus wimmelte von Hunden und von Katzen.

Einige Tage nach Teodoros Ankunft waren die beiden Brüder und Sophia ausgegangen, um zu promeniren.

Als sie dicht an der Trascava vorüberkamen, sprang der Lieblingshund der Dame auf die abschüssige Grasmatte und schien in Gefahr zu schweben, in den von Dorngebüschen verborgenen Abgrund zu stürzen. Verzweifelt rief Sophia nach ihrem Lilli, aber der Hund gehorchte nicht, sondern sprang froh und munter an den Rand des Abgrundes vor. Als der Hund der kraterförmigen Oeffnung so nahe war, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, ihn verschwinden zu sehen, bemerkte man die Büsche in der Nähe sich bewegen. Mehr erstaunt als erschreckt rief Sophia schließlich:

„Nela, Nela, was machst Du dort?"

Das Mädchen schien verlegen und antwortete nicht.

„Was hast Du hier zu thun, Du Thörin? Schaffe mir sofort meinen Lilli her; welche Dummheiten dieses Mädchen begeht! Deine Schuld war es, daß er da hinabging, denn wo Du bist, laufen stets die Thiere nach."

Mit vieler Mühe führte Nela den Hund, der sich anfangs nicht greifen lassen wollte, schließlich zu seiner Besitzerin zurück.

„Nimm ihn auf den Arm", fuhr Sophia fort, „und trage ihn. Er ist müde und wird nicht weiter gehen können. Geh' uns voran, aber nimm Dich in acht, denn ich sehe alles, was Du thust!"

Solange Lilli in Lebensgefahr schwebte, hatte Teodoro geschwiegen, aber nun sagte er:

„Liebe Sophia, meiner Ansicht nach machst Du viel zu viel Aufhebens mit dem Hunde. Freilich verdient ein Hund, der zweihundert Realen gekostet hat, alle mögliche Rücksicht. Aber ich kann doch die Frage nicht unterdrücken, weßhalb Du, die Du Dich in Deinen Mußestunden damit beschäftigst, einen Ueberwurf für Lilli zu nähen, durchaus nicht auf den Gedanken gekommen bist, Nela ein Paar Schuhe zu schenken?"

„Nela mit Schuhen!" antwortete Sophia lächelnd, „die würden nicht zwei Tage ganz bleiben! Du magst vielleicht über mich lachen, und ich räume auch ein, daß ich zu schwach Lilli gegenüber bin ... aber Mangel an Liebe zu meinem Nächsten wirst Du mir doch nicht vorwerfen, darin glaube ich wirklich Erfahrung zu haben. Die praktische Wohlthätigkeit besteht nicht darin, daß man nur giebt, sondern darin, daß man mit Verstand giebt. Wenn Du mich darin unterrichten wolltest, so wäre es ganz dasselbe, als ob ich Dich in der Augenheilkunde unterrichten wollte."

„Ich weiß, daß Du Wunderwerke vollbringst. Du hast nicht nöthig, mich daran zu erinnern, wie viel Wohlthätigkeitsbälle und Wohlthätigkeits-Stiergefechte Du arrangirt hast; ich kenne Deine

Lotterien, mit denen einige Müssiggänger gute Geschäfte machen, aber von denen die Armen und Kranken nur wenig gutes haben. Alles dieses beweist nur, wie absonderlich die Stellungen und Verhältnisse in der modernen Gesellschaft sind, die nur dann wohlthätig sein kann, wenn sie sich gleichzeitig dabei amüsirt."

„So, nun haben wir den Philosophen wieder losgelassen. Was weißt Du von solchen Dingen?"

„Werde nur nicht böse, liebe Schwägerin; alles, was ich sage, kommt nur daher, daß Du Nela ein Paar Schuhe hättest kaufen müssen."

„Gut! Morgen werde ich ihr ein Paar schenken."

„Das ist zu spät. Ich werde ihr schon heute ein Paar kaufen, und Du wirst Dich nicht in meine Angelegenheiten mischen."

„Nela, geh' nicht so weit voraus! Ich muß sehen können, was Du thust."

„Armes Kind", sagte Carlos Golfin, „wer sollte glauben, daß sie sechzehn Jahre alt ist."

„Sie ist ihrem Alter nach sehr zurückgeblieben", antwortete seine Frau, „ich frage nur, wie Gott es gestatten kann, daß solche Geschöpfe leben. Und was kann man für sie thun? Eigentlich nichts anderes, als ihnen Kost und Kleidung zu geben, und das letztere nur bis zu einem gewissen Grade, denn alles, was sie anhat, reißt sie entzwei. Zur Arbeit ist sie zu schwach; sobald sie sich anstrengt, fällt sie in Ohnmacht, sie taugt zu nichts anderem, als umher zu laufen, auf Bäume zu klettern und ihre Kleider zu zerreißen."

„Da muß ich doch bemerken", erwiderte Carlos, „daß ich unter dem Schleier kindlicher Einfalt und ländlicher Unkenntniß dennoch eine gewisse Begabung bei Nela entdeckt habe. Sie ist gewiß nicht dumm, und wenn sich jemand nur die Mühe geben würde, ihr Unterricht zu ertheilen, so würde sie vielleicht nicht so unwissend sein. Ja, sie hat sogar Phantasie. Gestern sah ich sie auf derselben Stelle, wo wir sie heute getroffen haben, ich fragte sie, was sie dort mache, und sie antwortete mir, als ob es die einfachste Sache von der Welt wäre: ‚Ich spreche mit meiner Mutter.'"

„Ihre Mutter hat sich nämlich selbst das Leben genommen, indem sie sich in die Trascava stürzte", fügte Sophia hinzu. „Ich habe erzählen hören, daß sie ein schlechtes Weib war und wie ein Thiertreiber trank. Und nun frage ich mich selbst: Verdienen solche Geschöpfe, die ihr verbrecherisches Leben mit dem größten aller Verbrechen, dem Selbstmord, enden, im geringsten Maße unser Mitleid? Es giebt Menschen, vor denen man zurückschreckt, ja, die nicht einmal geboren sein sollten, und Teodoro mag sagen, was er will, ich frage noch einmal . . ."

„Frage nichts, liebe Schwägerin, denn dann müßte ich Dir antworten, daß der Selbstmörder doppeltes Mitleid verdient . . . Aber was ist das? Hier sind Blutspuren auf dem Boden."

„Jesus Maria", rief Sophia, „es ist Nela! Sieh' nur, wie ihre

Füße aussehen! Thut es sehr weh? Mein Gott, so viel Blut! Und ich, die kein Blut sehen kann!"

Sophia wandte sich ab und liebkoste den Hund.

„Laß mich den Fuß sehen", sagte der Arzt, indem er das Mädchen auf einen Stein sich niedersetzen ließ.

„Es ist nicht gefährlich, Du hast nur einen Dorn im Fuße. Sieh', hier sitzt er! Sophia, geh' Du voraus, wenn Du eine Operation nicht mit ansehen willst."

Teodoro nahm eine Pincette aus seinem chirurgischen Bestecke hervor und zog den Dorn heraus.

„Es war sehr gut von Dir, daß Du nicht zucktest", sagte er. „Nun wollen wir die Wunde verbinden."

Er verband den Fuß mit seinem Taschentuche; aber als das Mädchen, obgleich von ihm und Carlos gestützt, Mühe hatte zu gehen, hob er sie empor und setzte sie auf seine rechte Schulter.

„Wenn Du nicht sicher genug sitzest, dann halte Dich fest an meinem Haar, es wird nicht nachgeben, aber meinen Hut und meinen Stock mußt Du tragen."

X.

Der Patriarch in Aldeacorba.

Don Franzisco Penáguilas trat aus seinem Hause heraus, um die Gäste zu empfangen. Der Doktor hob Nela von seiner Schulter und setzte sie auf eine Bank. Das Mädchen war noch immer ebenso erstaunt wie dankbar, sodaß es sich nicht zu rühren wagte.

„Wo ist Pablo?" fragte der Ingenieur.

„Er ist kurz vorher in den Garten gegangen; Nela, geh' zu ihm und unterhalte ihn!"

„Nein", sagte der Arzt, „lassen Sie Nela eine Weile ausruhen. Sie soll Milch mit uns trinken."

„Wollen Sie nicht meinen Sohn heut' untersuchen?"

„Dessen bedarf es nicht, gestern überzeugte ich mich, daß die Operation unternommen werden kann."

„Mit Erfolg?"

„Das kann ich nicht versprechen. Aber es würde mich hoch erfreuen, wenn es gelänge! Ihrem Sohne die Welt der Erscheinungen zeigen zu können, wäre für mich ein beneidenswerthes Verdienst. Bisher hat er nur das innere Leben eines Menschen geführt, der nicht die Wirklichkeit kennt und für welchen alles Illusion ist."

Drei Glas frisch gemolkene Milch wurden herbeigebracht. Teodoro reichte sein Glas dem Mädchen, das vor Verlegenheit es nicht anzunehmen wagte.

„Sei nicht ungezogen, Mädchen", sagte Sophia, „sondern nimm, was man Dir bietet."

„Hole noch ein Glas für Don Teodoro", befahl der Patriarch dem Diener. „Ich muß gestehen", wandte er sich an den Arzt, „daß

ich während der letzten Tage sehr unruhig gewesen bin. Mein Sohn befindet sich in einem Zustande fieberhafter Ueberreizung. Wenn dies auch hauptsächlich von der in ihm plötzlich erweckten Hoffnung auf Heilung kommen mag, so dürfte doch die Menge der Gedanken, die bei ihm durch die Bücher, aus welchen ich ihm jeden Abend vorzulesen pflege, hervorgerufen werden, seine Aufregung vermehrt haben. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke, aber es kommt mir vor, als ob eine solche Menge neuer Gedanken nicht Platz in dem Kopfe eines Blinden hätten. Er reflektirt über alles mögliche, und natürlicherweise muß ja alles, was er denkt, von Irrthümern erfüllt sein."

„Ja, das ist klar."

„Seine Einbildungskraft ist so lebhaft, daß er in der Abgeschlossenheit seiner Sinne sich eine neue Lichtwelt schafft. Seine Wißbegierde und sein Begehren, sich Vorstellungen über Dinge zu machen, die nur mit dem Lichte des Auges zu erfassen sind, grenzt oft fast an Wahnsinn. Fortwährend verlangt er, daß ich ihm etwas neues vorlesen soll, und sobald er etwas hört, macht er Bemerkungen darüber, halb klug, halb wahnsinnig, über welche man bald weinen, bald lachen könnte. Sein letztes und absonderlichstes Phantasiegebilde ist seine Ueberzeugung, daß Nela schön ist."

Die Anderen lachten, und Nela wurde purpurroth.

„Nun ja", sagte der Arzt, „er hat nicht so ganz Unrecht, Nela ist wirklich hübsch."

„Besonders in diesem Augenblick", fiel Sophia ein, „wo der Schaum der Milch auf ihrer Oberlippe zurückgeblieben ist."

Teodoro ergriff Sophias Taschentuch und säuberte das Gesicht des Mädchens.

„Ja, gewiß sieht sie gut aus", sagte er.

Don Franzisco befahl Nela, zum Blinden zu gehen. Hinkend ging sie ins Haus hinein.

„Wenn ich ihm widerspreche", fuhr Penáguilas fort, „dann antwortet er mir, daß meine Sehkraft vielleicht mein Urtheil über das wirkliche Wesen der Dinge irre führt."

„Lassen Sie ihn seine Ansicht behalten, und hören Sie bis auf weiteres mit dem Vorlesen auf! Sein Gehirn muß während einiger Tage in der vollständigsten Ruhe erhalten werden; das ist absolut nothwendig vor einer solchen Operation."

„Wenn Sie meinem Sohne das Licht der Augen verschaffen können, so sind Sie mein größter Wohlthäter. Seine Blindheit verdunkelt mein ganzes Leben; dieser schwarze Schatten lagert sich über alles, was ich besitze, und was mir sonst Freude bereiten könnte. Wozu nützt mir all' mein Reichthum? Nichts, was mein Sohn nicht sehen kann, vermag mir zu gefallen. Vor einem Monate erhielt ich die Nachricht, daß mir eine bedeutende Erbschaft zugefallen sei. Ein Vetter war in Matamoros gestorben, und da er keine Kinder hinterließ, so erbe ich und mein Bruder Manuel das ganze Vermögen.

Mein Bruder hat eine schöne Tochter und will gern, daß sie sich mit Pablo verheiraten soll. Wie glücklich würde ich sein, wenn ich Enkel um mich spielen sehen könnte! Aber wenn er fortwährend blind bliebe, wie könnte ich dann wünschen, daß er sich verheiratet? Meine ganze Hoffnung beruht also auf Ihnen, Herr Doktor!"

Alles schwieg, schließlich sagte der Ingenieur:

„Was sagst Du, Teodoro?"

„Haben Sie Muth, Don Franzisco?" fragte der Arzt.

„Ja, gewiß habe ich Muth."

„Es ist in der That Muth erforderlich, um Ihren Sohn einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen und ihn darauf vielleicht doch blind zu sehen, wie vorher. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich die Sache nicht für unmöglich halte. Soll ich zur Operation schreiten?"

„Ja, Gottes Wille geschehe!"

„In unserem Klima muß die Operation anfangs Oktober unternommen werden. Morgen wollen wir die Diät und die ganze Lebensweise, die Ihr Sohn bis dahin zu beobachten hat, feststellen. Und nun, gut' Nacht!"

XI.

Celipe.

Centeno hatte das Lesen der Zeitung beendet, Senana hatte noch einmal ihren Schatz in dem Strumpfe gezählt, und die Familie versank in Schlaf. Da öffneten sich zwei Körbe in der Küche, und Nela sagte leise:

„Celipe, heute habe ich etwas schönes für Dich mitgebracht, sieh' hier!"

Celipe konnte nichts sehen, weßhalb er seine Hände ausstreckte und zwei große Geldstücke in Empfang nahm. Daß es Münzen waren, das fühlte er; er war so erstaunt, daß er ganz sprachlos war.

„Don Teodoro hat mir diese Geldstücke gegeben, um mir Schuhe zu kaufen", fuhr das Mädchen fort, „aber ich brauche gar keine Schuhe, und deßhalb gebe ich Dir das Geld, um es zu dem anderen zu legen."

„Nela, Du bist besser als die heiligste Jungfrau. Jetzt fehlt mir nur noch ganz wenig, und dann sollst Du sehen . . ."

„Denke Dir, der Herr, der mir dieses Geld gab, hat selbst einmal auf der Straße gebettelt, als er klein war, und nun, . . . ja nun, sagen sie, hat er soviel Geld, daß er es nicht mit sechs Maulthieren fortschaffen kann. Er schlief unter offenem Himmel, er hatte keine Kleider, kurz, er war arm wie eine Kirchenmaus, und sein Bruder ebenso. Sie sprachen auf dem Wege davon."

„Ich werde es ebenso machen. Man fühlt den Leuten auf den Puls, und dann wird man steinreich."

„Don Teodoro war viel ärmer als Du, Du hast ja bereits siebzig Realen, und er hatte nichts! Und Celipe, Du solltest nur

gesehen haben, wie zuvorkommend er heute gegen mich war! Er trug mich auf der Schulter, und hernach bot er mir ein Glas Milch."

„Alle feinen Herren sind so zuvorkommend. Ja, Du wirst sehen, wie fein ich sein werde, wenn ich mit hohem Hut und schwarzem Rock komme, und die Handschuhe werde ich nie abziehen, bei keiner anderen Gelegenheit, als wenn ich einem Kranken den Puls fühle."

„An Deiner Stelle würde ich etwas langsamer zu Werke gehen. Vor allem mußt Du erst schreiben lernen, damit Du Deiner Mutter einen Brief senden und sie um Verzeihung bitten kannst, weil Du ihr Haus verlassen hast, um ein großer Mann wie Don Teodoro zu werden."

„Ja, darin hast Du recht; schreiben zu lernen ist sicherlich das Wichtigste, aber das lerne ich schon in ein paar Tagen. Du wirst sehen, welch' lange, schöne Buchstaben ich machen werde! Aber dann will ich alle Wissenschaften, alle, die man kennt, erlernen."

„Aber es soll eine große Menge derselben geben. Pablo, der sie alle aufzählen kann, sagt, daß die ganze Lebenszeit eines Menschen nicht ausreiche, eine einzige derselben gründlich zu lernen."

„O, das werde ich schon."

„Ich würde die Wissenschaft ergreifen, die Don Carlos ausübt, er soll ja sogar Gold machen können."

„O, das ist nichts gegen die Wissenschaft, die ich erlernen werde. Denke Dir nur, man läßt die Leute bloß die Zunge ausstrecken, und man weiß sofort, welcher böse Geist den Kranken befallen hat! Don Teodoro soll ja ein Auge herausnehmen und ein neues einsetzen können, mit dem man ebenso gut sehen kann, als ob man mit demselben geboren wäre. So werde ich es auch machen, und ich sage Dir, man wird von Celipe sogar in der Havanna reden."

„Das ist alles sehr schön, aber gleichzeitig mußt Du ein guter Sohn sein, denn wenn Deine Eltern Dich nichts lernen lassen, so kommt es nur daher, daß sie nicht Deinen Verstand haben. Bitt' immer für sie zu der heiligen Jungfrau, und vergiß nicht, ihnen etwas von dem vielen Gelde, das Du verdienen wirst, zu senden!"

„Das versteht sich, denn wenn ich dieses Haus verlasse, so geschieht es nicht deßhalb, weil ich meine Eltern nicht liebe, Du wirst es sehen. Bald wird ein Gepäckträger vom Bahnhof hierherkommen mit großen Packeten, Kleidern für meine Mutter und Geschwister und einem hohen Hut für meinen Vater. Wer weiß, Nela, vielleicht sende ich auch Dir gleichzeitig ein Paar Ohrringe!"

Nela war nahe daran, sich todt zu lachen bei dem Gedanken, daß sie Ohrbommeln erhalten solle.

„Aber ich habe noch eine andere Idee", fuhr Celipe fort. „Das beste wäre, wenn Du mir folgtest. Wir könnten dann einander besser helfen und zusammen studiren, denn auch Du hast Verstand. Denke nur, wie schön es wäre, wenn Du Piano spielen könntest wie Donna Sophia."

„Thorheit! Ich tauge zu nichts, ich würde Dir in Deinem Fortkommen hinderlich sein."

„Du sagst, daß Pablo jetzt sein Gesicht wieder bekommen wird, und dann hast Du ja hier nichts mehr zu thun. Was sagst Du dazu?"

Nela antwortete nichts. Celipe fragte noch einmal; darauf antwortete sie: „Celipe, wir müssen schlafen, ich bin sehr müde."

XII.
Jungfrau Maria.

Nela zog sich in ihren Korb zurück, um sich ungestört ihren Gedanken hingeben zu können. Da sie keine Erziehung genossen hatte, so schuf ihre lebhafte Phantasie wunderbar wirkende Kräfte, die auf übernatürliche Weise die Welt regierten. Das Christenthum und dessen Lehrsätze hatte sie freilich kennen gelernt, aber auf eine so unbestimmte und unvollkommene Weise, daß der Aberglaube, der ihr von allen Seiten entgegentrat und der mit ihrer phantastischen Art und Weise zu denken übereinstimmte, dadurch nur noch vermehrt wurde.

Sie liebte nichts mehr als Schönheit, aber alle Schönheit war für sie in der Jungfrau Maria verkörpert, und nun sagte sie zu sich selbst:

„Heilige Mutter Gottes, weßhalb hast Du mich nicht schön werden lassen? Je länger ich mich betrachte, desto häßlicher finde ich mich. Weßhalb befinde ich mich überhaupt in der Welt? Wozu kann ich nützen? Wer bekümmert sich um mich? Ein einziger Mensch liebt mich, aber das geschieht nur, weil er mich nicht sehen kann. Was wird aus mir werden, wenn er mich erst sehen kann? Dann wird er mich zu lieben aufhören. Wie wäre es anders möglich, als daß ein so kleines, häßliches Geschöpf wie ich, ihm anders als lächerlich erscheint? Mutter Gottes, wenn Du nun das Wunderwerk thun würdest, ihm seine Sehkraft zu verschaffen, so thu' noch ein Wunderwerk und mach' mich schön, oder laß mich sterben! Aber gieb ihm erst und vollkommen sein Gesicht wieder, ich will gern meine Augen für die seinigen geben."

Eingeschlafen unter Thränen, erwachte sie mit der festen Ueberzeugung, daß die Jungfrau Maria ihre Bitte erhören würde, und dann begab sie sich über den Waldweg nach Aldeacorba. Plötzlich hörte sie, wie es in den Gebüschen neben dem Wege raschelte. Sie sah empor und gewahrte die Jungfrau Maria, so wie sie sich dieselbe stets vorgestellt hatte. Nela stand wie versteinert da, sie vermochte nicht zu sprechen und war gleichzeitig vor Schrecken und frommer Anbetung wie geschlagen. In Jungfrau Marias Augen las man Güte und Erbarmen. Die etwas scharfen Lippen waren geöffnet zu einem Lächeln und ließen zwei Reihen der schönsten Zähne sehen. Da der erste Augenblick des Erstaunens vorüber war,

konnte es Nelas Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß die göttliche Offenbarung ganz wie ein irdisches Wesen gekleidet war, ja, daß sie .... Himbeeren aß.

Aber bevor Nela dazu kam, Betrachtungen über diese seltsame Erscheinung der Mutter Gottes anzustellen, hörte sie eine männliche Stimme rufen:

„Florentina, Florentina!"

„Hier bin ich, Papa", antwortete die Erscheinung, „ich pflücke Himbeeren und esse sie."

„Pfui, wer ißt Himbeeren? Das thun nur Bauernmädchen!"

Nela sah einen beleibten Mann von mittleren Jahren, der ein höchst selbstgefälliges Aussehen und eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Don Franzisco Penáguilas hatte, hervorkommen. Nela begann zu begreifen, daß sie den Onkel und die Cousine des Blinden vor sich sah.

Florentinas Toilette und ihre ganze Haltung bildete ein Mittelding zwischen dem Wesen der Land- und der Stadtbewohner, aber sie war so schön, daß jede Weise sich zu kleiden und sich zu geben ihr wohl anstehen mußte.

„Sieh', da ist ja Nela", rief Don Manuel Penáguilas. „Erinnerst Du Dich nicht, Florentina, daß ich Dir von dem Mädchen erzählte, das Deinen Vetter führt? Nela, Nela, wie geht es Dir?"

„Ich danke, wie geht es Ihnen selbst, Don Manuel?"

„Vortrefflich. Sieh', das ist meine Tochter. Gefällt sie Dir?"

Florentina eilte einem Schmetterling nach.

„Aber, Kind", rief der Vater, „wie kannst Du so umherspringen? Das thun nie Damen von gutem Ton."

„Sei nicht böse, lieber Papa", antwortete Florentina. „Du weißt ja, wie froh ich stets werde, wenn ich auf dem Lande umherlaufen kann und dem langweiligen Campo, wo wir sonst leben, entronnen bin."

„Sprich nichts übles von Santa Irene de Campo, einer sehr gebildeten Stadt mit vortrefflichen Bewohnern. Meinetwegen magst Du gern die Natur bewundern; ich selbst bewundere sie auch, ohne umher zu laufen, die Bildung zeigt sich sofort in der Art und Weise zu gehen und zu sprechen. Ebensowenig darfst Du alles, was Du siehst, bewundern. Dann denken die Leute, daß Du in einer Wüste emporgewachsen bist. Nela, sage uns, wohin wir gehen sollen, um nach Hause zu kommen, denn ich gestehe, daß ich mich ganz verirrt habe."

„Sie müssen sich erst links halten und dann ... aber dort sehe ich Don Franzisco kommen."

Don Franzisco rief in der Ferne: „Die Chokolade ruft."

„Meine Tochter ist hier umhergelaufen, sodaß wir den rechten Weg verloren haben."

„Nun gehen wir nach Hause. Nela, heut' sollst Du Chokolade mit uns trinken. Nun, wie gefällt Dir meine Nichte? Nicht wahr,

sie ist schön? Florentina, wenn wir gefrühstückt haben, soll Nela Dich und Pablo nach allen schönen Stellen der Gegend führen."

Florentina betrachtete freundlich das arme Mädchen, das neben ihr stand, als ob die Natur durch den Kontrast recht deutlich ihre eigene Schönheit ins rechte Licht setzen wollte.

Chokolade, Butter, Brod, Quellwasser und eingemachte Früchte standen auf dem Frühstückstisch. Florentina reichte Nela eine Tasse mit allem, was dazu gehörte. Diese wollte anfangs nichts annehmen, aber Florentina drang in so liebenswürdiger Weise in sie, daß sie schließlich nachgab. Don Manuel betrachtete seine Tochter mit unruhigen Blicken, denn es war einer seiner Grundsätze, daß man nicht alle Menschen gleich behandeln dürfe, sondern gegen jeden nur den Grad von Höflichkeit zeigen müsse, der ihm gebühre.

XIII.

Zu dreien.

Während des nach dem Frühstücke unternommenen Spazierganges war Florentina sehr froh darüber, den Ermahnungen ihres Vaters zu entgehen. Sie hing sich an die Zweige der Bäume, um sich zu schaukeln, pflückte Erdbeeren und Himbeeren für sich und die beiden anderen und flocht Kränze von Blumen auf der Wiese, die sie auf ihr und Nelas Haupt setzte.

„Meine Cousine", sagte Pablo, „möchte gern das Bergwerk sehen."

„Wir werden hier hinabgehen", antwortete Nela, „kommen Sie, mein Fräulein!"

„Aber ich will in keinen Tunnel gehen, ich fürchte mich so sehr."

Sie gingen in einen Stollen, der „terrible" genannt wurde, und bewunderten die phantastischen Felsenbildungen. Plötzlich fragte Florentina:

„Weßhalb hat die arme Nela keine ordentlichen Kleider? Ich habe eine Menge Kleider und will Dir gern eins geben."

Marianela war verwirrt, verlegen und antwortete nichts.

„Ich begreife nicht", fuhr Florentina fort, „weßhalb einige Menschen so viel und andere so wenig haben sollen. Es ärgert mich stets, wenn mein Vater mit Leuten disputirt, die alles in gleiche Theile theilen wollen, sodaß alle gleichviel besitzen sollen. Wie nennt man solche Leute, Pablo?"

„Sozialisten oder Kommunisten", antwortete Pablo lächelnd.

„Mich dünkt, die Reichen müßten ihren Ueberfluß den Armen überlassen. Weßhalb soll das arme, elternlose Mädchen hier barfuß gehen, während ich Schuhe trage? Ich weiß, daß Nela ein gutes Mädchen ist, sie steht ganz allein in der Welt und hat niemanden, der für sie sorgt. Wie kann eine solche Ungerechtigkeit stattfinden! Vielleicht, daß kein einziger Mensch sie bisher geliebt hat. Mein Herz will sich zusammenpressen, wenn ich daran denke."

Nela war fast ebenso versteinert wie im ersten Augenblicke, da sie die Erscheinung sah.

„Höre, Nela", fuhr Jungfrau Maria fort (denn als solche erschien sie erst recht dem armen Mädchen), „ich will für Dich sorgen, aber nicht so, wie man für einen Armen sorgt, dem man ein Almosen giebt, sondern wie für eine Schwester. Du bist Pablos Begleiterin und Führerin gewesen, und er hat mit Deinen Augen gesehen, deßhalb gehörst Du mir jetzt an, und ich werde Dir Kleider und alles geben, was Du gebrauchst, um zu leben. Du sollst bei mir wohnen und alles lernen, was ich gelernt habe, Du sollst, mit einem Wort, meine Freundin werden."

Marianela bekämpfte sich, um ruhig zu bleiben, aber es gelang ihr nicht, sie brach in Thränen aus. Der Blinde war tief gerührt, sagte aber nichts. Florentina eilte davon, um eine Blume zu pflücken.

„Ist sie fort?" fragte Pablo.

„Ja", antwortete Nela, ihre Thränen trocknend.

„Weißt Du, Nela, ich stelle mir vor, daß meine Cousine hübsch sein muß. Gestern Abend, als sie bei uns ankam, konnte ich sie nicht leiden, aber heute kommt es mir vor, als ob sie mir zu gefallen anfinge."

Nela begann wieder zu weinen.

„Ach, sie ist so schön wie ein Engel, es ist ganz, als ob sie vom Himmel herabgestiegen wäre, denn sie ist an Körper der Jungfrau Maria gleich."

„Das ist unmöglich; Du übertreibst. Obgleich ich nicht sehen kann, so glaube ich dennoch, die wahre Schönheit begreifen zu können."

„Nein, Du irrst Dich, das kannst Du nicht."

„Gewiß kann ich das. Es ist unmöglich, daß Florentina wirklich so schön sein kann. Nela, denke Dir, gestern sagte mein Vater, daß, wenn die Operation gelingt, ich mich mit meiner Cousine verheiraten solle."

Nela antwortete nicht, sie weinte schweigend.

„Ich weiß, weßhalb Du weinst", fuhr der Blinde fort, „aber tröste Dich, niemals wird mein Vater etwas von mir verlangen, das gegen meine Wünsche streitet. Für mich giebt es kein anderes Weib auf Erden als Dich. Wie kann der Körper anders als die Seele sein? Du bist meine Schönheit und meine einzige Liebe!"

Florentina kam mit den Blumen zurück.

XIV.

Das Versprechen.

Die Operation war vorüber. Aber auf die ängstlichen Fragen über das Resultat antwortete der Arzt nur: „Das werden wir mit der Zeit sehen. Gegenwärtig müssen wir uns in Geduld fassen."

Niemand durfte den Patienten sehen. Nur sein Vater war bei ihm. Nela suchte sich über seinen Zustand zu unterrichten, aber sie ging nicht ins Haus, sondern blieb vor der Thür desselben stehen, bis sie jemanden gewahrte, den sie fragen konnte. Einmal kam Florentina heraus, sie gab ihr einen ausführlichen Bericht über Pablos Befinden und nahm sie mit sich auf einen Spaziergang. Während desselben ließ sie sich das Haus zeigen, worin die Verlassene wohnte. Fast alles in demselben mißfiel ihr, besonders aber die Körbe, in welchen Nela Schlafstelle gefunden hatte.

„Es ist entschieden, daß Nela bei mir wohnen und ein eben solches Bett und eben solche Kleidung haben soll wie ich", sagte sie, als sie die Familie Centeno verließ, die über Nelas Glück völlig erstarrt war.

Acht Tage nach der Operation sagte Donna Sophia, die Nela traf, als sie kam, um sich nach dem Zustande ihres Freundes zu erkundigen: „Gute Nachrichten, Nela! Pablo scheint etwas sehen zu können, die Binde ist abgenommen, und Teodoro macht Hoffnung. Nun, Du bist glücklich darüber, nicht wahr? Du hast auch alle Ursache dazu, wenn Florentina ihr Versprechen hält. Ich gratulire Senora Donna Nela, jetzt werden Sie eine Dame werden! Vermuthlich bist Du dankbar, obgleich ich bisher noch nie einen Armen gefunden habe, der dankbar gewesen wäre. Meistentheils wollen sie mehr haben, je mehr man ihnen giebt. Heut' haben sie auch entschieden, daß Pablo sich mit seiner Cousine verheiraten soll. Ein schönes Paar, wenn sie sich nur nicht so gräßlich kleiden wollte! Gott behüte uns vor allen Schneiderinnen in Santa Irene de Campo!"

In diesem Augenblick trat Carlos ein.

„Alles geht gut", rief er, „die Operation ist vollkommen geglückt. Nächst Gott haben wir das meinem Bruder zu verdanken."

XV.

Flüchtig und gedankenvoll.

Diese große Neuigkeit verbreitete sich schnell in Socartes. In den Stollen, in den Werkstätten und bei den Hochöfen sprach man von nichts anderem, als von der Tüchtigkeit des Arztes und über den Vater, der nahe daran war, vor Freuden den Verstand zu verlieren.

Nela wagte es nicht, sich dem Hause zu nähern, sie wußte selbst nicht recht, was sie von demselben fernhielt. In ihrer Seele kämpfte die Freude über das Glück ihres Freundes mit einem Gefühle der Scham und der Demüthigung, dessen sie sich nicht erwehren konnte.

Sie fand ihren Trost in der Einsamkeit und streifte während des ganzen Tages im Walde umher. Aber was sie auch dabei denken mochte, so war ihr letzter und vornehmster Gedanke immer der: „Ich kann nicht mehr nach Aldeacorba gehen, ich kann den Ge-

danken nicht ertragen, daß er weiß, wie ich in der Wirklichkeit aussehe. Ich will mit Celipe von hier entfliehen oder zu meiner Mutter gehen. Ich bin ja von keinem Nutzen auf der Welt."

Doch auf der anderen Seite schmerzte es sie, die göttliche Offenbarung, die sich ihr in ihrem Elende gezeigt und sie in ihren Schutz genommen hatte, nicht mehr zu sehen. Endlich hatte sie doch einmal in ihrem verlassenen Dasein eine liebevolle Stimme gehört und schwesterliche Zärtlichkeit gefunden. Wie dankbar und glücklich war sie doch dafür! Und allem diesem sollte sie entsagen.

Als sie des Abends heimkam, begegnete sie Celipe mit einem großen Stock in der Hand.

„Nicht wahr, Nela", sagte er, „so sah Don Teodoro aus, als er sich in die Welt hinausbegab, um sein Glück zu suchen? Nun, Du wirst sehen, was aus mir werden wird. Niemand soll über mich lachen, morgen gehe ich davon."

Am folgenden Morgen machte Florentina einen Besuch bei der Familie Centeno. Nela war zurückhaltend und verlegen.

„Liebe Schwester", sagte Florentina, „was ist das für ein Betragen? Weßhalb hast Du Dich während der letzten Zeit bei uns nicht sehen lassen? Komm zu uns, Pablo sehnt sich nach Dir; denke Dir nur, er kann sehen!"

„Ich weiß es", antwortete Nela, indem sie Florentinas Hand mit Küssen bedeckte.

„Komm mit mir! Er fragt unaufhörlich nach Dir. Heute nimmt Don Teodoro zum vierten Mal die Binde ab. Als er es das erste Mal that . . . o, wie wir da vor Furcht und Hoffnung bebten! Die erste Person, die er sah, war ich."

Nela ließ ihre Hand los.

„Hast Du mein Versprechen vergessen oder glaubtest Du, es sei nur ein Scherz von mir? Ach, kein Opfer scheint mir groß genug zu sein, um der Mutter Gottes meine Dankbarkeit zu beweisen. Ach, ich wünschte, daß ich alle Menschen ebenso glücklich machen könnte, wie ich selbst bin. Aber das ist nicht möglich, das vermag nur Gott allein. Aber Dich kann ich glücklich machen, und Du sollst mein Ersatz dafür sein. Sage diesem Hause lebewohl, jetzt gehörst Du mir!"

Florentina ergriff ihre Hand und führte sie mit sich fort. Auf dem Wege sagte sie plötzlich:

„Aber weßhalb bist Du nicht zu uns gekommen? Mein Oheim sagte, es sei Deine Verschämtheit und Dein natürliches Zartgefühl, die Dich verhinderten, das Versprechen in Anspruch zu nehmen. Weßhalb schweigst Du? Freuest Du Dich nicht über unser großes Glück?"

Nela betrachtete das junge Mädchen und schien nicht Lust zu haben, ihm weiter zu folgen.

„Komm, Nela! Was geht mit Dir vor? Du betrachtest mich so sonderbar."

Die Augen der Verlassenen waren auf die Züge Florentinas mit einem Ausdruck des Schreckens geheftet.

„Weßhalb zittert Deine Hand? Bist Du krank? Du siehst so blaß wie der Tod aus, und Deine Zähne klappern. Wenn Du krank bist, werde ich Dich pflegen. Jetzt besitzest Du Freunde, die Dich lieben, denn nicht bloß ich, sondern auch Pablo hält viel von Dir und hat mir viel von Dir erzählt. Er will Dich gern sehen; Du kannst Dir wohl denken, wie begierig er ist, alles kennen zu lernen, was er bis dahin nur vom Hörensagen kannte. Das Merkwürdigste ist, daß er sofort vom ersten Augenblicke an imstande war, das Häßliche vom Schönen zu unterscheiden: Ein Stück rothen Siegellacks gefiel ihm, und ein Stück Kohle fand er häßlich. Und so ging es mit allen anderen Dingen. Was schön ist, erfüllt ihn mit Entzücken, aber beim Anblick einer häßlichen Sache beginnt er zu zittern. Ich muß ihm gefallen haben, denn sofort, als er mich sah, sagte er: ‚Ach, Cousine, wie schön bist Du! Gelobt sei Gott, daß ich das Glück habe, Dich sehen zu können!‘“

Nela ließ Florentinas Hand los und fiel wie leblos auf die Erde. Florentina beugte sich zu ihr hinab und sagte zu ihr in freundlichem Tone:

„Was geht mit Dir vor? Weßhalb betrachtest Du mich so?“

Nela starrte Florentina ins Gesicht, aber nicht mit einem Ausdruck von Haß, sondern von stummem, flehendem Schmerz.

„Mein Fräulein“, sagte sie endlich, „ich hasse Sie nicht, nein, nein, ich liebe Sie.“

Sie ergriff Florentinas faltenreiche Kleider und küßte sie leidenschaftlich.

„Wer glaubt denn, daß Du mich hassest? Ich weiß, daß Du mich liebst, aber ich beginne unruhig zu werden. Erhebe Dich!“

„Ich liebe Sie, ich bete Sie an“, rief Nela, indem sie Florentinas Füße küßte, „aber ich kann nicht, ich kann nicht . . .“

„Was kannst Du nicht? Um Gottes willen, erhebe Dich doch!“

Florentina streckte die Arme nach ihr aus, um das Mädchen emporzuheben, aber Nela erhob sich schnell, sprang einige Schritte zurück und rief unter Thränen:

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“

„Aber was meinst Du denn? Sprich, um Gottes willen!“

„Ich kann nicht nach Aldeacorba gehen.“

„Weßhalb nicht?“

„Die Heilige Jungfrau weiß es. Möge sie Sie segnen! Küssen Sie mich!“

Florentina umarmte sie zärtlich. Gleich darauf riß sich Nela los, lief den Berg hinauf und verschwand im Gebüsch.

„Nela, Schwester!“ rief Florentina angsterfüllt, aber nur aus der Ferne hörte sie „Lebewohl“ rufen.

Kummervoll saß Florentina noch immer auf derselben Stelle,

als Teodoro Golfin vorüberkam. Er war erstaunt über ihre Niedergeschlagenheit und fragte nach der Ursache derselben.

„Es giebt gar viel Schlimmes", antwortete sie, „aber das Schlimmste ist die Undankbarkeit."

XVI.

Nela geht.

Nela irrte während des ganzen Tages im Walde umher. Als es finster wurde, näherte sie sich der Wohnung ihres Freundes, aber sobald sie jemand kommen hörte, verbarg sie sich. Dann ging sie nach der Trascava. Auf dem Wege begegnete sie Celipe, der mit entschlossenen Schritten seiner glänzenden Zukunft entgegen ging — so glaubte er wenigstens selbst. Als er Nela erblickte, sagte er:

„Wir glaubten, daß Du jetzt bei Fräulein Florentina seiest, Rebhühner äßest und Dich mit Limonade und Biskuit erquicktest."

„Und was thust Du hier?" fragte Nela.

„Du weißt ja sehr gut, daß ich in die Welt hinausgehe, um etwas zu lernen und viel Geld zu verdienen. Die Heilige Jungfrau begünstigt mein Vorhaben, denn Vater und Mutter begannen heut' so frühzeitig zu schnarchen, daß ich bei guter Zeit durch das Fenster springen konnte. Folgst Du mir oder bleibst Du hier?"

„Ich folge Dir", sagte Nela, indem sie urplötzlich seinen Arm ergriff.

„Wir werden zuerst mit der Eisenbahn fahren, soweit das Geld reicht, und dann betteln wir uns durch, bis wir nach Madrid kommen. Wenn wir dort angekommen sind, nimmst Du einen Dienst in einem vornehmen Hause und ich in einem anderen. Dort können wir beide etwas lernen, und von dem, was ich lerne, werde ich Dir manches mittheilen, wenn auch nicht so viel; denn ihr Weiber braucht nicht so viel zu wissen wie wir Männer, besonders wie wir Aerzte."

Nachdem sie eine Weile marschirt waren, fuhr Celipe fort:

„Wir thun wohl besser, wenn wir ein wenig seitwärts vom Wege gehen, denn wenn Vater und Mutter uns nachkommen und uns ergreifen, dann bekommen wir gräßlich viel Prügel."

Plötzlich ließ Nela den Arm ihres Reisekameraden los, setzte sich auf einen Stein und sagte betrübt:

„Ich gehe nicht mit."

„Nela, sei nicht dumm! Wovor fürchtest Du Dich? Weßhalb willst Du mir nicht folgen?"

Nela ließ den Kopf auf die Brust sinken und antwortete nicht. Schließlich fragte Celipe:

„Du beabsichtigst also wieder nach Hause zu gehen?"

„Nein."

„Aber nach Aldeacorba?"

„Nein."

„Aber nach der Stadt, wo Fräulein Florentina wohnt?"

„Nein.“

„Nun, dann laß ich Dich hier sitzen, ich habe nicht Zeit, zu warten. Willst Du eine Kupfermünze haben, im Fall Du etwas zu Nacht essen willst?“

„Nein, Celipe. Ich brauche kein Geld. Geh' Du, und werde ein braver Mann! Glück auf den Weg und vergiß Socartes und Deine Eltern nicht.“

Celipe war — was man von einem so entschlossenen Burschen kaum erwartet hätte — dem Weinen nahe! Er unterdrückte die Thränen und sagte:

„Ich meine Eltern vergessen! Das ist unmöglich. Aber, Nela, ich höre Schritte, ich muß fort. Lebe wohl!“

Nela zitterte vor Erregung, als sie Choto erblickte und der Hund sie zu liebkosen begann. Dann bellte er laut und lief eilig nach Aldeacorba zurück. Dort trat gerade der Arzt aus der Thür. Der Hund sprang ihm entgegen und schien ihm etwas mittheilen zu wollen. Da er merkte, daß Teodoro sein Gebahren beachtete, lief er wieder in derselben Richtung zurück, in welcher er gekommen war.

Nachdem der Arzt ein Stück Weges gegangen war, hörte er in einigem Abstande eine Stimme sagen:

„Was willst Du, Choto?“

Golfin glaubte Nelas Stimme zu erkennen. Er eilte sofort in die angegebene Richtung weiter, aber da sie sich verfolgt sah, begann sie davon zu laufen, doch der Doktor lief hinterher. Schließlich verging dem Mädchen der Athem, sie hielt inne und setzte sich auf einen Stein. Zu ihren Füßen öffnete sich die schwarze Kluft der Trascava. Plötzlich erhob sich Nela und begann den Abhang hinabzugleiten. Teodoro stürzte nach dem Rande des Abgrundes vor und rief so laut wie er konnte:

„Nela! Nela!“

Keine Antwort.

Teodoro versuchte vorsichtig, einige Schritte weiter vorzuschreiten, dann rief er wieder:

„Komm sofort herauf!“

„Was wollen Sie, Herr?“ antwortete sie, indem sie langsam den Berg hinaufkletterte.

„Beeile Dich heraufzukommen, ich habe Dir etwas zu sagen.“

Endlich stand sie vor ihm. Teodoro nahm sie bei der Hand und führte sie mit sich fort.

XVII.

Gezähmt.

Während sie den Weg dahinschritten, waren sie beide verlegen, wie sie ein Gespräch einleiten sollten. Schließlich begann Golfin:

„Was beabsichtigtest Du dort unten an dem Abhang zu thun? Antworte mir, als ob Dein Vater Dich fragte!“

„Ich habe keinen Vater.“

„Das thut nichts. Stelle Dir vor, daß ich Dein Vater wäre, und antworte mir!“

„Meine Mutter ist dort unten.“

„Deine Mutter ist todt, Du weißt sehr gut, daß die Todten in einer anderen Welt sind und nicht in dieser.“

„Meine Mutter ist dort unten.“

„Und Du wolltest zu ihr gehen und Dich des Lebens berauben?“

„Ja, Herr.“

„Weißt Du nicht, daß Deine Mutter ein Verbrechen beging, als sie sich das Leben nahm? Hat Dich das niemand gelehrt?“

„Nein. Wenn ich mich tödten will, was geht dies andere Leute an?“

„Aber begreifst Du denn nicht, daß es gegen Gottes Gesetz ist, wenn wir uns des Lebens berauben, das er uns gegeben hat? Hat Dein Herr Dir nichts davon gesagt?“

„Ja, aber von nun an wird er mir ja nichts mehr sagen.“

„Glaubtest Du denn, daß Du glücklicher im Tode als im Leben sein würdest?“

„Ja, Herr.“

„Weßhalb das?“

„Weil ich dann das nicht mehr fühlen würde, was ich jetzt fühle, und dann würde ich bei meiner Mutter sein.“

„Aber vor ein paar Tagen warst Du ja so zufrieden und glücklich. Was ist denn so plötzlich geschehen, daß Du so schnell des Lebens überdrüssig geworden bist?“

„Ich will zu meiner Mutter gehen. Ich mag nicht länger leben. Ich tauge zu nichts. Es ist besser, daß ich sterbe.“

„Man hat Dir eine unglückliche Idee beigebracht. Glaubst Du denn, daß man zu nichts taugt, weil man nicht Karren schieben und Steine tragen kann? Dazu bist Du freilich zu schwach, aber Du hast Verstand, und wenn Deine Anlagen ausgebildet werden, würdest Du schon zu etwas hier auf Erden tauglich sein.“

Nela war stumm vor Erstaunen über diese Worte.

„Ich verstehe nur nicht“, fuhr Golfin fort, „weßhalb Du gerade jetzt verzweifelst, wo Du eine so vorzügliche Gelegenheit gefunden hast, aus Deinem Elend herauszukommen. Florentina, die so gut wie ein Engel ist, will Dich zu ihrer Freundin und Schwester machen, und Du entfliehst. Wie kannst Du so undankbar sein?“

„Ich bin nicht undankbar. Ich bete Fräulein Florentina an; sie kommt mir so hoch und heilig vor, daß ich nicht einmal verdiene, sie zu sehen.“

„Dein Betragen widerspricht Deinen Worten.“

„Ach, ich dachte mir das wohl“, antwortete Nela schluchzend, „das war das einzige, was mich noch zurückhielt, als ich mir den Tod geben wollte.“

„Nun gut, ich werde Dich mit Florentina versöhnen, aber Du

mußt mir die wirkliche Veranlassung Deines Entschlusses mittheilen."

„Ich glaubte, daß man nach dem Tode alles das erlangt, was man sich während seines Lebens vergebens gewünscht hat. Wenn ich schlafe und träume, sehe ich stets die Todten vor mir mit frohen und glücklichen Gesichtern."

„Glaubst Du an Deine Träume?"

„Ja, Herr."

„Aber wenn Du nun glücklich werden willst, weßhalb nahmst Du nicht Florentinas Anerbieten an?"

„Sie bot mir kein Glück, sondern nur Unglück an."

„Bist Du vielleicht jemals früher während Deines Lebens glücklich gewesen?"

„Ich begann es zu werden."

„Und wann hörte dieses Glück auf?"

„Als Sie kamen."

„So habe ich also das Unglück mit mir gebracht?"

„Nein, im Gegentheil, ein großes Glück."

„Ich habe Deinen Herrn von seiner Blindheit geheilt. Bist Du mir nicht dankbar dafür?"

„Ja, Herr."

„Dein Herr hat mir gesagt, daß er Dich sehr lieb habe. Nach der Operation hat er unaufhörlich nach seiner Nela gefragt. Es schien gerade, als ob er wünschte, das Licht seiner Augen zu erlangen, nur um Nela sehen zu können . . ."

„Nein, nein, er wird mich niemals sehen."

„Weßhalb nicht?"

„Ich bin zu häßlich. Solange er blind war, mochte er mich lieben, aber seitdem er sehen kann, wird er nur Florentina lieben, aber nicht Nela."

„Wer weiß . . .?"

„Nein, das ist unmöglich."

„Ach, das ist nur eine Einbildung von Dir. Versuche wenigstens, ob Du Deinem Herrn nicht gefallen kannst! Folge mir heim!"

„Nein, ich will nicht, ich will nicht!" rief das Mädchen und eilte einige Schritte zurück.

„Beruhige Dich, ich will Dich nicht zwingen. Schön bist Du freilich nicht, aber alle Menschen lassen sich nicht ausschließlich von dem Aeußeren beherrschen."

„Nein", wiederholte Nela in feierlichem Tone, „es darf keine häßlichen Geschöpfe geben."

„Hast Du Deinen Herrn sehr lieb?"

„Ja, Herr", antwortete sie weinend.

„Du vermagst den Gedanken nicht zu ertragen, daß er aufhören könne, Dich zu lieben?"

„Nein, nein."

„Er hat mit Dir von Liebe gesprochen?"

„Ja, er sagte, daß ich die Begleiterin seines Lebens werden sollte. Ich glaube das.“

„Und weßhalb sollte es nicht wirklich so werden können?“

„Er sagte, daß er nicht ohne mich leben könnte. Ich war glücklich! Meine Häßlichkeit und meine lächerlich kleine Figur schadeten mir nicht, weil er mich nicht sehen konnte, aber seitdem er . . .“

„Armes Kind! Ich merke, daß ich schuld an allem bin.“

„Nein, Sie haben ein gutes Werk vollbracht. Ich tauge zu nichts. Ich habe alles verloren, ich will zu meiner lieben Mutter gehen.“

„Nein, Du sollst mir folgen. Ich will Dich lehren, was Du nicht kennst, ich will Dich lehren, Dich für andere zu opfern, Dich so klein zu machen, daß andere groß werden müssen, und Du wirst Dein Glück in dem Glücke der anderen finden. Folge mir!“

Nela sank aufs Knie. Vor Ueberreizung und Mattigkeit war sie zu schwach, um gehen zu können. Golfin hob sie auf seine Arme und trug sie wie ein Kind nach Aldeacorba, wo er sie in Florentinas Zimmer brachte.

XVIII.
Die neue Welt.

Als der Arzt zum ersten Mal auf einige Minuten die Binde von den Augen des Operirten nahm, stieß Pablo einen lauten Schrei aus. Er schien vor der Welt erschreckt zu werden, die er zum ersten Mal in seinem Leben erblickte. Er streckte die Hände aus, sowohl, um sich zu stützen, als auch um sich um so sicherer zurückziehen zu können. Der Lichtraum, den er erschaute, erschien ihm wie ein Abgrund, in welchen er hinabstürzen mußte, und der Trieb der Selbsterhaltung zwang ihn, die Augen zu schließen.

Der Doktor und die Angehörigen des Operirten suchten ihn zu ermuntern, die Augen wieder aufzuschlagen, aber er vermochte nicht, seine Furcht zu beherrschen. Die Bilder stürmten so gewaltig auf ihn ein, daß er fürchtete, sich an ihnen zu stoßen. Entfernte Berge vermeinte er mit den Händen greifen zu können, und von den Personen und Gegenständen in seiner Nähe glaubte er, daß sie auf seine Augen fielen. Bei dem zweiten Versuche, als der Arzt sein Sehvermögen mit geeigneten Gläsern zu unterstützen suchte, fiel sein Blick auf Florentina.

„Mein Gott, ist das Nela?“ rief er in einem Tone leidenschaftlicher Bewunderung.

„Nein, das ist Deine Cousine Florentina.“

„Ach, ich glaubte nicht, daß es eine solche Schönheit gäbe. Strahlen fließen von Deinem Gesichte aus, Deine Hände, Deine Arme und Dein Haar sind umgeben von einem zitternden Schein, der mich mit vielen sonderlichen Gedanken erfüllt.“

„Er beginnt die Farben zu unterscheiden“, sagte der Arzt. „Ver-

muthlich sieht er die Gegenstände noch von den Farben des Regenbogens umgeben."

Während der folgenden Tage fragte er unaufhörlich nach Nela, die sich noch immer fernhielt. Seine Cousine Florentina ließ er kaum einen Augenblick aus seiner Nähe.

XIX.

Die schönen Augen sterben.

Florentina war mit Nähen beschäftigt, mit eigener Hand wollte sie ein Kleid für das kranke Mädchen, das in einem Bette im Hintergrunde des Zimmers lag, anfertigen.

Der Arzt fühlte den Puls des Mädchens. Plötzlich hörte man Schritte draußen im Vorzimmer. Nela erblaßte vor Angst, auch der Doktor wurde unruhig.

Pablo öffnete die Thür und trat ein, geradeaus gehend, wie er es während seiner Blindheit gewohnt war. Er sah sehr glücklich aus; seine Augen, welche noch nicht gewohnt waren, sich seitwärts zu bewegen, sahen nur das, was sich in unmittelbarer Nähe vor ihm befand, während alles andere noch nicht für ihn existirte.

„Cousine", sagte er, „weßhalb hast Du Dich heute noch gar nicht um mich gekümmert? Dein Vater sagte mir, daß Du für die Armen arbeitest, und deßhalb will ich's Dir verzeihen."

Florentina wußte nicht, was sie antworten sollte. Um Pablo in der Entfernung vom Arzte und Nela zu halten, war sie auf den Balkon hinausgetreten. Dort setzte sie sich hin und fuhr mit ihrer Arbeit fort. Die Sonne schien auf sie und ließ ihre Schönheit, die von keiner prahlerischen Kleidung entstellt war, in ihrem vollen Glanze hervortreten.

„Lieber Vetter", sagte sie mit gerunzelten Augenbrauen, „Don Teodoro hat Dir nicht gestattet, heute die Binde von den Augen zu nehmen. Es ist sehr unrecht von Dir, ungehorsam zu sein."

„O, die Erlaubniß dazu kann ich mir wohl hernach einholen", antwortete Pablo lächelnd. „Was könnte mir das wohl schaden? Ich fühle mich vollkommen wohl. Uebrigens, wenn ich auch wieder blind würde, so thut das nichts, denn ich habe ja Dich und Deine Schönheit gesehen."

Er kniete vor ihr nieder und küßte leidenschaftlich ihre Hand.

„Herr Doktor", rief Florentina, „schelten Sie ihn tüchtig aus!"

„Sofort die Binde wieder vor die Augen!" befahl der Arzt.

Verlegen wandte der junge Mann den Kopf nach der Stelle im Zimmer, von wo die Stimme kam. Geradeaus schauend, gewahrte er Teodoro, der neben einem Bette stand.

„Sehen Sie, hier bin ich, Herr Doktor", sagte er in gerader Linie zu ihm hingehend.

„Ja, aber Sie müssen die Binde wieder anlegen und in Ihr Zimmer gehen."

„Sehr gern, wenn Sie es wollen, obgleich ich mich wohl fühle. Aber was ist das?“

Neben dem Doktor sah er eine spitze Nase und ein Gesicht, blaß wie der Tod, zwischen den Kissen hervorschauen.

„Ich begreife“, fuhr Pablo fort, „mein Oheim sagte mir, daß Du ein armes Mädchen zu Dir genommen hast. Armes Kind, Du bist zu einem Engel gekommen. Meine Cousine ist ein Abbild der Güte Gottes. Sie ist sehr krank, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Ja, und Sie müssen sie allein lassen.“

„Gut, ich gehe.“

Bei diesen Worten streckte Pablo eine Hand aus, um sie auf den Kopf des armen Mädchens zu legen, das ihm ein Bild des äußersten menschlichen Elends zu sein schien. Das Mädchen betrachtete ihn mit einem Blicke unbeschreiblichen Schmerzes; dann ergriff es Pablos Hand.

Sobald er diese Hand fühlte, begann er am ganzen Körper zu zittern und stieß einen Schrei aus, der aus seiner innersten Seele zu kommen schien. Alle waren stumm. Nach einer Pause sagte das Mädchen mit zitternder Stimme: „Ja, Herr, ich bin Nela.“

Langsam führte sie Pablos Hand an ihre Lippen und küßte sie dreimal. Dann verließen sie ihre Kräfte. Pablo betrachtete sie, als ob er die ganze Welt der Illusionen überblickte, in welcher er während seiner Blindheit gelebt hatte.

Weinend trat Florentina an das Bett, und der Arzt sagte in kummervollem Tone:

„Er hat sie nicht getödtet. Schon gestern, da ich sie bei der Trascava fand, hatte sie heftiges Fieber. Es ist vorbei.“



Ernst Schulze.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstage. 22. März 1889.

Von Viktor Kiy.

Die neuere Romantik ist ein Anachronismus; die Vertreter derselben erneuerten die Tendenzen der Sturm- und Drangperiode der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sie bekannten theoretisch wie praktisch den Satz, welchen Novalis ausgesprochen und Schopenhauer in anderer Form wiederholt hat, daß „der poetische Sinn Verwandtschaft mit dem Sinne für Weissagung, ja dem Wahnsinne" habe.

Dunkle Ideen füllten ihren Kopf, erkünstelte unwahre Leidenschaften schwellten ihr Herz; „unbestimmte Ahnungen nährten den Stolz der jungen Seele; das Unklare, was in ihr arbeitete, sollte tief, das Ungeordnete genial" erscheinen.

Es konnte daher nicht fehlen, daß gerade die edelsten Herzen keine Befriedigung in dieser inhaltlosen Buhlerei der Phantasie fanden. Dies war der Fall bei Ernst Schulze, der in der strengen Schule der Alten gebildet, mit Vorliebe seinen Homer studirte und mit Wohlgefallen Baggesens „Kliegkliegel-Almanach" las, eine meisterhafte Parodie des „mystischen Unsinns und der romantischen Raserei."

Die Wiedererweckung der deutschen Poesie des Mittelalters mit ihren reichen Sagen- und Märchenschätzen, die wir den Romantikern verdanken, begrüßte er dagegen mit Freude.

Später, als seine heitere Lebensauffassung in Schwermuth umgeschlagen war, näherte er sich denselben auch innerlich, da die ahnungsvolle Grundstimmung jener der seinigen nahe verwandt war.

Ja, wenn wir seinem ersten Biographen Bouterwek Glauben schenken, so müssen wir annehmen, daß solche romantische Anklänge bei Schulze schon etwas früher zutage traten, vielleicht kurz bevor er seine Cäcilie kennen lernte und seine Phantasie einen Gegenstand suchte. in dem sich ihm die Idee der Schönheit verkörperte.

Im übrigen bewahrte ihn sein gebildeter Geschmack vor den Irrthümern jener Dichter.

Zunächst wirkte Wieland, sowohl was die Behandlung der Form als den Wohllaut der Sprache anbetraf, höchst vortheilhaft auf ihn. Die Heiterkeit der Wielandschen Muse, versicherte er seinem Lehrer Bouterwek, habe auf seinen Geist den glücklichsten Einfluß gehabt; ein strenger Ernst verderbe das Leben wie die Kunst.

Dabei war sein Lebenswandel tadellos; streng wahrte er stets die Grenzen des Anstandes und war ein Feind aller Unredlichkeit und Unwahrheit.

Heiter wie seine Auffassung des Lebens waren auch seine Gedichte. So war auch „Psyche", ein griechisches Märchen, sein erstes größeres Werk, das er Bouterwek in Bruchstücken mittheilte und das wie seine meisten Gedichte erst nach seinem Tode gedruckt wurde, noch ganz im Geiste Wielands gehalten.

Auch sein Hauptwerk „Cäcilie", ein Epos in zwanzig Gesängen, das am tiefsten mit allen Fasern seines Herzens verwachsen ist, dichtete er ebenso wie sein letztes „Die bezauberte Rose" in der Wielandschen Stanze.

Für das Verständniß des Ersteren, der „Cäcilie" ist es nothwendig, daß wir schon an dieser Stelle auf einen hochwichtigen Abschnitt seines Lebens etwas näher eingehen.

Es war dies ein Ereigniß, dessen Folgen bei seiner dichterischen Entwickelung sowie der Gestaltung seines Lebens wesentlich mitwirkten.

Das heiße Sehnen seines Herzens nach einem Ideale weiblicher Liebenswürdigkeit, welches dasselbe ganz auszufüllen imstande war, wurde nämlich erfüllt. Cäcilie, die Tochter eines Göttinger Gelehrten, vereinigte in sich alle jene Eigenschaften, die sie ihm zur Verkörperung jenes Traumbildes machten.

Bouterwek sagt von ihr: „In der vollen Blüte der Jugend, reizend vor vielen ihres Geschlechts, von zarter Sittsamkeit, empfänglich für alles Schöne, geistvoll, von hinreißender Lebendigkeit in ihrem ganzen Wesen, zeichnete sie sich auch durch ihren feinen Kunstsinn und ihre Talente aus." Sie zeichnete und malte, spielte Klavier und Harfe mit gleicher Fertigkeit.

Schulze liebte Cäcilie mit jener jugendlichen Schwärmerei, der schon das Anschauen der Geliebten genügt. Im Vollgefühl des Glückes war er zufrieden, daß sie seine Zuneigung — wenn auch nur in den Grenzen wohlwollender Freundschaft — erwiderte.

Nicht lange jedoch sollte er sich derselben erfreuen. Eine tödtliche Krankheit warf Cäcilie auf ein Schmerzenslager, das sie fast ein Jahr gefesselt hielt. Die Standhaftigkeit, mit der sie ihre Leiden ertrug, erfüllte Schulze mit Bewunderung. Wie eine Heilige verehrte er die Geliebte, als diese ihm im achtzehnten Jahre ihres Lebens entrissen wurde.

In dem oben genannten Epos, einem romantischen Gedichte, wollte er ihr ein unvergängliches Denkmal setzen. „Ich will ein Werk dichten", schrieb er damals an einen Freund, „worin Cäciliens Charakter bis in seine kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll.

Das ganze Gedicht soll einen durchaus deutschen oder vielmehr nordischen Geist hauchen. Denn Cäciliens Gemüt war deutsch, wie ich nie eins fand. Es werden sich daher auch bloß nordische Mythen darin finden, Zauberjungfrauen, Meerfeyen, Nixen, Berggeister, das wüthende Heer u. s. w. Die Religion soll das Hauptmotiv des Gedichtes sein. In Cäcilien soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden, und ich selbst will in demüthiger Entfernung als die irdische Liebe neben ihr stehen. Der Ausgang kann natürlich nicht glücklich sein; aber er soll auch das Herz nicht zerreißen. Sanft und wehmüthig soll das ganze Gedicht verhallen, wie Schillers „Ritter Toggenburg" oder „Theklas Geisterstimme". Der Schluß soll gleichsam diese Welt mit einer schöneren verbinden, und es soll der Wiederschein einer schöneren darauf ruhen."

Als er Bouterwek die Grundzüge seines Gedichtes mittheilte, erkannte dieser den Dichter nicht wieder, der in seiner heitern Lebensauffassung bis dahin weder über den „Mysticismus des Christenthums" gegrübelt hatte noch zu beabsichtigen schien, denselben in seine Dichtung einzuführen.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Umkehr auf Schulzes Dichtung unvortheilhaft wirkte. Dieselbe ist zu breit angelegt und ohne einheitliche Handlung. In der Kunst der poetischen Beschreibung — namentlich von Landschaften und Schlachtgemälden — erreicht er darin, wie schon Bouterwek bemerkte, die ersten Muster des Alterthums und der neueren Zeiten. Nicht zu verkennen ist auch die Sorgfalt, welche er auf Sprache und Stil verwandte.

Noch mehr tritt dieses Bestreben in seinem letzten Gedichte „Der bezauberten Rose" hervor, durch welches er den von Brockhaus ausgesetzten ersten Preis für die beste poetische Erzählung errang. Auf dem Todtenbette erhielt er die Nachricht, daß ihm derselbe einstimmig zuerkannt worden sei.

Diese Auszeichnung verdiente sein Gedicht nicht allein wegen der meisterhaft gehandhabten Form, sondern auch wegen der künstlerischen Behandlung und einheitlichen Abrundung des anmuthigen Stoffes, eines sinnigen von dem Dichter erfundenen Märchens.

Auch hier noch finden wir einen Nachhall seines Liebesschmerzes; die Schlußstrophe des Gedichtes lautet:

> Dies sang ich Dir, als mit der ersten Rose
> Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erschien:
> Doch tückisch mischt das Schicksal seine Lose,
> Ein weißes zeigt's, wenn wir ein schwarzes zieh'n.
> So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
> Die freundlich mir die kurze Lust verlieh'n.
> Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben,
> Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

Es bleibt uns nun noch übrig, den Lebensgang des Dichters kurz zu schildern.

Ernst Konrad Schulze ist geboren zu Celle am 22. März 1789

und war der Sohn des dortigen Bürgermeisters Dr. Schulze. Als Knabe zeigte er wenig Neigung für die Wissenschaften, obgleich er nicht ohne Anlage war. Mit angeborener Herzensgüte verband er Frohsinn und war lustigen Streichen, wie allen Arten von körperlichen Uebungen nicht abgeneigt. Seine geringe Ordnungsliebe zog ihm von dem Vater wie von seinen Lehrern manchen herben Tadel zu.

Sein dichterisches Talent offenbarte sich schon früh, indem er in Verbindung mit einem Freunde eine Familienzeitung schrieb, in der er häusliche wie öffentliche Angelegenheiten in kleinen Aufsätzen behandelte. Sein erstes Gedicht widmete er der Trennung von jenem Freunde, die er schmerzlich empfand.

Im Herbst 1806 bezog er die Universität Göttingen, um — wenigstens dem Namen nach — Theologie zu studiren. Daneben hörte er philosophische Collegia bei Bouterwek und widmete sich dem Studium der klassischen Philologie, die er dann bald auch zu seinem Berufe erwählte, da er sah, daß er zum Geistlichen nicht geeignet sei.

In die Jahre 1812 und 1813 fällt seine Bekanntschaft mit Cäcilie. Die Episteln an die Geliebte, die er 1813 herausgab, bekennen der Welt offen das süße Geheimniß. In dem „Nachtgruß an Cäcilie" ruft er ihr zu:

O schlummere Du süß, bis des Himmels Saum
Sich schmückt mit dem Rosengewebe,
Und weich wie ein Flaum
Umgaukle die Wangen ein freundlicher Traum,
Daß den Engel ein Engel umschwebe.

Mich treibt es hinaus durch die dämmernde Nacht
Auf dem Pfade der Geister zu ziehen; —
Wo Liebesmacht
Mit der ewigen Flamm' in dem Busen wacht,
Kann Blümlein Ruhe nicht blühen.

Daneben lag er eifrig seinen Studien ob und wurde nach bestandenem Rigorosum zum Doktor und Magister der Philosophie promovirt.

Nach dem Tode Cäciliens suchte der Dichter Trost in dem Anschluß an die vertrauteste Freundin derselben; bald jedoch nahm sie die Stelle der Geliebten ein; oder sie sollte vielmehr mit ihr eins werden, nicht die erste Liebe verdrängen.

„Diese poetische Liebe", sagt Bouterwek mit Recht, „die an zwei Gegenstände, einem sichtbaren und einem unsichtbaren, mit schwärmerischer Beharrlichkeit und zunehmender Leidenschaft hing, wurde das Unglück des jungen Mannes, dessen rastlos arbeitende Phantasie ihn der wirklichen Welt immer mehr entfremdete."

Schulze schildert seine Doppelneigung in folgenden Versen:

Denn wie sich Träum' im Leben oft entfalten,
Und Leben oft in lust'gen Träumen blüht,
So gatten sich die minnigen Gestalten
Zu einem Bild im liebenden Gemüt.

In dieser streb' ich, jene festzuhalten,
Und wähne, daß mit dieser jene flieht.
Doch weil die eine längst sich mir entrissen,
Mußt' ich auch stets der andern Liebe missen.

Denselben Gegenstand behandeln noch mehrere der späteren Gedichte aus dem „Poetischen Tagebuche" und „Der Reise durch das Weserthal".

Solche Einflüsse erschütterten schließlich des Dichters Gesundheit. Nichts desto weniger entschloß er sich, vielleicht um einen ehrenvollen Tod zu finden, als freiwilliger Jäger für die Befreiung des Vaterlandes einzutreten. Er ließ sich als solcher für das Grubenhagische Jägerbataillon einschreiben, das sich unter dem Oberbefehle eines Freundes seines Hauses, des Obersten und Oberforstmeister von Beaulieu in Göttingen bildete.

Aus dieser Zeit stammen seine patriotischen Gedichte, deren mehrere sich in dem poetischen Tagebuch finden. Als Beispiel mögen folgende Strophen dienen:

Rosse wiehern, Waffen blinken,
Deutschlands Rächer sind genaht,
Und die bunten Fahnen winken
Zu des Ruhmes gold'nem Pfad.
Soll ich stets dem Kummer dienen,
Sehnsuchtsvoll und hoffnungslos?
Sieh, das Ziel ist schön und groß;
Nimmer blüht die That des Kühnen
In der Ruhe trägem Schoß.

Im Feldzuge kräftigte sich unser Dichter an Geist und Körper; aber nach Beendigung desselben verfiel er wieder der alten Melancholie.

Er setzte seine philologischen Studien in Göttingen fort, um sich zu habilitiren. Als dies geschah, fanden seine Vorlesungen jedoch wenig Beifall, weil er keine Anlage für den freien Vortrag besaß, — vielleicht auch nur wegen mangelnder Uebung. Dies verdüsterte seine Stimmung noch mehr.

Dabei arbeitete er an der Cäcilie weiter, welche er im Dezember 1815 vollendete.

Darauf faßte er den Entschluß, sich von Göttingen loßzureißen, um unter dem milden Himmel Italiens zu gesunden, zumal ihn mehrere seiner Freunde, die sich in Rom zusammengefunden hatten, dorthin einluden.

Im Sommer 1816 beschäftigten ihn die Vorbereitungen dazu. Eine Fußreise, die er im Herbste desselben Jahres an den Rhein machte, verschlimmerte jedoch sein Brustleiden in Besorgniß erregender Weise.

Ohne die Ahnung des nahen Todes glaubte er im Frühjahr 1817 die Reise in das Land seiner Sehnsucht antreten zu können; aber ein erneuter Krankheitsanfall hinderte ihn daran. Nachdem er

sich noch einmal davon für kurze Zeit erholt hatte, starb er zu Celle am 26. Juni 1817 im neunundzwanzigsten Lebensjahre.

Er war ein edler Jüngling, voll Selbstgefühl, doch frei von jeder Selbstüberschätzung, ein Dichter, der das Höchste gewollt hatte. Deßhalb möge, wenn er dies auch nicht erreichte, sein Andenken im deutschen Volke unvergessen bleiben.

Mein Los.

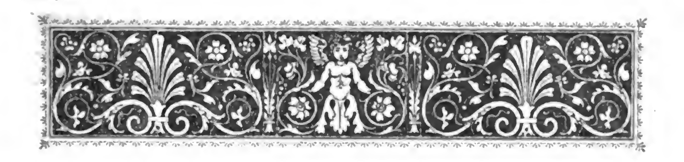
Von Dornen war immer mein Leben umrankt,
Die Dornen haben gestochen,
Den Dornen auch hab' ich die Rosen verdankt,
Die dran hervorgebrochen.

Die Dornen stachen wund das Herz,
Da fielen die Tropfen nieder,
Aus den rothen Tropfen, dem brennenden Schmerz
Erwuchsen Rosen und Lieder.

Und es blühte hervor aus dem Dornengewind,
Mich schützend vor Vernichtung,
Dornröschen, das Märchen, das Königskind,
Die Zauberblume der Dichtung.

Benno Rüttenauer.





Emin Pascha.

Von P. Asmußen.

Seit länger als Jahresfrist ist der Name Emin Pascha in aller Munde. Jedermann weiß, daß er auf eigene Hand eine Provinz des ägyptischen Sudan gegen Angriffe von allen Seiten, namentlich gegen die Anhänger des Mahdi hält, daß er in Wadelai am Oberlaufe des weißen Nil sozusagen residirt, daß es geplant wird, ihn aus seiner bedrängten Lage zu erlösen und daß er im Herbste des vorigen Jahres in die Hände der aufständischen Sudanesen gefallen sein soll. Sonst ist aber die Kenntniß über ihn im allgemeinen eine dürftige und es dürfte wohl angebracht sein, uns mit seinen Schicksalen etwas näher bekannt zu machen.

Isaak Schnitzer ist im Jahre 1840 in Oppeln von jüdischen Eltern geboren. Als er drei Jahre alt war, zog seine Familie nach Neiße, wo seine Mutter sich nach dem Tode seines Vaters mit einem Christen verheiratete und sich taufen ließ. Bei dieser Gelegenheit scheint auch Isaak getauft worden zu sein und den Namen Eduard angenommen zu haben, oder vielmehr: derselbe ist ihm beigelegt worden. Den Namen Emin hat er aber erst, seitdem er im Orient thätig ist. Er ist verheiratet mit einer Wittwe des Paschas von Janina und bekennt sich, wie man allgemein annimmt, gegenwärtig zum Islam. Aus seinen Jugendjahren sind wenig sichere Daten bekannt. Genannt wurde sein Name erst, nachdem er im ägyptischen Sudan eine Rolle zu spielen begonnen hatte.

Als nämlich im Jahre 1874 der Khedive von Aegypten den englischen Obersten Gordon in den Sudan schickte, um dem Sklavenhandel ein Ende zu machen und das Gebiet der ägyptischen Herrschaft zu erweitern, da war auch Dr. Schnitzer unter denen, die sich dem kühnen Engländer anschlossen, mehr aus Forscherdrang und Lust an Abenteuern, als um eine Lebensstellung zu gewinnen. Als Militärarzt in den Aequatorialprovinzen trat er in die Laufbahn ein, fand aber bald ein besseres Feld für seine geistigen Fähigkeiten, als

Gordon ihn an die Spitze einer Gesandtschaft an die Sultane von Uganda und Unjore, an den Ufern der großen Seen belegen, sandte. Schnitzer erwies sich den Schwarzen gegenüber als ein geschickter Unterhändler, und Gordon ehrte ihn durch die Ernennung zum Mudir von Hatt el Estiwa. Im Jahre 1878 erhielt dann Emin neben dem Titel eines Bei seine Bestallung zum Mudir von Lado. Diesen Posten hat er bis auf unsere Tage innegehabt und hat ihn möglicherweise noch heute inne, nur daß seine nominelle Abhängigkeit von Aegypten jetzt eine faktische ist.

Denn von vornherein konnte seine Abhängigkeit vom Vizekönig in Aegypten nur eine nominelle sein. Gondokoro, das Gordon zum Ausgangspunkt seiner Züge in die Gegend des oberen Nil und der großen Seen machte, liegt von Kairo an 400 Meilen in gerader Richtung entfernt. Die Karawane und das Nilschiff gebrauchen Monate, um von einem Orte zum andern zu gelangen. So war Emin von vornherein auf sich selbst angewiesen und das um so mehr, als Gordon schon im Jahre 1879 den Posten verließ, auf dem er viele Mühe gehabt, aber wenig Dank geerntet hatte. Man verlangte von ihm Unterdrückung des Sklavenhandels im Sudan, und er hat das Seine redlich gethan, um der Forderung gerecht zu werden. Aber wenn er auch hin und wieder einen Sklaventransport abfing, so lautete die große Frage: Was mit der schwarzen Waare beginnen? Ihre Heimat war verwüstet, der Weg dahin vielleicht von Feinden versperrt; so mußte man die Befreiten entweder für die Regierung oder für ihre Befreier arbeiten lassen, sie blieben Sklaven, vielleicht in milderer Form. Dazu waren die Sklavenhändler zugleich Käufer anderer Waaren, und mit der Unterdrückung des Sklavenhandels nahm der Gesammthandel des Sudan rapide ab, und die ägyptischen Steuerbeamten sogen das verarmte Land aus, die ägyptischen Soldaten raubten und plünderten, wenn sie sich nicht unter strenger Aufsicht wußten, und die Nachfolger Gordons thaten nichts, um dem Unwesen zu steuern. So wuchs die Erbitterung im Lande, und der Mann fand willigen Anhang, der mit der Botschaft auftrat, er sei der von Muhammed verheißene letzte Prophet, berufen, Aegypten aus den Händen der Ungläubigen zu befreien und dem Islam die Weltherrschaft zu gewinnen. Es war der Fehler der ägyptischen Gouverneure, daß sie den Mann zu leicht nahmen. Der Aufstand, den sie im ersten Stadium leicht hätten bezwingen können, wuchs ihnen über den Kopf und raubte dem Khedive Nubien und den Sudan, an Fläche der größte Theil seines ausgedehnten Reiches. Auf die Einzelheiten der mahdistischen Bewegung einzugehen ist hier der Ort nicht, in großen Zügen mußte sie angedeutet werden, weil gerade sie die Lage Emins zu einer kritischen machte.

Als Mudir von Lado war Emin ganz auf sich selber und seine Hilfsmittel angewiesen, die er sich zu verschaffen wußte. Keine bedeutende Militärmacht stand ihm zu gebote. Eine solche hätte ihm auch nichts genützt, da ihre Verproviantirung auf Schwierigkeiten

gestoßen wäre, die er nicht hätte überwinden können. Einige hundert Mann ausgebildete Truppen standen allerdings zu seiner Verfügung und die Neger seines Verwaltungsbezirks waren militärisch wenigstens nicht unbrauchbar. Aber wenn er sich halten wollte, so mußte es seine hauptsächlichste Sorge sein, sich mit seinen Untergebenen und seinen Nachbarn gut Freund zu halten. Ersteres ist ihm gut geglückt. Als Gouverneur und zugleich als Forscher bereiste er seine Provinz, suchte den Landbau und den Handel zu heben, dem Sklavenhandel aber nach besten Kräften entgegenzutreten, ein Grund mit, weßhalb er sich später mit dem Sultan von Uganda verfeindete. Er gründete fortwährend neue Stationen und lehrte seinen Negern, so gut es ging, die Anfangsgründe europäischer Kultur. Auch als Kaufmann war er thätig und legte für seine Bedürfnisse und um die zu bestreiten, ansehnliche Vorräthe von Elfenbein, Straußenfedern und anderen Dingen an, die in Innerafrika als allzeit gangbare Münze gelten. Daß er, der als Arzt und Landbauer, als Kaufmann und Naturforscher, als General und Gouverneur unausgesetzt thätig war, eine leichte Stellung hatte, wird keiner annehmen. Und doch kommt aus seinem Munde selten eine Klage. Fast möchte man aus seinen Briefen an Dr. Junker schließen, er befände sich als Mudir von Lado in der denkbar günstigsten Lage und die Welt biete keinen glücklicheren Posten, als den seinigen. Nur in den letzten Nachrichten, die von ihm nach Europa gelangt sind, klingt die bange Frage, ob auch seine Truppen ihm in der Stunde der Gefahr treu bleiben und ob seine Munition ausreichen werde. Für alle seine Aufopferung aber genießt der treue und kühne Mann auch den Lohn, daß seine Provinz sich in einem blühenden Zustande befindet, so weit man in Innerafrika von blühenden Zuständen zu reden vermag. Und das mag auch wohl der Hauptgrund sein, weßhalb er seinen Posten nicht verlassen will, so lange er ihn irgend halten kann. Was er unter Mühe und saurer Arbeit geschaffen hat, kann noch nicht auf eigenen Füßen stehen. Geht er davon, dann stürzt alles in Trümmer, dann ist die Frucht eines zehnjährigen Fleißes für ewige Zeiten verloren.

Im ersten Jahre seiner Verwaltung erreichten Emins Dampfer, nilabwärts fahrend, ohne Schwierigkeit Chartum, er konnte also seinen Verkehr mit der Außenwelt aufrecht erhalten und wenn er einmal ins Gedränge kommen sollte, so stand ihm eine Rückzugslinie offen. Dann verstopften an einer Stelle Wucherungen von Strompflanzen und Schlinggewächsen den Flußlauf, und es bedurfte monatelanger Arbeit, um das Fahrwasser frei zu machen. Dann freilich gelangten seine Dampfer nach Chartum, aber zu ihm zurückkehrend, brachten sie die Nachricht vom Aufstand des Mahdi mit, der im Spätherbste 1880 den Söhnen der Wüste seine Sendung geoffenbart hatte. Der Aufstand bedrohte Emin nicht direkt, zwischen Lado und dem Insurrektionsgebiet lag die Provinz Bahr el Ghasal, die Lupton Bei besetzt hielt. Zudem hatte der Mahdi sich zunächst gegen die von Norden kommenden Heere Aegyptens zu wehren und fand in den

durchweg heidnischen Aequatorialprovinzen keinen Anhang. Zudem war noch die Schiffahrt auf dem weißen Nil frei und Emin konnte noch den Rückzug auf Chartum erzwingen, wenn es nöthig sein sollte. Auch wird er kaum an einen ernsten Charakter des Aufstandes geglaubt haben. Derselbe wäre auch zu dämpfen gewesen, wenn die unter englischem Einfluß stehende ägyptische Regierung nicht Fehler über Fehler begangen hätte. Zunächst wurden nur kleine Heeresabtheilungen gegen den Mahdi ausgesandt und unzuverlässige, deren Soldaten oft vor der Schlacht in hellen Haufen zu dem neuen Propheten übergingen, seinen Anhang verstärkend. So war es ihm möglich, alle gegen ihn ausgesandten Truppen zu schlagen, was im Sudan den Glauben an seine Sendung befestigte. Und als man endlich im Jahre 1883 ein größeres Heer unter Hicks Pascha gegen ihn aussandte, wurde dieses geschlagen und völlig vernichtet. Der Mahdi war Herr und Meister im Sudan und war nun auch imstande, einen etwaigen Rückzug Emins ernstlich zu gefährden, wenn es diesem mit seinen 2—3000 Mann regulären Truppen auch vielleicht noch möglich war, denselben zu erzwingen und Chartum zu erreichen. Als man dann aber Gordon mit reichen Geldmitteln, aber ohne Heer nach dem Sudan schickte; als Gordon in Chartum seinem Verhängniß erlag und das englische Entsatzheer aus dem Sudan zurückgezogen wurde; als die Truppen des inzwischen verstorbenen Mahdi bis Wadi Halfa schweiften und auch Nubien mit Ausnahme weniger Küstenplätze den Aegyptern verloren ging: da war Emin dieser Rückzugsweg abgeschnitten; da war seine Lage eine kritische geworden.

Denn um dieselbe Zeit brach auch die Herrschaft Luptons zusammen. Ein Aufstand der Dinkaneger zwang ihn zur äußersten Kraftanstrengung, seine Truppen verweigerten ihm den Gehorsam und er mußte sich dem Emir des Mahdi ergeben. Noch heutigen Tages soll er leben und im Lager von Umderman gefangen gehalten, als Grobschmied verwendet werden und vor rohesten Mißhandlungen nicht sicher sein. Die Provinz Bahr el Ghasal ist also seit über drei Jahren in den Händen der Mahdisten. Diese sind somit unmittelbare Nachbarn Emins geworden. Vor ihren Angriffen nicht mehr sicher, zog er sich in den südlichen Theil seiner Provinz zurück. Lado wurde bereits im April 1885 geräumt, weil es sich nur sehr schwer und nur vom Norden her verproviantiren läßt. Dort könnten Emin also von den Anhängern des Mahdi die Zufuhren abgeschnitten werden. Südlich von Lado aber liegt eine wüste, schwer zu passirende Gegend. Für Emin war es in seiner Lage jedenfalls günstiger, diese Gegend im Angesicht, als im Rücken zu haben. Von Lado zog er über Muggi, Dufileh nach Wadelai zurück, woselbst er seit dem Juli 1885 seinen Wohnsitz hat.

Die von dort aus datirten Nachrichten, die letzte ist am 2. November 1887 abgegangen und kam erst nach etwa sieben Monaten in Europa an, athmen zwar noch heitere Zuversichtlichkeit und be-

kunden den festen Entschluß, auf seinem Posten auszuharren und sich entweder an die englischen Gebiete anzuschließen oder die Herrschaft auf eigene Hand aufrecht zu erhalten. Wenn aber damals Emin mit der Gründung von neuen Stationen westlich vom Mwutan Nzige, also noch südlich von Wadelai beschäftigt war, so geht daraus indirekt hervor, daß er sich seiner ernsten Lage sehr wohl bewußt war. Ohne Zweifel sollten diese südlichsten Stationen seine Zuflucht sein, wenn er sich im Norden nicht mehr halten konnte und sein Plan wird gewesen sein, sich im äußersten Nothfall westlich um die großen Seen herum zu bewegen und auf diesem Umwege die Küste zu erreichen. Den näheren Weg östlich um die Seen herum verlegte ihm der feindselige Sultan M'Wanga von Uganda.

Seit dem 2. November 1887 fehlen direkte Nachrichten über Emin. Aber in Europa erwachte das Interesse für den kühnen Mann. Immer lauter verlangte die öffentliche Meinung, man müsse ihm Hilfe bringen und dürfe ihn nicht im Stiche lassen, wie Gordon. Es galt entweder, ihn zu entsetzen und heimzuholen, oder ihm neue Munition zu bringen, deren er gewiß dringend bedarf und die er in seiner Abgeschiedenheit sich selber nicht zu schaffen vermag, oder endlich, ihm eine Rückzugslinie zu sichern, falls er in äußerste Bedrängniß gerathen sollte. Zunächst galt es, sich über den einzuschlagenden Weg schlüssig zu machen. Der durch den ehemals ägyptischen Sudan war von vornherein ausgeschlossen. So konnten nur der von der Küste aus und der vom Kongo aus in Betracht kommen. Von der Küste aus konnte man auf mehreren Wegen nach Wadelai gelangen, nur war man immerhin gezwungen, das Gebiet feindlicher Stämme zu passiren. Der Weg vom Kongobecken aus führte durch noch unentdecktes und unbekanntes Gebiet. Stanley aber, der jene Gegend noch am besten kannte, hielt den Weg nicht für schwierig und glaubte, vom Aruwimi aus in etwa drei bis vier Monaten nach Wadelai gelangen zu können. Da er selber erbötig war, die Expedition zu führen, so gelangte der Plan zur Ausführung.

Am 2. Juli 1887 trat Stanley von der Station am Aruwimi aus mit 520 Mann seine Reise an. Bei ihm befanden sich vier Europäer. Eine Nachhut von 130 Mann unter dem Obersten Barttelot blieb noch bis zum 10. Juli in einem verschanzten Lager an den Aruwimifällen und zog dann Stanley nach. Aber Barttelot wurde wenige Tage später ermordet und seine Truppe zerstreute sich. Am 12. Juli konnte Stanley noch einen Boten mit der Nachricht absenden, daß bei ihm alles wohl sei und daß er vorwärts marschire, wenn auch langsam. Seitdem aber ist er verschollen, d. h. von den in diesen Tagen eingegangenen Nachrichten abgesehen. Der Erfolg seiner Mission war abhängig von der Haltung des vielgenannten Tippo-Tip, des arabischen Großkaufmanns und Sklavenhändlers, der offenbar im östlichen Kongobecken die gewichtigste Persönlichkeit ist. Hielt er Treue, so konnte die Expedition ihr Ziel erreichen, fiel er ab, so war Stanley verloren. Als nun in über Jahresfrist

keine Nachricht über ihn nach Europa gelangte, meinte man das Schlimmste befürchten zu müssen. Selbst die, welche Stanley noch am Leben glaubten, bauten ihre Hoffnung lediglich darauf, daß das Gerücht eines Gewaltaktes gegen einen Mann, wie Stanley, der ja auch in Innerafrika eine bekannte Persönlichkeit ist, bald an die Küste und nach Europa gelangt wäre. Zwar meldeten Gerüchte in diesem Sommer von der Ankunft eines weißen Pascha am Bahr el Ghasal, und nur zu gern glaubte man, daß dieser der lange vermißte Stanley sei, der ja unter dem Namen des weißen Reisenden durch einen großen Theil des dunklen Erdtheils bekannt ist und im Rufe eines großen Zauberers steht. Aber der Italiener Casati sagte aus, daß mit dem weißen Pascha auch er oder sonst ein weißer Mann gemeint sein könnte und Sicherheit über Stanley erhielt man nicht.

Emin war durch von der Ostküste ausgesandte Boten von der Expedition Stanleys schon im Herbst 1887 unterrichtet worden. Die Nachricht war für ihn eine freudige Ueberraschung. In den letzten Nachrichten, die er nach Europa gelangen ließ, sprach er es aber unverhohlen aus, daß er an eine Rückkehr nach Europa gar nicht denke. Vielmehr wolle er nach dem Empfang neuer Munition wieder den Nil hinabmarschiren, die alten Stationen, die er seit 1885 nach und nach verlassen, wieder besetzen und seine Macht nach Kräften zur Ausdehnung seiner Herrschaft benutzen. Wenn wir ihn recht verstehen, plant er nichts geringeres, als an seinem Theil zur Niederwerfung des mahdistischen Aufstandes beizutragen. Vielleicht fühlt er sich berufen, die Aufgabe auf seine Schulter zu nehmen, an der Gordon scheiterte. In diesem Falle wäre es freilich Pflicht der Aegypter und der hinter ihnen stehenden Engländer, ihn in seinem Bestreben durch vom Norden und Osten, von Aegypten und dem rothen Meere her ihm entgegengesandte Heere zu unterstützen. Indirekte Nachrichten besagen ferner, daß Emin nach Wadelai zurückgekehrt sei und daß sich seine Lage erheblich verschlimmert habe, indem seine Truppen unzufrieden und der Schießbedarf fast verbraucht, ferner Lebensmittel schwer für ihn zu bekommen seien. Auch wissen wir aus dieser Quelle, daß der Mahdi aus dem Lager von Umderman im April 1888 eine Aufforderung an Emin ergehen ließ, seine Provinz ihm zu übergeben. Diese Nachrichten stammen aus Sansibar und sind vom 31. Juli datirt.

In Europa war man unterdeß um Stanley und Emin zugleich besorgt. Namentlich fürchtete man, daß ersterer den Ränken Tippo-Tips erlegen sei und sich nicht mehr am Leben befinde. So sollte denn versucht werden, vom Osten her, von Sansibar aus, zu Emin vorzudringen. Gelder wurden gesammelt und gingen reichlich ein, und Lieutenant Wißmann erbot sich, nach Sansibar begeben, um dann so früh als möglich die Sache ins Werk zu setzen. Da kam die Kunde vom Aufstand in Deutsch-Ostafrika. Aber wenn der Aufstand auch die Schwierigkeiten der Expedition um eine neue, erhebliche vermehrte, so konnte die Sache nun erst recht nicht aufgegeben werden. Wenn

Emin der Macht des Mahdi erlag, so konnten die drei angesehensten Araberfürsten, der Mahdi im Sudan, Buschiri in Ostafrika und Tippo-Tip im Kongobecken sich ungehindert die Hände reichen, und mit den kolonialen Bestrebungen in Ostafrika, nicht minder aber mit dem Kongostaat war es zu Ende. Das konnte man sich in Europa nicht verhehlen und deßhalb ruhten die Zurüstungen für die Emin Pascha-Expedition keinen Augenblick. Immermehr aber brach sich die Ueberzeugung Bahn, man müsse Emin nicht heimholen, sondern ihn in den Stand setzen, auf seinem Posten auszuharren, ein Plan, der nach allen Aeußerungen Emins diesem auch am besten zusagte.

Da überraschte am 14. Dezember 1888 der Telegraph die Welt mit der Nachricht, Osman Digma, der Führer der Mahdisten in der Umgegend von Suakim, habe dem Commandanten von Suakim die Meldung gemacht, Emin sei am 10. Oktober von den Anhängern des Mahdi gefangen genommen. In seiner Begleitung habe sich ein weißer Reisender befunden, dem man einen Brief des Khedive an Emin, den Stanley überbringen sollte, abgenommen habe. Zur Beglaubigung der Nachricht übergab der Bote einige Sniderpatronen und eine Kopie des Briefes. Die Nachricht fand allgemeinen Glauben, aber schon nach wenigen Tagen regte sich der Zweifel. Man hatte von jener pomphaften Proklamation, mit der der Mahdi sonst seine Siege ausposaunt, diesmal nichts gehört und vernahm auch nichts von ausgelassenem Siegesjubel der Mahdisten. Auch wurde behauptet, Stanley und Emin besäßen keine Snidergewehre. Eine Kopie des Briefes aber kann Osman Digma aus Kairo bekommen haben, wo der Mahdi in hochgestellten Kreisen auch seinen Anhang hat. Man fing nach und nach an, die Botschaft Osman Digmas für eine orientalische Kriegslist zu halten, darauf berechnet, entweder die Uebergabe von Suakim zu erzwingen oder die deutsche Emin Pascha-Expedition zu hindern, von welcher man ohne Zweifel auch im Sudan wußte und die dem Mahdi nicht in seinen Kram paßte. Und in der That, wollte Osman Digma die Wahrheit seiner Behauptung schlagend beweisen, so konnte er das am besten durch Abgabe eines von Emin eigenhändig geschriebenen Briefes. Trotz dieser Zweifel waren noch viele, die an die Gefangennahme Emins glaubten und überzeugt waren, daß sein Begleiter Stanley sei. Denken ließe es sich ja, daß Emin, dem schon im April die Lebensmittel knapp gewesen sein sollen, einen Vorstoß nach Norden unternommen hat. Dabei können seine Truppen gemeutert und ihn dem Mahdi ausgeliefert haben. Ist Stanley damals bei ihm gewesen, so hat er natürlich dessen Los getheilt.

Da kam am 22. Dezember eine neue Nachricht, diesmal vom Kongo, dahin lautend, daß Stanley mit Emin im August am Aruwimi angekommen sei. Die freudige Nachricht bestätigte sich nur zum Theil. Stanley war zwar im August am Aruwimi aber nicht mit Emin, sondern von Emin. Seither mehren sich die Nachrichten, welche bestätigen, daß Stanley Emin erreicht hat und wieder nach

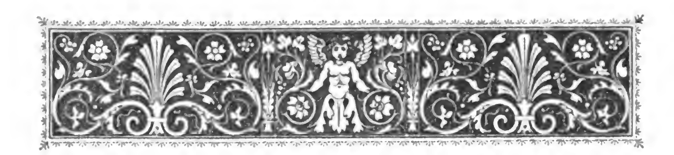
dem Kongo zurückgekommen ist. Unverdächtige Boten, die zwar nicht von Emin abgesandt sind, wohl aber aus dem Seengebiet kommen und von den Ereignissen unterrichtet sein müssen, haben folgendes an der Ostküste berichtet. Stanley und Emin sind etwa am 20. Januar 1888 in Wadelai zusammengetroffen. Stanley ist so lange unterwegs gewesen, weil er einen großen Bogen nach Nordost hat beschreiben müssen, um Sümpfen und feindlichen Stämmen aus dem Wege zu gehen. Emin war, als Stanley mit 330 Mann und reichen Vorräthen bei ihm ankam, ziemlich wohlauf, litt aber etwas an den Augen. Stanley und seine Leute befanden sich wohl. Emins Lage war eine leidlich gute, wenngleich seine Offiziere nicht alle zufrieden und von seinen Soldaten manche desertirt waren. Die Sultane von Uganda und Unjore waren noch immer feindselig. Auch gegen Räuber, die von Osten kamen, hatte Emin im November 1887 zu kämpfen gehabt. Im Februar erhielt Emin eine Aufforderung vom Mahdi, seine Provinz zu übergeben, man wolle dann sein Leben schonen und sichere ihm gute Behandlung zu. Emin und Stanley antworteten ausweichend. Vorher schon waren beide damit beschäftigt gewesen, die Truppen Emins zu ordnen und Lebensmittel und Munition auszutheilen. Nunmehr bemühte sich Stanley, Emin zum Mitgehen zu bewegen. Emin aber wollte auch davon nichts hören. Auch wollte er nichts davon hören, eine Verbindung mit der Ostküste zu erstreben, letzteres schon deßhalb nicht, weil die Feindschaft der Stämme und namentlich auch der Sultane von Uganda und Unjore dem hindernd im Wege stehe. Die beiden letztgenannten aber wollten auch von einer Vermittelung Stanleys nichts wissen. Im April hieß es dann in Wadelai, daß ein Heer des Mahdi heranrücke. Emin gab seinen Truppen in Lado und Dufileh Nachricht, sich im Nothfall auf Wadelai zurückzuziehen, lehnte es aber auch jetzt noch ab, mit Stanley zu gehen. Weiter wußten die Kaufleute, die diese Nachricht übermittelten, nichts zu melden, weil sie Ende April Wadelai verlassen hatten.

Nun empfingen wir neue Kunde vom Kongo. Das erste Telegramm meldete, wie gesagt, Stanley und Emin seien am Aruwimi angekommen. Weitere Nachricht langte durch Leute Tippo-Tips an die Küste, dahin lautend, daß Stanley Emin in gutem Wohlsein verlassen habe und daß zur Rückreise nur 82 Tage erforderlich gewesen seien. Wenn er nun in den ersten Augusttagen zu Bonalaja am Aruwimi angekommen ist, so wird er Emin Mitte Mai verlassen haben. Ferner berichteten die Boten, Stanley wolle am 28. August wieder aufbrechen, jedenfalls also zu Emin zurückkehren. Wenn Emin das erste Mal mit Stanley gekommen wäre, so wäre natürlich diese zweite Reise unnöthig gewesen. Wollten die Beiden aber zur Küste, so hätten wir längst Nachricht. Wir müssen daher annehmen, daß Emin das erste Mal nicht mitgekommen ist, und daß Stanley aus irgend einem Grunde noch einmal zu ihm gezogen ist. Ist er aber erst am 28. August aufgebrochen, so kann er nicht schon am 10. Oktober

mit Emin zusammen gefangen genommen worden sein, selbst wenn Emin ihm entgegengezogen wäre. Am 10. Oktober hat Stanley sich noch in Gegenden befunden, in denen die Truppen des Mahdi nichts zu suchen haben.

Dagegen liegt die Gefangennahme Emins in den Grenzen der Möglichkeit. Die schon im April signalisirten Truppen des Mahdi können ihn angegriffen und seine Soldaten ihn meuterisch in die Hände des Mahdi geliefert haben. Der weiße Reisende seiner Begleitung ist dann aber nicht Stanley, sondern Casati, der allerdings vom Sultan Kabrega von Unjore getödtet worden sein soll, an welche Todesnachricht aber der in der Nähe stationirte englische Missionar Mackay nicht glauben wollte. Wir glauben aber noch immer, daß die Nachricht von der Gefangennahme eine orientalische Finte ist. Denn der Mahdi zögert noch immer, glaubwürdige Beweise seiner Nachricht einzusenden und mahdistische Ueberläufer behaupten geradezu, daß Heer des Mahdi sei von Emin geschlagen worden. Auch fehlt es an anderweitigen Bestätigungen der Nachricht, und Kenner der Gegend behaupten, in Wadelai sei Emin für den Mahdi so gut wie unerreichbar. Das weiß er aber auch gut genug selbst und deßwegen zog er sich 1885 von Lado nach Wadelai zurück.

Ist Emin gefangen, so dürfte er sich eben nicht in Lebensgefahr befinden. Der Mahdi wird versuchen, den tüchtigen Mann in seine Dienste zu ziehen und hat auch, wenn Emin nicht darauf eingeht, in ihm die werthvollste Geisel. Ist Emin in Freiheit, so kommt ihm möglicherweise der jüngste Thronwechsel in Uganda zu statten. Sein Feind M'Wanga soll nach den letzten Nachrichten gestürzt worden sein. Vielleicht dürfen wir demnächst sichere Kunde von Emin erwarten. Daß er und Stanley so lange nichts haben von sich hören lassen, wird großentheils daran liegen, daß ihre Boten die Küste nicht erreicht haben. Für die deutsche Expedition aber dürfte es das Gerathenste sein, ihre Ausrüstung zu vollenden, dann aber sichere Nachricht abzuwarten.



In der Puszta-Schänke.

Von A. Stanislas.

Bald zwanzig Jahre mögen es nun sein, daß ich in Gesellschaft eines Freundes tagelang die ungarische Steppe kreuz und quer durchstreifte. Während mein Begleiter als praktischer Landwirth auf ein Gespann echter Steppenrößlein fahndete, schwelgte ich — damals wohlbestallter, aber knapp genug salarirter „Informator" auf einem Gute bei Theresiopol — auf Schritt und Tritt in Lenauschen Reminiscenzen.

War's denn ein Wunder? Diese verhaltene Glut, die ganze schwermüthig-düstere Stimmung der Poesie meines Lieblingsdichters erschienen mir ja in der Puszta und ihren Bewohnern verkörpert, sozusagen; sie drückten der Gegend sowohl wie den Menschen, vom Roßhirten (Czikos) bis zum Zigeuner, vom „armen Burschen" (Räuber oder „Betyar") bis zu seinem Todfeinde, dem Panduren (unser Gensdarm) das charakteristische Gepräge auf!

Und als wir eines Abends nach langer ermüdender Fahrt auf offenem Einspänner in sengender Sonnenhitze, total erschöpft vor einer einsamen, wenig versprechenden Schänke anhielten, da konnte ich trotzalledem nicht umhin, auch jetzt wieder Lenau zu citiren, denn:

„Am Giebel tanzte wie berauscht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger..."

Mein Freund lachte: „Unverbesserlicher Schwärmer! Mich juckt es jetzt schon allerenden, wenn ich des Ungeziefers denke, das unserer für diese Nacht da drinnen vermuthlich wartet — soll mich gar nicht wundern, wenn wir morgen die Spelunke mit leeren Taschen und blauem Buckel verlassen."

Ohne diese prosaische Auslassung einer Antwort zu würdigen, war ich mühsam von dem Wägelchen herabgeklettert und an das

niedere, halboffene Fenster getreten, um einen orientirenden Blick ins Innere der Schänke zu werfen.

Richtig, ganz die Scenerie, welche ich zu sehen erwartete: ein älterer Zigeuner zunächst, welcher die Fiedel strich, neben ihm ein jüngerer, das Cymbal schlagend — vor den beiden ein tanzendes Paar, eine üppige Dirne mit langen, fliegenden Zöpfen und ein schlanker, malerisch zerlumpter Czikos — endlich an der jenseitigen Wand als Zuschauer ein schnauzbärtiger Pandur neben dem Spitzbubengesichte des Wirthes . . .

Kurz entschlossen drückte ich die nur lose eingeklinkte und in den Angeln kreischende Thür auf, gefolgt von meinem brummenden Begleiter, der sich vergeblich nach einem Unterschlupf für unser Gefährt umgesehen. Im Flur trat uns der Wirth entgegen, welcher jedenfalls die seltenen Gäste bereits durchs Fenster erspäht hatte. Devot seine schmutzige Kappe ziehend, schritt er uns dienstfertig nach der Schänkstube voran, welche neben einem öden, fensterlosen Stall das einzige bewohnbare Gelaß des Hauses zu sein schien, denn durch eine Bodenluke quoll uns Heugeruch entgegen. „Das Fremdenzimmer!“ stieß mich Freund Albert an, galgenhumoristisch nach oben deutend.

Zwei Schemel ohne Umstände an den einzigen, noch verfügbaren Tisch heranziehend, auf denen wir nach höflichem Gruße Platz nahmen, entfernte sich der Graukopf wieder, um unser Verlangen nach Speise und Trank zu befriedigen. Freilich versprachen wir uns keine besonderen kulinarischen Genüsse in dieser seltsamen Herberge — der Wein indeß, welchen jetzt der Wirth in einem mächtigen irdenen Kruge vor uns hinstellte, duftete wirklich verlockend und mundete uns auch dergestalt, daß wir die fragwürdige Beschaffenheit des Imbisses darob bald vergaßen. Auf eine Bemerkung meines Gefährten hin versprach der grinsende Alte, auch unserem Gaul demnächst im Stalle nebenan seine Strapazen durch ein weiches Lager und ein Bündel saftigen Heues lohnen zu wollen — das „Wägerl“ dürfe unbesorgt draußen gelassen werden, denn Spitzbuben gäbe es weit und breit nimmer, seit der „Herr Hunyad“ — auf den Panduren deutend — für die Sicherheit der Puszta Sorge trage.

Geschmeichelt erhob sich der martialische Wächter des Gesetzes und trat an unsern Tisch heran mit dem höflichen Ersuchen, ob er den „Gnädigen Herrn“ Gesellschaft leisten dürfe, solange sein Dienst ihm noch in Ferenczys Schänke zu verweilen gestatte.

Unsere Legitimationen einzusehen, lehnte der Mann — trotz seines Namens ein Deutsch-Oesterreicher — entschieden ab, weil er ja hier, ebenso wie wir, bloß Gast sei und sich überdies sehr bald auskenne, mit wem er die „Ehr' hätt' . . .“

Dagegen verschmähte er ein Glas Wein nicht aus dem vor uns stehenden Kruge, und da sich die übrige Gesellschaft durch die Fremden in ihrem Vergnügen keineswegs beeinträchtigt zu fühlen schien, Papa Ferenczys „Tokayer“ aber wie Feuer belebend durch unsere Kehlen floß, so begann sich selbst mein tadelsüchtiger Freund all-

mählich mit unserer Lage auszusöhnen. Während wir unsere Mahlzeit beendeten und tapfer dem köstlichen Weine zusprachen, unterhielt uns der höfliche Pandur mit den Personalien der Anwesenden. Die stattliche Dirne, welche mit wogendem Busen dort auf dem Holzstuhl beim Schankverschlage vom Czardas ausruhte, war Fräulein Etelka, des Wirthes Tochter; ihr Tänzer, jetzt eben im Begriff stehend, einen „Sliwowicz" (starker Schnaps aus Pflaumenkernen) hinter die Binde zu gießen, hieß Koloman Palffy und sollte, ungeachtet seiner mangelhaften Toilette, ein sehr gesuchter Rossebändiger sein — man munkelte zwar, fügte unser Berichterstatter leiser hinzu, daß er manchmal auch mit den „armen Burschen" gehe, doch habe sich ihm noch nichts beweisen lassen — übrigens rathe er uns wohlmeinend, nicht mit dem Koloman anzubinden, denn das Messer sitze dem verteufelt locker im Gürtel! Der hübschen Etelka hofire er schon über Jahr und Tag, aber solch ein Schwiegersohn sei keineswegs nach Vater Ferenczys Sinne — ja, wenn ein k. k. Beamter käme! Dabei zwirbelte Freund Hunyad seinen gewichsten Schnurrbart in zwei lange kokette Spitzen aus, dem Mädchen vor ihm verliebt zublinzelnd, ohne daß sich Fräulein Etelka jedoch bemüßigt gefunden hätte, hiervon Notiz zu nehmen.

Die beiden Zigeuner in der Ecke, die während der Tanzpause schläfrig an der Wand lehnten, hielt der Mann des Gesetzes erst keiner Erwähnung werth. Desto öfter sah mein Reisegefährte nach ihnen hin und gelegentlich raunte er mir ins Ohr: „Hängen laß' ich mich, wenn der Cymbalschläger nicht ein verkleidetes Frauenzimmer ist!"

Ich stutzte, mußte jedoch nach kurzer, möglichst unauffälliger eigener Prüfung dem Scharfblick des Freundes Beifall zollen, obgleich mir die Ursache dieser Maskerade ziemlich schleierhaft blieb: Zigeunerinnen pflegen sich doch weder sonderlich zimperlich zu geberden, noch sind sie um Mittel verlegen, zudringliche Gesellen abzuwehren. Dahinter mußte etwas stecken und ich hörte von jetzt ab nur noch mit halbem Ohre auf das Geschwätz des Panduren.

Draußen war es inzwischen völlig dunkel geworden, doch mußte der Mond bald heraufkommen. Ich weiß nicht, ob ich mich täuschte, als ich in weiter Ferne einen schrillen Pfiff zu vernehmen glaubte, aber Herr Hunyad brach seinen Redestrom plötzlich ab, ergriff das am Ofen lehnende Gewehr und empfahl sich etwas brüsk mit einem kurzen: „Servus!"

Wenige Minuten später verschwand auch der Czikos, welcher dem forteilenden Panduren vorhin unter den gesenkten Lidern hervor mit klugem, verschmitzt aufblitzendem Auge nachgesehen. Das Wirthstöchterlein, mit dem der kecke Gesell trotz Ferenczys Anwesenheit einen kräftigen Händedruck zum Abschiede getauscht, begab sich hinter den als Kredenz dienenden Holzverschlag, um dort ungesäumt einzunicken. Auch ihr Vater schien, nachdem er uns den bauchigen Krug noch einmal mit dem köstlichen Traubenblute gefüllt, nicht zu

großer Unterhaltung geneigt zu sein, denn ungenirt bettete er am Nebentisch seinen struppigen Schädel in die aufgestemmten Arme und schnarchte stundenlang wie ein Murmelthier.

Die kleine Zigeunerin schien ebenfalls der Schlaf übermannt zu haben, denn nur die schwarzen, stechenden Augen des Aelteren schielten begehrlich aus der dunklen Ecke nach unserm Weinkruge.

Mein Freund gähnte einmal übers andere, mich verlangte aber durchaus nicht nach dem Heulager auf dem Boden, der hier richtig die Stelle eines Fremdenzimmers vertrat. Ort und Umgebung däuchten mir viel zu interessant und außergewöhnlich, als daß ich sie ohne eigentliches „Abenteuer“ aufgegeben hätte, weßhalb ich bestimmt, ja sogar zuversichtlich auf ein Abenteuer rechnete, ist mir heute unerfindlich! Papa Ferenczys Tokayer konnte die wilde Poesie der Situation nur noch erhöhen und so stieß ich meinen schläfrigen Zechkumpan übermüthig an: „Trink Brüderchen, trink; der Wein weckt Todte auf! . . .“

Zufällig streifte mein Blick dabei die beiden Zigeuner, noch immer funkelte dort in des Alten Auge sehnsüchtiges Verlangen nach unserem Krüglein, ich sah's ihm an. Draußen fluteten über die endlos scheinende, thauig glitzernde Puszta die ersten bleichen Mondenlichter und nicht der leiseste Laut störte die feierliche Nachtstille rings — ich begann zu schwärmen:

„Weinend muß mein Blick sich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein frommes Nachtgebet . . .“

Da, was war das? Ging nicht ein halbverhaltner Seufzer durchs Gemach? Oder rührte eine tändelnde Hand zufällig in den Saiten der Zigeunerfiedel?

Mein Freund schaute in den Krug und winkte dann den Zigeuner heran: „Wir streiten's doch nicht allein“, meinte er und schob ein übervolles Glas dem Alten hin, der es mit lüsterner Zärtlichkeit entgegennahm und an die Lippen hob. Ein zweites und drittes verschwanden erstaunlich rasch in dieser unergründlichen Zigeunergurgel, während die schwarzen Irrlichteraugen immer zwischen dem Wein und der schlafenden Kleinen im Winkel ruhelos hin und her gingen. Zur Seite rückend bedeutete ich ihn, sich's auf einem Schemel bequem zu machen, wozu er sich indeß erst nach längerem Sträuben und nur unter zahllosen Kratzfüßen, Bücklingen und Entschuldigungen verstand. Sichtlich durch des alten Burschen Kapriolen belustigt und wieder munter geworden, übernahm es mein Freund, das Glas des seltsamen Zechers nicht leer werden zu lassen, und auch mich interessirte die Scene, umsomehr, als ich hier das Original jenes Lenauschen Zigeuners entdeckt zu haben glaubte, der einst dem Dichter gezeigt, wie man das Leben „vertrinkt!“

Gesprochen war bisher noch wenig worden, obschon wir zu unserem Erstaunen den braunen Gesellen des Deutschen ziemlich mächtig

sanden. Plötzlich frug mein Gefährte, über seine Schulter nach dem Winkel deutend: „Ist die Kleine dort Deine Tochter?"

Da sprang der Zigeuner erschrocken auf und starrte uns mit weit aufgerissenen Augen fassungslos an: offenbar hatte er alles andere eher erwartet, als daß just wir die Mummerei merken würden. Nur zögernd und mit einem schlauen Seitenblick nach der Schlafenden hin, ließ er sich dann wieder auf seinen Sitz niederfallen, als ich ihm zu verstehen gab, daß er seiner Heimlichkeiten wegen von uns nichts zu befürchten habe. Und nun gestand er uns flüsternd nach kurzem Ueberlegen, daß Ferenczy und seine Tochter sammt dem Czikos Palffy alle um die Verkleidung wüßten, nur der Pandur dürfe nichts erfahren, weil er sonst das „Kind", eben die Ilona dort, vor den Stuhlrichter oder gar vor den Vicegespan bringen würde und ihn, den Farkas Mór, dazu!

Warum? wollten wir wissen.

Weil Ilona seines besten Freundes Kind und Vermächtniß sei, nachdem ihn die Panduren am rothen Paß erschossen — — er stockte und wir wußten oder erriethen doch, daß des Zigeuners Genoß von Grenzräubern abstammte. Kopfschüttelnd bemerkte mein Freund, daß es bei so bewandten Verhältnissen ziemlich unvorsichtig sei, den Gensdarmen in den Weg zu laufen, zumal Ferenczys Schänke direkt in der Postenkette zu liegen scheine.

Farkas Mór starrte schweigend in sein Glas, aber in seinem Auge glimmte es düster auf, als er vor sich hinmurmelte: „Und wenn alle Panduren des Comitats sich bei Ferenczy ein Stelldichein gäben, ich muß von Zeit zu Zeit die Schänke wiedersehen! Die gnädigen Herren werden es kaum hören wollen — ist eine lange vergessene Geschichte, die sich hier abgespielt! Der Ferenczy zog erst später heraus, auf Trümmern sein Schänkhaus zu bauen — ja, ja, Schutt und Trümmer nur bezeichneten damals den Ort, welchen Ferenczy für ein Billiges erwarb vom Staatsärar . . ."

Aufspringend ergriff er meinen Arm und zog mich nach dem Fenster, wohin uns mein Reisegefährte, neugierig gemacht, folgte. Mit dem Finger auf einen bereits halb eingesunkenen, etwa einen Steinwurf vom Hause entfernten Hügel deutend, welcher sich im hellen Mondlichte scharf und klar vom Haidegrund abhob, erzählte Farkas nun weiter: „In jenem Grabe — denn das ist's, was Sie dort sehen — schläft mit den einstigen Herren der Steppe auch ein braunes herziges Zigeunerkind, schläft Marjam, meine erste, meine Jugendliebe, wie Ihr weißen, klugen Leute es nennt. Haha! Der alte Farkas Mór und eine erste Liebe — lachen Sie doch, Euer Gnaden — närrisch genug scheint's — aber um jenes Hügels willen zieht's mich immer und immer wieder nach der Haideschänke zurück, wenn ich gleich Monden, selbst Jahre schon in der Fremde draußen geschweift — — versteht Ihr das, Herr?"

Von Erinnerungen übermannt, brach der Erzähler ab und schlich gesenkten Hauptes an den Tisch, gleichsam als schäme er sich, einem



Der erste Schritt ins Leben.

Nach einem Originalgemälde von Silvio Guilio Rotta.

Fremden Einblick in sein Inneres gestattet zu haben, in das Seelenleben eines verachteten Zigeuners. Ohne im Augenblick eine Erwiderung oder ein Trostwort zur Hand zu haben, füllte ich ihm mechanisch sein Glas, das er hastig ergriff und tiefaufseufzend hinabstürzte.

Prüfend überflogen dann seine Feueraugen die drei Schläfer im Zimmer, bis er endlich zum Entschluß gekommen zu sein schien und im Flüstertone seine Bekenntnisse fortsetzte. Mein Freund vergaß nicht, das in immer rascherem Tempo geleerte Glas gelegentlich wieder aufzufüllen, damit der Kehle des seltsamen Kauzes die nöthige Anfeuchtung nicht mangele, während ich ganz Auge und Ohr war: das erhoffte Abenteuer sollte mir also doch nicht entgehen!

„Marjams Vater“ — so etwa begann Farkas Mór seine Erzählung — „hieß unter dem Puszta-Volk nur Bela, der Zigeunerkönig, und von ihm hatte ich, der elternlose Schützling des Stammes, gelernt, der Fiedel dort eine Seele zu verleihen, sie lachen und weinen zu machen. Marjam war ein halbes Kind noch, als um ihrer Zauberaugen willen streifende Husaren den Zigeunerkönig niederritten, der gewagt, sein Kind gegen die lüsternen, wilden Gesellen zu vertheidigen. Und da Bela nach längerem Siechthum im Armenspital zu Kecskemet verstarb, nahm ich mich der Verwaisten, als seines Vermächtnisses, freudig an, mit ihr hinaus in die weite freie Puszta ziehend, von deren Bewohnern wir uns jederzeit sicheren Schutzes versehen durften. Was Wunder nun, wenn ich mit meinen zwanzig Jahren gar bald für die schöne Marjam in heißer Liebe entbrannte, um deren Gunst sich Czikos und Betyaren blutige Köpfe schlugen, wo immer wir zum Tanz aufspielten ... O, Herr, solch' entzückendes Geschöpf sieht die Puszta nimmer wieder, glaubt es nur! Und ich wachte über sie mit den Augen des Karpathen-Adlers, ich warb um sie mit der Treue eines Hundes, ihr Herz aber wollte nicht erwachen! Sie hing wohl an mir gleich einer jüngeren Schwester, ohne Arg und ohne Falsch, indeß ich mich im stillen verzehrte, vor mühsam gebändigter Leidenschaft, denn zwischen uns stand des sterbenden Zigeunerkönigs Mahnung: „Sei dem Kinde ein Bruder, Farkas Mór, so lange sie nicht selbst begehrt, Dir mehr zu sein!“

Und ob auch brennende Eifersucht meine Blicke schärfte, ich wußte unter all' den kecken Pusztasöhnen keinen zu nennen, dem sich Marjam zugeneigt, für den ihr Herz rascher geschlagen unter dem schwellenden Mieder, denn Tag und Nacht erblühte reicher und voller des Zigeunerkindes berückende Schönheit, ohne daß es selbst seiner Reize sich bewußt zu sein schien ...“

Der Alte hielt inne, denn Etelka regte sich hinter dem Verschlage, ohne indeß zu erwachen. Da auch der Wirth unermüdlich weiter schnarchte und die tiefen ruhigen Athemzüge aus dem finstern Winkel her den festen Schlummer der kleinen Ilona bestätigten, so nahm Farkas Mór den Faden seiner Erzählung bald wieder auf:

„Eines nur machte mich stutzig und besorgt um unsere Sicher-

heit. Häufiger als sonst wohl streiften Husaren und Panduren durch die Puszta und wir mußten den verhaßten Gewalthabern ausweichen, von guten Freunden stets rechtzeitig gewarnt. Nun hatten zwar jüngst die „armen Burschen“ wieder ein paar Edelhöfe gebrandschatzt, auch ihre Messer dabei spielen lassen, aber das geschah öfter und pflegte selbst die Sicherheitswächter nicht sonderlich in Alarm zu bringen — es mußte andere Gründe haben, daß sie kreuz und quer die Puszta durchforschten! Und die gefährdeten Pusztasöhne hatten's denn auch bald herausgebracht, wer ihnen die Pelzjacken und Rothmäntel auf den Hals hetzte: ein neuer „Führer“ war es, der den bisherigen, bequem gewordenen ersetzt auf der Station! Neue Besen aber kehren bekanntlich immer besser als alte, und wer Ursache hatte, den Spürnasen aus dem Wege zu gehen, der zog sich eben nach den Bergwäldern am „Rothen Paß“ hinab, seit die Puszta keine Sicherheit mehr bot . . .

Wo wir heut' sitzen, Herr, stand schon zu jener Zeit eine Herberge, die dem Hebräer Leib Baruch gehörte, und weil viel Volk hier zusammen kam aus der Steppe, so hatte der Husarenführer das einsame Haus mit dem grünen Kranz über der Thür ganz besonders aufs Korn genommen. Aber so eifrig er auch darauf aus war, die lichtscheuen Nachtgäste einzufangen und dem Wirthe eins am Zeuge zu flicken, er ritt allemal mit leerer Hand von dannen, sich mit einem wüsten Fluch verschwörend, den überhöflich vor ihm katzbuckelnden Leib Baruch trotz alledem an den Galgen zu bringen. Dieser Abschiedsgruß veranlaßte stets einen nachträglichen leisen Heiterkeitsausbruch des schlauen Hebräers.

Bin auch viel bei dem alten Fuchse aus- und eingegangen, Herr, und kannte seine Gäste, die ungebetenen nicht minder als die gerngesehenen, und so verrufen die Haideschänke draußen im Lande gewesen, mir schien Marjam nirgends in sicherer Hut, als unter Leib Baruchs Dache.

Einmal, wo wir wieder hier genächtet, zog ich in aller Frühe mit dem Schwarm der andern Gäste zur Kirchweih nach Törösfalva, das Mädchen zurücklassend, da es nicht gehen zu können erklärte, infolge eines Fehltritts am Tage vorher, der eine Knöchelgeschwulst veranlaßt hatte.

Spät abends erst schritt ich eilfertig wieder der Schänke zu, vergeblich bemüht, das Herzklopfen zu bannen, welches mir angekommen, da ich den bettelnden lahmen Strolch Keleti Istvan begegnet an der letzten Tanya (Maierhof). Hatte der Krüppel mich höhnen wollen, als er mir nachgerufen: „Zu spät, Farkas Mór, viel zu spät — der Husar sitzt längst bei Deinem Schätzchen!“ Was fürchtete ich denn: Marjam kannte ja doch ein sicheres Versteck, wo kein Husar sie ausspürte und der Wirth war zuverlässig! Aber das dumme Herz rumorte immer fort und schier verhielt mir's den Athem, als ich vor der Schänke richtig den schwarzen Hengst des Husarenführers angebunden sah.

Er war demnach wohl allein, denn weit und breit erspähte ich keine Helfershelfer — das überlegend, gewann ich meine Fassung wieder. Rasch entschlossen eilte ich ins Haus und kam just zurecht, es mit anzuhören, wie Marjam — die offenbar nicht Zeit gehabt, den Schlupfwinkel aufzusuchen — den unliebsamen, kecken Freier zornbebend von sich wies. Der freilich lachte dessen, und ohne auf mich zu achten, der ich auf der Schwelle Halt gemacht, gebot er dem zitternden Wirthe sein Rößlein draußen vorzuführen, ergriff dann unversehens das nichts ahnende, aufgeregt vor ihm stehende Mädchen und schleppte es nach der Thür, vermuthlich um die schöne Beute auf seinem Renner in Sicherheit zu bringen . . .

Nun, Euer Gnaden zweifeln wohl nicht, daß es damit seinen Haken hatte — der Rappe trug an jenem Abend nicht schwerer als sonst" — hier kicherte der Erzähler leise in sich hinein — „ich aber sammt meiner Schutzbefohlenen wußten, daß wir fortab nirgends mehr sicher sein dürften vor einem Gewaltstreich des mächtigen und fürder unversöhnlichen Gegners. Für Zigeuner gab und giebt es noch heute keine Gerechtigkeit: Immer saßen uns jetzt die verwünschten Pelzjacken auf den Fersen, und wohl ein Dutzend Mal hätten sie Marjam entführt und mich wie einen tollen Hund niedergeschlagen, wenn nicht Roßhirten und Wegelagerer, Schänkwirthe und Zigeuner uns stets davon geholfen. Alle Schlupfwinkel spürten selbst die Rothmäntel nicht aus und vor den langen Messern der „armen Burschen" haben auch krumme Husarensäbel Respekt!

War aber ein armseliges bißchen Leben das, Herr — immer gehetzt und auf der Flucht — und wäre das Kind nicht gewesen, ging ich längst auf und davon, wo mich kein Pandurengesicht mehr verdrießen konnte. Aber Marjam bestand seltsamerweise mit ungewohnter Hartnäckigkeit darauf, daß wir blieben, so verlockend ich ihr auch die Fremde schilderte. Das erweckte mehr als je meinen Verdacht, Argwohn und Eifersucht schlichen abermals in meine Seele, und — Herr, ich meinte es nimmer überleben zu können — meine Ahnung sollte mich diesmal nicht betrügen: Marjam liebte, liebte einen anderen! . . .

Sie hatte entschieden über ihr Herz, ohne nach des Beschützers brüderlichem Rath zu fragen. Was ich gefürchtet und ängstlich zu verhüten bemüht gewesen, es war geschehen — läßt sich dem Herzen dann zu irgend einer Zeit, irgendwo gebieten? Ach, Herr, verrathene Liebe mag auf der Seele brennen, aber unerwiderte Liebe trägt sich noch tausendmal schwerer!

Und seht, trotzdem ich täglich Zeuge sein mußte, wie ein Anderer, Fremder mein Herzblatt, meine frische, berauschend duftende Heckenrose pflückte, ich konnte von Marjam nicht lassen! Wie ihr Schatten schlich ich hinter ihr her von Ort zu Ort, weil ich mich überredete, noch habe das Hüteramt, so einst der sterbende Bela mir angetragen, nicht seine Endschaft erreicht, denn noch trug Marjam ja nicht das Kopftuch der verheirateten Frau. Freilich wußte ich so gut wie die

Freunde, welcher meiner Thorheit beim Glase spotteten, daß Marjam füglich meines Schutzes entrathen konnte — war sie doch kein Kind mehr. Aber das wußten sie nicht, daß mir die Zukunft ohne die Sonne ihrer Augen, ohne den Silberklang ihrer Stimme unerträglich, unmöglich erschien — so blieb ich denn, bis sie selbst mich von ihrer Schwelle weisen würde . . .

Wer des Mädchens Erwähler gewesen, fragen Sie, Herr? Ein besserer und stattlicherer als ich, unzweifelhaft — ein Held der Puszta, der Schrecken aller Edelsitze im Distrikt, auf dessen Kopf der Obergespan einen Preis gesetzt von 500 Kaisergulden, den sich bisher aber noch keiner verdienen gewollt — mit einem Wort, den Anführer der Betyaren, den schönen Geza Bathori!

In Leib Baruchs qualmiger Schänke sahen sich die zwei zuerst, beide voll überschäumender Lebenslust, voll strotzender Kraft und Gesundheit, und von diesem Augenblick an gehörten sie sich auch für immer — das mochte wohl so in den Sternen geschrieben stehen, nur daß ich blöder Thor es nicht zu lesen verstand — hätte ich anders sonst mir die Flügel am Feuer versengen brauchen, wie eine trunkene Motte? . . ."

Wieder schwieg der Zigeuner und schaute mit zuckender Lippe dem Beginnen meines Freundes zu, welcher den letzten Rest aus dem Kruge in des Erzählers Glas rinnen ließ. Offenbar weilten aber seine Gedanken anderswo, denn er vergaß die Hand danach auszustrecken. Als er endlich den Kopf emporrichtete, glaubte ich's in seinen Augen feucht schimmern zu sehen. Tonlos und zuweilen mit ganz versagender Stimme erzählte er weiter: „Gar manche Stunde habe ich mit dem Versucher in meinem Innern gerungen, der mir rieth, den Nebenbuhler mittels eines wohlgezielten Messerstiches zu beseitigen, oder ihn den Panduren in die Hände zu liefern. Den Weg zu Marjams Herzen, das wußte ich, fand ich dennoch nimmer und so gewann zuletzt das Pflichtgefühl die Oberhand über die Dämonen der Eifersucht und des Hasses. Statt eines Schützlings wie zeither hatte ich jetzt deren zwei, denn Bathori spielte tollkühn mit der Gefahr und gefiel sich darin, die Sicherheitswächter aufs äußerste zu reizen, so daß mir öfter denn einmal um Marjam bangte. Sollte auch nicht allzu lange an der Sorge um die Sicherheit des Paares tragen, denn es kam, wie es eben kommen mußte!

Leib Baruch, der Wirth der Haideschänke, hatte sich's närrischerweise nämlich in den Kopf gesetzt, den Panduren zum Trotz dem Verspruch der Zigeunerin mit dem Räuber durch ein Fest besondere Weihe zu geben und es fehlte dem Alten denn auch nicht an Zulauf von allerhand Gästen, zumeist recht verwegene, wilde Gestalten, auf die man im Comitat seit langem fahndete — Leib Baruchs Haus galt in der Puszta eben als goldsicher. Ging auch wirklich hoch her in dem niederen dunstigen Schankraum — der feurige Wein floß in Strömen, denn einmal übers andere versicherte mir der Wirth, während ich wortkarg im dunkelsten Winkel die Fiedel strich,

daß er Marjam wie sein eigen Kind betrachte und über den Satansjungen von solchem Schwiegersohn seine helle Freude habe. Ich hatte den schlauen, für gewöhnlich geizigen Hebräer noch nie so gesehen, ohne indeß von vornherein ein Arg daran zu nehmen. Wohin ich blickte, lachende Gesichter und rauschender Jubel, Gläserklang und klirrende Sporen — ich allein blies Trübsal, während meine Geige ein Dutzend flinker Füße in Bewegung setzte und drüben am Tische halbtrunkene Betyaren aus rauher Kehle ein Trinklied brüllten mit dem Kehrreim:

„Das Leben ist die Hölle,
Im Becher ein Paradies!"

Ein beifälliges allgemeines „Eljen!" veranlaßte mich, schärfer durch den Rauch und Dunst zu spähen: Aha, das schönste Paar der Puszta trat zum Czardas an — Marjam mit Bathori — und alles drängte an die Wände, den beiden Platz zu machen. Immer höher schwollen die Wogen der Lust, immer lärmender ward das Gelage und immer öfter stahl sich das verliebte Pärchen aus dem lauten Kreise der Zecher, freilich nur, um von neidischen, weniger glücklichen Freiern Marjams bald wieder johlend herein geholt zu werden. Die Nacht wälzte sich allgemach finster und gewitterschwer über die weite Haide und noch dachte niemand an den Aufbruch. Mit Kopfschütteln bemerkte ich, daß jetzt selbst die ausgestellten Wachtposten an dem allgemeinen Zechgelage theilnahmen, als ob es im ganzen Comitat keine Husaren und keine Panduren mehr gäbe. Auf meine Frage mußte ich überrascht erfahren, daß Leib Baruch die Männer hereingerufen und sich mit seinem Kopfe für aller Sicherheit verbürgt habe.

Das hätte mich wohl stutzig machen sollen — andererseits aber, was kümmerten mich ein paar leichtsinnige, ihrer Pflicht vergessende Burschen? Und hatte nicht Geza Bathori seine Späher überall, wenn er zum Schätzchen schlich? Was kümmere ich mich drum!

Halb und halb beruhigt, stimme ich aufs neue die Fiedel zum Reigen. „Eljen Farkas Mór!" jubeln die Zecher und die berauschten Dirnen sträubten sich kreischend in den Armen ihrer Tänzer — ich hebe den Bogen — — im nächsten Augenblick entgleitet er meiner Hand und eine unheimliche, beängstigende Stille tritt plötzlich an die Stelle übermüthigen Tobens — was ist geschehen? . . . Wild pocht es an Fenster und Thür, die der Wirth sorglich verschlossen gehalten — Waffen klirren und Rosse stampfen und schnauben — — „Ueberfallen!" schreit da der Bathori gellend auf und sein Messer aus dem Gürtel reißend, stürzt er mit wuthflammenden Augen nach der Thür. Jammernd hängt sich Marjam an seinen Arm — bleiche, angstvoll verzerrte Gesichter drängen nach.

Leib Baruch stürzt herein: „Das Haus ist umstellt!" stottert der feige, verrätherische Schuft, denn plötzlich schießt's mir durch den Kopf, daß kein anderer als der Hebräer die 500 Kaisergulden ver-

dienen will, so auf des Bathori Ergreifung gesetzt sind. Ich will dem Verräther an die Kehle, da bricht schon die Hausthür in Stücke unter den Kolbenstößen und Fußtritten der Soldaten, laut tönt des Commandoführers Stimme: „Kein Pardon, Jungens — nur die Zigeunerin greift mir lebendig!“ Die Lichter sind verlöscht und ein wüstes Handgemenge entspinnt sich in dunkler Flur — Flüche und Stöhnen — Schüsse blitzen auf — greller Feuerschein zuckt dazwischen: die Schänke steht in Flammen! Heulend jagt der Sturm daher, Vorbote des nahenden Unwetters — das Haus wankt in seinen Grundvesten — krachend stürzt die vordere Wand zusammen — ein einziger, markerschütternder Schrei und über Schutt und Leichen wälzt sich der Menschenknäuel ins Freie, empfangen von den Kugeln der draußen postirten Häscher. Auch ich fühle es warm über Stirn und Wange rieseln — seht hier die Narbe, Herr — aber ich bin frei, um mich ist die weite Puszta, über mir nur des Allmächtigen düsteres Wetterauge — fort! fort! In solcher Stunde wacht das Thier im Menschen auf, jedes Mitleid ertödtend, nicht Schonung kennend, noch Erbarmen — auch ich vergaß meiner Schützlinge — das rechne ich mir noch heut' zur Sünde an! Schwerlich wäre mir ihre Rettung gelungen, ich hätte jedoch zum wenigsten mit ihnen sterben können — dann war das Gelöbniß, das ich Bela gegeben, erfüllt . . . Wie ich keuchend durch die Steppe haste, wimmert's drüben am verfallenen Tränkbrunnen und stöhnt, daß ich vorsichtig hinzuschleiche: Leib Baruch ist mit einer Kugel im Rücken dort niedergesunken und lechzt nach Wasser, Todesröcheln in der Kehle. Fahr' zur Hölle, Verräther, den mit den Verrathenen das Verhängniß ereilte — fort! fort! — — Allmählich verblaßt weit hinten der Feuerschein, der Sturm läßt nach und des Himmels Schleusen öffnen sich — ich bin gerettet! . . .“

Erschöpft schwieg der Zigeuner, aber von der grauen Wimper stahl sich ein scheuer Tropfen über die lederfahle, runzelige Wange.

Ich athmete auf — und doch, was ich da mit angehört, es muthete mich seltsam bekannt an: schilderte denn nicht Lenau, selbst ein Kind der Puszta, mit Vorliebe diese düsteren Stoffe? Gewiß, aber die eigenartige, sprunghafte Redeweise des alten Farkas Mór, hatte dem Erzählten eine gewisse dramatische Färbung verliehen, so daß ich alle die wilden Scenen gleichsam mithandelnd durchlebte.

„Und Marjam?“ frug mein Freund, dessen Interesse sich hauptsächlich dem Geschick des schönen Zigeunermädchens zuwandte.

„Ich schlich am andern Morgen nach der Stätte des Ueberfalls“, vollendete darauf hin der Alte seinen Bericht, „verkohltes Gebälk, Leichen und rauchende Trümmer legten grausiges Zeugniß ab, wie gut er gelungen! Unter schwelendem Sparrenwerk lagen in enger Umschlingung Marjam und Geza Bathori, von mehreren Kugeln durchbohrt . . . Ich lachte, halb wahnsinnig, gellend auf, vor nagendem Schmerz und wilder Freude, daß der lüsterne Husar nun doch um seine Beute geprellt! . . .“

Und aufspringend schleuderte der heißblütige, braune Alte sein Glas an die Diele, daß die Scherben umhersprangen und die Schläfer erschrocken in die Höhe taumelten. Durchs Fenster deutend und sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, nickte er mir dann zu: „Verzeiht, weißer junger Herr — aber es war stärker als ich, was mich des Ortes und der Zeit vergessen ließ! Seht, dort grub ich sie ein mit den übrigen Opfern, den Verräther fraßen draußen in der Steppe die Raben und Geier. Seitdem bin ich einsam meine Straße gewandert, ein verachteter, weltscheuer Gesell, der nichts sein nannte, als die alte Fiedel und das Gedächtniß jener unseligen Liebe aus jungen Tagen, die drüben unter dem Hügel schläft — — doch nein" — unterbrach er sich und aus dem dunklen Auge sprühte ein warmer Strahl, denn schüchtern war sein jugendlicher Gefährte herangetreten, seinen Arm wie beschwichtigend um des Alten Nacken schlingend — „nein, daß ich nicht mit einer Lüge scheide — da ist noch jemand, der des Zigeuners bedarf, Ilona, das Kind, das Vermächtniß des einzigen, der außer mir in der Mordnacht entkam, um nach Jahren dennoch den Kugeln der Panduren zum Opfer zu fallen! Und Dich wenigstens hoffe ich glücklicher zu sehen, als einst meine arme Marjam . . ."

Zärtlich schmiegte sich die weiche, noch kindlich gerundete Wange des Mädchens in der groben Bauerntracht an des Alten verwitterten Kopf und zwei Augen, „wie Gottes Wege dunkel", streiften uns Fremde mit scheuem Blick.

Schade, daß es so dämmrig im Gemach war: die Lampe qualmte, dem Erlöschen nahe und draußen röthete sich schon der Morgenhimmel — unser Rößlein im Stalle nebenan begann zu wiehern, an den Aufbruch mahnend. Schweigend stieg ich mit dem Freunde die knarrende Treppe hinauf, ein Stündlein wenigstens noch zu rasten im duftigen Steppenheu — aber der Schlaf wollte nicht kommen. Und als wir das Wägelchen schirrten zur Weiterfahrt in den sonnigen Augustmorgen hinein, da gab uns nur der Wirth und sein üppiges Töchterlein Etelka freundlichen Geleitgruß auf den Weg — der Zigeuner wanderte wohl mit seinem Schützling längst draußen in der Puszta!

Ob er es noch erlebt, daß die kleine, dunkeläugige Ilona das Glück gefunden, von dem er träumte, der alte, wackere Farkas Mór?





Ein lustiger „Orden“*).

Von Amtsrichter a. D. P. Beck.

Unter den, ursprünglich den geistlichen Orden (mit welchen sie freilich nichts weiter gemein als den Namen hatten) hauptsächlich im 17. und 18. Jahrhundert nachgebildeten weltlichen „Orden“ (d. i. Vereinigungen, Gesellschaften von ritterlichen Personen mit eigenen Vorstehern, Regeln ꝛc.), welche ja im vorigen Säkulum auch in der akademischen Welt Eingang fanden, verdient u. a. der im Jahre 1739 von dem Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha und Altenburg gestiftete lustige Einsiedler- oder Eremitenorden (Ordre des Hermites de bonne humeur) hervorgehoben zu werden. Die eigentliche Urheberin oder Seele dieser Gesellschaft war aber die herzogliche Gemalin, Louise Dorothea, eine intelligente, sittlich reine, aber freigeistige Fürstin, die Freundin Friedrichs des Großen und Voltaires, welch letzterer sie La Minerve de l'Allemagne nennt. Sie besaß einen hellen, klaren Verstand, einen genialen Geist, ein warmes, gefühlvolles Herz und eine bezaubernde Anmuth, welche sich durch edle, sittliche Haltung, durch Feinheit des Ausdrucks und der Gedanken, nicht minder — und was für die in Rede stehende Schöpfung die Hauptsache war — durch sprudelnden Witz offenbarte. Schon von Kindheit an war sie nach dem Geschmacke der damaligen Zeit mit der „Milch“ der gerade nicht immer klassischen französischen Literatur genährt worden; und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sie nach der Mode der damaligen Zeit eine der „philosophischen Frauen des 18. Jahrhunderts“ wurde, unter welchen sie jedenfalls eine hervorragende Stelle einnahm. Einer Dame mit so lebhaftem Geiste mochte das bisherige, etwas monotone Wesen an dem kleinen Gothaer Hofe nicht ganz genügen; und so mußte man daran denken,

---

*) Von all' den zahlreichen Ordensgründungen dieser und ähnlicher Art aus der Zeit des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts ist — von den reinen Dekorationsorden abgesehen — nur der im Jahre 1644 gestiftete „Pagnesische Blumenorden“ zu Nürnberg übrig geblieben, welcher sich hauptsächlich die Pflege der deutschen Sprache, Dichtkunst, Geschichte, überhaupt der schönen Wissenschaften zur Aufgabe gemacht hat. — Politische Ziele und Zwecke standen diesen Ordensbildungen meist ganz fern; erst in der letzten Zeit dieser Ordensverbindungen war dies der Fall. So hatte sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Württemberg ein Orden der „freien Brüder“, d. i. eine Vereinigung junger Leute gebildet, welche unter ihren Idealen auch deutschfreiheitliche hatten, Vorgesetzte aufstellten und Statuten besaßen, Versammlungen und Vorträge hielten und als Erkennungszeichen einen silbernen Adler am rothen Band um den Hals trugen. Gegen diesen „Orden“ wurde aber als gegen eine „geheime Gesellschaft“ im Jahre 1811 mit aller Schärfe vorgegangen und kurzer Prozeß mit den Mitgliedern gemacht; die Inländer wurden theils auf die Festung, theils unter das Militär gesteckt und die Ausländer sofort des Landes verwiesen.

dem geistigen und gesellschaftlichen Leben etwas mehr Bewegung, Abwechselung und Zerstreuung zu bieten. Ein solches Mittel glaubte man nun u. a. in dem genannten Orden gefunden zu haben, welcher der Herzogin, nach der ausdrücklichen Willensmeinung ihres Gemals ein vergnügliches Leben in der Einsamkeit von Gotha (daher der Name Einsiedler- oder Eremitenorden) bereiten sollte. In dem noch vorhandenen Projet pour l'institution de l'Ordre des Hermites de bonne humeur heißt es u. a.: „Weil die Freude am meisten zur Gesundheit beiträgt, so wollten der Herzog und seine Gemalin einen Orden gründen, in welchem nur die Freude zu finden ist." Die Ordenskleidung bestand aus einem Gewande von braunem (olivâtre) Taffet für Damen wie Herren. Die Kopfbedeckung war ein Strohhut, mit rosenfarbenen Bändern geschmückt, der Gürtel von gleicher Farbe. In der Hand trugen die Mitglieder einen mit Rosenfarben bebänderten Schäferstab — also die reinsten Schäfer und Schäferinnen! Das Ordenszeichen war ein grünes Oval von Email, an einem weißen grün eingefaßten Bande hängend, auf welchem die Devise des Ordens zu lesen war: „Vive la joie!" Auf der Rückseite des Ovals waren die Nummern und der Name zu lesen. Der Herzog wurde der Prior, die Herzogin die Priorin genannt. Beide ernannten die Ordensglieder. Das Hofceremoniel war an den Ordenstagen aufgehoben. Es gab dann nur „Brüder und Schwestern, Klausner und Klausnerinnen", welche alle sich im Rang gleich standen. Jedes Mitglied erhielt einen Ordensnamen, welcher den Charakter des Einzelnen andeutete, und welchen der Herzog und seine Gemalin bestimmten. So hieß die Oberhofmeisterin Juliane Franziska von Buchenwald, geb. v. Neuenstein, die treueste Freundin der Herzogin Brillante, das Fräulein von Neuenstein Florissante, der Herzog von Sachsen-Meiningen Content, Fräulein von Dittfurt Papillon, Gotter, den man in Wien wegen seiner Donnerstimme „le Jupiter foudroyant" geheißen, Tourbillon (Sausewind) ꝛc. — Die Versammlungen fanden am Vormittage statt, in der Regel im Schlosse zu Friedrichswerth; doch wurden auch mitunter andere Orte bestimmt, so z. B. Ichtershausen und auch Molsdorf einige Male. Im Schloßgarten zu Friedrichswerth waren nach den vier Hauptvergnügungen des Ordens vier besondere Klausen (hermitages) erbaut worden. In der ersten fanden die Aufnahmen statt; die zweite war Speisezimmer, die dritte Kaffeezimmer; in der vierten wurde gespielt. Während des Aufenthaltes der fürstlichen Personen in Friedrichswerth wurde wöchentlich wenigstens einmal Sitzung gehalten. — Das Ordenswappen führte ein Füllhorn mit allerlei Früchten im grünen Felde, und darunter die Devise: „Vive la joie!" Der Wappenschild war mit Freundschaftsknoten umgeben. Die von Cachedenier nach den Angaben der Herzogin französisch abgefaßten Ordensregeln enthielten — nach Vulpius, Kuriositäten, 9. Bd. S. 383 — folgende Bestimmungen:

Jedes Mitglied soll

1) seine Anhänglichkeit und seinen Eifer für den Herzog und

die Herzogin dadurch beweisen, daß es, so viel es kann, alles fördert, was ihnen Vergnügen machen kann;

2) das Wohl des Ordens fördern;

3) aus seiner Seele Kummer und üble Laune bannen;

4) sittliche Freiheit, vernünftige, immer reine, immer gleiche Freuden genießen, welche die Seele erheben, ohne sie zu beunruhigen oder den bittern Nachgeschmack der Reue zurückzulassen;

5) in beständiger Freundschaft und Eintracht mit den übrigen Mitgliedern leben;

6) nie ohne gegründete Ursache in den Versammlungen fehlen;

7) wenn triftige Gründe das Erscheinen hindern, es dem Orden in einem scherzhaften Briefe anzeigen. (Auch in den schriftlichen Einladungen war der scherzhafte Ton nicht ungewöhnlich);

8) nur im Ordensgewande in den Versammlungen erscheinen;

9) an den Versammlungstagen keinen andern Orden tragen;

10) die Ordensregeln und Mitgliederverzeichnisse bei sich führen;

11) frei, aber bescheiden in den Versammlungen sich äußern;

12) das Geheimniß von dem, was in den Zusammenkünften gesprochen wird, bewahren;

13) beim Dessert nach Tische französische Lieder singen (gleich wie die Unterhaltung nur in französischer Sprache geführt wurde);

14) die Mitglieder mit dem Wahlspruch Vive la joie grüßen.

Ordenskanzler war der schon erwähnte Hofrath Cachedenier († 1750), ein philosophischer Sonderling und ein gebildeter Mensch, welcher auch die Ordenskorrespondenz besorgte. — Die Ordensmitglieder bestanden aus Herren und Damen, welche mit dem Hofe verwandt oder befreundet waren. Es waren deren 36 in der Zeit von 1739—1742, dazu kamen im Jahre 1743 10; 11 im Jahre 1745; 6 im Jahre 1746; endlich noch 11 im Jahre 1749, also im ganzen 71 Mitglieder. Wie die meisten derartiger Ordensschöpfungen hatte auch dieser originelle „ordre de la joie“ kein langes Leben; er erlosch beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges, als es blutiger Ernst wurde und es mit der fidelitas aus war.

Zu den ausgezeichnetsten Ordensbrüdern zählte der einer ursprünglich bürgerlichen Gothaischen Familie entstammende, nachmals von Kaiser Karl VI. gegrafte preußische Oberhofmarschall und Minister Gustav Adolph von Gotter (geb. 1692), einer der Lieblinge Friedrichs des Großen und von diesem selbst „der liebenswürdigste der Epikuräer“ genannt. Dies war er auch in der That und noch mehr: ein wahrer Apollo von Gestalt, ein zweiter Casanova, ein Lucullus, der die Tafelfreuden liebte, ein Glücks- und Lebemann, welchem die Fortuna in der Liebe nicht minder wie im Spiel hold war, in welchem er zweimal die Bank, das eine Mal zu London, das andere Mal im Haag sprengte — kurz, ein Kavalier comme il faut. Ein solcher Mann — eine der interessantesten und markantesten Persönlichkeiten des ganzen 18. Jahrhunderts — war natürlich wie geschaffen für den lustigen Eremitenorden und nach dem Herzen von dessen

fürstlicher Meisterin. Seine im Jahre 1743 vor sich gegangene Aufnahme in die Emeritagebrüderschaft lag um so näher, als er, ein Gothaer Landeskind bis zum Jahre 1732 als herzoglicher Gesandter in Wien und Regensburg in Gothaischen Diensten gestanden, und auch nach seinem Uebertritt in preußische Dienste mit der Heimat noch in Berührung blieb und immer wieder theils vorübergehend, theils später ständig auf sein Tusculum nach Molsdorf bei Gotha zurückkehrte, woselbst die von ihm gegebenen glänzenden, kostbaren Feste noch lange von sich reden machten. Auf diesem seinem einstigen Lieblingssitze wurde man noch lange vielfach an den lustigen Orden längst vergangener Tage erinnert; so ist in den vier Ecken des von Peter Weingart gemalten Speisesaales in schwarzen Lettern auf goldenen Schildern der Bundeswahlspruch: Vive la joie angebracht; in den vier Ecken an der Decke des Marmorsaales befinden sich die Devisen: Constanter — Laboriose — Tempestive — Sagaciter, und davor Schilder, auf welchen derselbe Wahlspruch zu lesen ist; im sog. Damenzimmer hängt neben andern Bildnissen schöner Damen, entweder von Jakob Samuel Beck oder Johann Kupetzky gemalt, das gelungene Porträt der Herzogin Louise Dorothea im Kostüm des Eremitenordens mit dem Wahlspruch auf der Busenschleife. An dieser ihm so geistesverwandten, übrigens vollständig sittenreinen Fürstin hing er mit wahrhaft schwärmerischer Verehrung; in ihrer Nähe vergaß er das, was in seinem Wesen unlauter war. Und — wie sie ihrerseits für ihn eingenommen war, dies lassen die Worte erkennen, die sie einmal an ihn, als er gesundheitshalber im Süden in Montpellier weilte, richtete: „Kommen Sie bald zurück in unser Land, wo Sie erwartet werden, wie der Messias der Juden." Tief betrauerte sie, wie ihr beiderseitiger königlicher Freund, den Liebling der Götter, als er im Jahre 1762 von dieser Welt Abschied nehmen mußte.

Die „Spezialitätentheater" in der Reichshauptstadt.

Für die Leser des „Salon" will ich heute hier einige Glossen über den erstaunlichen Umfang einer gewissen Richtung des Berliner Theaterwesens hinsetzen, welche durch ihr Repertoire ꝛc. nicht eben schmeichelhaftes Zeugniß für den Vergnügungssinn und Geschmacksmaßstab des hauptstädtischen Publikums (zu dem sich allerdings ein fortwährend fluctuirendes Kontingent von Fremden gesellt), ablegt. Ich meine die sogenannten Spezialitätenbühnen. Nachgerade ist hier eine mit der allgemeinen Unmoral und dem Scheinluxus Hand in Hand gehende Kalamität systematisch großgezüchtet worden. Allerdings war es nur in der großstädtischen Sumpfluft eines Paris und London übertrumpfen wollenden Vergnügungszentrums möglich, daß mehr als ein Dutzend solcher Aftermusentempel ein feist-behagliches Dasein fristen und den Direktoren „goldne Berge" bringen konnte. Solch'

ein „höheres Tingeltangel", an dessen Pforten irgend ein prahlerisch-fremdsprachliches Schild prangt, weiß aber auch seine Leute zu nehmen. Die roheste Genußsucht, d. h. die Begier sich um jeden Preis zu amüsiren und in frivolster Weise die Zeit todt zu schlagen, hat nachgerade immer breitere Schichten des Volkes, auch den sogenannten „Mittelstand" ergriffen, und das benutzen naturgemäß gewinnsüchtige Spekulanten, indem sie an die Instinkte niedrigster Schaulust und das „Thier im Menschen", d. h. die „Sphäre des Geschlechtlichen" appelliren. Hier ist eine Quelle nieversagender Wirkung auf das Publikum und — den wohllöblichen Geldsack des „Theaterunternehmers". Alle diese Institute arbeiten mit dem ganzen fieberhaften Hochdruck, dem Raffinement amerikanischer Barnumreklame nach dem Mustermoral-Katechismus: „je frecher, je besser", „die Dummen werden ja doch nicht alle", das Publikum will angeführt sein, denn alles „Neue" und wäre es der größte „Mumpitz", muß der Berliner gesehen haben, sonst kann er nicht ruhig schlafen." Und die käufliche Tagespresse wird ohne Skrupel zur bezahlten Kupplerin für den „Sensationshunger", die Sucht nach Pikanterien unzweideutigster Herkunft im lieben Publikum. Es ist wirklich unglaublich, was da gewagt wird, was trotz eines K. Polizeipräsidiums geboten werden darf! Lassen wir einmal in solch' einem Lokal (sei es Concordia, Reichshallen, Eldorado, Walhalla oder Universum, Kaufmanns, Mährs Variété u. s. w.) die Ereignisse eines Abends vorüberziehen. In den Logen, auf den besseren Plätzen, ja mitten im Saal zwischen den ehrsamen Bürgersleuten macht sich die Demimonde in allen erdenklichen Abstufungen in widerwärtigster Weise breit, ein dichter Nebel von undurchdringlichem Tabaksqualm lagert über den Köpfen, die Musik beginnt ihren ohrenzerreißenden Lärm, gewöhnlich Tänze trivialster Art, handwerksmäßig heruntergedudelt und der Vorhang geht auf. Nun haspelt sich ein buntes Menu von allem möglichen und unmöglichen herunter nach dem berühmten Rezept des Goethe-schen Sudelkochs! Die Zote und der Ungeschmack feiern ihre „schneidigen" Triumphe! Das Ben-Akibasche Alles-schon-dagewesen wird hier grausam zu Schanden. . . . Das ist ein Schießen, Tanzen, Springen, Roll-Schlittschuh-, Seil- und Stelzen-Laufen, Bycicle- und Dreiradfahren, ein Couplet-Singen, Pfeifen und Dudeln, Bauchreden, Reckklettern und Luftspringen, daß einem Hören und Sehen vergeht und ganz wirblicht im Kopfe wird. Und doch trotz alledem nichts für Auge und Ohr: geschweige denn für Geist und Gemüt! Diese öden Trikotschaustellungen weiblicher Reize, dieses widerlich-prononcirte Herauskehren gewisser Körperpartien, dies lüsterne Posiren, das mag nach dem Sinn junger Greise und ausgemergelter Roués sein, dem Freund des Schönen kann es keine Anerkennung abgewinnen. Diese halsbrecherischen Athletenmanövers*) — immer wieder das Alte

*) Geradezu scheußlich sind die sog. Kautschukproduktionen der Schlangenmenschen und die kraß-unästhetischen Darbietungen der Kopfequilibristen!

mit neuem Brimborium darum! — sie haben nur den Zweck, dem „naiven“ Zuschauer eine Gänsehaut über den Rücken laufen zu lassen, der ästhetisch Gebildete wendet sich mit Ekel oder „gelangweilt“ ab! Diese Sängerinnen — man glaubt sich meist auf einer Mastvieh-ausstellung — diese in Nirgendheim preisgekrönten Schönheiten — wenn Arme und Busen nur recht bloß, das Röckchen möglichst kurz — das andere ist „alles egal!“ Eine wahre Erholung angesichts dieser Summe von menschlicher Entwürdigung bietet die Vorführung dressirter Hunde (Sapperlot, wie beschämend-klug sind diese Racker!) oder die Produktionen einzelner wirklicher Künstler — ich erinnere an den unübertrefflichen Wiener Charakter-Komiker Oskar Fürst oder den meisterhaften französischen Bauchredner Ségommer. Aber wie selten erquicken solche Oasen in der Wüste trostloser Gemeinheit und Langeweile! Zwei Drittel der Kosten des Programms bestreitet die „Musik“. Die Pausen werden recht gedehnt, damit das nöthige Quantum schlechten Bieres mit obligater Küche seine Abnehmer findet — und den Beschluß macht gewöhnlich eine Pantomime im exotisch-englischen oder amerikanischen Spleen-Geschmack, welche durch ihre geradezu haarsträubende Inhaltlosigkeit, und einige Dutzend hundertjähriger Kalauer, unwiderleglich darthut, daß einem „Theater des Blödsinns“ im 20. Jahrhundert noch eine große Zukunft bevorsteht und beweist, daß der von der Karoline Neubert vor hundertundfünfzig Jahren selig zu Grabe getragene Harlekin nicht eben in verbesserter Gestalt „heuer“ bei uns im Jahre des Heils 1889 in der stolzen Hauptstadt des Reiches wieder gar „affenteuerlich“ herumspukt! . . . Diese Zustände sind durch und durch ungesunde und verdienen ihren Sancta Clara. Nur indem man ohne Zimperlichkeit an eine Wunde rührt, kann man sie heilen! Die vorliegenden Zeilen sollten darthun, daß gerade das von Jahr zu Jahr üppigere Ins-Kraut-schießen der „Bums-Theater“ neben dem Eitelkeitskram der Dilettantenbühnen — die größten Feinde der echten Muse, der reinen Kunst sind und daß man, indem man jene Uebelstände muthig vor der Oeffentlichkeit rügt, der Würde wahrer Kunst und Schauspielkunst den größten Dienst erweist.

Germanicus.

Nippsachen.

Das Regenwasser ist sehr zusammengesetzten Wesens, hat seit alten Zeiten die Forscher beschäftigt und eine recht umfängliche Literatur aufzuweisen. Gutes Wasser zum trinken und sonstigen Hausgebrauch muß folgende Eigenschaften besitzen: 1) zu allen Jahreszeiten hell, klar, in großer Menge rein blau sein, was die natürliche Farbe unverfälschten Wassers ist; 2) es muß die nöthige Menge Luft in Lösung enthalten, nämlich in 4 Litern 17 bis 20 Kubikcentimeter, bestehend aus etwa 5 Kubikcentimetern Sauerstoff und 15 Stickstoff; 3) es muß an seiner Quelle eine Temperatur haben, welche dem durchschnittlichen Wärmegrade der Gegend gleich ist; 4) es muß frei sein von thierischen wie pflanzlichen lebenden Organismen, von jeder todten, sich zersetzenden organischen Substanz und darf auf Blei keine lösende Wirkung ausüben; 5) es darf nur eine mäßige Menge Mineralstoffe gelöst enthalten, also weich sein, und keinen Absatz von Kalk oder Magnesia beim Kochen ergeben.

Das Regenwasser ist nur in dem Augenblicke rein, in welchem es die Wolken verläßt. Beim Passiren durch die Atmosphäre absorbirt es Luftarten, nimmt in derselben schwebende organische Theilchen auf, was namentlich in der Nähe von Städten und in denselben eine ganz beträchtliche Menge ergiebt, so daß man diese aus der Luft stammenden Verunreinigungen nicht noch vermehren, nicht nach langer Dürre das erste von den Dächern laufende Regenwasser in die Cisternen rinnen lassen darf. In Italien, wo dieses Wasser Trink- und Speisewasser ist, sind drei Cisternen je nach der Reinheit in Gebrauch, bei uns zu Lande ist dieses Regenwasser zu diesen Zwecken ganz unbrauchbar. Im Verhältnisse zu seiner Reinheit und Weichheit löst es mehr Blei als hartes Wasser, es sind deßhalb bleierne Behälter und Rinnen für Regenwasser bisweilen gefährlich. Wegen seines Mangels an Mineralstoffen schmeckt es fade: es entspricht deßhalb den obigen Punkten nur sehr wenig oder gar nicht. Jedoch ist das Ansammeln von Regenwasser ganz rathsam als Reservevorrath, falls die andern Wasser etwa durch Zufall oder Epidemie verunreinigt sind.

Ein ausgestandenes Vergnügen. Als ich vor Zeiten ein schüchterner Jüngling war, erzählt der Humorist Mark Twain, ging ich einst mit einem simpeln, hausbackenen Landmädchen in die Komödie. Ich kannte sie bereits seit vierundzwanzig Stunden; sie schien mir eine Göttin; ich hatte meine neuen Stiefel an. Nach der ersten halben Stunde fragte sie mich: „Warum strampeln Sie fortwährend mit den Füßen?" Ich sagte: „I wo!" und gab mir Mühe, still zu sitzen. Nach der zweiten halben Stunde fragte sie mich: „Weßhalb antworten Sie auf alles, das ich sage ‚an — ja; au — nein', wenn es die meisten Male gar nicht paßt?" Ich erröthete und murmelte: ich sei etwas zerstreut gewesen. Nach der dritten halben Stunde fragte sie mich: „Weßhalb grinsen Sie so beharrlich ins Blaue hinein und sehen jetzt auf einmal so betrübt aus?" Ich antwortete: das thue ich immer so, wenn ich über etwas nachdenke. Nach einer weitern ganzen Stunde blickte sie mich so innig an und fragte: „Weßhalb flennen sie schon seit bald einer Stunde?" Ich antwortete: komische Schauspiele machten mich stets weinen. Endlich unterlag die schwache menschliche Natur — ich zog mir meuchlings die Quälleder aus. O, hätte ich doch lieber weiter geduldet, denn ich kriegte sie, als das Stück zu Ende, nicht wieder an! Es regnete wie mit Mulden, eine Droschke war nicht aufzutreiben, ein Omnibus ging nicht in unserer Richtung. So schritt ich denn einher, ein Bild des Elends, unter einem Arm das Mädchen, unter dem andern meine Stiefel, und lief Spießruthen, wenn wir Stellen passirten, auf welche das volle Licht der Gaslaternen fiel. Endlich füllte das Kind der Fluren meinen Leidenskelch mit dem Ausrufe: „Herrje, Sie haben ja keine Stiefel an!" Ich antwortete stolz belehrend: „Der höhern Gesellschaftsklasse angehörige Herren ziehen zum Theater keine Stiefel an!"

Salon-Büchertisch.

Humoristisches Kleeblatt. Drei Erzählungen von Oskar Justinus. Berlin. Verlag von Sigmar Mehring. Preis 1 Mark. **Amor auf Reisen.** Lustige Geschichten von Oskar Justinus. Berlin, Hugo Steinitz Verlag, 1888. Beide Bücher gehören dem Genre der humoristischen Unterhaltungsliteratur an und erfüllen ihren Zweck vollkommen, d. h. man amüsirt sich dabei und das will schon viel sagen. Wer eine griesgrämige Stimmung verscheuchen, einmal herzlich lachen und sich einige Stunden allerlei lustige Schnurren, mögliche und unmögliche Geschehnisse auf gefällige Art vorplaudern lassen will, nehme die obengenannten Bändchen ohne Bedenken zur Hand und die gute Wirkung wird nicht ausbleiben. Das Beste ist, man regt sich nicht auf bei der Lektüre dieser drolligen Geschichten, wenn einem phantasiebegabten Leser nicht etwa bei der in Jules Verne'scher Manier geschriebenen Reise nach dem Nebelflecke der Andromeda gruselig werden sollte. In mancher, beinahe wohl in jeder dieser humoristischen Erzählungen scheint übrigens der lebensfähige Keim eines hübschen Lustspiels oder einer wirkungsvollen Posse enthalten zu sein.

Die neuere Literatur im Wupperthal. Von Albert Herzog. Barmen 1888. Verlag von D. B. Wiemann. Einer der traurigsten Tummelplätze mensch-

licher Dummheit und Indolenz wird immer das Gebiet der Literarhistorie bleiben, wenigstens so lange, bis das Gebiet der pragmatischen Darstellung verlassen sein wird und man allgemein zur induktiven Methode der Taine und Brandes greift... Nirgends hat sich bekanntlich deutscher Kastengeist, deutsche Heerdennatur in ihren zweifelhaften Vorzügen deutlicher gezeigt, als in den Kompendien ödester Nachschreiberei, den morschen Gesetzestafeln der Dutzendliterarhistorie. Derjenige, welcher sich die Mühe einer durchgängigen Textvergleichung der 20 gangbarsten, sogenannten Literaturgeschichten unseres Jahrhunderts unterziehen wollte, würde zu sonderbaren, vielleicht höchstens Philister und Zeitungsschreiber überraschenden Resultaten kommen. Denn die Weisheitsquelle des Zeitungsschreibers bleibt nun einmal das Lexikon, „ohne das all' sein Wirken auf thönernen Füßen stehen würde." Daß diese traurigen Verhältnisse einer unbefangenen Würdigung unserer zum Theil nichtswürdigen, zum Theil glorreichen Vergangenheitsepochen in Sachen des Schriftthums entgegen käme, kann kein einsichtiger, unbefangener Literaturfreund und Dichterenthusiast behaupten. Es ist deßhalb nur dankbarlichst zu begrüßen, wenn ein mit dem Heimatboden so verwachsener, dabei kritisch feingenießender Sohn des Wupperthales, seiner in geistiger Beziehung so interessanten Heimatliteratur, wie sie sich in ihren augenblicklich lebenden Vertretern lebenzeugend darstellt, in einer umfangreichen Monographie gerecht wird. Hier lernt man auch einmal die warme Anerkennung lebender Dichter, wie sie in Italien und Frankreich an der Tagesordnung ist, kennen. Albert Herzog ist ein ganzer, für alles Große, Gute und Schöne begeisterter Mann, dem es Freude ist, die Herzen der Weihetaufe des Ideals zu unterziehen und in seinen Umrissen arbeitete er die jeweilige, dichterische Physiognomie der so verschieden gearteten Genossen dieses reichen Dichterkranzes aus. Schöne Stunden der Anregung wird jeder Leser diesem „Jungwupperthal" gewidmeten, kritischen Dichterpantheon verdanken, namentlich wenn er an so glänzenden Erscheinungen, wie Karl Siebel, Friedrich Roeber, Emil Rittershaus, dem Meisterübersetzer Friedrich Stork, Karl Stelter, Ernst Scherenberg u. s. w. das Herz erbaut. Hier ist echtgermanischer Tiefsinn gepaart mit rheinländischer, rebentrunkener Fröhlichkeit, hier weht die Purpurlohe echter Begeisterung, und schlägt die Weinphantasie auch manchmal gar zu arge Purzelbäume, wem sollte dies schöne Heimatgefühl, diese herzige Liebe zur Gottesnatur, dies freisinnige Belauschen der unzähligen Naturwunder in Wald und Feld, diese treue Liebe zum deutschen Eichenwald nicht herzbewegend sympathisch entgegentreten? Geht, kauft Euch das Buch, lest es fleißig und aufmerksam, freundliche Leser des „Salon" und geht dann aber auch selbstständig in Dichters Land, kauft die Werke — das ist die Hauptsache!

W. A—t.

Bilderbuch eines Schwermüthigen. Stolp, Hans Hildebrand. Fritsche ist sehr jung gestorben im vergangenen Jahr. Um ihm gerecht zu werden, muß man sich klar werden, daß er in bester Entwicklung starb. Seine Kraft lag mehr im Epischen wie Lyrischen. Das obige letzte Werk ist auch — abgesehen von dem Prosa-Anhang — sein reifstes zu nennen. Oft finden sich prächtige Volkstöne oder der Stimmungsduft des Selbsterlebten. Merkwürdig war die schiefe Beurtheilung des „Herzenstestaments" vonseiten der Kritik. Das Buch enthält wenig Originales und dieses gerade (ich denke z. B. an „Satanella") stieß durch rohdämonische Kraft und Leidenschaft ab.

Bildertisch.

Ade! Ade! Das waren fröhliche Wochen und trotz aller Manöver-Unruhen und Beschwerden, die der junge „Krieger im Frieden" im lindenduftenden Kirchdorf im Quartier des greisen, freundlichen Ortsschulzen verlebte. Nun sind sie vorbei. Ade! Ade! Dieser trübe Schluß so manchen Glückes, das ist es, was unser Bild uns zeigt. Was dasselbe so besonders reizend macht, das ist der Wiederschein, den dieses „Ade, Ade!" auf die beiden Mädchengesichter wirft, denen der Scheidegruß des jungen Reiters gilt. Das eine, blond umrahmt, licht und rosig wie ein Frühlingstag, träumt mit lächelndem Munde und schalkhaft blitzenden Augen von einem lustigen Wiedersehen, von neuem Kosen, Necken und Scherzen. Das andere aber spiegelt die

ganze Wehmuth des bittren Wörtleins: „Scheiden" wieder. Große, thränenumflorte Blicke, zuckende Lippen, festgefaltete Hände sprechen von der Bewegung des jungen Herzens, das sich vielleicht jetzt in der Abschiedsstunde darüber klar wird, daß es die fröhlichen, treuherzigen Blicke, das helle Lachen des sorglosen Gastes im Leben nicht mehr vergessen kann. Und er? Vielleicht summt er noch, so lange ihn der Schatten der Dorflinden umfängt:

„O Du allerschönste Zier,
Scheiden, das bringt Grämen!"

Dann lockt ihn die blaue Weite, die lustige Welt voll Leben und Sonnenschein. Das Vergangene ist vergessen. Dich aber tröste Gott, armes, blasses Blümelein!

Der Dorfpaganini unseres Bildes hat wohl schwerlich ein Konservatorium besucht und er legt sich die vier Töne g—d—a—e— etwas anders als die Musikgelehrsamkeit aus, denn bei ihm heißt's: **G**eigenspieler **d**enken **a**ns **E**ssen, oder **G**uter **D**urst **a** hat **E**rquickung! Wo ein Wirthshaus winkt, kehrt der hungrige und durstige Musikant ein und läßt seine Fiedel zum Vergnügen der biedern Dörfler ertönen, wenn auch der Pfarrer am Herrentisch ein saures Gesicht macht, sobald er den Bogen kratzen hört. Wer weiß aber, ob der Naturgeiger durch richtiges musikalisches Gefühl nicht manchen Kunstgeiger beschämt! Man kann den Generalbaß im Schlafe hersagen können, und Noten mit Siebenmeilenlöffeln gegessen haben, und doch von dem Geiste einer Tondichtung, von der Seele einer Musikproduktion gerade so viel verstehen, wie ein Ziegelbrenner von dem Eindrucke der Peterskirche, wie ein Farbenhändler von dem ästhetischen Werthe eines Rafael.

„Der allein versteht die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen",

aber nicht der, welcher ihr Handlanger und Materialzureicher ist!

In einer schlesischen Dorfkirche. Das wahre Kunstwerk erklärt sich selber, wir vermögen daher nur mit wenigen Worten unsere Leser auf das so recht aus dem Leben gegriffene Bild Marie Spielers, von dem wir eine gelungene Nachbildung geben, aufmerksam zu machen. Es ist Gottesdienst, draußen heißer, drückender Sommer, drinnen in der Dorfkirche stille, lauschige Kühle, die beruhigend und erquickend die andächtigen Kirchenbesucher umfängt. Der Landmann muß schwer arbeiten, der Kirchenbesuch ist ihm eine liebe Erholung, aber kein Wunder, wenn die ungewohnte Ruhe, der bequeme Sitz einschläfernd wirken. Großmütterlein, die fleißigste und rüstigste Arbeiterin des ganzen Hofes, hat der Verlockung nicht widerstehen können. Fromm die Hände gefaltet, hat sie erst die Augen halb geschlossen, dann ganz, endlich nickte der alte, müde Kopf nach vorne — sie schläft. Lebenstreu ist die Situation wiedergegeben und köstlich ist der Ausdruck von schalkhafter Ehrfurcht, mit der das Enkelchen Großmutter weckt, als der Klingelbeutel in der Nähe ist. Es ist ein anmuthiges, frisches Genrebild, das die begabte Malerin darbietet, und jedes Gesicht der verschiedenen Personen bietet ein anderes Interesse in der Charakteristik, mit welcher die Spannung auf die Worte des Predigers zum Ausdruck gebracht ist.

Der erste Schritt ins Leben ist bedeutsam und selbst für ein ahnungsloses Kindergemüt bedrückend und beängstigend. Mit außerordentlicher Lebenswahrheit schildert diesen Zustand unser Bild. Verschämt und verängstigt, bedeckt der kleine neue Zuwachs zur Kleinkinderschule des Dorfes sein rundes, von Thränen überströmtes Gesichtchen und läßt sich offenbar nur mit Anwendung der mütterlichen Autorität zu diesem ersten Schritt ins Leben bewegen. Die anderen Kinder haben den gefährlichen Schritt bereits hinter sich, und namentlich der kleine bausbäckige Schwarzkopf in der Mitte guckt sich mit verächtlicher Bewunderung die betrübte und zaghafte kleine Schulgefährtin in spe an. Daß aber die bange Ahnung dieser letztern nicht so ganz ohne Grund ist, lehrt ein Blick in die linke Ecke — wo ein tiefer Jammer bereits in eine schwere Zukunft schauen läßt.





Neueste Moden.

Nr. 1. Haartracht fürs Haus.

Die sehr einfache Frisur wird hergestellt, wenn das vordere Haar über die Kopfmitte abgetheilt und eingeflochten wird. Nachdem dasselbe gekraust, wird es zurückgeschlagen und mit dem Hinterhaar verbunden in einen Knoten geschlungen. Bei langem glattem Haar können einzelne Löckchen eingesteckt werden.



Nr. 1. Haartracht fürs Haus.

Nr. 2. Hut aus blauem Sammet.

Die vorn breit vorstehende Krempe des Hutes ist mit marineblauem Sammet belegt und erhebt sich, in eine scharfe Spitze gebogen, bis zu dem hohen Kopf des Hutes. Der vordere Rand der Krempe ist mit einem Sammetgefältel eingefaßt. Den

hinteren Rand bedeckt eine gleichfarbige lange Feder. Vorn am Kopf befinden sich breite, elektrischblaue Atlasschleifen.

Nr. 3. Hut aus rother Faille.

Die hochstehend aufgehefteten Hohlfalten aus Faille werden durch zwei glatt um den Kopf laufende Reifen aus grauer Federbordüre unterbrochen. Graue, vorn



Nr. 2. Hut aus blauem Sammet.

hochstehende Sammetschlupfen mit rother Kante gehen dann in Windungen an der Seite herab. Die unter dem hintern Faltentheil des Hutes befestigten Bindebänder sind gleichfalls aus Sammet.

Nr. 4. Besuchs-Anzug aus altrothem und corallenfarbigem Wollenstoff.

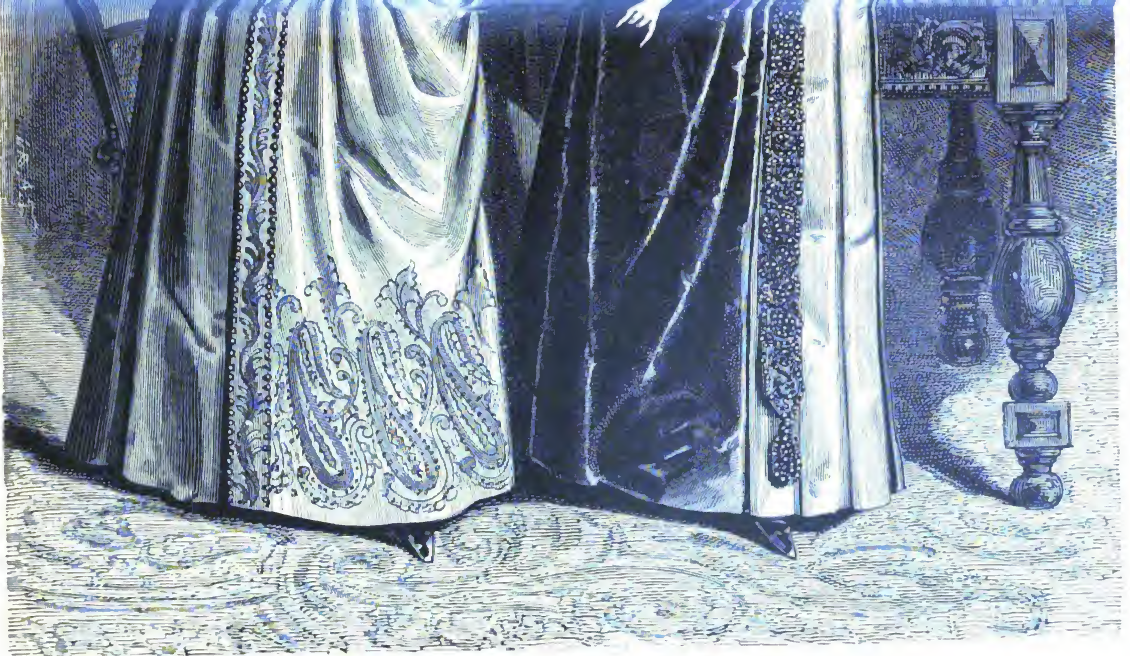
Die auf einem ersten Rock aus leichter Seide befindliche Schürze aus corallen-

farbigem indischem Wollenstoff hat am untern Rand eine breite, schöne Palmenstickerei, sowie an der Seite herauf eine, mit farbiger Seide bestickte Kante. Die unten gerade fallende Schürze wird an der Seite in der Taille in enge Falten zusammengenommen, befestigt und bildet vorn herab Wellen. Das Vordertheil der Untertaille besteht aus gleichem Stoff, ist klein gefaltet schräg übereinander gelegt und mit einem bestickten Stoffgürtel befestigt. Die Taille, Aermel und hinteren Rocktheile bestehen aus altrothem Wollenstoff. Der Rücken endigt in zwei tiefen



Nr. 3. Hut aus rother Faille.

Falten. An den Seiten des Rockes ist der Stoff mehrfach an der Taille eingereiht und nach unten herab glatt mit dem Schürzentheile verbunden. Die Vordertheile der Taille sind vorn offen und treten unten zurück. Am Halsausschnitt der faltigen Untertaille befinden sich kleine, spitze, gleich dem Rand der Vordertheile bestickte Aufschläge, unter welchen ein kleines Faltenhemd aus Seidenmusselin hervorsieht. Der vorn offene Stehkragen ist von glattem Stoff. Die Ellbogenärmel haben einen bestickten Rand, welcher sich nach der Außennaht verlängert. Runder Hut aus Sammet mit breitvorstehendem Rand und schönen corallenfarbenen Federn. An Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 4 Mtr. 90 Centm. Taffet zum ersten Rock mit Innen-



Nr. 4. Besuchs-Anzug aus altrothem und corallenfarbigem Wollenstoff.

Nr. 5. Haus-Anzug.





Nr. 6. Anzug fürs Haus.

rüsche. 4 Mtr. 50 Centm. corallenfarbiger Wollenstoff zur Schürze und 11 Mtr. altrosa Stoff zur Taille und Rockbahnen.

Nr. 5. Haus-Anzug.

Der Anzug ist aus moosfarbigem Plüsch und mattrosa Surah angefertigt. Die oben faltig zusammengefaßten Vordertheile aus grünem Plüsch sind mit dem Rocktheil im Ganzen geschnitten und fallen glatt herab. Der glatte Rücken endigt in



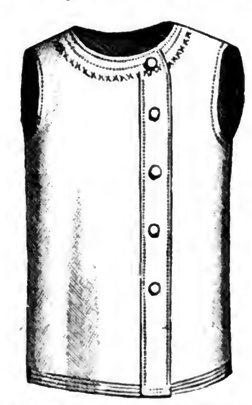
Nr. 7. Jacke aus durchwirktem Stoff.

tiefen Schoßfalten mit kleiner Schleppe. Die Aermel sind unten mit einer Agraffe in Falten zusammengefaßt. Die Untertaille ist mit feinen Falten aus mattrosa Surah bedeckt. Der Médiciskragen aus Plüsch hat rosa Surahfutter, gleich der Schleppe. Die vorderen inneren Rocktheile aus rosa Surah sind in gleichmäßig breite Falten gelegt und mit der Taille verbunden. Moosfarbige Perlenschnüre begrenzen die kleinen Falten der Taille am Hals und unten. Vom Gürtel aus hängt ein bis unten hinreichendes, mit Perlen besetztes Passementtheil herab, welches in einer Perlenquaste endigt. Rosa Seidenstrümpfe und braunrothe Schuhe. Stoff bedarf

man zur Anfertigung dieses Anzugs: 14 Mtr. Plüsch zum Kleid und 3 Mtr. Surah zur Faltenschürze und Untertaille.

Nr. 6. Anzug fürs Haus.

Das Kleid ist aus leichtem, russischgrünem Tuch angefertigt und mit gleichfarbiger Passementenstickerei verziert. Die Taille hat in der Mitte herab Falten, welche mit einem, von der Seitennaht ausgehenden bestickten Gürteltheil zusammengefaßt werden. Die an der Schulter faltig eingesetzten Aermel sind am Ellbogen eingereiht und den enganliegenden, am Handgelenk mit Passementenstickerei verzierten Unterärmeln aufgesetzt. Der Kragen ist ebenso bestickt und hat auf beiden Vorder-



Nr. 8. Flanellunterhemd für Herren.

theilen spitz nach unten ausgehende Passementen. Auch die Schultern sind damit geschmückt. Der Rock des Kleides hat an den Hüften breitliegende und vorn in der Mitte herab mehrfache kleine Falten. Im Rücken befinden sich gleichmäßig tiefe Falten.

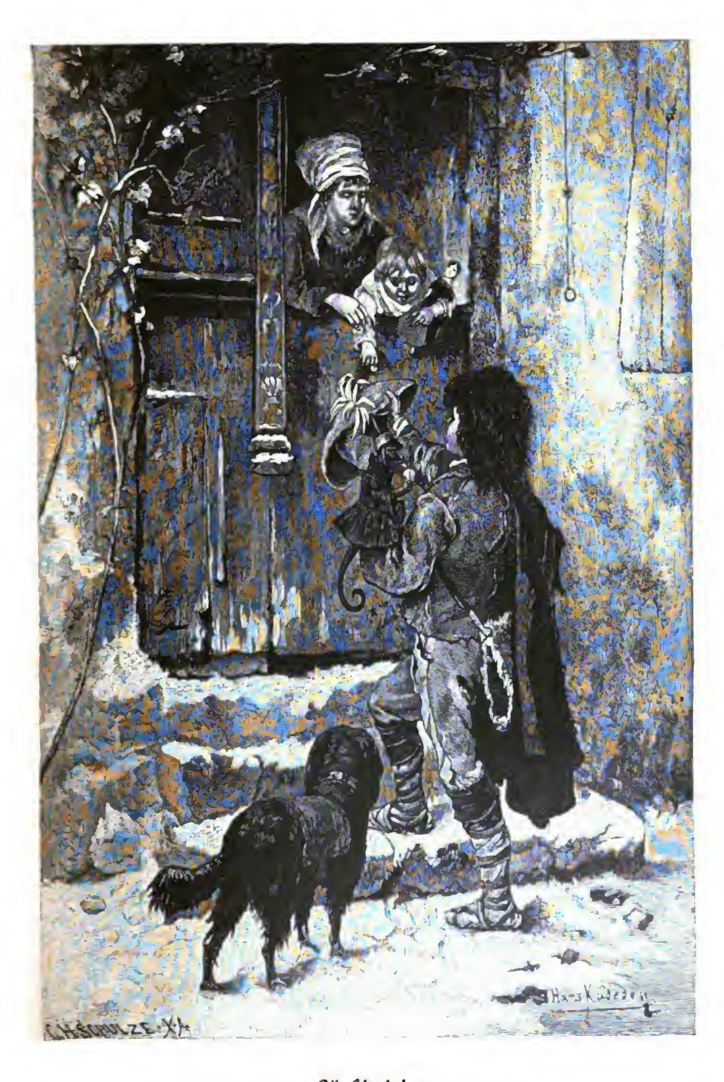
Nr. 7. Jacke aus durchwirktem Stoff.

Die aus dichtem schwarzem Seidenstoff angefertigte Jacke ist an den Vordertheilen herab mit einem Streifen Astrakanpelz besetzt, ebenso auch der Schooß und die Aermelaufschläge. Eine Büschelfranse umrandet die langen Vordertheile unten und an den Seiten.

Nr. 8. Flanellunterhemd für Herren.

Die Vordertheile desselben gehen übereinander und sind vermittels Knöpfe geschlossen. Die Ränder sind mehrfach durchsteppt.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.



Künstlerlohn.

Nach einem Originalgemälde von Hans Kadeder.



Fräulein Perle.

Novellette von Guy von Maupassant.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von L. v. H.

I.

Wirklich, welchen sonderbaren Einfall habe ich an jenem Abende gehabt, Fräulein Perle zur Königin zu wählen! Ich gehe jedes Jahr zum Bohnenfest zu meinem alten Freunde Chantal. Mein Vater, dessen intimster Freund er war, nahm mich schon immer mit, als ich noch ein Kind war; ich habe es seitdem fortgesetzt, und werde es wohl fortsetzen, so lange ich lebe und es noch einen Chantal auf der Welt giebt.

Die Chantals führen übrigens eine merkwürdige Existenz; sie leben in Paris, als wenn sie in Grasse, Yveton oder Pont-à-Mousson wohnten. Sie besitzen neben dem Observatorium ein Haus in einem kleinen Garten, und dort leben sie für sich, als wenn sie in der Provinz lebten. Von Paris, dem eigentlichen Paris, kennen sie nichts, ahnen sie nichts; das ist so weit — so weit!

Indeß zuweilen unternehmen sie eine Reise, eine lange Reise dorthin, um große Vorräthe einzuholen, und das geht so zu: Fräulein Perle, welche die Schlüssel zu den Wirthschaftsschränken hat (die Wäscheschränke sind nur von der Herrin selbst verwaltet), Fräulein Perle theilt mit, daß der Zucker zu Ende geht, daß die eingemachten Gemüse und Früchte alle sind, und daß auf dem Grunde der Kaffeebüchse nur noch sehr wenig vorhanden ist. So auf die herannahende Hungersnoth aufmerksam gemacht, besichtigt Frau Chantal das Uebrige und macht ihre Notizen in einer großen Brieftasche. Dann, wenn sie viele Zahlen eingeschrieben, giebt sie sich zuerst langen Berechnungen, dann langen Ueberlegungen mit Fräulein Perle hin. Schließlich einigt man sich über alles und bestimmt die Qualität jeder Sache, mit der man sich auf drei Monate zu versehen hat; Zucker, Reis, Kaffee, Pflaumen, eingemachte Schoten und Bohnen, Hummer, geräucherte Fische und vieles andere.

Darauf verabredet man den Tag des Einkaufs und fährt in einer, oben mit einer Galerie versehenen Droschke davon, zu einem der Delikatessenhändler, welcher da über die Brücke fort, in dem neuen Stadttheile wohnt. Frau Chantal und Fräulein Perle machen diese geheimnißvolle Reise zusammen, und kommen abends, zur Stunde des Diners, pünktlich zurück; todtmüde, erregt und von der Droschke zusammengeschüttelt, deren oberer Theil mit Packeten, Taschen und allem möglichen bedeckt ist, wie bei einem Umzuge.

Für Chantals bedeutet das Paris, welches auf der andern Seite der Seine liegt, neue Stadttheile, von einer sonderbaren, lärmenden, wenig ehrenwerthen Bevölkerung bewohnt, welche ihre Tage in Müßiggang und Lustbarkeiten, die Nächte in Saus und Braus zubringt, und das Geld zum Fenster hinauswirft. — Von Zeit zu Zeit freilich führt man die Fräulein Chantals ins Theater, in die komische Oper, oder das Schauspielhaus, wenn ein Stück gegeben und durch die Zeitung empfohlen wird, welche Herr Chantal liest. Die jungen Mädchen sind jetzt siebzehn und neunzehn Jahre alt; zwei hübsche, wohlerzogene Mädchen, frisch und rosig, aber fast zu wohlerzogen, so sehr, daß sie, wie zwei niedliche Puppen, unbemerkt durchs Leben gehen. Nie würde mir die Idee kommen, die Fräulein Chantals zu beachten, oder ihnen im geringsten die Cour zu machen; man wagt kaum, sie anzureden, so sehr hat man das Gefühl ihrer Unberührtheit, man scheut es fast, wie etwas zu kühnes, sie zu grüßen. — Was den Vater betrifft, so ist er ein charmanter Mann, sehr unterrichtet, wohlwollend und aufrichtig, aber vor allem die Ruhe und den Frieden liebend, jene Stille, welche so sehr dazu beigetragen, seine Familie förmlich zu mumuficiren, nur um nach seinem Behagen, in einem Zustande stagnirender Unbehaglichkeit zu leben. Er liest viel, unterhält sich gern und ist leicht zur Wehmuth gestimmt; der völlige Mangel an Kämpfen, moralischen Ellenbogenstößen und Knüffen, in seinem Leben, hat seine seelische Oberfläche sehr zart besaitet und empfindlich gemacht. Die geringste Sache ergreift ihn, regt ihn auf und läßt ihn leiden. Chantals haben indeß einige, wenn auch sehr beschränkte und sorgfältig gewählte Beziehungen in der Nachbarschaft, und zwei- oder dreimal im Jahr besuchen sie sich mit entfernt wohnenden Verwandten. Was mich selbst betrifft, so bin ich jeden 15. August und den Dreikönigsabend bei ihnen; das ist bei mir eine moralische Verpflichtung, wie das Osterabendmahl bei den Katholiken. Den 15. August ladet man stets einige Freunde ein, aber am Dreikönigsabende bin ich der einzige fremde Gast.

II.

Also in diesem Jahre, wie in allen vorhergehenden, war ich am Tage von Epiphania bei Chantals zum Diner. Nach alter Gewohnheit umarmte und küßte ich Herrn und Frau Chantal, drückte Fräulein Perle die Hand und machte den Fräulein Pauline und Louise

eine tiefe Verbeugung. Man befragte mich über tausend Dinge, über die Vorgänge auf den Boulevards, über Politik, was man über die öffentlichen Angelegenheiten in Tonkin dächte, und was man von den verantwortlichen höchsten Autoritäten sagte. Frau Chantal, eine korpulente Dame, deren sämmtliche Begriffe und Urtheile mir immer quadratartig erschienen, in der Art, wie regelrecht zugehauene Steine, hatte die Gewohnheit, jede politische Diskussion mit den Worten abzuschließen: ich sage es ja immer, das alles ist eine böse Saat für die Zukunft.

Darauf setzte man sich zu Tische und das Diner nahm seinen gewöhnlichen Verlauf. Beim Dessert kam der Königskuchen an die Reihe. Jedes Jahr wurde Herr Chantal König; war es ein Spiel des Zufalls, oder eine Familienübereinkunft, ich weiß es nicht, aber er fand unfehlbar die Bohne in seinem Stück Kuchen, und dann erklärte er Frau Chantal zu seiner Königin. So war ich förmlich bestürzt, als ich diesmal, in einem Mundvoll Torte, einen harten Gegenstand fühlte, an welchem ich mir beinahe einen Zahn zerbrochen hätte. Ich nahm sachte und unbemerkt diesen Gegenstand aus dem Munde, und es war wirklich eine ganz kleine Porzellanfigur, nicht größer wie eine Bohne. Die Ueberraschung ließ mich „ah“ ausrufen, und nun rief Herr Chantal, vergnügt in die Hände klatschend: Bravo, diesmal ist es Gaston — Gaston, es lebe der König! Und alle wiederholten: Es lebe der König!

Ich wurde roth bis über die Ohren, wie man oft, eigentlich ohne Grund, in einer etwas einfältigen Lage erröthet. Ich saß mit niedergeschlagenen Augen da, zwischen zwei Fingern das kleine Porzellanding haltend und nicht wissend, was ich nun beginnen sollte, als Herr Chantal sagte: jetzt mußt Du aber eine Königin wählen! Da war ich förmlich niedergeschmettert. In einer Sekunde gingen mir tausend Möglichkeiten und Vermuthungen durch den Kopf. Wollte man mich auf eine der Fräulein Chantals hinweisen? Sollte das ein Mittel sein, um mich beweisen zu lassen, welcher ich den Vorzug gab? War es ein sanfter Druck und kleiner Fingerzeig der Eltern auf eine mögliche Heirat hin? Heiratsideen gehen fortwährend in einem Hause um, wo erwachsene Töchter sind und nehmen alle erdenklichen Formen an, benutzen alle Mittel und Wege. Eine entsetzliche Angst ergriff mich, daß ich mir eine Blöße geben, eine Unvorsichtigkeit begehen könne, und auch eine entsetzliche Schüchternheit gegenüber der beharrlichen Vortrefflichkeit und tadellosen Haltung der Fräuleins Pauline und Louise. Eine von ihnen erwählen zu sollen, war ohnehin so schwierig, wie zwischen zwei Wassertropfen zu wählen; und dann die Furcht, mich in eine abenteuerliche Geschichte zu verwickeln, wo ich gegen meinen Willen, ganz sachte, kaum merklich, durch solche geheime Machination, in eine Heirat hineingezogen werden könnte, verwirrte mich im höchsten Grade.

Urplötzlich hatte ich eine Eingebung und reichte Fräulein Perle die kleine symbolische Figur hin. Im ersten Augenblick waren alle

überrascht; dann würdigte man, wie es schien, mein Zartgefühl und meinen Takt, denn man applaudirte förmlich rasend, und alle riefen: Es lebe die Königin, es lebe die Königin!

Das arme Mädchen verlor darüber ganz das Gleichgewicht; sie zitterte und stammelte verstört: „Aber nein, aber nein, nicht ich, ich bitte Sie, nicht ich — ich kann nicht!"

Da, zum ersten Male in meinem Leben betrachtete ich Fräulein Perle aufmerksamer und fragte mich, wer und was sie eigentlich wäre. Ich war gewohnt, sie in diesem Hause zu sehen, wie man die alten Möbel und Stickereien sieht, auf denen man seit seiner Kindheit gesessen, ohne sie jemals zu beachten. Eines Tages, man weiß nicht warum, vielleicht weil ein verschönerter Sonnenstrahl darauf fällt, sagt man sich plötzlich: Sieh, sieh, dies alte Möbel ist aber sehr merkwürdig, wirklich schön! — Und man entdeckt dann, daß das Holz kunstvoll bearbeitet und der Stoff ein höchst werthvoller ist.

So erging es mir mit Fräulein Perle. Ich hatte sie nie genauer angesehen, sie lebte schon in der Familie Chantal, als ich noch ein Kind war, aber wie, in welcher Eigenschaft? Ich ahnte es nicht. Sie war eine etwas hagere Person, über Mittelgröße, welche sich alle Mühe gab, unbeachtet zu bleiben, aber welche durchaus nicht unbedeutend war. Man behandelte sie sehr freundschaftlich, viel besser, wie eine Dienerin, aber weniger rücksichtsvoll, wie eine Verwandte. Ich erinnerte mich plötzlich der verschiedenen Abstufungen ihrer Benennungen, welche ich bisher nicht beachtet hatte. Frau Chantal nannte sie einfach: „Perle", die jungen Mädchen: „Fräulein Perle" und Herr Chantal nannte sie „Fräulein" mit einer gewissen, wohlwollenden Zurückhaltung.

Ich sah sie also genauer an. Wie alt war sie wohl? Vierzig vielleicht? Ja, vierzig gewiß. Sie sah nicht alt aus, aber sie machte sich geflissentlich alt, durch die Art und Weise, wie sie sich trug. Ich wurde plötzlich durch diese Wahrnehmung frappirt. Sie kleidete, frisirte und schmückte sich altjüngferlich und etwas abgeschmackt, aber trotzdem erschien sie nicht lächerlich, so sehr lag eine natürliche Grazie in ihr, eine absichtlich unterdrückte Grazie und Anmuth, die sie möglichst zu verbergen bestrebt war. Wirklich, welch' sonderbares Geschöpf war sie! Wie hatte ich sie nur jemals nicht beachten können! Unter ihrer unkleidsamen Haartracht früherer Zeit trat ihre schöne ruhige Stirn hervor, von zwei tiefen Falten durchschnitten, Falten, wie eine andauernde Traurigkeit sie eingräbt; und dann zwei große, sanfte Augen, so schüchtern, so furchtsam und demüthig, so schöne Augen, voll Naivetät und mädchenhafter Unschuld, welche jugendliche Empfindung und tiefen Gram verriethen, Gram, der durch ihr Gemüt gezogen, ohne dessen Schönheit zu zerstören. Das Antlitz war fein und zart, eins jener Gesichter, welche verblüht sind, ohne abgenutzt und welk zu werden. Welch' hübscher Mund, welche schönen Zähne — aber es schien, daß sie nie zu lachen wagte. Und dann verglich ich sie auf einmal mit Frau Chantal. Ganz sicher, Fräulein Perle

war hübscher als sie, tausendmal hübscher, feiner, edler und vornehmer in ihrer ganzen Erscheinung.

Ich war ganz bestürzt durch meine Wahrnehmungen. Man schänkte Champagner ein, und ich stieß, mit einem wohlgesetzten Toast, auf das Wohl der Königin an. Sie hatte, wie es schien, Lust, ihr Antlitz in ihre Serviette zu verbergen und zu weinen, so verlegen war sie. Dann benetzte sie ihre Lippen mit dem funkelnden Wein und da riefen alle: Die Königin trinkt, die Königin trinkt!

Sie wurde dunkelroth und verschluckte sich fast aus Befangenheit. Alle lachten gutmütig, aber ich sah aus der ganzen Weise, daß man sie sehr in der Familie liebte.

III.

Als das Diner beendigt war, nahm Herr Chantal meinen Arm. Es war die Stunde seiner Cigarre, eine geheiligte Stunde. Wenn er allein war, rauchte er sie draußen auf der Straße, aber wenn jemand zum Essen bei ihm war, ging man nach oben ins Billardzimmer und spielte eine Partie beim rauchen. Heut Abend hatte man sogar Kaminfeuer wegen des Dreikönigfestes angezündet. Mein alter Freund nahm den Billardstock und rieb ihn sorgfältig weiß, dann reichte er ihn mir hin und sagte:

„Fange Du an, mein Junge."

Er dutzte mich, obgleich ich fünfundzwanzig Jahre alt war, weil er mich seit meiner Kindheit kannte.

Ich fing die Partie an, machte einige Stöße und verfehlte einige, aber ich war nicht bei der Sache, weil der Gedanke an Fräulein Perle mir im Kopfe herumging; und plötzlich fragte ich: „Sagen Sie doch, Herr Chantal, ist Fräulein Perle eigentlich eine Verwandte von Ihnen?"

Er hörte auf zu spielen und betrachtete mich sehr erstaunt.

„Wie, Du weißt es nicht, Du kennst nicht die Geschichte von Fräulein Perle?"

„Aber nein."

„Dein Vater hat sie Dir nie erzählt?"

„Gewiß nicht."

„Sieh, sieh, wie sonderbar das ist", sagte er wie zu sich selbst; „das muß ich sagen, sehr merkwürdig. Oh, aber es ist das reine Abenteuer."

Er schwieg eine Weile, dann fing er wieder an: „Und wenn Du wüßtest, wie wunderbar es ist, daß Du mich gerade heute danach fragst — am Dreikönigsabende."

„Warum wunderbar?"

„Ah — warum? — Nun höre zu: Heut sind es gerade einundvierzig Jahre — heut am Tage von Epiphania, daß Fräulein Perle zu uns kam. Wir wohnten damals in Remy le Thorn, nahe dem Wall; wir hatten da ein Haus mit einem schönen Garten, inner-

halb der alten Festungsmauer. Das Haus lag mit der Vorderfront nach der Straße, hinten nach dem Garten hinaus. Vom Garten führte eine Thür aufs Feld, am Fuß einer geheimen Treppe, welche in der dicken Mauer hinunter führte, wie man in Romanen liest. Dort dehnte sich dann die weite Ebene aus. An dieser Pforte, welche mit einer großen Klingel versehen war, führte ein Weg vorüber; die Landleute, um den weiten Umweg nach der Vorderfront zu sparen, brachten auf dieser Seite ihre Waaren zum Verkauf. Du kannst Dir die Oertlichkeiten nun denken, nicht wahr? — Nun, in jenem Jahr, am Dreikönigsabende, schneite es schon seit einer Woche; man dachte, das Ende der Welt käme. Wenn wir auf den Wall gingen und in die Ebene sahen, wurde man bis ins Herz hinein kalt, diese unendliche weite Fläche zu sehen, ganz weiß, ganz Schnee und Eis bedeckt, und wie polirt leuchtend. Man hätte fast gemeint, daß der liebe Gott die Erde in weiße Tücher eingepackt habe, um sie zum Aufbewahren, auf den Speicher einer andern alten Welt zu schicken. Ich versichere Dich, es war wirklich trübselig. — Wir waren damals ein zahlreicher Familienkreis; meine Eltern, mein Onkel und meine Tante, meine beiden Brüder und vier Cousinen. Es waren niedliche Kinder, ich habe später die Jüngste geheiratet. Von diesem ganzen Kreise damals sind nur noch drei am Leben, meine Frau, ich und meine eine Schwägerin, die in Marseille wohnt. Donnerwetter, wie solch Familienkreis sich bald lichtet, — ich zittere, wenn ich daran denke. — Ich war damals funfzehn Jahr alt, denn ich zähle jetzt sechsundfünfzig.

Also wir feierten Dreikönige und waren sehr, sehr vergnügt. Alle erwarteten im Salon das Diner, als mein älterer Bruder Jack sagte: „In der Ebene draußen heult seit zehn Minuten ein Hund; es muß ein armes verlaufenes Geschöpf sein."

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als die große Glocke an der Gartenthür anschlug. Alle überlief ein Schauer. Mein Vater rief den Diener und trug ihm auf, nachzusehen, wer da wäre. Man wartete im tiefsten Schweigen und dachte an den Schnee, der da draußen alles einhüllte. Als der Diener zurückkehrte, versicherte er, daß niemand zu sehen wäre. Der Hund heulte unaufhörlich, und in derselben Entfernung, ohne, wie es schien, den Platz zu ändern.

Man setzte sich zu Tische, aber alle, besonders die junge Welt, war erregt. Das ging so bis zum Braten, als die Glocke wieder zu läuten anfing, dreimal hinter einander, heftig, lange Stöße, welche einen durch Mark und Bein gingen und förmlich den Athem benahmen. Wir sehen uns starr an, die Gabel in der Luft haltend und aufhorchend, von einer übernatürlichen Furcht ergriffen. — Endlich sagte meine Mutter: „Es ist aber merkwürdig, daß man so lange gewartet, bis man zurückgekommen ist; gehen Sie nicht allein hinaus, Baptist, einer der Herren wird mit Ihnen gehen."

Mein Onkel Franz stand auf; er war eine Art Herkules, sehr stolz auf seine Kraft und nichts auf der Welt fürchtend. Mein

Vater rief ihm nach: „Nimm eine Flinte mit, man weiß nicht, was es sein kann.“ Aber mein Onkel nahm nur einen Stock und ging mit dem Diener hinaus. Wir andern blieben zitternd vor Schrecken und Aufregung zurück, ohne zu sprechen, oder zu essen; mein Vater versuchte, uns zu beruhigen: „Ihr werdet sehen, daß es irgend ein Bettler, oder im Schnee verirrter Wanderer ist. Nachdem er das erste Mal geklingelt, und nicht gleich geöffnet wurde, hat er den Weg zu finden gesucht, und weil es ihm nicht möglich war, ist er wieder zu unserer Pforte zurückgekehrt.“

Doch keiner von uns glaubte an diesen natürlichen Zusammenhang. — Die Abwesenheit meines Onkels schien uns eine Stunde zu dauern; endlich kam er zurück, wüthend und fluchend: „Nichts, zum Donner, es muß ein Schabernak sein; nichts zu sehen und zu hören, wie dieser verwünschte Hund, welcher etwa zweihundert Schritte weit von hier, unausgesetzt heult; wenn ich eine Flinte bei mir gehabt, hätte ich ihn todtgeschossen, nur um ihn zum Schweigen zu bringen.“

Man setzte sich wieder an den Tisch, aber alle blieben in angstvoller Spannung, man fühlte wohl, daß die Sache noch nicht zu Ende war, daß sich noch etwas ereignen müsse, daß die Glocke noch einmal ertönen würde. Und sie ertönte abermals, gerade im Augenblick, als man den Königskuchen anschnitt. Alle Männer erhoben sich gleichzeitig. Onkel Franz, welcher tüchtig Champagner getrunken, erklärte, daß er ihn massakriren werde, mit soviel Zorn, daß meine Mutter und meine Tante sich ihm in den Weg warfen, um ihn daran zu hindern. Mein Vater, obwohl ruhig und etwas langsam, da er, seit er mit dem Pferde gestürzt war, etwas hinkte, erklärte seinerseits, daß er endlich wissen wollte, was es wäre, und daß er selbst gehen und nachsehen würde. Meine beiden Brüder, achtzehn und zwanzig Jahre alt, holten schnell ihre Flinten, und da man mich weiter nicht beachtete, bemächtigte ich mich einer Gartenhacke und schloß mich der Expedition an. Sie machte sich sofort auf den Weg. Mein Vater und mein Onkel gingen mit Baptist voran, welcher eine Laterne trug; meine Brüder Jack und Paul folgten und ich kam zuletzt, ungeachtet der Bitten meiner Mutter, welche mit ihrer Schwester und den Cousinen auf der Schwelle des Hauses zurückblieb.

Der Schnee fiel seit einer Stunde noch dichter und die Bäume waren damit überladen; die Tannen beugten sich unter der schweren Last und glichen weißen Pyramiden, oder enormen Zuckerhüten; kaum, daß man die kleinen Sträucher durch den dichten grauen Flockenvorhang, wie matte Schatten, erkennen konnte. Der Schnee fiel so dicht, daß man kaum fünf Schritte weit vor sich sah, aber die Laterne warf einen hellen Schein vor uns her. Als man die Wendeltreppe, die in der Mauer hinunterführte, hinabstieg, hatte ich wirklich Furcht; ich hatte das Gefühl, als wenn etwas hinter mir her käme, daß mich etwas an der Schulter packen und mit sich fortreißen würde. Ich hatte fast Lust umzukehren, aber da ich durch den dunkeln Garten

allein wieder hätte zurückgehen müssen, traute ich mich nicht. Ich hörte, daß man unten die Thür öffnete, und daß mein Onkel wieder tobte: „Zum Henker, er ist wieder verschwunden, wenn ich nur seinen Schatten sehe, so blitze ich ab, auf den Ruchlosen!"

Es war unheimlich, die weite Ebene vor sich zu sehen, oder vielmehr, zu fühlen, denn man sah eigentlich nichts. Man sah nur einen dichten Vorhang von Schnee, der von allen Seiten vom Himmel hernieder hing.

Onkel Franz fing wieder an: „Und da ist immer noch diese Bestie von Hund, der heult; ich werd' ihm mal eins auf den Pelz brennen; man wird dann doch wenigstens das gewonnen haben, sein Geheul nicht mehr zu hören." Aber mein Vater, welcher ein gutes Herz hatte, erwiderte: „Es ist besser, daß wir hingehen und ihn holen; das arme Thier schreit vor Hunger, es bellt um Hilfe, das unglückliche Geschöpf, und ruft, wie ein Mensch in Todesqual; laßt uns hingehen und nachsehen."

Man machte sich auf, durch diesen dichten Vorhang, durch diesen ununterbrochenen Schneefall, welcher die Nacht, die Luft, und alles um uns her erfüllte, fortwährend niederrieselte, sich schwebend bewegte, daß es einen schwindlich machte und die Haut in Eis verwandelte, wo die Flocken zerschmolzen und gleich darauf froren. Wir sanken oft bis an die Kniee in diese weiche, kalte Schneemasse ein, und man mußte die Füße sehr hoch heben, um gehen zu können. Je weiter wir vordrangen, desto deutlicher und stärker wurde die Stimme des Hundes. Plötzlich rief mein Onkel: „Da ist er!"

Man hielt an, um zu beobachten, wie man angesichts eines Feindes thut, dem man unerwartet in der Nacht begegnet. Ich drängte mich vor, um zu sehen und der Anblick dieses Hundes machte einen schauerlichen und fantastischen Eindruck — ein großer schwarzer Hund, wie die Schäferhunde, mit langen, dicken, gesträubten Haaren und einem Wolfskopf, hoch aufgerichtet auf allen Vieren, ganz zu Ende des schmalen Lichtstreifens, den die Laterne vor uns her warf. Er regte sich nicht, er schwieg jetzt und sah uns prüfend an.

„Es ist merkwürdig", sagte mein Onkel, „er bewegt sich weder vor- noch rückwärts; ich habe Lust, ihm einen Schuß in die Rippen zu geben."

Aber mein Vater sagte sehr bestimmt: „Nein, wir nehmen ihn mit."

Da sagte mein Bruder Jack: „Aber er ist nicht allein, er hat etwas neben sich!"

Und wirklich, er hatte etwas neben sich, etwas graues, was man nicht gleich erkennen konnte. Vorsichtig näherten wir uns alle und da setzte der Hund sich abwartend nieder; er sah nicht böse aus, er schien, im Gegentheil, sehr zufrieden, daß es ihm gelungen war, durch sein Bellen Leute herbei zu ziehen. Mein Vater trat furchtlos zu ihm und liebkoste ihn, da leckte der Hund ihm die Hände. — Man bemerkte nun, daß er an dem Rade eines kleinen Wagens angebunden war, eine Art Puppenwagen, ganz in verschiedene wollene Decken

eingehüllt. Man entfernte diese behutsam, und als Baptist mit der Laterne näher trat und den innern Raum des kleinen Fuhrwerks beleuchtete, welcher einer Art Nische glich, gewahrte man darin ein kleines, friedlich schlafendes Kind.

Wir waren so vollständig überrascht, daß erst keiner ein Wort sprechen konnte; mein Vater faßte sich zuerst, und da er ein großmüthiges Herz und leicht exaltirtes Gemüt hatte, streckte er die Hand über das Dach des kleinen Wagens hin, und sagte: „Armes, verlassenes Geschöpf, Du sollst jetzt zu uns gehören."

Und er gebot meinem Bruder Jack unsern kleinen Findling vor uns her nach Hause zu schieben.

Mein Vater, als ob er laut dachte, sagte: „Es wird irgend ein Kind der Liebe sein, dessen arme Mutter an unserer Thür geklingelt, heute Nacht, von Epiphania, in Erinnerung an das Gotteskind."

Er stand still und rief mit aller Kraft seiner Stimme nach allen vier Himmelsgegenden in die tiefe Nacht hinein: „Wir haben es aufgenommen!"

Dann legte er die Hand auf seines Bruders Schulter und sagte mahnend: „Wenn Du auf den Hund geschossen hättest, Franz!"

Mein Onkel antwortete nicht, aber er machte das Zeichen eines großen Kreuzes, denn er war gutherzig und gottesfürchtig, trotz seiner großsprecherischen Weise.

Der Hund, welchen man losgebunden, folgte uns zutraulich. Ah, das muß ich sagen, unsere Rückkehr ins Haus war nett! Man hatte erst viel Mühe, den kleinen Wagen die enge Treppe in der Mauer hinaufzuschaffen, doch kam man schließlich damit zustande und rollte ihn durch den Garten, bis in den Hausflur. Wie Mama drollig, vergnügt und erregt war, und meine vier kleinen Cousinen (die Jüngste war damals sechs Jahre alt), glichen vier Kückelchen, welche um ein Nest standen. Endlich nahm man das Kind, welches immer noch schlief, aus dem Wagen; es war ein kleines Mädchen, ungefähr sechs Wochen alt und man fand in seinem Wickeltuch 10,000 Francs in Gold, ja runde 10,000 Francs, welche mein Vater später günstig für sie anlegte, zu ihrer einstigen Mitgift. — Es war also nicht das Kind armer Leute, wie man erst dachte; vielleicht das eines vornehmen Herrn mit einem hübschen Bürgermädchen aus der Stadt, oder auch — wer weiß —; nun wir haben tausend Vermuthungen aufgestellt, tausenderlei Nachforschungen gemacht, aber darüber haben wir nie etwas in Erfahrung gebracht — nichts, nichts, aber nie! — Selbst den Hund kannte niemand in der ganzen Gegend. Jedenfalls aber mußte derjenige, oder diejenige, welche an unserer Gartenpforte geklingelt hatte, meine Eltern gut kennen, um sie gerade gewählt zu haben.

Auf diese Weise also ist Fräulein Perle, als sie etwa sechs Wochen alt war, in die Familie Chantal gekommen. Man nannte sie übrigens erst später so. Damals ließ man sie mit den Namen Marie Simonne Clara taufen; letzterer sollte ihr Rufname sein.

Ich kann Dir sagen, daß es an jenem Abende eine merkwürdige Rückkehr ins Eßzimmer war, mit dieser inzwischen erwachten kleinen Wickelpuppe, welche mit großen offenen, blauen Augen die Menschen und die Lichter um sich her betrachtete. Man setzte sich wieder zu Tische, um endlich den Königskuchen zu vertheilen; ich wurde König und wählte als Königin Fräulein Perle, das kleine fremde Kind, welches damals noch nichts von der Ehre ahnte, welche man ihm zutheil werden ließ.

Also, sie wurde adoptirt und in der Familie erzogen; sie wuchs heran — die Jahre gingen hin — sie wurde allerliebst; so sanft, so folgsam, alle Welt liebte sie und man würde sie gräßlich verzogen haben, wenn meine Mutter es nicht verhindert hätte. Sie war eine ordentliche, tüchtige Frau, welche auf Rangordnung hielt. Sie gab ihre Zustimmung, die Kleine wie ihre eigenen Kinder zu behandeln, aber sie hielt doch darauf, daß eine gewisse Grenze beobachtet wurde, welche ihre Stellung in der Familie fest bezeichnete; und sobald das Kind verständig genug war, theilte sie ihr die Geschichte ihres Auffindens mit, und ließ so leise durchscheinen, daß sie für die Chantals nur eine Pflegetochter wäre — gern aufgenommen, aber imgrunde doch eine Fremde.

Clara begriff dieses Verhältniß mit einer auffallenden Intelligenz, mit einem überraschenden Instinkt, und sie verstand es, den Platz, den man ihr einräumte, einzunehmen und zu wahren, mit so viel Takt und Anmuth einzunehmen, daß es meinen Vater oft bis zu Thränen rührte. Selbst meine Mutter war zuweilen von der fast leidenschaftlichen Dankbarkeit und schüchternen Ergebenheit dieses reizenden, zärtlichen Geschöpfes bewegt, so daß sie sie öfter „meine Tochter" nannte. Und manchmal, wenn die Kleine etwas recht gut gemacht, etwas recht zartfühlendes geäußert hatte, rückte meine Mutter wohl die Brille auf die Stirn, was bei ihr immer das Zeichen einer innern Bewegung war, und rief dann: „Aber dies Kind ist eine Perle, eine wahre Perle!"

Dieser Name blieb allmählich dem kleinen Mädchen, welches für uns nur noch „Fräulein Perle" heißt."

IV.

Herr Chantal schwieg; er saß mit niederhängenden Beinen auf dem Billard und drehte eine Kugel in der linken Hand hin und her, während die rechte ein Handtuch zusammenknäulte, welches dazu diente, die notirten Punkte auf der Tafel auszulöschen, und welches wir deßhalb das Kreidetuch nannten.

Er sah erhitzt aus und seine Stimme klang heiser, wie in unterdrückter Erregung; er sprach noch leise vor sich hin, in seine Erinnerungen vertieft, sachte durch die alten Dinge und Erlebnisse gleitend, welche in seinem Geiste wieder lebendig geworden waren, — wie man durch einen alten Familiengarten geht, in dem man aufwuchs, wo man

jeden Weg, jeden Baum, jede Pflanze kennt, wo der Duft einer Blume, der Anblick eines Strauches uns mit jedem Schritt in die ferne Vergangenheit zurückversetzt, uns einen kleinen Vorgang dieses weit hinter uns liegenden Lebens zurückruft — eine jener kleinen, unbedeutenden, köstlichen Begebenheiten, welche den Grund und den Einschlag zu dem Gewebe unseres ganzen Daseins bilden.

Ich stand ihm gegenüber an die Wand gelehnt, die Hände auf den Billardstock gestützt, in tiefen Gedanken.

Nach einer kleinen Weile fing er wieder an: „Oh, wie reizend war sie mit achtzehn Jahren — so lieblich und vollkommen, ach und hübsch — hübsch und gut und brav — ein so liebreizendes Mädchen. Und Augen hatte sie — so blau und treu, so klar und weich, wie ich nie ähnliche Augen gesehen — niemals!“

Er schwieg wieder, da fragte ich: „Warum hat sie sich nicht verheiratet?“

Er antwortete, nicht mir, sondern wie zu sich selbst: „Warum, warum? Sie hat es nicht gewollt — nicht gewollt; sie hatte mehrere Anträge und eine Mitgift von 30,000 Francs, so hatten die Zinsen es vermehrt. Aber sie wollte nicht; sie war stets traurig zu jenem Zeitpunkt, es war gerade, als ich meine Cousine, die kleine Charlotte heiratete, mit der ich schon seit sechs Jahren verlobt war.“

Ich betrachtete stumm Herrn Chantal; es schien mir, daß ich in seinem Herzen las und plötzlich eins jener keuschen, geheimen und grausamen Dramas entdeckte, wie sie die ehrenhaften und pflichttreuen Herzen erleben, eins jener uneingestandenen und unerforschten Herzensdramen, von denen niemand etwas erfahren hat, niemand etwas ahnt, nicht einmal diejenige, welche das stillschweigende Opfer davon ist. — Eine kecke Neugierde erfaßte mich und trieb mich, zu sagen: „Sie selbst hätten sie heiraten müssen, Herr Chantal.“

„Ich, wen heiraten?“

„Fräulein Perle.“

„Warum ich?“ stammelte er.

„Weil Sie sie liebten — mehr liebten, als Ihre Cousine.“

Er sah mich mit seltsam starren Augen groß an, dann stotterte er: „Ich hätte sie geliebt, — ich, wie weißt — wer hat Dir das gesagt?“

„Mein Gott, das durchschaut man doch wohl; es ist sogar der Grund gewesen, daß Sie so lange gezögert haben, Ihre Cousine zu heiraten, welche seit sechs Jahren auf Sie wartete.“

Er ließ die Kugel fallen, die er noch immer in der Hand hielt, ergriff mit beiden Händen das Kreidetuch, barg sein Gesicht darin und schluchzte laut. — Er weinte in trostloser, beinahe lächerlicher Weise; aus Augen, Nase und Mund strömte es zugleich. Er hustete, spuckte dazwischen, schnaubte sich in dem Kreidetuch, trocknete sich die Augen, nieste und dann fing es geräuschvoll aus allen Spalten und Fugen seines Gesichts wieder an zu rinnen.

Ich schwieg bestürzt und beschämt und hatte Lust davon zu laufen, ich wußte nicht, was ich sagen und beginnen sollte.

Da ertönte plötzlich Frau Chantals Stimme unten an der Treppe: „Nun, hat Eure Raucherei bald ein Ende?“

Ich öffnete die Thür und rief hinunter: „Ja, Frau Chantal wir kommen schon!“

Dann stürzte ich zu ihm hin, schüttelte ihn an den Armen und rief: „Herr Chantal, mein alter Freund, hören Sie mich, Ihre Frau ruft Sie; ermannen Sie sich, fassen Sie sich; schnell, schnell, wir müssen hinunter gehen.“

Er lallte: „Ja, ja — ich komme — armes, liebes Mädchen; ich komme schon, sage ihnen, ich käme gleich.“

Er fing an, sich gewissenhaft das Gesicht mit dem Kreidetuch abzuwischen, womit seit Jahren die Tafel abgewischt wurde, wonach er halb roth und halb weiß aussah, auf der Stirn, den Backen, der Nase — überall Kreide und die Augen roth und geschwollen, noch voll Thränen. Ich nahm ihn beim Arm und zog ihn nach seiner Stube, indem ich leise sagte: „Oh, ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Chantal, bitte Sie sehr um Verzeihung, Ihnen solch Weh' wachgerufen zu haben; aber ich wußte nicht — ich dachte nicht — Sie begreifen —“

Er drückte mir die Hand und sagte: „Oh ja, ja — man hat zuweilen seine schweren Stunden.“

Dann tauchte er sein Gesicht in die Waschschüssel, doch als es daraus hervorging, schien es mir noch immer nicht präsentabel. Aber ich hatte einen schlauen Einfall. Da er sich beunruhigte, als er in den Spiegel sah, sagte ich: „Es wird genügen, wenn ich unten erzähle, daß Ihnen ein Staubkörnchen ins Auge geflogen, dann können Sie vor aller Welt weinen, soviel Sie wollen.“ — Darauf ging er mit mir hinunter, die Augen mit dem Taschentuch reibend. Man beunruhigte sich, ihn so entstellt zu sehen, jeder suchte das Staubkörnchen, ohne es zu finden, und erzählte ähnliche Fälle, wo es nothwendig geworden, den Arzt zu holen. — Ich hatte mich abseits zu Fräulein Perle gesellt und betrachtete sie mit einer glühenden Neugierde, welche mir förmlich zur Qual wurde. Sie mußte wirklich sehr hübsch gewesen sein, mit den großen, ruhigen, sanften Augen, welche den Eindruck machten, als wären sie nie, wie bei andern Menschen geschlossen. Ihr Anzug war etwas geschmacklos, eine wirklich altjüngferliche Toilette; sie beeinträchtigte ihre Erscheinung, ohne sie indeß zu entstellen.

Es schien mir, daß ich in ihrer Seele las, wie ich eben in Herrn Chantals Seele gelesen; daß ich von Anfang bis zu Ende dies demüthige, einfache, hingebende Leben vor mir sah. Aber eine zwingende Frage drängte sich auf meine Lippen, ein mich plagender Trieb, sie auszuforschen, zu erfahren, ob sie ihn auch geliebt hatte; ob sie wie er unter solcher langen, geheimen, nagenden Qual gelitten hatte, welche niemand sieht, weiß oder nur ahnt, aber welche nachts in der lichtlosen Einsamkeit, in Seufzern der Brust entflieht. Ich sah sie an, sah ihr Herz unter ihrer altmodischen Gympentaille

klopfen und fragte mich, ob dies sanfte, reine Antlitz jeden Abend geseufzt habe, um dann das ausbrechende Schluchzen in dem dicken Kopfkissen zu ersticken.

Ich sagte ganz leise, wie ein Kind, welches ein Spielzeug zerbricht, um zu sehen, wie es inwendig beschaffen ist: „Wenn Sie wüßten, wie Herr Chantal eben geweint hat, es würde Ihnen nahe gegangen sein."

Sie schrak zusammen und sagte bestürzt: „Wie, er hat geweint?"

„O, er weinte so sehr."

„Aber warum", fragte sie sehr bewegt.

„Um Ihretwillen", sagte ich.

„Um meinetwillen", fragte sie ungläubig.

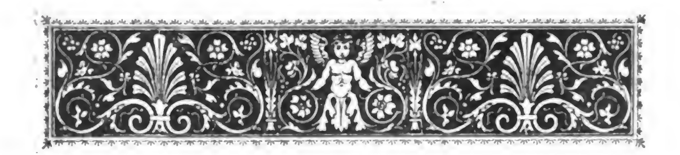
„Ja", sagte ich leise, „er erzählte mir, wie sehr er Sie einst geliebt hat, und wie viel es ihn gekostet, aus Pflichtgefühl, seiner Cousine treu zu bleiben, sie statt Ihrer zu heiraten."

Ihr Antlitz war erblaßt, und schien sich zu verlängern; ihre schönen großen Augen leuchteten auf und schlossen sich dann, so plötzlich, so schnell, als ob es für immer wäre; sie glitt von ihrem Stuhl auf den Fußboden, langsam, sanft hinsinkend, wie eine seidene Schärpe hinab zu gleiten pflegt. — Ich rief: „Zu Hilfe, zu Hilfe, Fräulein Perle wird ohnmächtig!"

Frau Chantal und ihre Töchter eilten herbei, man holte Wasser, ein Tuch, belebende Essenzen; ich nahm meinen Hut und ergriff die Flucht. Ich ging mit großen, hastigen Schritten durch die Straßen, das Herz hin- und hergerissen, im Geist Gewissensbisse und Reue. Und doch war eine Stimme in mir, die mir sagte, ich hätte etwas lobenswerthes und nothwendiges gethan, und die mir Befriedigung gab.

Ich fragte mich immer wieder: Habe ich unrecht gethan, oder recht gehandelt? Sie hatten das in ihrem Herzen, wie man ein Stück Blei in einer schlecht verharschten Wunde behält. Würden sie nun nicht glücklicher sein, da einer vom andern wußte, wie es gewesen? Es war zu spät, als daß ihre Marter noch einmal beginnen könnte, aber noch früh genug, daß sie sich ihrer in wehmüthiger Genugthuung, als überwunden, erinnerten.

Und vielleicht, eines Abends im nächsten Frühling, weich gestimmt durch einen Mondstrahl, der durch die zartbelaubten Zweige auf das Gras zu ihren Füßen fällt, werden sie sich, in Erinnerung an diese qualvollen, und nun erstickten Kämpfe und Leiden die Hände reichen und herzlich drücken. Und vielleicht, daß dieser kurze, innige Händedruck durch ihr Inneres einen kleinen Schauer bis dahin nicht gekannten Glückes gleiten läßt, und diesen, wie vom Tode Erweckten, einen aufleuchtenden Strahl jener göttlichen Trunkenheit in die Seele wirft, welche den Liebenden in einem Augenblick — in einem flüchtigen Erbeben — mehr Glück giebt, als andere Menschen in ihrem ganzen langen Leben nicht kennen lernen.



Friedrich von Bodenstedt.

Zum siebzigsten Geburtstage des Sängers der Lieder des Mirza Schaffy.

Von **Richard George.**

Siebzig Jahre sind am 22. April dieses Jahres verflossen, seitdem Friedrich von Bodenstedt, der Sänger der Lieder des Mirza Schaffy, zu Peine im Hannöverschen das Licht der Welt erblickte. Die naiv-heiteren Weisheitslehren, die jenes Meisterwerk enthält, haben Bodenstedt zum Liebling des deutschen Volkes erhoben, und so dürfte es wohl ganz am Platze sein, wenn wir versuchen, den Lebensgang und das Lebenswerk dieses Mannes zu seinem Ehrentage im Umrisse vorzuführen.

Ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, gelang es Bodenstedt, seiner literarisch-wissenschaftlichen Neigung zu folgen; er besuchte die Universitäten Göttingen, München und Berlin, auf denen er sich hauptsächlich mit Literaturgeschichte und Linguistik beschäftigte. Ein Grundzug unseres Volkes, die Sehnsucht, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, war in ihm besonders stark entwickelt, und so finden wir ihn schon in seinem 22. Lebensjahre als Erzieher des jungen Fürsten Galizin in Moskau. Hier fand Bodenstedt Gelegenheit, mit der großen Welt zu verkehren; gleichzeitig widmete er sich dem Studium der slavischen Sprachen und Literaturen mit großem Eifer. In Moskau erhielt er eine Einladung des Statthalters der kaukasischen Provinzen, des Generals Neithard, welche ihn nach Tiflis führte. Er leitete daselbst bis 1845 ein pädagogisches Institut und ertheilte am dortigen Gymnasium Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache. Nach Aufgabe dieser Stellungen widmete er sich ganz dem Studium von Land und Volk und dem der orientalischen Sprachen.

Sein Lehrmeister in den letzteren war Mirza Schaffy, dessen Name durch Bodenstedt zur Unsterblichkeit gelangte. Dieser „Weise von Gjändscha" ertheilte ihm zunächst Unterricht in der tatarischen Sprache, die in den Ländern des Kaukasus unumgänglich nothwendig

ist. Vor allem führte er seinen Schüler jedoch in die Sitte und Denkart des Orients ein und lehrte ihn jene heitere und tiefe Lebens- und Weltauffassung, welche die nach ihm benannten Lieder wiederspiegeln. Mirza Schaffy hielt sich, wie Bodenstedt berichtet, für den „weisesten aller Menschen“. „Ich, Mirza Schaffy“, sagte er, „bin der erste Weise des Morgenlandes! folglich bist Du als mein Jünger der zweite.“ Dieses Prädikat erhielt Bodenstedt, weil er seinem Lehrer großmüthig einen Silberrubel für die Stunde gab. Die tiefe Weisheit hielt Mirza Schaffy jedoch nicht ab, seinen Landsmann, Mirza Jussuf, mit seinen dickbesohlten Pantoffeln zu bearbeiten, als derselbe ihn bei Bodenstedt anschwärzen wollte. Es lag jedoch in Mirza Schaffy etwas, das unseren Dichter anzog, und so entstand zwischen beiden ein Verhältniß, welches wir wohl Freundschaft nennen können. In seiner bilderreichen Sprache weihte ihn der orientalische Weise in die Geheimnisse seiner Liebe zu Zuléikha ein, die er nun elf Jahre in seiner Brust verschlossen, und gestand ihm schließlich seine Liebe zur schönen Hafisa, deren Vater grausamerweise von seiner Minne nicht eher hören wollte, bis er imstande sei, für den Unterhalt einer Familie zu sorgen. So hatte Bodenstedt also Gelegenheit, nicht nur den Geist der orientalischen Sprachen, sondern auch das Herz, das Gemüt der orientalischen Völker kennen zu lernen. Seinem Lehrmeister erwies er sich erkenntlich, indem er ihm eine einträgliche Stellung verschaffte.

Tiflis dürfen wir daher als den Geburtsort der „Lieder des Mirza Schaffy“ betrachten. Diese sind keineswegs Uebersetzungen, sondern fast alle Originaldichtungen im Sinne und im Geiste des Orients. Ueberall vereinigen sich in diesem poetischen Meisterwerke Anmuth und einschmeichelnde Gewandtheit der Form zu einem harmonischen Ganzen, über dem der Nimbus einer weisheitstriefenden Heiterkeit schwebt. So wenn der Dichter z. B. singt:

Soll ich lachen, soll ich klagen,
Daß die Menschen meist so dumm sind,
Stets nur Fremdes wiedersagen
Und in Selbstgedachtem stumm sind!

Nein, den Schöpfer will ich preisen,
Daß die Welt so voll von Thoren!
Denn sonst ginge ja der Weisen
Klugheit unbemerkt verloren!

* * *

Ein Jegliches hat seine Zeit,
Ein Jegliches sein Ziel —
Wer sich der Liebe ernst geweiht,
Der treibt sie nicht als Spiel.

Wer immer singt und immer flennt,
Von Liebesglück und Schmerz,
Dem fehlt, was er am meisten nennt,
Dem fehlt Gefühl und Herz.

* * *

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge,
Auf schelmische Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Aug's Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir hier aus diesem schier unerschöpflichen Liederschatze, der das alte Thema von Wein, Weib und Gesang in orientalischen Variationen behandelt und dabei noch manche kostbare Lebensregel über andere Verhältnisse poetisch darstellt, noch weitere Proben citiren. Diese Lieder, die zuerst 1851 erschienen, sind in hunderttausend Exemplaren verbreitet worden; sie gehören zu jenen Werken, die in keiner Hausbibliothek fehlen dürfen. Fast alle europäischen Völker haben sie sich durch Uebersetzungen angeeignet, und sogar in das Tatarische sind sie übertragen worden. Durch dieses Meisterwerk hat Bodenstedt seinen Ruhm für immer begründet und seinen Namen mit goldenen Lettern in die Geschichte der deutschen Dichtkunst eingetragen.

Schon vor dem Erscheinen der „Lieder des Mirza Schaffy“ war er jedoch in der literarischen Welt bekannt geworden, und zwar durch die Früchte seiner Reisen. Er selbst schreibt über den Beginn seiner literarischen Laufbahn:

„Bilder von unglücklichen Poeten, die durch Selbstüberschätzung ein klägliches Ende genommen, trübe Jugendeindrücke und Schicksale ließen schon früh in mir den Entschluß reifen, mit Sammlungen eigener Gedichte — deren Anfänge in mein achtes Lebensjahr zurückreichen — nicht eher an die Oeffentlichkeit zu treten, bis ich mir durch andere Arbeiten einen geachteten Namen errungen haben würde. Das Glück kam meinen Bestrebungen entgegen. Gleich mein erstes größeres Werk „Die Völker des Kaukasus“ hatte sich, trotz der höchst ungünstigen Zeit, in welcher es erschien (es fiel mitten in die Märzstürme des Jahres 1848 hinein) eines so durchgreifenden und nachhaltigen Erfolges zu erfreuen, wie selten einem ähnlichen Buche in Deutschland zutheil wurde. In den nächstfolgenden Jahren (1849 bis 1850) erschienen die mehr einer poetischen Auffassung der Menschen und Dinge sich zuneigenden beiden Bände der ersten Ausgabe von „Tausend und ein Tag im Orient“, deren Erfolg denjenigen der „Völker des Kaukasus“ noch übertraf. Beide Werke erlebten wiederholte Auflagen, wurden in fremde Sprachen übersetzt und fanden in der alten wie in der neuen Welt gleich günstige Aufnahme.“

Einen Blick in die Geisteswerkstätte Bodenstedts gestatten uns die Worte, die er über seine Reisen im Orient sagt. „Um die Zeit, da meine Altersgenossen unter den deutschen Poeten ihre ersten Lorbeeren in der Heimat ernteten, trieb mich mein Schicksal in fremden Ländern umher, und ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um aus den neuen, oft mächtigen Eindrücken, die sich mir aufdrängten, blei-

benden Gewinn zu ziehen und sie beherrschen zu lernen, statt von ihnen verwirrt und überwältig zu werden. Das Studium der Sprachen und Geschichte der Völker, unter welchen ich lebte, war nur die nothwendige Vorbereitung zum tieferen Eindringen in ihren Geist und ihre Sitten. Meine Neigungen trieben mich, die Sprachen zunächst und zumeist aus ihren poetischen Denkmälern zu studiren, gleichviel ob diese in Kunstdichtungen oder Volksliedern bestanden. Durch ihre Geschichte lernt man die Thaten und Schicksale der Völker kennen; durch ihre Lieder sieht man ihnen ins Herz. So erweiterte sich auf das Natürlichste mein Gesichtskreis; ich gewann eine Menge fruchtbarer Anschauungen und Erfahrungen, und durch meine Art die Menschen und Dinge zu sehen und zu beurtheilen, glaubte ich neue Seiten an ihnen zu entdecken oder das schon Bekannte in hellerem Lichte zu sehen. Diese Art war aber keine andere als mit dem Auge des Poeten zu schauen, welches sich früh gewöhnt, überall das Wesentliche, Bedeutende, Charakteristische herauszufinden und dem Nebensächlichen nicht mehr Aufmerksamkeit zu schenken als ihm gebührt."

Diese Worte werden hinreichen, um den inneren Werdeprozeß Bodenstedts zu charakterisiren. Als selbstschöpferischer Dichter liegt sein Schwerpunkt auf dem Gebiet der Lyrik. Neben den „Liedern des Mirza Schaffy" haben namentlich seine „Gedichte" (1852) mit Recht Beifall gefunden; sie enthalten köstliche Perlen der Gedanken-Lyrik und erinnern oft lebhaft an Goethe. Auch hier wollen wir den Dichter selbst sprechen lassen:

Seit Deiner Augen Himmelsglanz
Mir in das Herz geflossen,
Hat sich das Weltgeheimniß ganz
Dem innern Blick erschlossen.

Was dunkel war in Raum und Zeit,
Ist nun in Licht verschwunden,
Ich habe die ewige Seligkeit
Genossen in Sekunden.

Nun ist der Wahn und Zweifel hin,
Umschifft sind alle Klippen,
Seit mir des Lebens tiefsten Sinn
Gepredigt Deine Lippen.

Ich möcht' es jubelnd sonnenhell
Der ganzen Welt verkünden,
Allein der Weisheit tiefsten Quell
Muß jeder selbst ergründen.

* *
*

Wenn jemand schlecht von Deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von Deinem Freunde schlecht:
Mißtrau' der Welt und gieb dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist werth, daß ihm der Himmel Freunde giebt.

Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft —
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal zerbrochen wird's nie wieder ganz.
Drum: wird ein solches Kleinod Dir bescheert,
O, trübe seinen Glanz nicht, halt es werth;
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Werth verleiht.
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest Du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt Dir ein Freundesherz, so bist Du reich:
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

Außer seinen „Gedichten" veröffentlichte Bodenstedt noch weitere Sammlungen, so „Aus der Heimat und Fremde" (1857--1860), „Aus dem Nachlaß des Mirza Schaffy" (1874) und „Einkehr und Umschau" (1876), „Aus Morgenland und Abendland" (1882), auf welche Schöpfungen wir hier nicht näher eingehen können.

Auf epischem Gebiete ist namentlich „Ada, die Lesghierin" (1853) zu erwähnen, welches Epos in einzelnen Theilen sehr hervorragendes enthält und durch seine lebensvollen Schilderungen des Morgenlandes anzieht. Die „Epischen Dichtungen" (1863), die „Kleineren Erzählungen" (1863) erheben sich dagegen nur wenig über das Niveau des Mittelmäßigen.

Auch als Dramatiker hat sich Bodenstedt versucht, ohne jedoch wirklich bedeutendes zu schaffen; es seien hier von seinen Dramen genannt „Demetrius" (1856), „König Autharis Brautfahrt" (1860), „Alexander in Korinth" (1876), „Kaiser Paul" (1876), „Wandlungen" (1876).

Sehr umfassend und bedeutungsvoll war dagegen Bodenstedts Thätigkeit als Uebersetzer aus den slavischen Sprachen, und es ist sehr zu bedauern, daß gerade dieses Gebiet seines Schaffens mehr und mehr der Vergessenheit anheimfällt. So gilt dies vor allem für die Uebersetzung der Werke Alexander Puschkins (1854—1855), des „Poetischen Nachlasses" von Lermentow (1852) und der Erzählungen Turgenjews (1864—1865). Diese Uebersetzungen gehören zu den Besten, welche innerhalb dieses Jahrhunderts erschienen sind. Dasselbe läßt sich mit Fug und Recht auch von der Verdeutschung von Shakespeares Sonetten sagen, die unser Dichter dem deutschen Volke geschenkt hat.

Um ein Gesammtbild von dem Wirken Bodenstedts zu geben, müssen wir auch noch seiner Thätigkeit als Literarhistoriker gedenken. Als Hauptdenkmal derselben ist das Werk „Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke" (1858—1860) hervorzuheben; ferner sind die meisten der Vorträge „Aus Ost und West" (1861) literarhistorischen Inhalts. Das Ergebniß eingehender Shakespeare-Studien legte er nieder in „Shakespeares Tagebuch (1866—1867) und „Shakespeares Frauencharaktere" (1874).

Ebenso mannigfaltig wie Bodenstedts dichterische und schriftstellerische Thätigkeit, die wir übrigens nur in ihren Hauptpunkten erwähnen konnten, ist auch sein äußerer Lebensgang, auf welchen wir nunmehr wieder zurückkommen. Aus den Ländern des Kaukasus kehrte er über das Schwarze Meer, die Krim, Türkei, Klein-Asien und die Jonischen Inseln zurück, lebte seit 1846 ein Jahr in München, wo er vorzugsweise National-Oekonomie trieb, darauf verbrachte er ein Jahr in Italien und wurde 1848 auf kurze Zeit Redacteur des „Oesterr. Lloyd" in Triest. Nach dem Revolutionsjahr finden wir ihn als Mitarbeiter politischer Zeitungen in Berlin; 1849 ging er als Vertreter der preußischen Freihandelspartei nach Paris, 1850 im Interesse Schleswig-Holsteins nach Frankfurt a. M.; von 1850 bis 1852 redigirte er die „Weserzeitung" in Bremen. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt bei seinem Schwiegervater, dem Obersten Osterwald, in der Nähe von Kassel, und einem solchen bei dem Herzog Ernst in Gotha, übersiedelte er nach München, wo er zu den Vertrauten des Königs Max gehörte und an der Universität Vorlesungen über slavische Sprachen und altenglische Literatur hielt. Ueber diese Epoche seines Lebens haben wir eine Monographie Bodenstedts „Eines Königs Reise, Erinnerungsblätter an König Max" (1879), die sehr lesenswerth ist, auf die wir hier jedoch nicht näher eingehen können. Neben seiner Lehrthätigkeit an der Universität gewann Bodenstedt damals auch großen Einfluß auf die Münchener Hofbühne, und 1866 folgte er einem Rufe des Herzogs von Meiningen, um die Leitung der dortigen Bühne zu übernehmen. Der Herzog erhob ihn 1867 in den Adelstand, und die Verdienste, die er sich in seiner dortigen Stellung erwarb, sind in der That sehr bedeutende. Er machte das Meininger Hoftheater zu einer Musterbühne für ganz Deutschland; Leiter desselben blieb er bis 1870, verließ jedoch Meiningen erst 1873; Ende desselben Jahres finden wir ihn in der Nähe von Altona bei seinem Schwiegersohn, 1875 in Hannover, 1876 in Wiesbaden, das auch gegenwärtig sein Wohnsitz ist. Im Jahre 1880 bereiste Bodenstedt die Vereinigten Staaten und veröffentlichte als Ergebniß seiner Reise „Vom Atlantischen zum Stillen Ozean" (1882).

Am Ende unserer Betrachtung angelangt, drängt es uns, dem verdienstvollen Manne, der eine so vielseitige dichterische und schriftstellerische Thätigkeit entfaltet hat, zur Feier seines siebzigsten Geburtstages einen ruhigen und freudigen Lebensabend zu wünschen. Sein Leben war Mühe und Arbeit, aber trotz allen Fleißes ist sein Lebensausgang nicht so ungetrübt von äußeren Sorgen, wie dies einem Manne wie Friedrich von Bodenstedt zu wünschen wäre und man sammelt gegenwärtig für eine Ehrengabe, und so ist jeder Deutsche in die Lage versetzt, dem Sänger der „Lieder des Mirza Schaffy" seinen Dank in greifbarer Weise zu bezeugen. Bodenstedt verdient diesen Dank in vollstem Maße, da eines der schönsten Blätter in seinem Lorbeerkranze Bescheidenheit heißt. Sagt er doch

in einem Gedichte „Mein Lebenslauf" betitelt, so treu und bieder von sich selbst:

Zu eigner Lust hab' ich gesungen,
Doch Lieb' und Lied birgt sich nicht lang;
Bald durch die Lande weit erklungen
Zu and'rer Lust ist mein Gesang.
Ob mir, was ich erstrebt, gelungen,
Ob nicht — ich folgte höherm Drang —
Zu eigner Lust hab' ich gesungen,
Doch Lieb' und Lied birgt sich nicht lang.

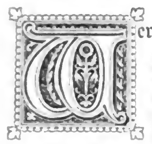
Ich dürste nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.
Herr, segne Weib und Kind hienieden,
Sei, wenn ich nicht mehr bin, ihr Stab!
So scheid' ich von der Welt in Frieden
Und bange nicht vor Tod und Grab —
Ich dürste nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.





Edinburg in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Adolf Brennecke.



Wer zum ersten Male die schottische Hauptstadt betritt, wird sich einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren können: Edinburg ist nicht ohne weiteres eine Vereinigung von Prag oder Salzburg mit Genua oder Neapel, d. h. ein Zusammenwirken von malerischem Reize der Stadt selbst mit herrlichem Ausblick aufs Meer, oder gar ein modernes Athen, dessen Marmorbauten, heitere Schönheit und unvergleichliche Lage alle andern Hauptstädte der Welt in den Schatten stellen, wie die meisten Schriftsteller mit überschwenglicher Tonsteigerung ausrufen. Als ich erwartungsvoll von der in einer Thalsenke gelegenen Waverley-Station nach Princes Street hinaufstieg — es dunkelte bereits, der Midland-Expreßzug, welcher London um halb zehn Uhr vormittags verließ, war pünktlich um acht dreiviertel Uhr abends in Edinburg eingelaufen — und als der Blick die schnurgerade Straße zur Linken hinunterschweifte, da überkam mich, der ich allerdings noch voll unter dem Eindruck eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in London stand, die ganz bestimmte Empfindung: das ist eine ansehnliche Provinzialhauptstadt, nicht mehr, nicht weniger; zwar ohne die beengende Uebersichtlichkeit der Landstädte, ohne den Qualm und das Getriebe der Fabrikbezirke, aber auch ohne den weltstädtischen Zauber, durch welchen Paris und London, ja selbst Berlin und Wien den Fremden beim ersten Anblick überraschen.

Ein paar Tage lang war ich redlich bemüht, mich eines besseren belehren zu lassen. Mein erster Gang war zum Castle, dem hochgelegenen, kastellartigen Königssitze im Westen der Altstadt. Die vielen Erinnerungen an längst vergangene Zeiten und an die uns Deutschen durch unsern Schiller bekannt und lieb gewordene Maria Stuart riefen meine lebhafte Theilnahme hervor; aber auf dies geschichtliche Interesse und eine gewisse Neugier gegenüber dem Fremdartigen be-

schränkte sich anfänglich mein Entzücken. Der Blick von den Bastionen des Schlosses über Stadt und Umgegend bot ein Landschaftsbild in großen Linien, in welchem sich die Häusermassen namentlich der Altstadt wirkungsvoll von der silberglänzenden Fläche des Firth of Forth erhoben: „unvergleichlich, berauschend, sinnbethörend“ 2c. würde ich jedoch nicht mit einigen Reiseschriftstellern als die geeigneten Beiwörter wählen. Ein Blick auf Venedig im Schein des Vollmonds, auf Florenz von Fiesole herab, auf Genua vom neuen Leuchtthurm her im Morgenglanze, ja schon das Neckarthal vom Altan des Heidelberger Schlosses oder der Genfer See von der Kathedrale zu Lausanne aus gesehen — das alles sind Städtebilder, welche eigenartiger und reizvoller wirken als der Umblick vom Edinburger Kastell.

Freilich, für den Kulturgeographen und den Kenner der Entwicklungsgeschichte Schottlands hat gerade dieser Punkt noch eine andere, hohe Bedeutsamkeit. Es ist erwiesen, daß die Seewege von dem übrigen Europa her, durch das Binnengewässer des deutschen Meeres zur Ostküste Schottlands, stets bequemer und gefahrloser gewesen sind, als die westlichen Anfahrten durch den unermeßlichen Ozean, zumal in früheren Jahrhunderten: die Flotten der Römer, Skandinavier, Franzosen und Deutschen haben zumeist auf dem Ostwege fremde Kultur an die schottische Küste gebracht, gerade wie auf dem Landwege die Heerzüge fremder Eroberer längs der volkreicheren Ostküste zu ziehen pflegten. Zufolge der Bodengestaltung Schottlands hat sich die Bedeutsamkeit dieser breiten Ostküste auf die Landsenke des zentralen Firth-Clyde-Thales beschränkt, wo die breiten Meerbusen die Schiffahrt bis ins Herz des Landes ermöglichten und die fruchtbarsten, produktenreichsten und wegbarsten Striche des nordischen Königreichs lagen. Hier, an den Befestigungswerken des Antoninus, haben die Römer ihre deutlichsten Spuren hinterlassen; hier liegen die meisten Schlachtfelder, auf denen die Kaledonier für ihre Unabhängigkeit kämpften; hier erhob sich das sagenumrauschte Perth, welches vom sechsten Jahrhundert bis zu Ende des Mittelalters als die Hauptstadt Schottlands galt; hier bauten die Könige ihre Schlösser und die Kirchenfürsten ihre Kathedralen. Bis auf den heutigen Tag haben Schottlands Handel und Fabrikthätigkeit in der großen Senke zwischen Aberdeen und Greenock ihr Hauptquartier. Vor mehr als 130 Jahren vermittelte die erste schottische Postkutsche hier den Verkehr, während die Waaren auf einem Schiffahrtskanal vom östlichen zum westlichen Meere befördert wurden; heute giebt es wenige Punkte unseres Erdballs, welche ein dichteres Eisenbahn- und Verkehrsnetz aufweisen als jene volkreiche schottische Landsenke.

In der Mitte dieses ausgezeichneten Landstrichs, im „Herzen von Midlothian“, ragte unweit des Firth of Forth der schroffe Basaltfelsen empor, auf welchem die Pikten, wie die Sage meldet, ihr Maiden Castle errichteten, um darin die unverheirateten Töchter ihrer Könige zu erziehen und zu bewahren; ja vielleicht ist schon das

römische Alata Castra gleichbedeutend mit dem heutigen Kastell von Edinburg. Ob der angelsächsische König Edwin, der erste christliche König von Northumberland, der Ansiedelung seinen Namen gegeben hat, ist nicht über allen Zweifel erhaben; sicher ist jedoch, wie wir aus Walter Scott lernen, daß seit Malcolm III. die Hauptstadt der schottischen Könige von Perth aus strategischen Gründen weiter südwärts gelegt wurde, und daß David I. im 12. Jahrhundert zuweilen schon in Edinburg Hof hielt, bis letzteres seit den Stuarts (1437) die bleibende Residenz der Könige wurde, der Sitz der Parlamente, der Mittelpunkt aller Lebensinteressen des schottischen Volkes.

Das Schloß ist ein ernster, massiger Bau, meist winkelhaft und ohne jede architektonische Schönheit. Schottische Schriftsteller haben versucht, den Vergleich zwischen der Akropolis Athens und dem Edinburger Castle bis ins einzelne durchzuführen: nach ihrer Ansicht ist der Firth of Forth das Aegeische Meer, Leith der Piraeus, die blauen Hügel von Fife sind die Bergketten des Peloponnes, Calton Hill der Lycabettus u. s. w., aber zwischen der Marmorpracht der Akropolis und dem düstren Gemäuer des schottischen Kastells ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Noch heute wahrt das Schloß insoweit den Anschein einer Festung, als eine Zugbrücke in sein Inneres führt, hier und da noch ein Stück Mauer oder ein Thurm mit Schießscharten hervorlugt, und jeden Mittag punkt ein Uhr von der „Halbmondbatterie“ ein Kanonenschuß ertönt, letzteres freilich nur, um weithin die Greenwicher Zeit zu verkünden. Die Hauptgebäude des Schlosses dienen als Kasernen für etwa zweitausend Mann. Die Besatzung trägt die Hochlandstracht oder wenigstens buntkarirte Hosen, rothe Jacken und blaue Mützen mit buntgewürfeltem Besatz. Die Kanonenwache geht mit einem Stöckchen auf und ab; die Posten halten das Gewehr senkrecht im linken Arm, die flache Hand unter dem Kolben; vor der aufziehenden Wache schreiten die Dudelsackpfeifer einher; auf der Esplanade wird gedrillt und Felddienst geübt, das „rechtsum kehrt“ und die Griffe der großgewachsenen Hochländer dünken dem preußischen Auge ebenso wenig stramm als die schwankenden Linien des Parademarsches oder das schiefsitzende Cereviskäppchen und die Reitpeitsche der dienstfreien Infanteristen. Allerdings, die Londoner Horseguards machen noch mehr den Eindruck von Theaterhelden, und keinem Volke Mitteleuropas ist wohl der äußere militärische Schick so wenig in Fleisch und Blut übergegangen, als den seetüchtigen und handelsgewandten Britten.

Das passendste Seitenstück zu dem hohen, im Westen die Stadt überragenden Schlosse ist der im Osten in einer Thalsenkung gelegene Palast von Holyrood. Er bildet mit den anstoßenden Trümmern der Abtei nach meinem Geschmack die Perle der Edinburger Sehenswürdigkeiten. Aus Steinen und Bildern sprechen hier vergangene Jahrhunderte zu dem Beschauer, und nur das Pfeifen und Rasseln der Eisenbahnzüge weckte mich aus stundenlangem Hineinträumen in jene Zeit, da die jugendschöne Schottenkönigin hier ihre

glänzenden Feste feierte. Am Morgen des 19. August 1561 war Maria, die achtzehnjährige Wittwe König Franz II. von Frankreich, auf der Rhede von Leith angekommen, um von ihrem Königreich Besitz zu nehmen: die am Lande aufgestellten Wachtposten der Elisabeth hatten wegen der noch herrschenden Dunkelheit die französischen Schiffe nicht bemerkt. Gegen elf Uhr vormittags ritt die Königin auf einem Zelter, von einem Zuge armseliger Miethskutschen geleitet, in denen sich ihre Hofdamen und einige Lords befanden, vom Strande nach dem Palaste, umtost von dem Beifall des Edinburger Volkes. Auf dem kurzen Wege vergoß sie die ersten Thränen: der Abstand zwischen diesem Aufzuge und dem gewohnten Glanze des Pariser Hofes war gar zu groß! Am Abend leuchteten Freudenfeuer ringsum auf. Schon hatte sich die ermüdete Königin zur Ruhe begeben, als eine nach Hunderten zählende Volksmenge (ein Bericht jener Zeit nennt sie scoundrels, d. i. Lumpenkerls, Schufte) mit Geigen vor ihr Fenster gezogen kam, um ihr eine gutgemeinte, aber mißtönende Serenade darzubringen. Wenige Tage darauf, am Bartholomäus-Sonntage, stieß sie auf den ersten ernsthaften Widerstand. Sie hatte Vorbereitungen getroffen, um in der königlichen Kapelle eine Messe lesen zu lassen. Wüthend drang ein Pöbelhaufe, von einigen Edelleuten aufgereizt, in die Abtei mit dem Ausrufe: „Sollen die Götzenbilder wieder im Lande aufgerichtet werden?“ und nur mit großer Mühe wurde die Ruhe vorläufig wieder hergestellt.

Bald folgten Feste auf Feste im Palaste, Jagden und Rundreisen durch das Land: Maria gewann durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit viele Herzen. Dabei führte sie ein künstlerisches Treiben an ihrem Hofe ein. Nach dem Mittagessen las sie gewöhnlich Livius oder einen anderen Schriftsteller des Alterthums, dann spielte sie Schach oder schoß nach der Scheibe. Abends hallten die Säle von Holyrood von den Liedern der Minnesänger wieder. Fünf Geigenspieler und drei Flötenbläser standen im Dienste der Königin. Eine Orgel, welche einst für sechsunddreißig Pfund für das Schloß angeschafft worden war, wurde mit zehn Pfund Unkosten wieder in guten Zustand gesetzt; für einen in der Hauskapelle fehlenden Bassisten wurde David Rizzio aus Piemont gewonnen, der sich gerade als Schreiber eines ausländischen Gesandten in Schottland aufhielt. Auch mit weiblichen Handarbeiten beschäftigte sich Maria viel und gern im Kreise ihrer „vier Marien“, vier adliger Damen dieses Namens, von gleichem Alter wie ihre Herrin und einst deren Gespielinnen an Frankreichs Königshofe. Noch heute erblickt man einige verschossene Stickereien in dem oft beschriebenen „Bettzimmer der Königin“: ein kleines, gebräuntes Oelbild von ihr mit lachenden Mandelaugen hängt neben den Stickereien, indeß die langnasige, rothhaarige Elisabeth sich merkwürdigerweise über dem Bette breit macht — ob das wirklich wohl schon so zu Marias Zeit angeordnet war?

Einige Jahre lang ging alles gut, bis das Verhängniß den

Grafen Darnley in die Nähe der Königin führte. „Er ist der ansehnlichste und bestgewachsene Mann von großer Figur, den ich je gesehen habe“, äußerte die 22jährige Maria vergnügt nach der ersten Zusammenkunft mit dem erst 19jährigen Jüngling im Februar 1565. Es war von böser Vorbedeutung, daß sie am Sonntag den 29. Juli, bei ihrer Trauung mit Darnley in der Schloßkapelle von Holyrood, dasselbe schwarze Gewand angelegt hatte, welches sie bei der Leichenfeier ihres ersten Gemals in Frankreich getragen hatte. Lord Darnleys Zimmer war, wie noch heute der Augenschein lehrt, eins der geräumigsten des Palastes, mit ellendicken Mauern, geschmückt mit grünen Gobelins und vielen weiblichen Porträts, unter denen Maria durchaus nicht die schönste war: ihr spitzes, holbeinartiges Antlitz wird von röthlichem Haupthaar eingefaßt, ein rothes Sammetkostüm mit Goldstickerei an Hals und Armen umschließt eine magere Figur. Aus dem Ankleidezimmer des Lords führt eine ausgetretene Wendeltreppe von Stein innerhalb eines Thurmes zu den Gemächern der Königin empor. Sie mündet hart neben dem Speisezimmerchen, in welchem Rizzio ermordet wurde. Trotz der Jahrhunderte, welche seit jener Samstagabendstunde des 9. März 1566 verflossen sind, und trotz der zahlreichen Aufzeichnungen von Zeitgenossen ist der an Rizzio verübte Meuchelmord immer noch in mancher Beziehung unaufgeklärt; nach der aus den besten Quellen schöpfenden Geschichte des Palastes von Holyrood war Darnley nicht der schlimmste unter den schottischen Edelleuten, welche die Königin mit Gewaltmitteln sich dienstbar machen wollten. Freilich hatte Darnley in Verbindung mit seinem Vater, dem in Glasgow wohnhaften Earl of Lennox, mehrmals einen regelrechten Anschlag gegen das Leben Rizzios geplant. Dieser war weder jung noch schön, aber er war ein treuer, anstelliger und demzufolge einflußreicher Diener der jungen Herrscherin. Ihr Briefwechsel mit dem französischen Hofe, ihr Rechnungswesen und allmählich auch mancherlei Staatsgeschäfte wurden dem klugen Italiener übertragen; er wohnte im Palaste und war allzeit der Königin nahe. Darnley dagegen war wohl Gemal der Regentin, aber nicht König im Lande; er behandelte Maria schlecht, drohte fortwährend, sie zu verlassen und wollte ertrotzen, was ihm rechtlich versagt blieb. Inmitten seiner wüsten Genossen erschien er plötzlich durch eine nur ihm zur Verfügung stehende Tapetenthür in dem Gemache oder richtiger in der Kammer, wo Maria mit einigen Personen ihres Hofstaats zur Nacht speiste. Rother Fackelschein ließ die Rüstungen und Waffen der Mörder unheimlich aufblitzen; sofort ahnte Rizzio, daß man ihn suchte; er klammerte sich an das Kleid der Königin, aber über deren Schulter hinweg stieß ihm George Douglas im nächsten Augenblick seinen Dolch tief in die Brust, und einige fünfzig weitere Stiche zerfleischten den Körper des Unglücklichen, der dann die steinerne Wendeltreppe hinabgeworfen wurde. „I shall study revenge“ (ich werde mich zu rächen bemühen), rief Maria aus. Sie entschlüpfte nach einigen Tagen aus dem Palaste und

flüchtete nach dem nahen Dunbar, einem königlichen Kastell, dessen Hüter Graf Bothwell war. Alle Welt kennt das mehr als romanhafte Geschick dieses Mannes. Daß er die Lunte an das Pulver legte, welches Darnley in der Nacht zum 10. Februar 1567 in die Luft schleuderte, ist höchst wahrscheinlich, aber daß Maria um die That vorher gewußt hat, erscheint zweifelhaft, da man weiß, daß sie bis in die späte Abendstunde im Kirk-of-Field-Hause bei Darnley weilte und ihm beim Abschiede einen Ring an den Finger steckte. Verstellung war nicht ihre Sache; sie klagte um Darnley, den Vater ihres Sohnes, der drei Monate nach Rizzios Tode in dem engen, holzgetäfelten Queen Marys Room des Edinburger Kastells geboren worden war, einem Zimmer, welches eher einer Schiffskajüte als einem so bedeutungsvollen Königsgemache gleicht. Erst vier Wochen vor Darnleys Tode war der Prinz im Schlosse von Stirling getauft worden. Als 14jähriger Knabe zog er 1579 als König Jakob VI. in Edinburg ein und vereinigte 1603 die Kronen von England und Schottland. Die Trauer Marias um Darnley war nur kurz; die Königin wurde ein Opfer der auf sie einstürmenden Verhältnisse, deren krauses Durcheinander in jener entlegenen Nordecke Europas ein Abbild im kleinen der bewegtesten Zeiten der Weltgeschichte lieferte.

Mit dem Grafen von Bothwell ließ sich die vierundzwanzigjährige Maria wenige Monate nach Darnleys jähem Tode nach protestantischem Ritus trauen, und zwar nicht in der Kapelle, sondern im Rathssaale von Holyrood, in der vierten Morgenstunde des 15. Mai 1567. Ihre glücklichen Tage waren vorüber: schon Mitte Juni gab sie sich als Gefangene in die Hände ihrer bisherigen Unterthanen; halbnackt, das Antlitz von Staub und Thränen entstellt, wurde sie nach Edinburg hereingebracht und zunächst in einem Hause der High Street gefangen gehalten. Den Palast von Holyrood betrat sie nur einmal noch auf wenige Augenblicke, ehe sie nach der kleinen Insel Lochleven als Gefangene abging, um fast zwanzig Jahre später in England ihr Haupt auf den Henkersblock zu legen.

Auch der unglückliche Karl I. wurde in der Kapelle von Holyrood gekrönt. Die Junitage des Jahres 1633 bildeten die letzten Glanzpunkte in der Geschichte des Palastes. In den Bürgerkriegen wurde er von wüthenden Volksmassen erstürmt und geplündert; die Abtei wurde bis auf die steinernen Umfassungswände zerstört, die Königsgräber aufgerissen und ihr Inhalt umhergeworfen. Der Palast selbst, ein gewaltiges Viereck mit einem großen Mittelhofe und vier Eckthürmen, ist zufolge seiner festen Bauart noch heute so gut erhalten, daß er in allen seinen Theilen, namentlich in dem Flügel, welcher erst im siebzehnten Jahrhundert hinzugefügt wurde, bewohnbar ist. Welche Gedanken mögen wohl die Königin Victoria überkommen, wenn sie auf ihren Herbstreisen nach Balmoral mitunter hier rastet? Das ernste Viereck des innern Hofes erscheint unter dem nebelgrauen Himmel Schottlands nur noch düsterer; kein Schmuck erheitert

die weißgetünchten Kreuzgänge, und selbst der Ausblick ins Freie bietet dem Auge keine landschaftlichen Reize. Dagegen mahnen in der Bildergalerie hundert (nicht mehr, nicht weniger) überlebensgroße Porträts schottischer Fürsten an die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Wandelbarkeit königlicher Macht. Die Bilder sind sämmtlich von dem Vlamländer De Witt in zwei aufeinander folgenden Jahren (1684—1685) „auf Bestellung" gemalt worden, gegen ein Jahrgehalt von einhundertzwanzig Pfund Sterling: nach dem noch vorhandenen Kontrakte hatte der Maler die Kosten für Leinwand und Farben zu tragen, wogegen die Regierung ihm die „Originale" lieferte. „Wenn jene Schottenkönige jemals existirt haben", sagt Walter Scott irgendwo, „so lebten sie unterschiedliche hundert Jahre vor der Erfindung der Oelmalerei", und an einer andern Stelle fragt er spöttisch, „warum jeder einzelne der hundert Fürsten ohne Unterschied mit einer Nase gemalt sei, die einem Thürklopfer gleicht". Nun, ganz so schlecht sind meines Erachtens die Porträts denn doch nicht, und mancher heutige Maler könnte von De Witt noch manches in Bezug auf Technik, Billigkeit und — Geschwindigkeit lernen. Der tapfere Robert Bruce eröffnet als Nr. 1 den Reigen. Die uns aus Shakespeare wohl bekannten Duncan und Malcolm III. sehen merkwürdigerweise einander sprechend ähnlich. Der zwischen beiden (1040) regierende Macbeth, der Held des Shakespeareschen Meisterwerks, trägt einen Erzpanzer; wüstes Lockenhaar umwallt die schlauen Gesichtszüge und legt sich über die von tiefen Falten durchzogene Stirn, indeß ein starker Zwickelbart à la Vittore Emanuele dem Antlitz ohne Zweifel einen martialischen Ausdruck geben soll. Auch von Maria Stuart weist die Galerie ein Porträt auf. Ein Hermelinmantel umschließt ihren Schwanenhals; ein schwarzer, nach rückwärts geschlagener Schleier paßt zu den thränenfeuchten Augen; trotz des grauen Haupthaares sind die Hände noch jugendlich zierlich. Von den sechs oder sieben Originalbildern, welche ich auf Britanniens Boden von der schönen Queen Mary zu sehen bekommen habe, gleichen nicht zwei einander — die Frage nach dem echtesten wird wohl schwerlich jemals gelöst werden.

Der Weg vom Holyrood-Palaste nach dem Mittelpunkt der Stadt bildet die Hauptstraße des alten Edinburg, anfangs Canongate und weiterhin High Street genannt. Uebermäßig „alt" ist eigentlich nichts in Edinburg, denn außer der unbedeutenden Queen Margarets Chapel auf der Spitze des Schloßbergs, einigen Bruchstücken des Schlosses selbst und der vielgenannten St. Giles-Kirche in der High Street reicht kein nennenswerthes Bauwerk ins wirkliche Mittelalter zurück. Was vor 1544 von der Stadt vorhanden war (und viel war das wohl nicht, denn als Froissart 1384 nach Edinburg kam, konnten die französischen Herren in seiner Begleitung dort kaum untergebracht werden) — das haben die Belagerung durch den Earl of Hertford und die nachfolgenden Religions- und Bürgerkriege vernichtet. Wegen der dichtgedrängten Lage der Stadttheile ragten die

Häuser bis zu acht oder selbst zehn Stockwerken in die Höhe, gerade wie im mittelalterlichen Paris und ähnlichen umwallten Großstädten, denen es an Raum zur Entwicklung in der Breite fehlte. Zwischen jenen hohen, winkligen Häuservierteln der Altstadt sind im Laufe der Jahrhunderte ungezählte Straßenkämpfe zwischen Adel und Volk geliefert worden. Heutzutage werden mit einem Schlage die geschichtlichen Eindrücke, welche das Schloß und die Trümmer der säulengetragenen Abtei in dem Beschauer hervorgerufen haben, durch das lärmende Getreibe der Gegenwart verwischt; aus dem Heim der Könige mit seinen Leiden und Freuden gelangt man mit wenigen hundert Schritten mitten hinein in den Sitz eines so tief gesunkenen Proletariats, wie es unsere deutschen Großstädte glücklicherweise nicht aufzuweisen vermögen. Ein großer Theil der Frauen und Kinder bewegt sich barfuß auf dem kalten, feuchten, schmutzigen Pflaster umher. Die „Wine and spirit merchants“, zu deutsch „Schnapsschänken“, machen sich ebenso breit wie in gewissen Stadtvierteln Londons, nur sind sie weniger verlockend durch ihr Aeußeres. Stumpfe Gesichter und verlumpte Gestalten, hohe Häuser mit niedrigen Stockwerken, mit kleinen, ungeputzten oder zerbrochenen Fensterscheiben, mit ausgetretenen Steintreppen, welche von außen oft bis ins erste Stockwerk führen: das sind einige der charakteristischen Züge des häßlichen Straßenbildes, welches sich allerdings, wie in den meisten europäischen Großstädten, von Jahr zu Jahr freundlicher gestaltet, indem neue Straßenzüge Licht und Luft in das mittelalterliche Häusergewirr bringen. In dem Prager oder Amsterdamer Judenviertel bemerkt man bei allem Schmutz und Elend doch eine Rührigkeit und Nüchternheit der Bewohner, die sicher einmal zu einem gewissen Wohlstande führt; in Canonstreet dagegen scheint kein Fortschritt zum bessern möglich. Der Leichenwagen mit den riesigen Trauerbüscheln ist die erste anständige Fahrgelegenheit für jene Proletarier; seine schwarzgekleideten Träger sind die einzigen gentlemanartig gekleideten Leute, mit denen sie je zu thun hatten. Wie Oasen in der Wüste machen sich in dem Durcheinander der altersgeschwärzten Häuser einige saubere Theeläden der Mäßigkeitsgesellschaften bemerkbar, in welchen man für 3 d (25 Pfennige) eine große Tasse heißen, fertig gemachten Thees mit einem Teller voll Backwerk erhält. Das ist in der That eine Art von Abhilfe gegen den Branntweinteufel, der das kernige Schottenvolk, wenigstens die untersten Klassen der Großstädte, schon mit den Irländern und den Bewohnern des Londoner Whitechapel-Viertels auf eine gleiche Stufe des Elends gebracht hat. Aber jene Abhilfe wirkt immerhin doch nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Wahrlich, die frommen, reichen Engländer scheinen in manchen Dingen, gelinde gesagt, recht unpraktisch zu sein: bei sich selbst sollten sie bezüglich der Trunksucht anfangen zu reformiren, was bisher immer nur in privater und wenig durchgreifender Weise geschehen ist. Die „Public Whisky bars“ bringen Millionen, viele Millionen an Steuern ein — gegen dies Beweismittel für ihren Nutzen ist

schwer anzukämpfen! Solch ein Samstagabend auf den Straßen englischer Großstädte zeigt in einigen Stadtvierteln den Menschen auf der tiefsten Stufe der Gemeinheit: alles scheint trunken zu sein; Männer und Frauen verbreiten einen Fuselgestank, wenn sie chorweise ihre Gassenhauer brüllen; an den Thüren der Bars lungern halbwüchsige Burschen und stieren auf die geschminkten Heben, welche im Glanze von Spiegeln und Gaslicht den Höllentrank verabreichen, indeß im Halbdunkel der nächsten Straßenbiegung die zweifelhaftesten Gestalten mit funkelnden Augen wie wilde Thiere auf ihren Raub lauern. Von der Londoner Regentstreet bis hinauf in die unwirthlichen Moore jenseits des Kaledonischen Kanals zehrt der Krebsschaden des Schnapstrinkens an dem sonst so gesunden Körper des Brittenreichs: die Teashops und Temperance Establishments aller Art haben sich ein eben so hohes wie leider schwer erreichbares Ziel gesetzt.

Wie ganz anders als unten im Canongate-Viertel sieht es dagegen in der hoch gelegenen Neustadt von Edinburg aus! Drei saubere, breite, moderne Straßenzüge laufen parallel von Osten nach Westen: Queen Street im Norden, Princes Street im Süden, und zwischen beiden, auf dem Kamme eines wellenförmigen Hügels gelegen, durch breite Querstraßen mit jenen verbunden, die mit Denkmälern geschmückte George Street. Ihre vornehme Ruhe fällt am meisten in den Morgenstunden auf. Wenn an klaren Herbsttagen die Sonne schon längst den Nebel verscheucht hat und voll auf den hellen, stattlichen Häuserfronten liegt, dann öffnet sich schüchtern längs der breiten, peinlich sauberen Trottoirs ein Laden nach dem andern, bis zwischen neun und zehn Uhr das Leben auch in diesem Theile der Großstadt zu erwachen beginnt. Hier giebt es keine Whiskyläden; nur Kunsthandlungen, Modewaarengeschäfte, Bankhäuser und Kontors von Firmen ersten Ranges nehmen die zu ebener Erde gelegenen Räumlichkeiten dieser modernen, vielfach palastartigen Häuser ein. Von den Bildsäulen auf der George Street darf man nicht viel Wesens machen, trotzdem sie geschmackvoller sind als die Mehrzahl der englischen Denkmäler. Der Britte ist eben nichts weniger als ein bildender Künstler: ein einziger Umblick auf der Piazza della Signoria zu Florenz oder auf dem Campo santo von Pisa wiegt nach meinem Geschmack alle derartigen Kunstschätze Albions auf, mit Ausnahme natürlich derjenigen, welche vermittelst vollwichtiger Pfunde aus glücklicheren Gefilden unter seinen nebelgrauen Himmel entführt worden sind.

Daß die wohlhabenden schottischen Familien jedoch in der Ausstattung ihres home das Höchstmögliche leisten, lehrt ein Rundgang durch die neueren Stadttheile von Edinburg. An die schon genannten Hauptstraßen schließen sich Schmuckplätze an, wie sie einladender kaum für die Anlage eines städtischen Wohnhauses in großem Stile gedacht werden können. Nur von fern her dringt der Lärm des Geschäftslebens in diese geschlossenen, ruhig-vornehmen Viertel. In

gediegener Bauart erhebt sich die Fassade mit ihren Säulen und Gesimsen; das Messingschildchen neben der stets geschlossenen Hausthür, der Klopfer, die Brieflade, die großen Fensterscheiben: alles ist blitzblank geputzt, die gestickten Tüllgardinen verstatten jedoch nur selten einen Einblick in die parlours des Charlotte Square oder des Moray Place, wenn etwa der Hausherr einen Blick auf den wohlgepflegten Rundgarten inmitten des Platzes wirft, oder ein Dienstmädchen in weißem Morgenhäubchen neugierig ein paar Minuten lang rechts und links nach dem Postboten ausspäht.

Von allen Straßen Edinburgs ist Princes Street diejenige, welche man am ersten kennen lernt und auf welcher, etwa wie auf den Pariser Boulevards oder unter den Berliner Linden, der Fremde den größten Theil seiner Mußestunden verlebt. Es ist die Straße der Hôtels, der eleganten Läden und des Walter Scott-Denkmals. Am Rande des Abhanges gelegen, welcher die Neustadt von dem dunklen Gewirr der tiefer liegenden Altstadtviertel trennt, bietet sie die malerischsten Ausblicke auf letztere, und wenn irgend etwas zu dem Rufe Edinburgs als einer schön gelegenen Stadt beigetragen hat, so ist es das eigenartige Bild, das sich von vielen Punkten der Princes Street auf die tief im Grunde liegenden Parkanlagen, die hohen, altersgrauen Häuser der gegenüberliegenden Thalseite und das hoch zur Rechten thronende Kastell darbietet. Schade, daß fast zu jeder Zeit ein Eisenbahnzug auf der Thalsohle entlang dampft und die Unruhe unseres Jahrhunderts in dies reizvolle Stadtbild hineinträgt! Uebrigens spaziert es sich auf der häuserfreien Seite von Princes Street insofern angenehmer als auf der Sonnenseite der Berliner Linden oder der Leipziger Straße, als man in Princes Street weniger häufig auf die Füße getreten oder mit den Ellenbogen gestoßen wird, dagegen stets den prächtigen Blick auf Schloß und Thalgrund behält. Dem Fremden, zumal dem Ausländer, werden trotz des Aussterbens der einstigen schottischen Hochlandstracht immer noch vereinzelte Männergestalten in Kilt und Tartan auffallen, besonders zur Jagdzeit, wenn die Großgrundbesitzer nach Schluß der Londoner season auf ihre Moore eilen, wo oberhalb der blauen Seen Haidekraut und Glockenblumen (heather und bellheather) duften, umschwärmt von Bienen, oder wo schwere Nebel auf der weiten, öden Heide liegen, welche halbwilde Schafe und Rothwild oder edles Geflügel bevölkern. Auch Schottlands Frauen sind auf der Princes Street an schönen Tagen würdig vertreten: ein hoher, kräftiger Schlag von selbstständig sicherem Auftreten, nicht schmiegsam oder zierlich in Haltung und Kleidung, aber von blühender Gesichtsfarbe und Körperformen, welche die Bewunderung jedes Bildhauers herausfordern.

Freilich, für romanhafte Begegnungen, wie sie dem Spaziergänger auf den Pariser Boulevards tagtäglich sich bieten, scheint die Modestraße der schottischen Hauptstadt nicht der geeignete Platz zu sein; schon das rauhe Klima, die theils trocken-scharfe, theils neblig-regnerische Luft erschweren das zwecklose Umherflaniren, auch wird

die Romantik dem Fremden insofern benommen, als er von den Hôtelbesitzern mitunter in unerhörter Weise gerupft wird. Wehe dem Reisenden, dessen Börse nicht allzu reich gespickt ist, und der es sich sorglos eine Woche lang in The Imperial oder The Edinburgh Hôtel wohl sein läßt! Meine Londoner Freunde warnten mich rechtzeitig vor der Unverfrorenheit schottischer Gastwirthe, aber was ich mehr als einmal, trotz aller Vorsicht und einiger Kenntniß der Sprache und Landesgebräuche, sowohl in Edinburg als in den Hochlanden zu bezahlen hatte, machte alle in zwanzig Reisejahren gemachten Erfahrungen zu nichte. Da lobe ich mir das sonnige Italien und Städte, wie z. B. Bologna „la dotta", das seinen zweiten Beinamen „la grassa" mit vollstem Rechte verdient! Darf es Wunder nehmen, daß selbst die Engländer verhältnißmäßig selten die Reize der schottischen Hochlande aufsuchen, daß sie zehnmal eher die Straße von Calais bis Neapel entlang ziehen, als daß sie für wenig Komfort und viel Geld die düstere Romantik des Nordens ihrer eigenen Insel auf sich wirken lassen? „Ich war niemals in Schottland", sagte mir kurz vor seinem Tode der bewegliche Dr. Max Schlesinger, der so viele treffliche Artikel über England geschrieben und dreißig Jahre in London gelebt hat. Ein gleiches Bekenntniß habe ich seitdem von manchem meiner Bekannten gehört, welche alljährlich ein paar hundert Meilen zu machen in der Lage sind: die Schweiz, Italien, Paris, Wien, London, auch wohl Skandinavien kennen sie alle, aber die herrliche Scenerie zwischen Inverneß, Ballachulish und Braemar ist ihnen ein nichts; freilich, noch leitet kein fürsorglicher „Bädeker" an freundlichem Gängelbande über Ossians Moore und Klippen hinweg.

Edinburg führt den Beinamen des modernen Athens namentlich wegen seiner Bildungsanstalten und Kunstsammlungen. Nur einige Theile Deutschlands und Skandinaviens weisen statistisch einen höheren Grad von Volksbildung als Schottland auf, und wiederum Schottlands Bildungsgrad gipfelt ausschließlich in seiner alten Residenz: das volkreichere, durch Handel und Industrie ungleich bedeutendere Glasgow tritt in dieser Beziehung weit zurück hinter der Stadt Edwins. Volksschulen und Gymnasien stehen hier in hoher Blüte; dank der Freigebigkeit reicher Bürger werden viele Tausende von Kindern kostenfrei unterrichtet, ja theilweise kostenfrei erzogen. Dabei ist Edinburg imgrunde genommen keine reiche Stadt. Aber der ernste Fleiß seiner Bewohner und die schottische Zähigkeit haben dem rauhen Klima und der Unergiebigkeit weiter Strecken des Königreichs Trotz geboten. Die Sparsamkeit der Schotten ist niemals besser charakterisirt worden als durch jenen Witzmacher des Punch, welcher einen in London angekommenen Schotten ausrufen läßt: „Ich bin erst zwei Stunden in London, und schon habe ich 6d. ausgegeben." Auch das in größtem Stile 1822 begonnene und unvollendet gebliebene National-Monument auf Calton Hill ist von den Engländern als ein Denkmal „schottischen Stolzes und schottischer Armuth" bezeichnet worden. Jenes unfertige Parthenon macht übrigens mit

seinen gewaltigen zwölf dorischen Säulen vielleicht einen malerischeren Eindruck, als wenn ein geschlossenes Bauwerk die Höhe krönte; es erinnert mich stets an die Säulenreihe auf dem Potsdamer Pfingstberge, welche der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. in richtiger Berechnung gerade ebenso unvollendet gelassen hat. — Für Bildungszwecke war in Edinburg stets Geld vorhanden. Die Universität zählt durchschnittlich dreitausend Studenten; ihre medizinische Fakultät wird schwerlich von einer andern in Europa übertroffen. Die Royal High School befindet sich in einem herrlich gelegenen Palaste nach dem Muster des Atheniſchen Theseustempels; das Fettes College, eine viertel Stunde vor der Stadt gelegen, erzieht die Söhne besserer Familien zu Gentlemen; sein gothischer Prachtbau sucht auch äußerlich dem altberühmten Eton gleich zu kommen. Die Advocates Library erhält von jedem in Großbritannien gedruckten Werke gesetzmäßig ein Freiexemplar; unter den Hunderttausenden ihrer Bände befinden sich Perlen ersten Ranges, wie ein Manuskript der Vulgata aus dem elften Jahrhundert, eine Mainzer Bibel erster Ausgabe, von Gutenberg und Fust gedruckt, und andere mehr. Für die schönen Künste ist ebenso gut gesorgt, allerdings soweit dies in dem rauhen Klima Kaledoniens überhaupt möglich ist. Zwei nebeneinander stehende Paläste, auf der Thalsohle zwischen Alt- und Neustadt vor etwa fünfzig Jahren erbaut, bergen die heimischen wie die in der Fremde erworbenen Kunstschätze. Der Zahl nach ist die Gemäldesammlung nur unbedeutend, ganz wie ihre ältere und vornehmere Schwester, die National-Galerie in London. Aber beiden ist eine gewisse systematische Peinlichkeit in Auswahl und Aufstellung ihrer Schätze nachzurühmen; beide haben bequeme, nicht überladene, teppichbelegte Säle mit gutem Oberlicht, und was sie bieten, ist trefflich in seiner Art. Das Antiquarische Museum Edinburgs stellt sich dagegen als die hauptsächlichste Sammelstelle aller auf Schottlands Vorzeit bezüglichen Alterthümer dar. Ist es auch nicht annähernd so reichhaltig in seiner Art als das Museum Nordischer Alterthümer in Kopenhagen, so enthält es doch Gegenstände von hohem Werthe: steinerne Skulpturen aus der Römerzeit, Pfahlbautenfunde aller Art, die speziell für Schottland charakteristischen Steinkreuze aus der frühesten christlichen Zeit, und namentlich herrliche Münzen, welche wohl nirgends zum zweiten Male wieder angetroffen werden. Ich sah dort Gold- und Silberstücke der Könige Ethelred, Alfred, Athalstan, Canute und Harold, goldene Roses Royal, reichlich zwei Zoll im Durchmesser haltend, Doppel-Sovereigns der Elisabeth, die eckigen Belagerungsmünzen Carls I. aus Eisenblech — und alle waren so trefflich gehalten, so übersichtlich geordnet, daß ihr Anblick auch dem Laien ein lebhaftes Interesse für jene längst entschwundenen Zeiten abnöthigte.

Je länger man in Edinburg weilt, und je mehr man sich in seine geistige Atmosphäre einlebt, desto lebhafter gestaltet sich die Theilnahme für den gepriesensten Bürger dieser Stadt, für Walter Scott, den genius loci des modernen Edinburg. Er liebte seine Ge-

Auf der Entenjagd.

Nach einem Originalgemälde von Siegwald Dahl.

burtsstadt über alles, „mine own romantic town“ nennt er sie voller Entzücken. Alle seine Vorfahren lebten hier; in den Lehrzimmern der High School und den Hörsälen der Edinburger Universität nahm er die umfassende, wenn schon vielfach oberflächliche Bildung in sich auf, welche aus jedem Bande seiner Werke spricht. Außer jener „Romanze von Stein und Mörtel“, wie des Dichters stolzer Herrensitz am Tweed genannt wurde, ist es das einfach bürgerliche Haus Nr. 39 Castle Street (eine Querstraße der George Street), um welches sich die meisten Erinnerungen des fruchtbaren Romantikers rankten. Dort hat er ein Menschenalter gelebt; als die Umstände ihn zwangen, es 1826 aufzugeben, äußerte er schmerzlich bewegt: „Es hat mir von den Jünglingsjahren bis zum Greisenalter ein gastliches Obdach gewährt.“ Die Schotten haben ihrem großen Sänger ein Monument errichtet, das an Höhe und Großartigkeit wohl nur von dem Londoner Nelson-Denkmal, der Berliner Sieges- und der Pariser Vendômesäule erreicht wird. Fast zweihundert Fuß über das Pflaster von Princes Street erhebt sich der gothische Spitzthurm. Er ist in allen seinen Nischen mit symbolischen Darstellungen der Hauptfiguren des Dichters geschmückt, dessen Marmorstatue den Mittelpunkt des ganzen reichgegliederten Werkes einnimmt. Von der obersten Galerie genießt man einen Rundblick über das sich nach allen vier Himmelsrichtungen ausdehnende Straßengewirr. Nicht nur räumlich bildet das Walter Scott-Denkmal das Herz des alten und neuen Edinburg: das Andenken an den Dichter und seine Werke, das mit jedem Gange durch die Stadt aufs neue wachgerufen wird, vermittelt auch geistig den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart der schottischen Residenz. Auch darf nicht vergessen werden, welche bedeutsame Rolle der Dichter bei Lebzeiten in seiner Vaterstadt spielte. Nur seinem Einflusse gelang es, das mittelalterliche Riesengeschütz Mons Meg als eine Art Nationalheiligthum aus dem Londoner Tower nach langer Abwesenheit auf das Edinburger Schloß zurückzuführen. Unter Scotts Beihilfe wurden nach mehr als hundertjähriger Vergessenheit die schottischen Kronkleinodien wiederaufgefunden, welche unter sicherm Verschluß noch heute auf dem Castle gezeigt werden. Wer von Calton Hill oder Arthurs Seat den Blick auf die rauchschwarze Altstadt (der Schotte nennt sie liebkosend seine Auld Reekie) hinabsendet, der denkt immer zuerst an die dichterischen Gestalten, welche an dieser Stelle die Gedankenwelt des schottischen Romanschreibers erfüllten. Von andern Geisteshelden, welche längere oder kürzere Zeit in Edinburg lebten und hier durch Denkmäler in gutem Andenken stehen, erwähne ich nur David Hume, Lord Byron, Allan Ramsay, Lord Brougham, David Brewster und die Buchhändlerfamilie Chambers.

Unsere modernen Großstädte lernt man am bequemsten in ihrer Ausdehnung und räumlichen Gestaltung durch eine Omnibus-Rundfahrt kennen. Auch in Edinburg legt sich ein Pferdebahngleis rings um die Stadt. In weiten Bogen umsäumen viele Hunderte von Land-

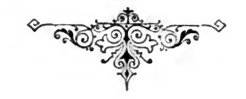
häusern die Alt- und Neustadt. Auch sie tragen einen Charakter, der wesentlich verschieden von den Villenvierteln anderer Großstädte ist. Fast jedes Haus mit seinem Vorplatz, seiner Halle, seinem Garten bildet ein Besitzthum für sich. Meist sind die Fassaden in grauem Bruchstein aufgeführt; Ziegelbauten mit Putz oder farbigem Anstrich sieht man nirgends. Jeder äußere Luxus ist vermieden. Die Größenverhältnisse sind dem Bedürfniß angepaßt; da stets nur eine Familie ein Haus bewohnt, so kann von Miethskasernen im Berliner Sinne keine Rede sein. Dennoch gleichen kaum zwei dieser Villen einander: dem persönlichen Geschmack ihrer Besitzer ist stets irgendwie Rechnung getragen. Namentlich die Vorgärtchen lassen auf die größere oder geringere Wohlhabenheit und den Kunstsinn der Bewohner schließen. Parkartige Anlagen, saftgrüne Wiesengründe und malerische Baumgruppen von idealer Schönheit und Fülle umgeben einige der schloßartigen Bauten, indeß ein paar Koniferen oder Taxusstauden zu beiden Seiten der Eingangsthür die bescheidenen Kiesstreifen vor den kleineren Häusern schmücken. Sauberkeit und Behaglichkeit sind das gemeinsame Kennzeichen aller jener Besitzthümer.

Die unverhältnißmäßig große Zahl von Kirchen, Tempeln und Kapellen, deren immer noch neue entstehen (man zählt gegenwärtig 150, darunter nur drei größere katholische, Gotteshäuser), läßt auf ein reges religiöses Bedürfniß der Bewohner von Edinburg schließen; vielleicht verdanken sie jedoch mehr dem blühenden Sektenwesen als dem Drange nach herzinnigen Verkehr mit Gott ihr Dasein.

Der Scotch Sunday genießt bei den Fremden keine ungetheilte Anerkennung. Handel und Wandel stocken Sonntags; eine ungewohnte, einförmige Stille lagert auf den Straßen; nur in den Stunden des Kirchgangs eilen Schaaren festlich gekleideter Menschen in die Gotteshäuser. Der schottische Gottesdienst weicht in vielen Beziehungen von dem Ritus anderer protestantischer Länder ab. Die Gemeinde singt stehend, in schnellerer Tonart als in Deutschland, aus dem Scottish Hymnal viel längere Stücke, als unsere Gesangbuchverse sie bieten. Die Predigt wird zumeist abgelesen, und auf mich wenigstens hat sie stets, im Vergleich mit der Beredsamkeit deutscher Kanzelredner, mehr den Eindruck einer bibelfesten Gelehrsamkeit als einer aus warmem Herzen quellenden Ueberzeugungskraft gemacht. Für den nichtkirchlichen Fremden, den Geschäfts- und Vergnügungsreisenden ist der schottische Sonntag jedenfalls kein Tag der Erholung und des Genusses, wie auf dem Festlande; selbst in einer Großstadt wie Edinburg wird das Gespenst der Langenweile sich gähnend zeigen, besonders in der rauhen Jahreszeit oder bei ungünstigem Wetter, wenn der verrufene Scotch mist, jener Regennebel, der allmählich bis auf die Haut durch dringt, keinen Ausflug ins Grüne gestattet.

Das Wachsthum der Stadt hat manche hübsche Wiesenfläche zwischen Granton, Leith und dem hochragenden Arthurs Seat mit seiner berühmten Fahrstraße The Queen's Drive in sich aufgenommen

und zu öffentlichen Anlagen verwerthet. Immer weiter wachsen die Vorstadtviertel in die Ebene hinaus; schon jetzt zählt die Stadt einschließlich des Hafenplatzes Leith über 300,000 Bewohner, jedoch scheint mir aus der Zersplitterung der baulichen Anlage dieser Vorstadtviertel mit Gewißheit hervorzugehen, daß die sonst so berechnenden und so zähe ihre Pläne durchführenden Schotten von vornherein darauf verzichtet haben, Edinburg jemals zu einer Weltstadt emporblühen zu sehen. Sonst würden breite Ringstraßen und langgestreckte Boulevards, nach einem großen, einheitlichen Plane entworfen, die Stelle jener bunt durcheinander gewürfelten Villenviertel einnehmen, und von der Höhe des alten Königsschlosses würde man dereinst, etwa wie heutzutage vom Berliner Rathhausthurme, eine den ganzen Gesichtskreis ausfüllende Masse von Dächern, Straßen, Plätzen, Thürmen und Parks wahrnehmen, während jetzt der blaue Firth of Forth und die weiten Ebenen bis zum Fuße der Pentlandsberge die Residenz der Stuarts in breiten Bogen anmuthig umrahmen.





Madame Geoffrin.

Von Alexander Braun.

Kein Fremder von Bedeutung kam um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Paris, der sich nicht bemüht hätte, Zutritt bei Madame Geoffrin zu erlangen, denn ihr Salon war der Brennpunkt, der alle Strahlen jener Zeit der Aufklärung in sich vereinigte. Die Gesandten fremder Nationen beeilten sich, kaum hatten sie ihr Kreditive am Hofe Ludwig XV. überreicht, der schlichten Bürgersfrau in der Rue Saint-Honoré ihre Aufwartung zu machen, galt doch die Wittwe des Spiegelfabrikanten Geoffrin Königen und Kaiserinnen als eine Großmacht auf geistigem Gebiete. Dreißig Jahre hindurch führte diese kluge und taktvolle Frau mit sicherer Hand das Scepter der Pariser Gesellschaft und was Frankreich, was die Welt an erlauchten Geistern besaß, der Adel der Geburt und des Talentes bildete ihren Hofstaat.

Dennoch war die Frau, welche die Encyklopädisten als ihre „Vorsehung" verehrten, die ersten Künstler in ästhetischen Fragen zu Rathe zogen, um deren gute Meinung eine Katharina II. mit dem ganzen Aufgebot ihrer Liebenswürdigkeit warb, der Maria Theresia wie einer lieben, vertrauten Freundin entgegenkam und Stanislaus August von Polen schrieb: „Ihr Sohn zu heißen, ist mir so lieb und schmeichelhaft als irgend einer meiner Titel", ebenso wenig hochgeboren oder hochgestellt, als schöngeistig oder starkgeistig. An blendenden, äußeren und inneren Eigenschaften ist sie von vielen überragt worden, unvergleichlich aber ist ihr gesunder, klarer und scharfer Verstand — als die Verkörperung des commonsense erscheint sie Horace Walpole — und auf unerreichter Höhe steht inmitten jener verderbten und verrotteten Gesellschaft ihr lauterer Charakter. In dieser seltenen Gediegenheit, fast wäre man versucht zu sagen, in dieser bürgerlichen Solidität liegt die Erklärung des erstaunlichen Einflusses, welchen diese einfache und bescheidene Frau geübt hat;

ihre echte Weiblichkeit war der Zauber, dem alle Welt gehorchte. Madame Geoffrin war tugendhaft im vollsten Sinne dieses nie öfter und schlimmer als im achtzehnten Jahrhundert mißverstandenen und mißbrauchten Wortes.

Als die Tochter eines Bedienten der Dauphine im Jahre 1699 geboren, wuchs die früh verwaiste Marie Therese Rodet unter der Leitung ihrer Großmutter heran, einer grundgescheiten und vortrefflichen, jedoch völlig ungebildeten Frau. Nur zum Lesen und Denken wurde die Kleine fleißig von ihr angehalten, „alle Gelehrsamkeit aber", schrieb Madame Geoffrin der Kaiserin Katharina II., welche zu wissen begehrte, wo die Präsidentin der guten Gesellschaft ihre vollendete Meisterschaft in Behandlung der Menschen sich erworben hatte, „erschien ihr für Frauen überflüssig" und sie pflegte zu sagen: „ist meine Enkelin eine Gans, so wird das gelehrte Zeug sie nur selbstbewußt und anmaßend machen, hat sie dagegen Geist und Gemüt, so wird sie, gleich mir, durch Klugheit und Feingefühl ersetzen, was ihr fehlt, und wenn sie erst vernünftiger geworden ist, sich rasch dasjenige aneignen, wozu sie Neigung und Talent besitzt." Recht schreiben hat Madame Geoffrin in dieser Schule zwar nicht gelernt und ihre reizenden Briefe alle sind so geistvoll und seelenvoll als unorthographisch, wohl aber recht handeln, wahr sein gegen sich selbst und andere, Menschen und Dinge nach ihrem eigentlichen Werthe schätzen; kurz, hier hat sie den Grund gelegt zu ihrer „kleinen" Lebensphilosophie, auf welcher ihr Seelenfrieden und ihre Heiterkeit wie nicht minder ihr Einfluß und ihr Ansehen beruhten.

In ihrem vierzehnten Jahre wurde sie einem reichen, alten Manne, Pierre François Geoffrin, vermält, welcher Oberstlieutenant der damaligen Nationalgarde und Mitbegründer der ersten deutschen Spiegelmanufaktur in Paris war. Gutmüthig und beschränkt — er legte einst, nachdem er einen zweispaltig gedruckten Band der Encyklopädie in fortlaufender Zeile gelesen, das Buch mit der Bemerkung zur Seite, daß es zwar ohne Zweifel vorzüglich, leider aber etwas verworren sei — ließ Geoffrin seine Frau, zu welcher er bewundernd aufschaute, in allen Stücken gewähren und es bleibt immerhin sein Verdienst, sie durch sein Vermögen und seine Freigiebigkeit in den Stand gesetzt zu haben, in ihrem Hause jene edle und anmuthige Geselligkeit, welche die schönste Blüte der französischen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts ist, zu pflegen und zur vollsten Entfaltung zu bringen. Er selbst freilich, von den Musen so sehr als von den Grazien verlassen, konnte weder in dem Salon, der seinen Namen trug, noch in dem Leben seiner berühmten Frau eine wichtige Rolle spielen. Den Platz jedoch, der ihm von Rechts wegen gebührte, behauptete er in aller Bescheidenheit hier wie dort, und nie hat Madame Geoffrin jemanden gestattet, ihn von demselben zu verdrängen. Sie ist eine der wenigen Frauen jener Gesellschaft, wenn nicht die einzige von allen, deren Ruf selbst die Verleumdung nicht mit dem leisesten Hauche zu beflecken gewagt hat.

In dem Lebensplane, den sie in ihrem zwanzigsten Jahre sich vorgezeichnet und an dem sie festgehalten hat bis an ihr Ende, war sicherlich bereits die Gründung ihres späterhin so weltberühmten Salons vorgesehen, denn ihr Haus nach dem Vorbilde der Madame de Tencin zum Sammelplatze der hervorragendsten Geister zu machen, war das Ziel all' ihrer Wünsche, das sie mit ebenso viel Gewandtheit als Beharrlichkeit zu erreichen wußte. Ihrer scharfblickenden Meisterin, der sie manchen klugen Wink, z. B. die gute Lehre, niemanden zu verschmähen, weil mit einigem Geschick und Verstand im Haushalt alles zu gebrauchen sei, verdankte, entging diese Absicht keineswegs und Madame de Tencin täuschte sich wohl nicht, als sie während ihrer letzten Krankheit, angesichts der vielen Besuche und Aufmerksamkeiten ihrer Freundin äußerte: „die Geoffrin kömmt so häufig um zu sehen, was sie von meinem Nachlaß für sich gewinnen kann." In der That, nicht nur diesen „Nachlaß", mit anderen Worten Fontanelle, Mairan, Montesquieu, Helvétius gewann Madame Geoffrin durch die uneigennützige, mütterliche Freundschaft, die sie allen bot, denen sie ihr Haus öffnete, für sich, sondern die Gesammtheit der Gelehrten und Künstler und die Elite der vornehmen Welt. Doch nicht um zu herrschen oder zu glänzen schaarte sie diesen großen Kreis um sich: die würdige Matrone mit den klugen, freundlichen Zügen, dem stets von einer unter dem Kinn geknüpften, schwarzen Seidenhaube bedeckten silbernen Scheitel und dem einfärbigen, nur durch die Feinheit der blütenweißen Wäsche sich auszeichnenden Anzuge kannte keinen anderen Ehrgeiz als möglichst vielen zu rathen, zu nützen, zu helfen; sie wollte geliebt und geachtet, nicht gefeiert und umschmeichelt sein.

Madame Geoffrin beschränkte sich nicht darauf, wie es bisher üblich gewesen war, gens de monde und gens de lettres bei sich zu vereinigen, sie gesellte ihnen zum ersten Male die Künstler bei. Montag Mittag empfing sie regelmäßig Maler, Bildhauer und Architekten nebst einigen Kunstfreunden und Kennern von Rang, während am Mittwoch Gelehrte und Schriftsteller, an ihrer Spitze die Encyklopädisten, in ihrem gastlichen Hause sich einfanden. Wollte man die Namen ihrer sämmtlichen Tischgenossen aufzählen, so würde keiner der damals in Frankreich berühmten fehlen und mancher ausländische von bestem Klange wäre zu nennen. Ihr Salon war der neutrale Boden, wo Männer der Kunst und Wissenschaft mit den grand seigneurs des französischen Hofes, mit englischen Lords, italienischen Fürsten und deutschen Prinzen aufs vertraulichste verkehrten; hier war der Ort, wo alle Interessen, welche die Menschheit bewegten, von den wichtigsten, ethischen und sozialen Fragen bis zu den geringfügigsten Tagesneuigkeiten mit dem tiefsinnigsten Ernste und der heitersten Anmuth abgehandelt wurden. Drohte, was in jener Zeit heftiger innerer Gährung nicht selten vorkam, der lebhafte Eifer des Gespräches in leidenschaftliches Ungestüm auszuarten, so genügte ein ruhiges, kategorisches „Nun ist's gut!" der Hausfrau, die erhitzten

Gemüter zu besänftigen. Einer ihrer treffenden Witze, ihrer meist dem täglichen Leben entliehenen Kernsprüche, ein mit unnachahmlicher Grazie und Schalkhaftigkeit erzähltes Geschichtchen, gar häufig eine kleine, launige Strafrede, brachte die Unterhaltung auf eine andere Bahn und sobald sie wieder in harmloser Munterkeit dahinfloß, überließ Madame Geoffrin das Wort ihren Gästen und begnügte sich mit der Rolle einer verständnißvollen Hörerin. Diese aber spielte sie so vorzüglich, daß sie den Schweigsamsten und Schwerfälligsten zu deren eigenen Erstaunen Geist und Witz zu entlocken verstand. Ihre natürliche, der vollkommenen Harmonie ihres inneren und äußeren Lebens entspringende Heiterkeit belebte, selbst wenn Madame Geoffrin sich auf gelegentlich eingeschaltete Bemerkungen beschränkte, die Gesellschaft, wo sie jedoch ihrem Humor und ihrer Originalität freien Lauf gönnte, unterhielt sie allein den ganzen Kreis aufs köstlichste. Immer wieder wurde sie daher von den jungen Damen des Hofes, die alle mit Verehrung und Zärtlichkeit an ihr hingen, bestürmt, ihnen zu Liebe eines ihrer fröhlichen Damensoupers zu veranstalten, denn zu den allwöchentlichen Diners wurde, da Madame Geoffrin der Ansicht war, daß mehrere Frauen in einer Gesellschaft das Gespräch und die Aufmerksamkeit zersplitterten, nur Mademoiselle de l'Espinasse und zu den Abendmahlzeiten, welche jeden Montag und Mittwoch ihre intimsten Freunde vereinigte, eine kleine Anzahl der bedeutendsten und geistvollsten Damen geladen.

Bei all' ihrer Güte und Freundlichkeit aber und all' ihrem Widerwillen gegen Streit und Zank, der ihre feinfühlige, fried- und maßliebende Natur verletzte, war es Madame Geoffrin Gewohnheit, ja Bedürfniß — zu zanken. Doch in welch' allerliebster Weise verstand sie es, ihren Freunden den Text zu lesen! Es gab wenige, die nicht mit Vergnügen auf ihre halb scherz-, halb ernsthaften Sittenpredigten gehört, sich ihre freimüthige Rüge, ihre herzliche Mahnung, ihren wohlgemeinten Rath nicht zu Gemüt gezogen hätten. Kennzeichnend für die ihr eigenthümliche Art zu zanken, ist folgendes, einem Briefe Horace Walpoles an Lady Hervey entnommene, zweifellos unparteiische Urtheil über Madame Geoffrin: „Ihre Art entzückt mich. Nie im Leben habe ich jemand gesehen, der die Fehler, Schwächen und Einbildungen eines jeden so rasch wahrnimmt und sie ihm so deutlich zum Bewußtsein bringt. Ich habe mich sonst nur ungern zurechtweisen lassen, aber Sie können sich nicht vorstellen, welch' ein Genuß es jetzt für mich ist. Seit ich sie mir zum Beichtvater und Führer erwählt habe, fange ich an zu glauben, daß ich schließlich noch ein vernünftiges Geschöpf werde, woran ich bisher nie gedacht habe. Hunderten war Madame Geoffrin in der gleichen Weise Vertraute, Rathgeberin, Leiterin und nicht nur mit Worten, mit dem Beispiel ihres ganzen Lebens hat sie gelehrt, ‚daß man nie Gras wachsen lassen dürfe auf dem Wege der Freundschaft', daß ‚Sparsamkeit die Quelle der Unabhängigkeit und Freiheit', daß ‚Ordnung und Wahrheit unerläßlich sei'. Aller falsche Schein war ihr

verhaßt und der Affektation und Anmaßung gegenüber verschärfte sich ihr Mutterwitz leicht zu schneidender Satire. So erwiderte sie, als Rulhière, dem sie den Vorschlag gemacht hatte, gegen eine beträchtliche Entschädigungssumme seine Anekdoten über Rußland ins Feuer zu werfen, sich entrüstet ob eines solchen Ansinnens auf sein Ehr-, und Pflichtgefühl, seine Selbstlosigkeit, seine Wahrheitsliebe berief dem gekränkten Autor trocken: ‚Wollen Sie mehr?‘ Kein Wort des Tadels verschwendete sie an ihn, denn nur wer ihrem Herzen nahe stand, wurde gezankt und je theuerer er ihr war, desto mehr. ‚Burigny‘ (ihr langjähriger Freund und das Faktotum ihres Salons), schreibt sie dem Könige von Polen, ‚wird nun alt und pflegebedürftig und da ich ihn ebenso sehr liebe als zanke, habe ich ihm ein kleines, hübsches Gemach in meinem Hause eingeräumt‘.“

Für ihre Freunde zu sorgen, ihren Wünschen zuvorzukommen, sie zu erfreuen und zu beglücken war ihr stetes Bestreben. „Wären alle, die ich liebe, glücklich“, sagte sie zu d'Alembert, „so bliebe meine Thür täglich von neun Uhr ab für jedermann außer für meine Freunde verschlossen.“ Nur um ihretwillen pflegte sie den Verkehr mit den Großen und Mächtigen und wohl konnte sie von sich sagen: „Wer mein Herz kennen will, frage meine Freunde.“ Alle hatten sie zahllose Beweise der unerschöpflichen Güte dieses redlichen, nach ihrem eigenen Ausdruck bis ins höchste Alter „zwanzigjährigen“ Herzens erfahren. Gleichviel ob es galt, ihren königlichen Freund Stanislaus August von Polen zu trösten und zu erheitern, der Prinzessin Lubomirska mit Rath und That beizustehen, sich des gefangenen Herzogs von Kurland anzunehmen, ein aufstrebendes Talent zu unterstützen, einem unbemittelten Freunde die Sorgen des Lebens zu erleichtern — d'Alembert, Thomas, Morellet und Mademoiselle de l'Espinasse empfingen ansehnliche Jahrgelder von ihr — jederzeit war Madame Geoffrin bereit und beeifert, ihr bestes zu thun. „Geben und Vergeben“ war ihr Wahlspruch und selten hat jemand die Kunst zu beschenken ohne zu beschämen trefflicher verstanden und fleißiger ausgeübt als sie. Mit derselben Bescheidenheit und Zartheit bot sie einer Kaiserin eine Huldigungsgabe, wie einem Armen ein Almosen und weit entfernt davon Dank zu beanspruchen, glaubte sie sich jedermann verpflichtet, der ihr gestattete, ihre „Gebelust“ zu befriedigen. Am Sonntag, dem einzigen Tage, den sie sich vorbehielt, pflegte sie in aller Stille ihre Spenden an Bedürftige zu vertheilen, und diese Unterhaltung, gestand sie einem sie zufällig hiebei überraschenden Freunde, gewährte ihr noch größeres Vergnügen als die des darauf folgenden Tages, der die erlesenste Gesellschaft in ihrem Salon versammelte.

Alle die hier erwähnten, einzelnen Züge finden sich, verklärt durch einen Schimmer von Poesie, der sonst ihrem imgrunde etwas nüchternen Wesen nicht eigen ist, in dem Bilde vereinigt, das uns Madame Geoffrin als Freundin Stanislaus August, des letzten Königs von Polen, zeigt. Im Jahre 1753 wurde ihr unter den

vielen vornehmen Fremden, welche ihr Haus besuchten, um die Sitten der großen Welt und die Bildung des Jahrhunderts kennen zu lernen, Graf Stanislaus Poniatowski von seinem Vater vorgestellt und aufs wärmste empfohlen. Der junge, hübsche Pole erwarb sich durch seine Liebenswürdigkeit, seinen Geist und seine Kenntnisse bald die allgemeine Gunst und die besondere Zuneigung Madame Geoffrins. Sie erlaubte ihm nicht nur, wie es damals in solchen Fällen ziemlich gebräuchlich war, sie Mama zu nennen, sondern sie erwies sich ihm auch in der That als eine gütige, nachsichtige, hilfsbereite Mutter und bewahrte ihm, als er infolge eines galanten Abenteuers nach kurzer Zeit Paris verlassen mußte, die treueste und zärtlichste Freundschaft. Dank seinen persönlichen Vorzügen und dem Einfluß seiner mächtigen Familie, trotz seiner großen Jugend mit dem Gesandtschaftsposten am russischen Hofe betraut, war ihr Liebling vier Jahre später der Geliebte der Erbgroßfürstin, nachmaligen Kaiserin Katharina. Diese Leidenschaft, die in seinem Herzen nie völlig erloschen ist, ward die Ursache seiner späteren Erhebung auf den polnischen Thron. Wie rasch Katharinas Glut auch verloderte, so war es doch wohl ein letzter Funke jener Liebe und nicht politische Berechnung allein, was sie bewog, gleich nachdem sie der Krone sich bemächtigt hatte, also noch bei Lebzeiten August III., den Entschluß zu fassen, Stanislaus Poniatowski, der mehr geist- und gemütvoll als willens- und charakterstark allerdings das gefügigste Werkzeug ihrer ehr- und habsüchtigen Pläne war, zum König von Polen zu krönen. Ihre Absicht durchzuführen, fiel ihr bei dem gewaltigen Anhang der Poniatowski, der allgemeinen Beliebtheit des jungen Grafen, der Hilfe, die Friedrich der Große ihr gewährte, und vor allem bei der inneren Zerrüttung Polens, nicht schwer. Am 6. September 1764 wurde, während Warschau von russischen Truppen überfüllt war und preußische Soldaten die Grenzen besetzt hielten, Stanislaus August einstimmig zum König von Polen erwählt.

Sofort beeilte sich der neue König, „seine liebe Mama“ in alter Herzlichkeit von diesem glänzenden Erfolge zu benachrichtigen. Kein Wunder, daß Madame Geoffrin, entzückt und gerührt von diesem Glücke, dieser Anhänglichkeit ihres einstigen Schützlings ihre gewohnte, ruhige Besonnenheit verliert und in überschwenglichem Jubel ausruft: „Mein theuerer Sohn, mein theuerer König, mein theuerer Stanislaus August! meine Dreieinigkeit! Welche Wonne für mich, Sie dereinst von ganz Europa bewundert zu sehen!“ Es war der höchste Triumph ihres Lebens, einen König zum Freunde zu haben und „einen solchen König“ setzte sie begeistert hinzu. Von nun ab war ihr Salon das Hauptquartier der Polen und sie selbst, obwohl keineswegs eine politische Frau — sie hat nie eine Zeitung gelesen und nie einen anderen als einen Herzensantheil an der Politik genommen — stellte sich völlig in den Dienst der polnischen Interessen und bot all' ihren Einfluß auf, eine Versöhnung mit dem französischen Kabinett anzubahnen.

Schon in jenem ersten Briefe hatte der König der Sehnsucht Ausdruck gegeben, seine Mama um sich zu haben, ihren verständigen Rath aus ihrem lieben Munde zu vernehmen. Diese wohl absichtslos gesprochenen Worte fanden den freudigsten Wiederhall im Herzen der Madame Geoffrin. „Wenn ihr Sohn ein so großer König war, wie sie es hoffte und wünschte, warum sollte sie nicht zu ihm kommen, ihn zu bewundern? Sie wollte diesen Besuch nicht für unmöglich halten", und ihre Liebe zu Stanislaus, das Verlangen, ihm zweckdienlicher zu rathen, als sie es ohne Einblick in seine Verhältnisse vermochte, zumeist aber die Ueberzeugung, daß die innigen Freundschaftsbeziehungen zwischen beiden sich im Laufe der Zeit ihnen selbst unbewußt lockern würden, wenn nicht ein persönliches Zusammentreffen sie aufs neue verknüpfte, ließen ihr denselben immer möglicher erscheinen, bis sie, die Siebenundsechzigjährige, die sich kaum je über Nacht von „ihrem" geliebten Paris getrennt hatte, nach achtzehnmonatlicher, reiflichster Erwägung Anfang Juni 1766 jene vielbesprochene Reise nach Polen antrat, welche Voltaire „eine Epoche für das gesammte denkende Frankreich" nennt. „Kommen Sie, liebste Mama, kommen Sie bald!" schrieb ihr der König, „Sie sollen empfangen werden wie die erwählte Braut des Herrschers."

Und in Wahrheit, wie einer regierenden Fürstin wurde der titellosen, einfachen Frau auf ihrem ganzen Wege gehuldigt. Graf Loyko, der außerordentliche Bevollmächtigte des Königs von Polen am französischen Hofe, geleitete sie bis Wien. Dort war sie Gegenstand der schmeichelhaftesten Auszeichnungen vonseiten des Kaiserpaares und der höchsten Gesellschaft. Noch am Abend ihrer Ankunft bewillkommnete sie Fürst Galitzin; anderen morgens in aller Frühe drängten sich in ihrem Zimmer Pagen und Diener, welche Erkundigungen nach ihrem Befinden einzogen, ihr Empfehlungen und Einladungen überbrachten; um elf Uhr erschienen die Gesandten sämmtlicher Höfe und alle die vornehmen Herren, welche sie einst gastlich in ihrem Hause aufgenommen, längst aber vergessen hatte; auf der Spazierfahrt im Prater verließ der Kaiser seinen Wagen, um Madame Geoffrin zu begrüßen; die Kaiserin empfing sie wiederholt in Schönbrunn, stellte ihr alle ihre Kinder vor und saß Hand in Hand mit ihr lange in freundlichstem Geplauder; Fürst Kaunitz nannte sie „seine gute Freundin", führte sie täglich zur Tafel und versicherte ihr, daß in Wien niemand mehr geachtet und geschätzt werden könnte als sie. Gewiß waren diese Worte des Kanzlers ebenso aufrichtig als die Zuneigung der Kaiserin, die sich aus manch' verwandtem Zuge im Wesen beider Frauen leicht erklärt; ein wenig jedoch mag das Verhalten des Hofes durch die Absicht beeinflußt worden sein, sich die öffentliche Meinung in Frankreich, als deren Repräsentantin man Madame Geoffrin betrachtete, günstig zu stimmen; denn schon damals wünschte Maria Theresia lebhaft eine Verbindung ihrer Tochter mit dem Dauphin und sie versäumte nicht, Madame Geoffrin besonders ans Herz zu legen, in ihren Briefen an ihre Pariser

Freunde zu erwähnen, daß sie die kleine Marie Antoinette gesehen und hübsch gefunden habe.

In Wien erwartete sie der ihr vom Könige mit Dienerschaft, Möbel, Betten, Küchengeräthe, Silbergeschirr und allem zu ihrer Bequemlichkeit erforderlichen entgegengesandte Reisemarschall, der sie auf den bestmöglichen, häufig eigens für sie in Stand gesetzten Wegen nach Warschau brachte. Die Freude des Wiedersehens war die herzlichste. Ihre Zimmer im Schlosse waren genau nach dem Muster ihres eigenen Hauses eingerichtet und schöne, traute Stunden haben Mutter und Sohn, „Titel und Leidenschaften vor der Thüre lassend", in ihnen verplaudert. Dennoch kam es zu ernsten Mißhelligkeiten zwischen beiden, die vielleicht in der Empfindlichkeit Madame Geoffrins, vielleicht in der Eifersucht der Umgebung des Königs ihren Grund hatten; Stanislaus mußte seiner alten Freundin versichern, daß sie nicht, wie sie befürchtete, zu lange an seinem Hofe geblieben war, und Madame Geoffrin verließ, aller empfangenen Ehren und Liebesbeweise ungeachtet, innerlich aufs schmerzlichste enttäuscht, nach zwei Monaten Warschau. Mehr noch als jener Zwist hatte die Erkenntniß sie betrübt, daß die ihr einst so rühmlich erschienene Krone nichts war als eine demüthigende Last, „die unglückseligste Gabe des Schicksals", und Madame Geoffrin „hat ihrer Heiterkeit für immer Lebewohl gesagt, als sie von Polen Abschied nahm." Ihre Freundschaft für den König aber blieb, wie heftige Stöße sie auch damals und später erlitt, unerschütterlich und bald konnte Stanislaus erproben, daß „kein Herz auf Erden ihn so innig und treu liebte als das ihrige."

Der Sturm, den Madame Geoffrin während ihres Aufenthaltes in Warschau bangen Blickes hatte aufsteigen sehen, brach über das Haupt des Königs herein. Die Beschränkung seiner Macht, die Anmaßung seiner falschen Freunde, der Aufruhr seiner Unterthanen, die Pest, das meuchlerische Attentat auf sein Leben, die Theilung seines Reiches — alle diese Kränkungen und Unglücksfälle trafen Madame Geoffrin so schwer als den König selbst und beugten sie tiefer noch als ihn, denn „Alter und Erfahrungen ließen ihr keine trügerischen Hoffnungen mehr." So erwuchs ihr das tiefste Leid ihres Lebens aus demselben Verhältnisse, dem ihre stolzeste Freude entblüht war. Sie, die nie müde geworden, von Polen und seinem Könige zu sprechen, „schauderte nun bei dem bloßen Namen des Landes", sie hätte „ihren Kopf in einen Sack stecken mögen", wenn man sie nach ihrem Freunde fragte und „ihr Herz war Tag und Nacht gepreßt" wie in eisernen Klammern. Sie wußte nicht Rath, noch Rettung für ihren armen Sohn und wünschte nur eines noch vom Leben: ihn ruhig und zufrieden zu wissen. Dieser Trost ward ihr beschieden. Sie sah vor ihrem Ende Stanislaus August durch den Aufschwung, den unter seiner sorglichen Pflege Kunst und Wissenschaft in Polen nahmen, ausgesöhnt mit seinem politischen Mißgeschicke und sie konnte ihm sogar im März 1776 schreiben: „Warschau scheint

glänzender denn je." Es war ihr vorletzter Brief an den König, ein Jahr später erhielt er ihren mit verkrümmten Fingern mühselig gekritzelten Scheidegruß.

Madame Geoffrin, die, obwohl sie zeitlebens die Encyklopädie nach Kräften förderte, das religiöse Gefühl, das jeder Frauenseele angeboren ist, nie verleugnete und mit den Jahren ihm immer größeren Raum gewährte, hatte sich im Sommer 1776 durch allzu eifrige Theilnahme an einer Ablaßandacht eine Gliederlähmung zugezogen. Ihr Körper erholte sich nicht wieder, ihr Geist aber und ihr Humor blieben ihr treu bis zum letzten Augenblick. Lächelnd sagte sie, als ihre Tochter, die Marquise de la Ferté-Imbault, eine schöne und hochgebildete, aber sonderbare Frau, welche die Philosophen haßte, alle ihre Freunde von ihrem Krankenbette verbannte: „Meine Tochter will, gleich Gottfried von Bouillon mein Grab gegen die Ungläubigen vertheidigen."

Am 6. Oktober 1777 starb sie ruhig und friedlich. Ihr Tod war nach ihrem Wunsch den Worten La Fontaines gemäß, „der Abend eines schönen Tages", dessen heiteren Glanz keine andere Wolke je getrübt hat, als die Sorge und das Leid um ihre Freunde.





Contigit hoc.

Eine alte Geschichte aus dem Schwarzwald von **Benno Rüttenauer.**

I.

Contigit hoc anno MVIICLIII, quod ad commendationem divinae misericordiae memoratu dignissimum posteritati merito transmittendum sit ... Im Jahre Eintausendsiebenhundertunddreiundfunfzig hat sich solches zugetragen, welches ich würdig erachte als ein Beweis von Gottes Barmherzigkeit dem Gedächtniß der Nachwelt überliefert zu werden ....

Also beginnt der Bericht auf dem wurmstichigen Holzdeckel des alten Pfarrbuchs.

* * *

Die Geschichte war noch nicht geschehen, noch viel weniger stand sie auf dem Deckel des genannten Buches lateinisch berichtet, die Galläpfel, deren Saft sie verewigte, sollten möglicherweise erst wachsen, und der so berühmte „Dreiundfünfziger“, vielleicht nicht ohne Mitschuld dabei, war noch nicht gekeltert und hatte weder die Welt bereits beglückt und berauscht, noch den frommen, geistlichen Deckelchronisten der folgenden Begebenheiten zu der Bemerkung begeistert, daß es ein Wein „von so außerordentlicher Kraft und Süßigkeit war, wie solcher seit mehr als zweihundert Jahren nicht gewachsen sein soll“; er hing aber just als Traube am Stock.

Es war ein Tag im September! Und erst im Werden war dieser Tag, die Sonne warf kaum über den Schwarzwald herüber ein leises Glühlicht auf die durchbrochene, grünmosige Pyramidenspitze des Freiburger Münsterthurms. Das weitgedehnte Dreisamthal und das „Himmelreich“ lagen in grauem, dämmerigem Duft, und weiter zurück, jenseits des „Himmelreichs“, wo die Felsenschlünde des Höllenthals in dem schwärzeren Walde klaffen, hörte auch fast das Dämmern auf; über den steilfelsigen Thalschluchten und dem

Gischen und Brausen der schwarzgrünen Bergwasser lagen noch die Schauer der Nacht. Dort, wo die kümmerlichen Trümmerreste der Burg Falkenstein wie unheimliche Erinnerungen an den mächtigen Felsensäulen kleben, stieg eben ein Wanderer den steilen, von Wasser ausgewaschenen und von Wurzelknorren und Granitklötzen unterbrochenen Weg herunter.

Noch war jene erste Straße, die einst hier gebaut wurde, um Maria-Antoinette den Weg zu Frankreichs Thron, der Vorstufe ihres Schafotts zu ebnen, eine Sache der Zukunft.

Der Wanderer war eine hochgewachsene, junge Männergestalt mit kraftvollen Gliedern und wetterverbräuntem Antlitz. Sein freier Blick und die trotzigen Züge zeigten nichts von der düstern Schwermuth der ihn umgebenden Natur. Der Mann mit dem schweren Knotenstock und dem noch schwereren Ranzen schien leichten Sinnes zu sein und schaute lustig in die Welt. Er schritt rüstig fürbaß und trällerte ein Lied vor sich hin:

Es war ein jung, jung Zimmergesell
Ein stark, frisch, prächtig Herz . . .
u. s. w.

Und dann:

Der Galgen stund, der Markgraf rief
Zu seinen Mannen all'n:
Und hat der nicht den Tod verdient?
Sprach er zu seinen Vasall'n.

Der Wanderer hatte sein Leiblied gesungen, er war selber ein Zimmergesell, „ein stark, frisch, prächtig Herz.“

Unter Singen war er, ohne es zu merken, schon weit in das offene Thal hinaus geschritten, und da sah auf einmal durch den Duftschleier der Dämmerung der massig viereckige, storchennestgekrönte Thurm von Kirchzarten zu ihm herüber. Dieser Thurm erinnerte den Wandergesellen plötzlich an sich selber und an das Ziel seines heutigen Marsches, er erinnerte ihn an Jugend und Heimat und an den Tag, an dem er vor sieben Jahren auch hier durchgewandert, ein blutjunger, siebzehnjähriger Bursch, „ein jung, jung Zimmergesell“, damals in entgegengesetzter Richtung. Unterdessen hatte er die meisten großen Städte Deutschlands gesehen und war zuletzt, wohl vier Jahre mochte es sein, nach Hamburg verschlagen worden, ein gewürfelter Bursche, der die angeborene Schüchternheit des Kindes aus dem Schwarzwald auf seiner dreijährigen Wanderschaft überwunden und die allemanische Eckigkeit abgestreift hatte. Er mußte von bildsamerem Stoffe sein als das andere Menschengewächs aus dem Münsterthal im Schwarzwald. Sogar eine Art Matrose war er geworden und hatte auf einem Kauffahrteischiffe eine Fahrt nach Hinterindien mitgemacht.

Nun wanderte er wieder im Dreisamthal — wie vor sieben Jahren. Unwillkürlich verglich er sich mit dem Wanderer von damals, und noch nie hatte er so deutlich empfunden, daß er ein ganz

anderer geworden, als er einst war. Und dieses Einst, wiewohl es sieben lange Jahre entfernt lag, kam ihm auf einmal so nahe, so deutlich vor, ja klarer und deutlicher als das Jetzt.

Es war auch in der Dämmerungsfrühe gewesen, und vom Thurm zu Kirchzarten hatte, gerade wie sie es in diesem Augenblicke that, die Glocke den „Englischen Gruß“ geläutet. Damals nahm er seinen Hut ab und langte dann ein Büchlein aus seinem Rocke und blätterte darin. Und wie er blätterte, erinnerte er sich all' der Worte seiner frommen Mutter, die sie ihm mit dem Büchlein auf den Weg gegeben, und nahm sie sich noch einmal recht zu Herzen und mischte ein Gebet dazwischen, daß Gott ihm beistehen möge, ihren Lehren und seinen eigenen Vorsätzen treu zu bleiben zur Freude der Mutter, wenn er einst zurückkehre.

In dem Büchlein lag ein Bild seines Namensheiligen, des berühmten Märtyrers Laurentius. Er nahm es heraus, und weiterschreitend betrachtete er's. Dabei ward ihm der Weg so kurz und der Ranzen so leicht.

Es war ein illuminirter Holzschnitt auf durchstochenem Papier, wie man dergleichen jetzt kaum mehr sieht, und der Heilige hielt den wohlbekannten Rost, auf dem er gebraten wurde, gemüthlich unter dem Arme. Des Nachbars Käthe hatte ihm, als er am Abend drüben war, um Abschied zu nehmen, das Bildlein gegeben, und er solle auch an sie denken, wenn er weit draußen in der Welt sei, und solle nicht zu lange außen bleiben. Das war anscheinend im Scherz geschehen, aber ihm hatte doch das Herz dabei geklopft, und er hatte gespürt, wie gerne er die braune Käthe habe, die einstige Schulkamerädin, die nach des Pfarrers Sagen Aussprüche that wie ein Professor, mit der er hundert Mal Brod und Aepfel getheilt, wenn sie miteinander auf der Weide waren. Und er malte es sich aus, wie schön es sei, wenn er nach drei Jahren als flotter Bursch zurückkehre und die Käthe heirate; denn wenn sie darüber auch noch nicht miteinander gesprochen hatten, dachte er doch nicht anders.

Das war vor sieben Jahren, und jetzt? Jetzt kehrte er heim. Aber hatte er noch eine Heimat? Der Lorenz, der vor sieben Jahren diese Straße gezogen, hatte eine gehabt, eine doppelte, eine dreifache vielleicht, eine Heimat in der Liebe seiner Mutter, eine Heimat im Herzen und in den Gedanken eines Mädchens und endlich das ganze Münsterthal. Aber nun war diese Mutter gestorben, schon seit drei Jahren, ohne ihr Kind wieder gesehen zu haben, an das Mädchen aber, an die Genossin seiner Kindheit hatte er seit lange nicht gedacht. Und das Münsterthal? Es ist ein gar enges, stilles Thal, er aber war nun die weite Welt gewöhnt, er war draußen geblieben ohne Schmerz, ohne Heimweh; er hatte sich wohl gefühlt in der Fremde, jetzt bangte ihm fast vor der Heimat. — Und doch hatte ein Etwas ihn unwiderstehlich heimgezogen, ohne daß er sich Rechenschaft zu geben vermochte, was es sei. Es war vielleicht sein langübertäubtes, besseres Selbst, welches die Schwachheit hatte, daß es

noch einer Heimat bedurfte und dem in einem Kerl, der sich als heimatloser Vagabund geberdete, plötzlich nicht mehr recht wohl sein mochte.

II.

Lenz hatte in Freiburg nach Arbeit umgeschaut, er wäre gern da geblieben, fremd und unbekannt, denn er wußte nicht mehr, was er im Münsterthal eigentlich wollte. Er bekam jedoch keine Arbeit und unentschlossen saß er in der Herberge vor einem Glas „Münsterthäler.“ Der Wein der Heimat machte aufs neue die alten Erinnerungen in ihm lebendig und stimmte ihn weich, ja, das goldene Licht desselben erschien ihm auf einmal wie der Schimmer einer leisen Hoffnung. Es dünkte ihn plötzlich nicht unmöglich, daß Käthe ihn noch liebte, daß sie ihn noch erwartete. Wenn sie sein werden könnte! Ein solches Glück hatte er sich längst nicht mehr träumen lassen. Nun war es ihm auf einmal, als sei das Gedachte schon Wahrheit, seine Brust schwoll, und in seinem Glücksbewußtsein fühlte er sich auch gut, er war noch nicht verloren, er konnte wieder eine Heimat gewinnen und brauchte nicht vollends zu verkommen.

In gehobener Stimmung verließ Lenz Herberge und Stadt, rascheren Schrittes fürbaß eilend als am Morgen. Es bangte ihm nicht mehr vor der Heimat, und er sang wieder:

Es war ein jung, jung Zimmergesell,
Ein stark, frisch, prächtig Herz . . .

Er schien nicht auf den Sinn der Worte zu achten, die er sang, er war frohen Muths und darum mußte er singen, immer heller und lustiger klangs:

Der Galgen stand, der Markgraf rief
Zu seinen Mannen all'n:
Und hat der nicht den Tod verdient?
Sprach er zu seinen Vasall'n.

Doch wie sie nun die Fraue sah'n,
So schneeweiß, jung und fein;
Da sprachen sie, da riefen sie:
Herr Markgraf, haltet ein!

Hier unterbrach sich der Sänger.

Er war, ohne darauf geachtet zu haben, einem ihm vorausgehenden Wanderer auf wenige Schritte nahe gekommen. Der nachlässige, fast schlurchende Gang des Fremden machte Lenz zuerst aufmerksam. Die lange, dürre Hopfenstangengestalt des Unbekannten und die viel zu weiten Kleider um ihn herum hatten etwas komisches, um so mehr, als ihn die blonden Haare, die ihm ziemlich lang unter dem runden, grünbebänderten Hut hervorwuchsen, noch sehr jung erscheinen ließen.

Er redete mit sich selber, halblaut, träumerisch, ohne Gestikulationen, und schien Lenz nicht zu bemerken.

„Holla, Freund“, rief dieser und klopfte dem Dürren leise auf die Schulter, „seid Ihr ein Poet, und redet Ihr mit der Luft?“

Der Angeredete sah sich ruhig um, ohne zu erschrecken, und starren, geistesabwesenden Blickes sah er Lenz ins Gesicht, dann lächelte er gutmüthig.

„Ein Poet? — Nein, es ist nur eine Geschichte, an die ich immer denken muß, wenn ich auch nichts davon habe, als daß sie mich stets von neuem traurig macht, oder melancholisch, wie man's auch heißt; aber wenn ich nicht daran denke am Tag, dann träume ich nachts davon.“

„Wovon? Ja so, von Eurer Geschichte.“ Das klang, als ob Lenz selber aus einem Traum auffahre. „Sonderbarer Kauz, Ihr!“ fügte er dann hinzu, „wenn Ihr wollt, erzählt mir Eure Geschichte, vielleicht wird es Euch leichter, und für mich ist's am End' auch gut, wenn ich nicht zu tief in mein Denken und Träumen hineinkomme, ich könnt' zu unangenehm aufwachen.“

„'s ist eine sonderbare Geschichte“, hub der Andere an, „und ist nicht leicht zu erzählen. Wenn ich nur wüßt', wo ich anfangen soll! Ich will einmal mit mir anfangen, vielleicht komme ich dann hinein. Ich bin von Untermünsterthal —.“

Der verwetterte Zimmergesell aus Hamburg sah sich bei diesen Worten seinen Gefährten schärfer an und erkannte in ihm einen ehemaligen, jüngeren Dorfgenossen namens Johann Josef Brachvogel, Waldhüters Hannsepp genannt. Darüber hätte er sich fast verrathen, aber er besann sich schnell eines anderen, er wollte incognito bleiben.

„Ich bin Waldhüter“, fuhr der Lange fort, „aber ich sollt' einmal was besseres werden, nämlich ein Gestudirter. Meine Mutter wollte einen Pfarrer aus mir haben und schickte mich nach Freiburg auf die lateinische Schul' und ins Seminar, das für die Geistlichen bestimmt ist, und wo's nichts kostet! Da ging nun schon die Geschichte an, d. h. die Geschichte ging mir im Kopfe herum, und zwar mehr als eine, die ich nämlich in Büchern heimlich gelesen hatte. Die müssen meinen Schädel ganz ausgefüllt haben, daß das mensa, mensae und was man uns sonst eintrichtern wollte, nicht hineinging und man mich fortjagte. Die Geschichten saßen mir sehr fest im Kopfe, und manche wollte gar nicht mehr heraus .... Aber da sind wir auf der Höhe, und was wir da vor uns sehen, ist das Schloß von Staufen, noch zwei Stündchen, so werden wir dort sein. Da drüben links, das ist das Kloster Sölden, und seht Ihr dort vor uns die Ruine? Es ist die Schneeburg; der Berg, auf dem sie steht, heißt Schienberg, hinter dem Walde aber schaut der Kirchthurm von Bollschweil heraus.“

Es mochte den Zimmergesellen sonderbar anmuthen, sich die Orte seiner eigenen engsten Heimat wie einem Landfremden nennen und erklären zu lassen, jeder Name schnitt ihm ins Herz, die Geschichte des Hannsepp vergaß er ganz. Dieser schien selber nicht mehr daran

zu denken, er ging eine Weile schweigend und mit gesenktem Kopfe neben Lenz her.

„Aber Eure Geschichte?“ fragte dieser dann plötzlich.

„Ja so, meine Geschichte“, und dabei fuhr er aus seinem Brüten empor. „Und daß ich's kurz mache, gelesen habe ich seit der Freiburger Zeit keine Geschichten mehr, ich hatte keine Bücher. Das war aber gerade das Schlimmste. Weil ich keine lesen konnte — und an den Geschichten hing ich nun einmal — meinte ich mir selber eine machen zu müssen, die kam mir aber theuer zu stehen. Ich war freilich nicht allein d'ran schuld, hätte auch wohl gar keine fertig gebracht, wenn die Käther nicht gewesen wäre.“

Der Erzähler merkte nicht, daß sein Gefährte bei diesem Namen plötzlich betroffen wurde.

„Die Käther war nämlich ein Mädchen“, fuhr er fort, „im ganzen Münsterthal giebt's so kein's mehr. Was sag' ich, auf der ganzen Welt nicht —“

„Auf der ganzen Welt!“ rief Lenz, der sich vergaß.

Der Andere sah ihn einen Augenblick verwundert an.

„Wenn Ihr sie erst gesehen hättet“, hub er wieder an, „aber so redet Ihr wie ein Blinder von den Farben. Wenn mich die Käther ansah, meinte ich versinken zu müssen und war mir doch so selig dabei. Nun war das, wie ich schon sagte, mein Unglück, daß mir die Geschichten von den Büchern her nicht aus dem Kopfe wollten, und daß ich meinte, es sei auf der Welt so, wie's in den Büchern steht. Ich glaubte also, weil ich in die schöne Käther so verliebt sei, müßt' ich sie auch heiraten, und bedachte nicht, daß es bei uns zu Lande wider allen Brauch ist, daß ein Bauernmädchen einen armen Waldhüter heiratet. Ich konnte zwar hundert Mal sehen, wie die Heiraten zustande kamen; aber mir staken meine Geschichten im Kopfe und gingen mit mir herum im Walde und auf den Bergen, und ich machte immer noch neue dazu, worin die Käther und ich die Hauptpersonen waren, daß ich vor lauter Geschichten nie recht sah und hörte, was um mich herum vorging. Aber bei mir hatte es, wie ich bald merken sollte, nicht einmal mit der Liebe seine Richtigkeit; denn wenn's damit was bedeuten soll, muß man einander lieben. Ich bedachte nicht, daß die Käther gegen alle Menschen freundlich war und sogar gegen die Thiere, und daß es gar nicht anders sein konnte, da sie sonst nicht die Käther gewesen wäre. Bald sollten mir die Augen aufgehen. Da hieß es eines Tages, die Käther solle den reichen Ruch heiraten, den Zimmermann, sie werde aber nicht wollen. Und die Heimbergers Babette sagte mir: die Käther wartet auf einen anderen, die wartet auf ihren Lenz —.“

„Die Kathrina wartet noch?“ entfuhr es Lenz.

„Nur Geduld, Ihr thut ja auf einmal gar zu neugierig, und im Anfang seid Ihr nebenher gegangen, als ob Ihr nicht zuhören würdet. Ich habe aber doch weiter erzählt, ich kann meine Geschichten auch erzählen, wenn niemand zuhört. Aber ich muß in der

Ordnung bleiben. Der Lenz also, Lorenz hieß er eigentlich, ist auch ein Zimmermann und ist sogar ein Vetter von dem Ruch, wenn er auch keine Aehnlichkeit mit ihm hat. Er ist schon sieben Jahre in der Fremde und hatte lange nichts mehr von sich hören lassen, und die Leute meinen, der komme wohl gar nicht mehr. Den liebt die Katharina, die Heimbergers Babette hatte wohl recht. Ob ich mich noch an das Begräbniß von Lorenzens Mutter erinnere, sagte sie einmal, und wie die Käther damals von allen Menschen auf dem Kirchhof allein geweint habe, und so laut und heftig, daß es sie ganz erschüttert hat und alles erstaunt war und diesen Schmerz nicht begreifen konnte, wenn man auch wohl wußte, daß die Käther ein gutes Herz hat. Aber um die alte Frau hat sie sicherlich nicht so geweint, und es müssen andere Gedanken daran schuld gewesen sein."

„Und hat die Käther?" — —

„Die hat nun doch nicht gewartet", unterbrach der lange Waldhüter seinen Gefährten. „Aber warum bleibt Ihr denn stehen? kommt doch! Und was für ein komisches Gesicht Ihr macht! Ihr wolltet mich lustig machen und scheint nun umgekehrt von mir angesteckt worden zu sein."

„Ich bin ja ganz lustig", sagte Lenz und lachte.

„Die Käther kann am End' nicht dafür", meinte der Hannsepp, „sie hätte gern gewartet, sie war aber auch eine gute und folgsame Tochter. Daß aber ein Kind seinen Eltern folge, ist ein Gebot Gottes und wird von der Kanzel gepredigt. Man wird's der Käther auch schrecklich genug gemacht haben. Aber gepredigt wird auch, daß der Friede und das Heil der Seele mehr sind als alles irdische Gut und aller Reichthum, und daß es keinen größeren Fluch giebt als die Sünde. Wenn man der Leute Treiben sieht, da meint man nicht, daß sie von solchen Dingen je etwas gehört hätten, und wollen doch alle gute Christen heißen. Ich habe mir schon oft meine Gedanken darüber gemacht. Die alte Schänkin, nämlich Katharinas Mutter, will eine fromme Frau sein und hat doch ihre Tochter verkauft, wenn man gleich zum voraus sah, daß es schlimm gehen wird. Reich ist er, der Ruch, das ist wahr, aber er hat trotzdem nur schwer eine Frau bekommen; als ihn die Käther heiratete, war er in den Vierzig und trotz seines Alters ist er kein Mann. Niemand achtet ihn, es ist ein Kerl, der sich im Wirthshaus von jungen Buben Wein bezahlen läßt und nicht merkt, daß sie ihn zum besten haben. Aber seht, da sind wir ja schon in Staufen, hier muß ich links abbiegen ins Münsterthal, Ihr werdet wohl hier bleiben, es ist spät geworden . . . ."

Der lange Hannsepp verabschiedete sich, Lenz trat in eine Herberge und verlangte Quartier. Er solle sein Wanderbuch zeigen. Lenz zog es hervor ohne etwas dabei zu denken und forderte einen Krug Wein. Die Stube war ihm wohlbekannt, aber er sah sich wenig darin um und kümmerte sich nicht um die anwesenden Gäste, er hatte genug zu thun, sich in seinen eigenen Gedanken zurecht zu finden.

Unterdessen hatte der Herbergsvater seine alte Hornbrille auf die rothe Nase gesetzt und das Wanderbuch an die Unschlittkerze gehalten. „Wa, was", stieß er heraus, „Lorenz Dietsche aus dem Untermünsterthal, Amts Staufen."

„Lorenz Dietsche?" rief's dann vom Stammtische her, und mehrere Männer sprangen vom Tische auf.

Der Lenz hatte schon von sich reden gemacht. Soweit, wie er, war aus dem Münsterthal noch keiner fortgekommen, solange noch keiner fortgeblieben. Man wußte auch, daß er zu Schiff war und über dem großen Wasser in fremden Welttheilen.

Er hatte wenig davon geschrieben, umso geschäftiger konnte sich die Phantasie erweisen und alles bunt und üppig ausmalen, alle seltsamen Weltwundermärchen mit seinen dunklen Fahrten in Verbindung bringen und einen Helden der Sage, einen Münsterthaler Herzog Ernst aus ihm machen.

Man glaubte ihn weit, weit in der Ferne, in — ja, Gott weiß, wie all' die fremden Länder und Welttheile heißen, und da war er plötzlich mitten unter ihnen, wie aus den Wolken gefallen, die Aufregung der guten Leute war ganz natürlich. Es waren lauter Bekannte, Münsterthaler Schulkameraden, aber auch jüngere, die den Weltfahrer nur vom Hörensagen kannten und ihn dafür um so ehrfurchtsvoller anstaunten. Auch sein Vetter war darunter, der Holzhändler und Zimmermeister Ruch, sein ehemaliger Meister. Dieser war noch selten in einer so aufgeräumten Laune gewesen als heute Er hatte einen sehr günstigen Holzhandel abgeschlossen und ein schönes Stück Geld eingenommen, so war es den jungen Burschen, die auf dem Markte ebenfalls gut Geld gelöst hatten, gelungen, ihn ins Wirthshaus und in ihre leichtsinnige Stimmung mit hinein zu ziehen.

So saß Lenz denn plötzlich in der lustigsten Gesellschaft. Von allen Seiten streckten sie ihm die Kannen entgegen, und überall mußte er Bescheid thun. Da war keine Zeit zum Grübeln, der Leichtsinn seines Geblütes und der alte Wein aus dem Markgräfler Heimatland halfen redlich mit, ihm alle schweren Gedanken fern zu halten, und bald war Lenz der Fröhlichste unter den Fröhlichen, wenigstens äußerlich.

III.

Dann war es schon spät in der Nacht. Hinten im Thal an einem einsamen, breitdachigen Schwarzwälder Hause, an waldiger Halde lehnend, glomm aus einem niederen, luckenartigen Fenster schwacher Lichtschein, und drinnen in der weiträumigen Stube saß spinnend ein junges Weib in reifer, kräftiger Jugendfülle.

Ringsum braunes Getäfel mit tausenderlei nöthigem und unnöthigem Geräth an den Wänden und auf den Gesimsen, im Hintergrund ein mächtiger, grünglasirter Kachelofen mit dem schlafenden Mietz darauf, daneben eine gewaltige Himmelbettlade: das Ganze in

Kienspanbeleuchtung mit dicken Schatten und unsicheren, flackernden Lichtern. Kein Laut als das Schnurren des Rädchens und das Knistern des brennenden Spans.

Seit lange schon saß Katharina Ruch einsam am Rocken, und eigentlich war es ihr so am liebsten. Wenn sie je hätte glücklich sein können, so wäre sie es in dieser stillen, märchenhaften Nachteinsamkeit gewesen.

Ein stilles Trauern war auch jetzt über ihr Antlitz ausgebreitet, aber auf ihrer schönen Stirne und in ihren Blicken lag's auch wie Heiterkeit, wie stille Heiterkeit des Gedankens.

Ihren Gedanken konnte sie ungestört nachhängen, und heute zog es ihr wie halbvergessenes Träumen durch den Sinn. Es war ihr, als sei sie wieder ein kleines Kind und säße im Sattelhof droben auf dem niederen Schemel vor dem Großvater im alten Armstuhl der Ofenecke und höre seinen Geschichten zu — gespannt, fieberhaft, kaum athmend, mit innerlichem Zittern und Beben, immer innerlicher in sich zusammenkauernd und nur hie und da, wenn eine drohende Gefahr glücklich abgelenkt war, erleichtert mit dem Athem ausholend. Sie hatte heute noch eine ebenso lebhafte Phantasie, wie als Kind, die Geschichten waren noch gerade so lebendig in ihr wie damals.

Besonders eine, das war die Geschichte der frommen Landgräfin Genovefa von Brabant. Und vor allen schwebte ihr eine Person lebendig vor Augen. Wie ein marterndes Hohnbild der Hölle taucht es immer wieder vor ihr empor, das Faungesicht mit dem rothen Bart, mit der Stulpnase, mit dem gutmüthigen und doch widerlichen Lächeln um den breiten Mund. Seit ihrer Kindheit her hatte sie sich den bösen Golo so vorgestellt.

Ihre Phantasie hatte sich, wie die Phantasie in solchen Fällen meistens thut, den Golo aus der umgebenden Wirklichkeit her genommen. Vom unheimlichsten Menschen im Münsterthal hatte sie ihn abgeguckt, und sie mußte sich ihn noch immer so vorstellen, sie konnte nicht anders, wenn es ihr auch dabei schüttelte vor Grauen und Entsetzen, denn der das Gesicht zu dem Bilde des bösen Golo hergegeben, war jetzt ihr Mann.

Dazwischen sah ihre erregte Einbildungskraft, jedoch nur auf Augenblicke, den Landgrafen Siegfried und dachte sich ihn, wie er aus dem Kriege zurückkam und seine Gemalin nicht mehr fand. Sie sah sein schönes, zornfunkelndes Auge, aus dem auf einmal heiße, heimliche Thränen eines unendlichen Schmerzes strömten. Er war so schön, und — sonderbar — aus seinen Augen schauten plötzlich die Augen des Lenz.

War sie denn wirklich noch ein Kind und saß auf den Knieen des Großvaters? Sie hörte noch seine Worte. Es war ihr noch gegenwärtig, daß sie ihm einmal gesagt, wie sie sich den Golo ungefähr denke und auch was er darauf geantwortet, nämlich, daß der böse Golo gar nicht garstig zu sein brauchte, daß er ein ganz flotter

Bursche sein konnte, und daß die Tugend und Frömmigkeit der Landgräfin dadurch nur noch glänzender und strahlender erschiene. Und dann lächelte er geheimnißvoll dazu, der alte Großvater, und die Käthe zu seinen Füßen machte verwunderte Augen, und konnte das nicht recht verstehen; aber der Großvater mußte es ja wissen. Und unwillkürlich korrigirten sich die Bilder im Phantasiespiel der spinnenden, jungen Frau, und da verwechselten sich die Rollen, das rothhaarige Faungesicht wurde der Landgraf, und das andere, dem der Lenz aus den Augen guckte, war plötzlich der Golo.

Dann fuhr Katharina in die Höhe, man hörte Tritte im Hofe und zwei Männer die äußere Treppe heraufsteigen. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür und vor ihr stand — Lenz. Es war, als sei er gespensterhaft aus dem Gewebe ihrer Einbildung heraus vor sie hingetreten.

Sie hatte ihn gleich erkannt. Und da flog er ihr entgegen, wie wenn er ihr um den Hals fallen und sie küssen wollte — — dann stand er betroffen und bot ihr seine Hand.

Ruch hielt sich schwankend in der Mitte der Stube an einer Stuhllehne, die er ergriffen hatte, er drohte jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren. „Luderweib", lallte er, „gleich gekannt". Er wollte fallen, Lenz und Katharina sprangen auf ihn zu, sie war hochroth geworden vor Scham und Verlegenheit. Dann stand Ruch wieder und stieß zornig den Stuhl gegen den Boden. „Schöne Manier", lallte er — „Dummkopf — Bauerntölpel — Aufwartung — weiß gar nichts — hörst nicht, Himmel Kreuz — — —" und er stieß wieder so heftig den Stuhl gegen die Erde, daß ein Bein abbrach.

Es gelang Lorenz nur mit Mühe ihn zu besänftigen, er sei ja müde, an Essen und Trinken sei gar nicht zu denken, er verlange nichts als Ruhe. Die Situation war so peinlich, Lenz machte ihr am liebsten rasch ein Ende. Katharina leuchtete ihm stumm in die Kammer. Sie konnte, während sie ihm das Bett zurecht machte, ihre Thränen nicht halten. Er betrachtete sie schweigend, „gute Nacht, Käther", sagte er dann, anscheinend ruhig, aber es kochte gewaltig in ihm.

„Schlaf wohl", hatte sie nur gesagt, leise und mit halberstickter Stimme, und war dann weggegangen ohne weitere Rede, ohne jede Frage. Das war in der That wenig gastfreundlich, sie ärgerte sich auch darüber, aber sie konnte sich heut einmal nicht fassen.

Lenz stand am Fenster und schaute zu den bekannten Bergen hinüber.

Draußen hörte er, wie Katharina ihren Mann entkleidete, der immer wieder dazwischen hineinlallte und sie einen Dummkopf schalt, ein einfältiges Dorfgänschen, das gar nichts wisse und ihm Schande mache vor dem weitgereisten Herrn Vetter, der was schönes denken werde.

Und dann stieß er sie von sich und stampfte mit dem Fuß, und

sie solle ihn gehen lassen, er könne sich allein ausziehen, er habe keinen Rausch. Das ging ziemlich lange.

Dann entkleidete auch Lenz sich und legte sich in die Kissen, aber lange fand er keinen Schlaf, es war ihm wie zum Ersticken in den tiefen Federn.

Doch nach und nach verschwamm und versank alles um ihn her und er selber versank in immer tiefere Bewußtlosigkeit. Dann kamen Träume. Er stand auf einem Schiffe, die Raaen klapperten im Sturme, das Takelwerk schetterte, die Planken krachten, und es war wie fernes, dumpfes Rollen des Donners. Ganz allein stand er auf dem Schiffe, dasselbe fing an zu sinken, erst langsam, dann schneller und schneller. Auf einem umbrandeten Riff sah er plötzlich Katharina vor sich, sie sah ihn freundlich an, aber seltsam, wie mit einem Gesicht aus früheren, vergangenen Zeiten, und streckte ihm die Hand entgegen. Er ergriff ihre Hand, er fühlte wie das Schiff noch rascher sank und immer tiefer; eine unmenschliche Angst befiel ihn. Katharinas Auge war mit angstvollem Flehen auf ihn gerichtet, aber er ließ sie nicht los. Es graute ihm plötzlich vor ihr und vor sich selber; aber er klammerte sich fester an sie, wie in Verzweiflung, sie stieß einen Schrei aus, da versank das Schiff.

Dann war alles vorbei.

Doch plötzlich war es wieder vor ihm aufgetaucht, ein riesiger Neubau, draußen in Cuxhafen! Der letzte Sparren war eben eingenietet worden, Lenz stieg hinauf, um den bewimpelten Tannenstrauß hinaufzustecken auf den höchsten Giebel. Da entstand plötzlich ein Knistern und Knittern, ein Aechzen und Krachen, der ganze Bau wankte. Lenz sah hinunter, er sah die Menschen unten auseinanderstieben, Schrecken und Entsetzen in den Gesichtern. Dann sah er Katharina, sie stand unter dem Gerüst, sie wich nicht, sie streckte die Arme nach ihm, ihre Augen waren auf ihn gerichtet, daß es ihn fast selig durchschauerte trotz Schrecken und Todesangst, da stürzte krachend der Bau zusammen.

Und alles war wieder vorbei.

Schweißgebadet erwachte Lorenz; er spürte eine ziemliche Müdigkeit in den Gliedern; aber es war ihm jetzt doch behaglich in den weichen Federn. Die Oktobersonne schien goldig in die stille, heimliche Kammer, und drüben die Berge, die stummen Genossen seiner glücklichen Kindheit, sahen freundlich zu ihm herein als wollten sie ihm guten Morgen sagen.

Durch die Thür hindurch hörte er ein Geräusch wie von einem Walkholz, es hörte auf, es fing wieder an und so ging es lange.

Da fiel ihm erst ein, wo er sei, und auch die Erinnerung an den gestrigen Abend kam ihm wieder, rasch sprang er auf. Das muß nun kurz werden, dachte er bei sich und nahm sich vor, gewiß kalt und kühl zu bleiben und sich so fremd zu betragen als möglich. Es fiel ihm auf, daß auf dem Tische vor ihm eine Schüssel frischen Wassers stand und ein reinliches Tuch daneben. Das hatte am

Abend nicht dagestanden. War sie an seinem Bett gewesen? Er konnte nicht annehmen, daß es im Münsterthal schon Mode geworden war, ein solches Gastgeschäft von der Magd besorgen zu lassen.

Lenz zögerte lange, zu Katharina hinaus zu gehen, er war über manches nicht recht mit sich im reinen. Da hörte er Katharinas Stimme, „bist Du fertig", fragte sie, „so komm! Hast Du gut geschlafen? Dein Frühstück wartet schon lange." Er erschien unter der Thür und sie bot ihm die Hand und sah ihn ruhig lächelnd, fast etwas schelmisch an.

„Du bist doch sehr verändert", begann sie wieder. „Du hast ein wildes Gesicht gekriegt da draußen in der weiten Welt. Ich wundere mich jetzt, wie ich Dich gestern in der Nacht gleich gekannt habe"; sie stockte und erröthete. Es mochte ihr einfallen, mit welchen sonderbaren, phantastischen Gedanken von Golo und Genovefa sie gerade vorher an ihn gedacht hatte, dann sah sie ihn an, als ob sie ihn recht studiren müsse.

„Aber trotzdem", hub sie wieder an, „eroberst Du die Herzen, wenn Du nur erscheinst. Du brauchst nicht große Augen zu machen, mein Mann ist ganz verliebt in Dich. Und daß der — — — in jemand verliebt ist, das gehört zu den Wundern", hatte sie sagen gewollt, sie hielt aber plötzlich inne. „Schon um 5 Uhr", fuhr sie fort, „hat er die Magd herausgetrommelt, und mußte frische Butter anrühren, und Wort für Wort hat er mir vorgezählt, was ich Dir zum Frühstück herrichten müsse, und zu Mittag müss' es Nudeln geben mit Ei-Einlauf und gekochten Birnen, welches früher, als Du noch in der Lehre warst, Dein Lieblingsessen gewesen sei. — Nun aber setz' Dich und laß Dir's schmecken, sonst werde ich wieder gescholten."

Sie war heute eine ganz andere als gestern, sie sprach mit voller Ruhe und war heiter und vergnügt.

Lenz setzte sich an den Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt und mit Brod, Butter, Honig und einem mächtigen Krug Buttermilch bestellt war.

„Mach' erst fertig", sagte er, „und setze Dich dann zu mir."

Katharina walkte ihren letzten Nudelteig. Er konnte nicht essen, er mußte ihr zusehen. Sie hatte einen dünnen, rothgeblümten Kittel an, der an den Hüften von der Schürze überbunden war. Wenn sie ausholte, ließen die weiten, zurückgestreiften Aermel runde, kräftige Arme sehen, nicht weniger verriethen sich unter dem dünnen Baumwollenstoff die Formen ihrer Brust bei jeder Bewegung.

Lenz vergaß das Essen noch immer, er dachte an die Worte des Waldhüters und an den gestrigen Empfang. Er durfte gewiß sein, daß sie ihn erwartet hatte, daß sie ihn liebte, nun war er zu spät gekommen und sein Glück war verscherzt; freilich hatte es eine Zeit gegeben, da er dasselbe gar nicht gewollt, da er es verkannt —.

Je unwiederbringbarer aber dieses Paradies sich für ihn ver-

loren zeigte, desto größer erschien ihm jetzt dessen Seligkeit, er meinte, das Herz müsse ihm zerspringen.

Katharina war mit dem letzten Teig fertig, sie spreitete den Fladen zu den übrigen auf ein weißes Tuch, das über ihr Bett gebreitet war.

„Aber warum“ — sie stockte. Ihre Blicke hatten sich begegnet, und mit elektrischer Geschwindigkeit hatte es da in Katharinas Bewußtsein gezündet. Mit einem einzigen Blick hatte sie plötzlich sein ganzes Innere verstanden, und alles, was sie sich so überzeugend vorgeredet hatte, daß sie dem Lenz gleichgiltig sei, alles, was ihr eine milde Ruhe eingehaucht hatte, war weg, und sie wußte wieder um ganz andere Dinge, sie wußte das gerade Gegentheil und sie fühlte darüber ein süßes, seliges Erschrecken in ihrer Brust, sie wurde roth über und über.

„Ich kann nicht essen, Käthe“, rief Lenz und sprang auf, „ich kann nicht“, seine Stimme bebte; aber er sank auf die Bank zurück. Man hörte einen schweren Tritt auf dem Flur, Ruch trat in die Stube herein.

„Guten Morgen, guten Morgen“, rief er. „Du hast, scheint's, gut geschlafen, wenn Du Dich jetzt erst ans Frühstück setzest, da wirst Du guten Appetit haben. Doch das ist ja alles zu wenig, Käther, nur gleich einen ganzen Schinken, ich esse auch noch einmal mit. Und Du, Lenz, brauchst gar nichts dagegen einwenden zu wollen, Du hast Dich lang genug in der Fremde herumgehungert. Hungern muß man in der Fremde immer, kenne das auch, bei mir sollst keinen Mangel leiden, nur eingehauen jetzt, Du mußt essen, daß Dir die Schwarten krachen.“

Ruch schnitt sich Brod und Schinken und biß ein, dabei redete er immer fort. „Ich habe auch schon einen Plan für den Winter“, begann er.

„Aber ich habe Dir gesagt . . . .“

„Daß Du wieder fort willst? Possen, Du sagst ja auch nur so. Und nicht wahr, die Käther hat sich gemacht? Sie muß ein kleines Mädchen gewesen sein, als Du fort gingst. Wenn sie nur nicht immer gleich weinen wollt', hab' mich gestern Nacht recht geärgert, Du siehst aber, sie hat sich's gemerkt, hat schon ein bißchen bessere Manier. Wie schmeckt Dir unser Schwarzwälder Schinken? — Doch Du issest ja nicht . . . .“

Es war ihm wahrlich nicht d'rum, er fühlte, daß Katharina unangenehm berührt wurde von der Art und Weise, wie Ruch that und redete. Lenz selber fühlte sich verlegen; nein, in diesem Hause konnte er nicht bleiben.

* *
*

Nach dem Mittagessen war alles beschäftigt gewesen, Ruch in Stall und Scheuer, Katharina in der Küche, Lenz hatte den Viehstand ansehen und bewundern müssen, dann war er unbemerkt weg-

gegangen. Ueber die Wiesen weg, wo die Herbstzeitlosen ihn mit leichenhaften Gesichtern anguckten, schlug er sich nach dem Wald. Es war ein altes, dichtes Tannicht, der Boden war kahl, selbst das Moos war abgestorben, nur rothgleißende, weißfleckige Fliegenpilze streckten hie und da ihre Köpfe über den Fichtenmantel empor. Lenz stieß von Zeit zu Zeit mit seinen Füßen einen aus dem Wege.

„Du mußt", sagte er sich, dann war's ihm wieder, als ob er doch nicht müsse, d. h. nicht fort müsse, er sei ja mit Gewalt von Ruch selber gehalten. Da sah er etwas vor sich wie ein Gespenst, auf einem Markstein saß es, den Kopf in die Hand gestützt, fast bewegungslos.

Lenz wollte sich abkehren, er hatte erkannt, daß es ein Mensch war, und er wäre noch lieber einem Gespenst begegnet als einem Menschen, doch der andere hatte ihn bemerkt.

„Herr Jesus!" rief er ganz entsetzt.

Es war der Waldhüter Hannsepp, der seinen Weggefährten von gestern erkannte, was kein kleiner Schrecken für ihn war; denn er hätte diesen überall eher, als hier im Walde vermuthet. Daß der Lenz zurückgekommen, wußte man zwar schon im ganzen Untermünsterthal, nur der Einsiedler Hannsepp nicht.

Dem Lenz war der junge Mensch mit „seiner Geschichte" sympathisch geworden, er redete ihn an.

„Du brauchst nicht zu erschrecken", sagte er lächelnd, „ach so", setzte er hinzu, als der Andere noch erstauntere Augen machte, „Du weißt ja immer noch nicht, wem Du gestern Deine Geschichte erzählt hast, ich bin der Lenz . . ." Immer noch größere Augen. „Na, ist aber auch interessant, gelt, das ist eine neue Geschichte."

„Ihr seid zu spät gekommen", sagte der Waldhüter jetzt, als ob er auf einmal gar nicht mehr verwundert sei.

„Leider Gottes", sagte Lenz, dem das rührend-traurige Gesicht des Anderen eine Art Galgenhumor einflößte. „Leider, d'rum will ich machen, daß ich wieder fortkomme."

„Da thut Ihr recht, wenn Ihr könnt", sagte der Sepp, „habt Ihr sie schon gesehen?"

„Ich wohne bei ihr, lieber Freund."

„Ihr wohnt bei ihr und wollt fort, und könnt fort", fiel der junge Mensch schwärmerisch ein, „dann liebt Ihr sie nicht. Wenn ich bei ihr wohnen und auch nur ihr Knecht sein dürft', ich wollt' nicht fort. Ich wäre dann nicht mehr traurig, ich wäre lustig und würd' rennen und springen, ihr überall behilflich zu sein, ihr alles schwere abzunehmen. Und sie ist gut, wäre sie freundlich gegen mich, dann könnt' ich nicht unglücklich sein. — Ich muß weiter", setzte er hastig hinzu, „im Rothbuch droben setzen sie Scheitholz, lebt wohl!"

„Der ist ein Kind", brummte Lenz vor sich hin.

* *
*

Es war wieder Nacht. Wieder saß Katharina mit dem Rocken beim Kienspan. Gestern hatten ängstliche Träume und Phantastereien sie genarrt, Spukgeschichten aus der Kinder- und Ammenzeit, heute war es die gegenwärtige Wirklichkeit, die ihr erdrückend auf der Seele lag.

Lenz war seit Mittag nicht ins Haus zurückgekommen, und sie wünschte aufrichtig, er möchte für immer ausbleiben, sie fürchtete sich vor ihm. Es war nicht mehr derselbe Lenz, der vor sieben Jahren von ihr Abschied genommen, und der die Augen niedergeschlagen, als sie ihm den „Heiligen" zum Andenken gegeben; der von heute schlug die Augen nicht mehr nieder und doch — da hörte sie jemand nahen.

Die Wanduhr tickte ruhig weiter, in gleichmäßigem Schwunge auch surrte ihr Spinnrad, aber ihr Athem stockte, ihr Herz pochte zum zerspringen.

Sie ahnte an den Tritten, wer es sei. Wie Lenz eintrat, fuhr er unwillkürlich zurück.

„Allein, das ist bei mir nichts seltenes", sagte Katharina und suchte zu lächeln. „Aber heute bist Du schuld, Du hast uns recht Angst gemacht mit Deinem Ausbleiben, besonders meinem Mann."

„Besonders Deinem Mann?"

Er sprach das mit einer eigenthümlichen Betonung, Katharina schien darauf nicht zu achten.

„Denk nur", fuhr sie fort, „er will Dich durchaus nicht mehr aus dem Haus lassen, er war den Nachmittag schon ganz unbändig, weil er meinte, Du seiest ihm ausgerissen, und jetzt ist er nach Staufen, um Dich zu suchen."

Katharina hatte sich sehr angestrengt, die wenigen Worte mit Ruhe vorzubringen, es war ihr nur schlecht gelungen.

Lenz entgegnete nichts, er hatte sich auf einen Stuhl vor sie hingesetzt, und den Ellenbogen auf seine Kniee stützend, sah er zu ihr hinauf, sie vermied seinen Blick.

„Käther", sagte er endlich, „ich muß fort, und am besten ist's, wenn ich noch heute Abend gehe, jetzt gleich."

Sie sah ihn auch jetzt nicht an, er sprach ihre eigenen guten Gedanken aus, und doch thaten seine Worte eine eigenthümliche Wirkung. Es klang fast frostig als sie sagte:

„Du hast recht, Du mußt fort."

Er erhob sich.

„Und Du hast recht, Käther, daß Du mich fortschickst", sagte er in gleicher Weise.

Jetzt erschrak sie vor ihrem eigenen Ton und vor seinem.

„Lenz", rief sie, „es muß ja sein."

Ihre Stimme war bebend, ihre Lippen zuckten.

„Muß es", betonte er und faßte sie bei der Hand. Ihr brachen Thränen aus den Augen und brannten auf seiner Hand wie Feuer.

„Käther“, rief er, mit unterdrückter Stimme, „sollten wir nicht auch einmal glücklich sein dürfen?“

Dabei preßte er Katharina an sich, die ihm nicht widerstrebte.

V.

Lenz ist nicht abgereist.

Wochen vergingen auf Wochen, der berühmte „Dreiundfünfziger“ war eingeheimst und gährte in den Fässern und in den Köpfen.

Es war ein lustiger Herbst — auch für Lenz, er dachte nicht mehr ans Reisen. Die jungen Weingeister jenes Herbstes waren tolle, wilde Gäste, halbe Wahnsinnsgeister, aufregend und betäubend zugleich und von großer Kraft, Macht und Herrlichkeit, daß sie schon in weniger leichtsinnigen Naturen als Lenz war mit ihrem Geistergesang zischelnde Skrupel in Schlummer wiegen, das aufgestachelte Gewissen betäuben und die ruhigste Selbstbesinnung lachend über den Haufen werfen konnten.

Ruch war täglich in Geschäften auswärts und Lenz und Katharina viel allein.

So verging der Herbst und dann kam der Winter, der Winter mit dem eingeschneiten Thal und den langen Nächten, der Winter, wo dem Schwarzwälder sein großmächtiger grüner Kachelofen mit der „Kunst“, der durchwärmten steinernen Bank drum herum der Mittelpunkt der Welt ist.

Da hatte auch Ruch nach außen hin wenig zu thun, zu Hause aber ward er unbequem. Lenz sah jedoch in der letzten Zeit nicht danach aus, als ob er sich jemand unbequem werden lassen wollte, den Ruch am wenigsten, der, sei es aus Eitelkeit, einen so berühmten Weltfahrer bei sich zu beherbergen, sei es aus Spekulation auf eine gewinnbringende Ausnutzung des Vetters in der kommenden Bauzeit, diesen wie einen Schatz hegte und hätschelte und dabei unvermerkt in immer größere Abhängigkeit von ihm gerieth. Fast schien es, als habe der Lenz, wie der weiland Rattenfänger von Hameln, einen seelenverführenden Zauber aus der Fremde mitgebracht. Er beherrschte den Ruch wie ein kleines Kind, er konnte mit ihm machen was er wollte, und machte einen Trinker und Spieler aus ihm. Es war „anno 53“, da war solches leichter als in einem andern Jahr.

Drunten im Rebstock gab es einen prächtigen Ofenwinkel. An zwei Seiten liefen die Kachelwände um den Tisch herum, hier saß es sich gut auf den knisternden Spreusäcken, womit rings „die Kunst“ belegt war! Das wußten auch die meinen, die hier jeden Abend spielend beisammen saßen, der Ruch, der Sägemüller Pankraz, der Linsenmärtel vom Griesdobel und der lange Huber vom Schafhof.

Die Bauern des Schwarzwaldes sind ein zähes Geschlecht, und mancher Charakterzug der alten Allemanen haftet noch an ihnen. Wenn die Vier im Rebstock bei den Karten saßen, vergaßen sie oft das Trinken, noch öfter aber das Heimgehen.

Lenz spielte nicht, er saß lieber mit den Altersgenossen, die keine Ofenhocker sein wollten, in der „Herrgottsecke" beim Schoppen und erzählte von „seiner Fremde". Die jungen Burschen waren an andern Wintern nicht ins Wirthshaus gekommen, als vielleicht höchstens am Feiertag einmal, sie saßen lieber in den Spinnstuben bei den Mädchen. Das war nun auf einmal anders, der Dreiundfünfziger oder der Lenz oder seine Geschichten aus der Fremde oder alle drei zusammen hatten ihnen die Köpfe verkehrt.

Die Mädel maulten genug, aber sie schimpften nicht über den Schuldigen, über den Lenz, in welchen sie umso mehr verliebt waren, je weniger er sich um sie kümmerte, sondern über die andern Burschen, „die sich mit dem Wirthshaussitzen nur groß machen wollten vor dem Lenz, der gewiß lieber in die Spinnstuben käme". Da hätten sie dann den vielgewanderten, vielbesprochenen Lenz auch sehen und seine Geschichten auch hören dürfen. So blieb ihnen nichts übrig, als sich selber gegenseitig von Lenz zu erzählen, und geahntes, geträumtes, halbgehörtes, auch sonst gelesenes mischte sich dann seltsam ineinander zu tollen Märchen. Den leibhaftigen Lenz sahen sie nur aus der Ferne, um so näher war ihnen im Wachen und im Träumen der Lenz ihrer Legenden, der Lenz der münsterthäler Volkssage, der münsterthäler Herzog Ernst. Der gehörte ihnen, den konnte ihnen niemand nehmen, sie hatten ihn sich selber geschaffen und dieser Lenz war noch schöner, herrlicher und wunderbarer als der wirkliche.

Lenz hatte die Burschen in den Rebstock gelockt, weil er den Ruch hinlocken wollte. Ihn selber zog nichts hin, es dauerte auch nicht lange, so wußte er sich immer sehr frühe wegzustehlen, und bald kam er überhaupt nicht mehr. Meist begleitete er Ruch bis zur Thüre, dann aber empfahl er heimlich dessen Seele den guten oder bösen Geistern des Spiels und nahm Abschied.

Ruch schmunzelte, er brauchte den Vetter nicht nach dem „Wohin" zu fragen, er wußte alles. Lenz hatte sich seit seiner Ankunft immer viel in den Bergen und in den Dobeln herumgetrieben, und Ruch hatte manchmal den Kopf darüber geschüttelt. Aus Respekt hatte er nichts gesagt, aber in seinem Innern hatte er manchmal gedacht, daß mit dem Lenz vielleicht etwas doch nicht ganz richtig sein könne, daß er wohl gar eine Art Gespenterseher und Hexenmeister sei. Der Lenz fuhr manchmal wie erschrocken auf, wenn Ruch ihn anredete, und er hatte etwas so sonderbares im Blick. — Erst die vertrauliche Mittheilung des Lenz, daß er im Rothbuch eine „Bekanntschaft" habe, beruhigte den abergläubischen Vetter. Nun erschien ihm das Verhalten des Lenz in einem klaren, natürlichen Licht und er schmunzelte. Im Scherz stellte er sich manchmal ärgerlich, daß Lenz ihm nichts näheres mittheile. „Aber das geht mich ja nichts an", sagte er dann lächelnd, und im Ernst war ihm auch gar nichts daran gelegen.

Wenn Lenz und Ruch nach dem Abendbrod zusammen weggegangen waren, blieb Katharina allein. Es war ihr recht, daß die Magd mit ihrem Spinnrad zu den Nachbarsleuten ging, und das

Mädchen war ihr dafür sehr dankbar; denn dort wurde erzählt und geplaudert und gelacht. Da war's lustiger als bei ihrer Frau, die einen ganzen Abend wortlos dasitzen konnte, immer gerade vor sich hinsehend und nur hier und da tief aufseufzend. Die Regi, die nicht zu den Pfiffigsten gehörte, hatte keine Ahnung davon, daß das längst nicht mehr so sei und daß die junge Frau nur noch selten allein war.

* * *

Es konnte nicht fehlen, daß Lenz auf seinen Schleichwegen trotz aller Vorsicht das eine oder das andere Mal gesehen worden war. Schon bekam Ruch Stichelreden zu hören.

„Wo ist denn Lenz immer", fragte ihn eines Abends im Rebstock der Sägemüller Pankraz.

„Ja" schmunzelte Ruch, seine Karten ordnend, „wenn Ihr das wüßtet?"

„Wir, ja, wenn Ihr's erst wüßtet!"

„Ich nicht wissen? ich weiß es schon lange, bei seiner Bekanntschaft ist er, wenn Ihr's doch wissen wollt. Gelt, das habt Ihr nicht gemerkt! Ja, der ist schlauer wie Ihr, da müßt Ihr früher aufstehen."

„Wer ist denn seine Bekanntschaft?" warf der Linsenmärtel ein.

„Wie neugierig" versetzte Ruch lachend, „ich hab's noch gar nicht wissen gewollt. — Herzaß! — Trumpf! — gestochen! — und jetzt den letzten Stich — das sind seine Sachen, das geht mich nichts an."

„Ja, wenn's Euch nichts angeht —"

Solche Scenen gab es nun oft. Lange Zeit verstand Ruch die Reden nicht, zuletzt wurde es ihm deutlicher gesagt. Er wollte aber nichts davon wissen, „das müsse er besser kennen".

Ruch war nicht sehr eifersüchtig, und es fiel ihm nicht ein, Mittel und Wege zu versuchen, um, so oder so, zur Gewißheit zu gelangen. Da behandelten auch die andern die Angelegenheit nicht ernst, sie stichelten und neckten ihn nur und hatten ihren Spaß daran, er aber kam häufiger als früher in böser Aufregung und ärgerlicher Stimmung nach Haus.

Vor Lenz scheute er sich, er fürchtete sich vor ihm, wenn ihn der welterfahrene Vetter frech ansah, schlug er die Augen nieder, an Katharina glaubte er dafür seinen Aerger auslassen zu dürfen, besonders wenn er den Lenz nicht zurück glaubte. Gegen den war er des Tages von kriechender Freundlichkeit, seiner Frau aber warf er das Schlimmste vor. Wenn Katharina schwieg, wurde er noch wüthender. Zuletzt schreckte er selbst vor thätlichen Mißhandlungen nicht zurück.

Lenz war oft, ohne daß Ruch es vermuthete, Zeuge dieser Auftritte und konnte sie doch nur selten verhindern. Er war seitdem noch verschlossener gegen Ruch, gegen Katharina aber, die er hier und da durch die Heftigkeit seines Wesens gekränkt hatte, verdop-

pelte er seine Liebe und Güte. Es war ihm manchmal vorgekommen, als ob sie Gewissensbisse habe, worüber er leidenschaftlich geworden, ihr vorwerfend, daß sie ihn nicht liebe, er that es nicht mehr.

* * *

Die Woche vor Weihnachten war Lenz in Freiburg gewesen. Er hatte Katharina von der Messe ein seidenes Tuch mitgebracht und vom Goldschmied einen Ring. Den Letzteren gab er ihr heimlich und „sie solle ihm versprechen, daß sie ihm treu bleibe, wenn der „Andere" einmal nicht mehr sei".

„Wozu davon reden", meinte sie mit einem schmerzlichen Aufseufzen, „das könne zu nichts frommen, als sich das Herz noch schwerer zu machen."

Auch am Christabend saß Katharina wieder allein. Sie hatte die Männer inständig gebeten, am heiligen Abend zu Haus zu bleiben, da sie heute gewiß niemand bei den Karten finden würden, es war umsonst gewesen. Nun wartete sie ein, zwei, drei Stunden, sie konnte sich nicht erklären, warum Lenz heute nicht zurückkomme.

Es war ein böses Wetter draußen, kein Weihnachtswetter. Mit der Sonnenwende war Thauwetter eingetreten, als ob die umkehrende Sonne den eingefrorenen Bewohnern des Nordens schon mit dem ersten Schritt ihre Macht und Kraft kund thun wollte.

Der Bach, welcher durch das Thal fließt, Neunmagen genannt, war auf das Zehnfache angeschwollen und noch immer jagte ein warmer Föhn schwere Regenwolken über die Berge herüber; die Nacht war rabenschwarz.

Unterdessen rückte die Mitternacht heran, und noch immer war niemand zurück, eine unsagbare Angst bemächtigte sich der einsamen jungen Frau. Wohl hundertmal trat sie ans Fenster, um hinaus zu sehen, sie vermochte nichts zu erkennen, der Regen schlug ihr ins Gesicht, und verzweiflungsvoll kehrte sie zu ihrem Spinnrad zurück. All die schrecklichen Erzählungen der Volksmythe, in welcher altheidnisches Erinnern und christlicher Glauben sich eigenthümlich verschmolzen, traten ihr in die Phantasie. Auch sie glaubte, daß der Teufel und seine höllische Zunft, aus Aerger über das der Welt heute gewordene Heil, in der Christnacht ihre höchste Bosheit spielen lassen. Es litt sie nicht mehr in der Stube, sie wollte selber zum Rebstock gehen. In größter Aufregung hängte sie sich ein Tuch um, an der Thüre nahm sie Weihwasser und machte das Kreuz über sich, — Herr Jesus, schrie sie plötzlich ganz entsetzt und taumelte zurück.

Lenz war unter der Thüre gestanden. Er mußte heute noch leiser und vorsichtiger herein gekommen sein als sonst. Im Augenblick und in ihrer furchtbaren Erregung hatte sie ihn für ein Gespenst gehalten. Er sah heute auch anders aus als gewöhnlich, sein sonst geröthetes Gesicht schien bleich, sein Blick matt wie der eines Kranken.

„Was ist", stammelte sie, kaum erholt von ihrem Schrecken.

„Nichts. Was soll sein?"

„Du bringst den Ruch nicht mit?"

„Ich habe ihn ja nie mitgebracht", meinte Lenz, „hast Du Angst um ihn? Du kannst wohl nicht leben, wenn Dich die Bestie nicht jede Nacht mißhandelt?"

Es lag ein etwas in diesen Worten, das Katharina ins Herz schnitt, und es graute ihr.

„Red' nicht so", sagte sie seufzend.

„So beruhige Dich auch", entgegnete Lenz etwas weicher, „Du brauchst Dir um den Ruch keine Sorge zu machen und brauchst auch nicht auf ihn zu warten, der geht heute Nacht bei diesem Hundewetter nicht mehr nach Haus, ich denke aber, Du wirst ihn morgen noch früh genug sehen."

Katharina bemerkte jetzt erst, daß Lenz naß war, und daß ein leises Zittern durch seinen Körper lief.

„Jesus Gott", rief sie, „Du fieberst — bist Du krank, soll ich Hollerthee kochen?"

„Nein, aber ich will zu Bett, ich glaube wirklich, daß ich Fieber habe."

Sie leuchtete ihm in die Kammer.

„Der Ruch hat recht", sagte sie, „was soll er bei einem solchen Wetter heimgehen, er wird auf der Kunst im Rebstock auch gut schlafen. Aber wie Du wieder zitterst, Gott, wenn Du nur nicht krank wirst." Dann sagten sie sich gute Nacht.

Katharina hatte sich auch zu Bett gelegt, sie mußte immer an den Lenz denken, der heute so sonderbar war, so scheu. — Nicht einmal die Hand hat er ihr gegeben zur „Guten Nacht".

Am andern Morgen wurde sie aus dem Schlaf gepocht. Ganz verstört und in tausend bangen Ahnungen warf sie die nothdürftigsten Kleider um und öffnete.

Vier Männer brachten auf einer Tragbahre Ruchs Leiche.

Mit einem Aufschrei brach sie zusammen. Als sie wieder zu sich selber kam, lag zwar noch immer ein furchtbares Entsetzen in ihren Zügen; aber sie blieb ruhig, sie jammerte nicht, sie weinte nur stille Thränen.

Mit eisiger Kälte sah auch Lenz die Leiche.

Ruch war am Christabend verhältnißmäßig frühe im Rebstock weggegangen, außer ihm niemand dort gewesen. Lenz hatte ihn wie immer bis vors Haus begleitet und dann verlassen, so mußte Ruch den ganzen Abend mit dem Rebstockwirth allein spielen, er entschädigte sich mit fleißigem Trinken für die geringere Aufregung und den schwächern Reiz des bloßen Selbanderspiels.

Sein Heimweg führte über den sogenannten Mühlensteg, der einige hundert Schritte oberhalb der Hanfmühle den Bach überbrückte.

Unter dem Steg in einer tief ausgewühlten Bucht war Ruchs Leiche gefunden worden.



Erzherzog Karl Ludwig von Oesterreich-Ungarn.

Der Steg war schmal und nur an der einen Seite mit einem Geländer versehen. Bei der gestrigen Finsterniß konnte der Nüchternste hier einen Fehltritt thun, und Ruch war nicht nüchtern.

Katharina hatte mit Beihilfe einiger Nachbarsfrauen ihren Mann in die Todtengewänder gekleidet, die Frauen waren wieder in ihre eigene Häuslichkeit zurückgekehrt, und die Neugierigen, die sich zusammengefunden, verliefen sich, es hatte bereits das letzte Mal zur Kirche geläutet, Katharina blieb allein in der Todtenkammer zurück, Lenz ging zur Kirche.

Als er zurück kam, hatte die Magd das Essen gerichtet, er holte einen Krug Wein aus dem Keller und sagte dem Mädchen, sie solle die „Bas" jetzt rufen.

Lenz wartete, Katharina aber kam nicht.

„Will sie Komödie spielen", murmelte er.

Es schien, daß er sie selber holen müsse, wenn er sie haben wolle. Er mochte das nicht gern thun, wenigstens legte sich ein Ausdruck von Mißmuth in seine Züge.

Die Todtenkammer lag jenseits der Flur. Lenz öffnete behutsam die Thüre, ohne sie hinter sich zu schließen.

Katharina saß vor der Leiche, stumm, regungslos; sie hatte verweinte Augen.

„Weinst Du um den?" sagte Lenz.

Katharina schaute nicht auf. Erst nach einiger Zeit bewegten sich ihre Lippen, ihr Haupt richtete sich langsam in die Höhe, ruhig und durchdringend sah sie ihn an, der etwas zu erbleichen schien.

„Hast Du ihn getödtet?" fragte sie.

„Schwatz nicht dummes Zeug", sagte er „und komm."

Sie rührte sich nicht vom Platz, sie sah ihn wieder ruhig an.

„Um mich ist es mir nicht leid", sagte sie, „es ist mir nur um Dich."

„Du redest im Fieber", sagte Lenz trocken, „komm, die Leiche regt Dich auf." Er faßte ihre Hand, „denk, daß wir frei sind, frei! So komm, und laß uns essen und trinken, und schlage die Grillen aus dem Kopf, zuletzt vergehen sie von selber, wie alle Grillen. Frei! an dieses einzige Wort nur denke . . ."

Lenz fuhr erschrocken zusammen. Es hatte ihm jemand auf die Schulter geklopft, er sah sich um und erbleichte. Ein Beamter der Polizei von Staufen und zwei Häscher standen unter der Thüre. Lenz wurde verhaftet.

Drei Tage später wurde auch Katharina abgeholt und wie Lenz nach Staufen ins Gefängniß geführt.

* * *

Im Münsterthal hatten die Verhaftungen eine große Aufregung hervorgebracht.

Man konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der bewunderte Lenz ein Mörder sein sollte, und hoffte sicher auf seine

Rechtfertigung. Um Katharina that es allen aufrichtig leid. In ihrer Verhaftung sahen die Leute eine ungerechte Härte, besonders die Männer. Sie schimpften offen über ein solches Verfahren; die Frauen und Mädchen waren vorsichtiger. „Ob die nicht eine Hexe war", raunte es da und dort. Die mitleidigen weiblichen Seelen bedauerten mehr die alte Schänkin, Katharinas Mutter.

Die lebte noch und wohnte auf ihrem Hofe bei dem Sohne im „Leibgeding". Sie wollte fast von Sinnen kommen, als sie hörte, daß man ihre Käther ins Gefängniß geführt habe, die Käther war immer ihr liebstes Kind gewesen und so brav und fromm. Wie wahnsinnig lief sie, trotz ihres Alters, den Häschern nach, wurde aber in Staufen hart behandelt, und durfte nicht zu ihrer Tochter.

Auf dem Rückweg begegnete ihr der Hannsepp. Er kam vom Walde; er wußte noch nichts, wie immer.

„Sie haben die Käther in den Thurm geführt, sie werden sie umbringen", jammerte die trostlose Mutter.

„Umbringen", wiederholte der Sepp mit seiner ihm eigenen traumhaftsinnenden Stimme, „dann seid Ihr schuld, Schänkin." Das sollte kein Vorwurf sein, aber der Gedanke war ihm gekommen, und so hatte er ihn ausgesprochen. Die Alte sah den jungen Menschen groß an.

An Dietsches Unschuld glaubte die weibliche Bevölkerung mit ihrer weiblichen Logik ebenso fest als die Männer, sogar noch fester.

Bei den Letztern wurde aber dieser Glaube schon nach einigen Tagen stark erschüttert.

Der Hanfmüller hatte Ruch an seiner Mühle vorbeigehen sehen und nicht allein. Eine lange Gestalt, an den Lenz erinnernd, war an seiner Seite geschritten, das wurde nun erzählt.

Da stutzten die Bauern, erwiesen war damit freilich nicht viel.

Die Gerichtsverhandlungen jener Zeit gingen einen trägen, endlos sich hinschleppenden, verwickelten Aktengang mit peinlicher Heimlichthuerei.

Das Volk bekam nichts davon zu sehen und zu hören. Wozu auch? Es hätte ja den gelehrten Schraubengang dieser Juristenschreiberweisheit doch nicht folgen können und hatte sich längst entwöhnt, sich um Dinge zu kümmern, die nach der Allweisheit jener irdischen Fürsorge, Obrigkeit genannt, es nichts angingen.

Da war es kein Wunder, wenn Katharina und Lenz fast vergessen waren, ehe ihr Schicksal sich entschieden hatte. Der Winter war vergangen, und auch das Frühjahr und der Sommer auch, ohne daß etwas über Lenz und Katharina verlautet wäre und beide waren vom Volke fast vergessen.

Man vergaß auch die alte Schänkin, der die Frauen so reichliches Mitleid geschenkt hatten. Man wunderte sich nur noch ein paar Wochen lang, daß die fromme Matrone nicht mehr zur Kirche komme.

Sie sei alterskrank, hieß es dann.

So erzählte es der Sohn, es war aber nicht ganz die Wahrheit. Sie selber sagte, „sie brauche nicht mehr zur Kirche zu gehen, der Teufel versichere ihr alle Tage, daß sie auf ewig verworfen sei, weil sie durch die erzwungene Heirat ihr liebstes und bestes Kind ins zeitliche und ewige Verderben gestürzt habe."

Nur einer dachte mehr als die Welt wußte an die eingekerkerte Katharina, einer zu dessen Sonderbarkeiten es auch gehörte, daß er nicht so bald vergessen konnte als andere Leute. Der wußte mehr um den Prozeß als die übrigen alle, Ruchs Erben ausgenommen, die sich nach der Theilung seines Vermögens sehnten.

Einmal in einer Nacht hörte Katharina, die in traurigem Hinbrüten in ihrer Zelle saß, ein Geräusch hinter sich. Es kam von der Lichtluke ihrer Zelle her, an die man mit einer Leiter leicht kommen konnte.

„Wenn ich Dich holen soll, Käther", flüsterte jetzt eine bekannte Stimme, „so halte Dich morgen bereit."

Das war der Hannsepp gewesen, und die folgende Nacht war er wirklich in ihrer Zelle erschienen. Katharina war weniger darüber erstaunt gewesen, wie er das Wagstück fertig gebracht hatte, als darüber, wie der stille, heimliche Verehrer aus der schönen Zeit ihrer Jugend und Unschuld, der sich um des Lenz willen immer verschmäht gesehen hatte, das um sie thun mochte. Sie folgte ihm nicht.

Mit dem Prozeß stand es nicht gut. Lorenz Dietsche, der sein verbrecherisches Verhältniß zu Katharina eingestehen mußte, weil er nicht einen andern Ort noch eine andere Person angeben konnte, die dem entsprochen hätten; was er dem Ruch über ein auswärtiges Verhältniß angedeutet, hatte von vornherein die Meinung der Richter gegen sich. Er sollte sich vor allem über sein Verbleiben in der Christnacht ausweisen; denn Katharina war trotz aller Angst um Lenz vor einem falschen Eid zurückgeschreckt und hatte die Zeit von Dietsches Rückkehr in der verhängnißvollen Nacht nach der Wahrheit angegeben. Lenz sagte aus, er sei oft wegen seines sündhaften Verhältnisses von Gewissensbissen gequält worden, in der heiligen Nacht aber mehr als je, es sei ihm deßhalb unmöglich gewesen, Katharina aufzusuchen, in furchtbarem Seelenkampfe sei er drei Stunden lang in Wind und Wetter herumgelaufen.

Den Richtern leuchtete diese Erklärung wenig ein, und Katharina, befragt, ob sie bei Dietsche manchmal Reue und Gewissensunruhe wahrgenommen, konnte die Frage nicht bejahen. Da drang der Gerichtshof, welcher von Dietsches Schuld überzeugt sein zu dürfen glaubte, nachdrücklich auf Geständniß und da Lenz ein solches hartnäckig verweigerte, griff man zur Folter, welche in diesen, damals österreichischen Landen erst zwanzig Jahre später außer Wirkung trat. Dietsche hatte Muth, er ertrug unmenschliche Qualen, plötzlich aber änderte sich sein Sinn, und er gestand.

Er erzählte jetzt ausführlich und mit sichtbarer Ergriffenheit und Aufrichtigkeit. In einer moralisch höherstehenden, großmüthigeren

oder auch nur empfindungsfähigeren Zeit hätte er auf seine Richter Eindruck machen müssen. Er sprach von dem Schmerz und der Wuth in seiner Seele, die fromme, sanfte Katharina von dem rohen Ruch jeden Tag mißhandelt, mit Füßen getreten zu sehen, wie Mitleid zuerst ihm den fürchterlichen Gedanken eingegeben und wie Leidenschaft denselben genährt, wie er dagegen kämpfte, wie er sich entsetzte vor dem versuchenden Gespenst und ihm doch wieder ins Gesicht sah. — Einmal wollte er fort in die Welt, er konnte nicht, er konnte Katharina nicht im Elend zurück lassen.

In der finstern, stürmischen Christnacht packte es ihn stärker an als je; seine bösen Gedanken ließen ihn nicht heimkehren zu Katharina; wie ein Verfluchter irrte er durch die Nacht. Da sei er sich mit seinen Mordgedanken von Minute zu Minute entsetzlicher vorgekommen, und um denselben zu entgehen, habe er sich entschlossen im Rebstock Ruch aufzusuchen und demselben frei unter die Augen zu treten, weil er wußte, daß er dann den Muth nicht habe an Mord zu denken. Er wollte zu Menschen, sie konnten ihn retten vor der Hölle. Vor dem Rebstock kam ihm Ruch entgegen. Lenz wollte ihn in die Schänke zurückziehen, es gelang ihm nicht, Ruch war zornig und eigensinnig.

Sie gelangten stumm zu dem verhängnißvollen Steg, und schon war er fast überschritten, da fühlte Lenz sich plötzlich krampfhaft umfaßt.

„Ich bin stärker wie Du“, rief Ruch in seiner Weinlaune, „wenn ich Dich da hineinwerfe, hat der Rebstockwirth heute Nacht zum letzten Mal gestichelt und ich könnte es einmal satt kriegen . . .“

Aber ein plötzlicher kräftiger Ruck von Lenz und Ruch schwankte über das schmale Brett.

Eine Sekunde später wollte Lenz entsetzt über das Geschehene zur Rettung nachspringen; doch er redete sich ein, daß eine solche in der Finsterniß unmöglich sei.

Die Geständnisse waren derartige, daß sie ein Richterkollegium in Verlegenheit versetzen konnten.

Indeß erzählte Katharina in ihren Verhören auch die Geschichte mit dem Ring, den ihr Dietsche aus Freiburg gebracht und ebenso die Worte, die er dabei gesprochen. Sie hatte nichts Arges dabei gedacht und ohne Arg berichtete sie es auch. Die Richter dachten vielleicht anders.

* * *

Es war anfangs August, mitten in der Ernte, man dachte niemals weniger an die beiden Unglücklichen als gerade jetzt. Auf einmal hieß es, sie bauen ein Schafott in Staufen. Also mußte das Bluturtheil gesprochen sein, aber niemand erfuhr, ob es nur einen oder ob es beide Theile betraf.

Der 7. August war der Tag der Hinrichtung.

Als die versammelte Menschenmasse nur den Dietsche hinaus=

führen sah, ging ein erleichterndes Aufathmen durch die Menge. Es war sichtlich, daß nur noch Katharina sich der allgemeinen Theilnahme erfreute, von Dietsches Schuld war jetzt alles überzeugt. Das feste, unerschrockene Wesen, welches er bis zum letzten Augenblick bewahrte, nahm das Volk, das in einem solchen pompösen, feierlichen Moment gerne auch eine pompöse Zerknirschung sieht, vollends gegen ihn ein. Die Töchter des Landes wendeten sich mit Entrüstung hinweg, sein Gesicht war eingefallen und unschön geworden, seine Augen hatten den früheren Glanz verloren, der ehemalige Held ihrer Sagen und Legenden endete ohne ihr Mitleid.

Da erschien Katharina auf dem Schafott. Sie war heimlich hinausgebracht worden, denn man hatte eine Aufregung der Menge befürchtet, es war verlautet, daß sie im Kerker geboren habe.

Bei dem unerwarteten Anblick war's einen Augenblick lang, als ob kein Athemhauch mehr ginge durch die ganze unzählbare Menge- und als nun der Henker sich der hohen, schönen Gestalt des zweiundzwanzigjährigen Weibes näherte, um ihr die Binde umzulegen, begann allgemeines lautes Schluchzen.

Der begleitende Priester, ein Kapuzinerpater, fragte Katharina, ob sie ihm noch etwas zu sagen habe.

„Ja“, antwortete sie, „sagt den Leuten da unten, daß sie aufhören, um mich zu weinen, der heutige Tag sei schöner für mich als mein Hochzeitstag.“

Der Henker, der ihr nun den Hals entblößte, erbleichte und seine Hand zitterte, man sah ihm an, daß er alle seine Kraft zusammen nehmen mußte, aber dieselbe reichte trotzdem nicht aus, er schlug fehl — ein erschütternder Aufschrei ging durch die Menge.

Zwei Augen nur waren trocken geblieben. Starr, weit aufgerissen, wie theilnahmslos guckten sie aus ihren Höhlen, die Augen einer irrsinnigen alten Mutter.

Das ist die Geschichte, wie der Berichterstatter sie im Jesuitenlatein des vorigen Jahrhunderts auf den wurmstichigen Holzdeckel seines Pfarrbuches gekritzelt hat, daß sie als Beweis von Gottes Gnade und Barmherzigkeit der Nachwelt überliefert werde ... Contigit hoc, quod ad comendationem divinae misericordiae memoratu dignissimum posteritati merito transmittendum sit.





Ein bayerischer Dichter.

Von **Franz Wichmann.** (Siehe die Illustration.)

Wenn wir den bekannten Münchener Novellisten und Dramatiker Maximilian Schmidt, dessen Werke in diesen Zeilen eine eingehendere Würdigung finden sollen, mit dem Namen eines bayerischen Dichters bezeichnen, so geschieht es nicht darum, weil das altbayerische Land seine Heimat ist, sondern weil er diesem seinem Lande im eigentlichsten Sinne eine Heimatsberechtigung in der deutschen Poesie verschafft hat und weil wir seine dichterische Persönlichkeit nicht kürzer und besser zu charakterisiren vermöchten, als mit jenem Namen. Bei seiner reichen und vielseitigen poetischen Thätigkeit hat Maximilian Schmidt niemals eine Dichtung geschaffen, deren Schauplatz nicht innerhalb der weißblauen Grenzpfähle läge und innerhalb dieser umfangreichen Grenzen ist es nur wieder ein kleiner Bezirk, der bayerische Wald und das oberbayerische Alpengebiet, dessen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten in Land, Volk und Sitten seine eifrige Feder geschildert hat. Und gerade bei dem Dichter bewahrheitet sich oft am meisten das Schillersche Wort, daß die starken Wurzeln seiner Kraft allein in seinem engsten Vaterlande liegen. Der Baum, der diesen Wurzeln entspringt, mag hoch hinaufstreben und weit ausschauen über das Land, reife und schöne Früchte wird er nur tragen, wenn er niemals den Boden vergißt, in dem sein Fuß haftet und der ihm Saft und Kraft im reichsten Maße zuführt. Wenn wir als nationalgesinnte Deutsche in politischer Beziehung jedem einseitigen Partikularismus als schädlich und verwerflich entgegentreten müssen, so müssen wir uns andererseits vor allem die Pflege der zahlreichen und berechtigten Eigenthümlichkeiten unserer so verschiedenartigen Stämme angelegen sein lassen. Stehen sie doch unter dem neugeeinten Reiche da, wie ein prächtiger Urwald voll kerniger Eichen, ernster, dunkler Tannen, schattiger, duftender Linden und lieblicher Birken, Bilder der Kraft, des Stolzes und friedlichen Selbstbewußtseins, aufschauend zum freien Himmel, und über allen leuchtet die Sonne des deutschen Kaiserthums. So sollen sie weiter wachsen in vereinter Stärke und wir wollen die Majestät des Ganzen nicht vernichtet sehen, indem wir die stolzeren Wipfel kürzen, die Stämme behauen und dem schönen Bilde den Stempel schablonenhafter Gleichförmigkeit und Langweiligkeit aufdrücken. Die stärkste Wurzel aber,

mit der unsere kraftvollen Stämme dem erbeigenthümlichen Boden verwachsen sind, ist ihre Sprache, der Dialekt in seinen unendlichen Variationen, jener frische Born, aus dem den oft erstarrenden und absterbenden Formeln der Schriftsprache stets eine Fülle neuer Worte und Wendungen zuströmt. Ein sicheres und untrüglicheres Zeichen und Merkmal als selbst der leibliche Typus ist der Dialekt für die Stammeszugehörigkeit des Einzelnen, und diesen zu pflegen, haben wir Deutsche uns mit Recht in den letzten Jahren bestrebt. Durch solche Bestrebungen wird die Kraft und das Selbstbewußtsein des Einzelnen gehoben und ein starkes Ganze ist nur möglich, wenn seine Glieder gesund und kräftig sind. Und zu diesen Gliedern gehört sicherlich nicht an letzter Stelle der kernhafte oberbayerische Stamm mit seiner gediegenen, urkräftigen und doch zugleich wieder gemütvoll anheimelnden Sprache. Es muß die richtige Erkenntniß von dem Werthe dieses schönen und reinen Idioms gewesen sein, die ihm in den letzten zwanzig Jahren so zahlreiche Verehrer im Norden und Süden unseres Vaterlandes geschaffen und ihn durch die Literatur wie die Bühne weit über seine engen Grenzen hinausgetragen hat. Und mit ihm und durch ihn ist auch der Name Maximilian Schmidts, als einer seiner besten und wirksamsten Vertreter, rings in die deutschen Lande gedrungen und hat ihn besonders im Norden zu einem der beliebtesten und gelesensten Autoren gemacht. Die früheren bayerischen Dialektdichter, wie Franz von Kobell und Hermann von Schmid vermochten sich außerhalb ihres Vaterlandes diese Verbreitung und Anerkennung noch nicht zu erringen; erst in den siebziger Jahren waren es einestheils die liebenswürdigen Dichtungen Karl Stielers, wie die Siegeszüge des Ensembles vom Münchener Gärtnerplatztheater durch die größeren norddeutschen Städte, welche dort dem Dialekt Geltung verschafften und die Blicke nach dem bayerischen Süden wendeten. Diese Künstler waren es besonders, die den Norddeutschen auch die Bekanntschaft unserer einheimischen Dichter vermittelten, denn nur Stücke von solchen führten sie auf dem Repertoir. Und mit den Namen Hermann von Schmidts, Ganghofers und manchen anderen trugen sie auch den Maximilian Schmidts, vor allem mit seinem „Austragstüberl", in das weitere Vaterland hinaus. Gerade dieser, der mehr Gewicht als die anderen auf eine möglichst getreue Wiedergabe des Dialekts legte, mochte anfangs dem ungeübten Ohre schwerer verständlich sein, gewann dafür aber nachher um so schnellere und größere Anerkennung, ein Beweis dafür, daß er durchaus recht gethan, sich durch anfängliche Schwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen. Auch seine künstlerische Ueberzeugung trieb ihn dazu, auf der einmal glücklich eingeschlagenen Bahn zu verweilen und seine Figuren nur so sprechen zu lassen, wie sie sprechen konnten und wie er selbst es ihnen auf dem heimatlichen Boden abgelauscht. Wir können es nur unterschreiben, wenn er mit Bezug hierauf in der Vorrede zu den schon 1869 erschienenen „Glasmacherleuten" bemerkt: „Es giebt nichts widerlicheres, als Land-

leute hochdeutsch konversiren zu lassen und wäre dieses füglich mit dem Bauer in der Stadt zu vergleichen, welchen man vorerst mit Frack, weißer Binde und Glacéestiefelchen versehen wollte, um ihn der vornehmen Gesellschaft als schlichten Bauersmann vorstellig zu machen."

Fern von der Glacéehandschuhkultur der feinen Welt in unseren



Maximilian Schmidt.

Hauptstädten wurde Maximilian Schmidt im Jahre 1832 in dem kleinen niederbayerischen Marktflecken Eschlkamm, tief drinnen im bayerischen Walde und nahe der böhmischen Grenze, als der Sohn eines Zollbeamten geboren. Mitten unter den urwüchsigen „Waldlern", den Bewohnern dieses stillen, abgeschiedenen Erdenwinkels, verlebte er seine erste Jugend. Wie bei so zahlreichen Dichtern war es das poetisch empfängliche Gemüt einer feingebildeten Mutter, das dem

feurigen und doch weichherzigen Knaben zuerst die Augen öffnete für die eigenthümlichen Naturschönheiten jenes waldschattigen Berglandes, für die Leute, die ihn umgaben, und ihre Sitten sein Verständniß weckte. Diese ersten Eindrücke blieben für die Entwickelung seines Geistes, wie für die Richtung seiner späteren poetischen Bestrebungen maßgebend und zogen mit ihm fort aus seiner Heimat. Denn als sein Vater vom Zollcontrolleur zum Hauptzollamts-Verwalter in Hof befördert wurde, siedelte er mit diesem in die oberfränkische Stadt über, nachdem er den ersten Unterricht auf den Studienanstalten in Kloster Metten und Passau genossen hatte. In Hof nun besuchte er das dortige Realgymnasium, kam aber schon mit sechzehn Jahren, ausgerüstet mit den besten Zeugnissen, nach München auf das Polytechnikum, um dort seine Studien zu vollenden. Dann schlug er die militärische Laufbahn ein, der er zunächst bis nach dem ehrenvoll mitgemachten Feldzuge von 1866 treu blieb. Als aber wenige Jahre später die Fahnen zum neuen großen Kriege zusammengetragen wurden, da fand sich auch Schmidt wieder bei der seinen ein und nahm erst nach den glorreichen Waffenthaten von 1870 bis 1871, mit Ehrenzeichen reich geschmückt, als Hauptmann seinen Abschied von der Armee, um von jetzt an ausschließlich seinem schriftstellerischen Berufe zu leben. Allein die Strapazen des schweren Krieges hatten seine Gesundheit geschwächt, geschäftliche Verhältnisse und mannigfache unangenehme persönliche Erfahrungen ihm eine krankhafte Nervosität zugezogen, so daß in seiner dichterischen Produktion ein fast zehnjähriger Stillstand eintrat, nach welchem er dann mit neuer und frischer Kraft einsetzte und nun in kurzer Zeit die Erfolge errang, die seinem früheren Schaffen zum Theil noch fern geblieben waren. Denn weit zurück, noch in seiner Lieutenantszeit, ist der Beginn seiner literarischen Thätigkeit zu suchen. Charakteristisch für die Persönlichkeit unseres Dichters ist es, daß diese ersten Versuche sich fast alle auf humoristischem Gebiete bewegten. Ein bescheidener Erfolg sollte diesen ersten bescheidenen Schöpfungen nicht fehlen. Unter fremdem Namen wurde zuerst im Jahre 1858 sein kleines Lustspiel „Die Verlobung im Arrest“ auf einem Münchener Vorstadttheater aufgeführt. Bald folgten einige Singspiele, die Schmidt als Inspektions-Offizier im königlichen Cadetten-Corps verfaßte und welche die Zöglinge der Anstalt bei festlicher Gelegenheit in Gegenwart von Mitgliedern des königlichen Hauses zur Aufführung brachten. Ein weiterer Erfolg war es schon, als das Münchener Hoftheater im Jahre 1862 seinen lustigen Schwank „Der Knopf im Sacktuch“ brachte, welchem später der ausgezeichnete Komiker Lang als vielgeplagter Gelegenheitsdichter nicht nur in München, sondern auch auswärts zu noch bedeutenderem Erfolge verhalf. Ein anderer Schwank „Rasch gefreit“ erfreute sich in München wie in Berlin eines fröhlichen Beifalls und vermehrte die Zahl der guten Hoffnungen, die man auf die Zukunft des jungen Dichters zu setzen begann. Indessen waren es doch wohl andere Bilder, die voll poe-

tischer Kraft in seiner Seele schließen und seine leicht bewegte Phantasie immer von neuem anregten, sich die Reize seiner stillen, waldesdüstern Heimat auszumalen, die mit leuchtenden, unauslöschbaren Farben vor seinem geistigen Auge standen. Diesem inneren Drange lieh er mit seinem ersten novellistischen Werke, dem „Fräulein von Lichtenegg" Ausdruck. Da wir es vorläufig nur mit dem Lebensgange Schmidts und der chronologischen Reihenfolge seiner Veröffentlichungen zu thun haben, wollen wir erst später bei der Betrachtung seiner Werke selbst, auf die für sein späteres Schaffen charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Arbeit eingehen und hier in der Vorführung der äußeren Daten fortfahren.

Mit diesem „Fräulein von Lichtenegg" und dem „Lateinischen Bauer" eröffnete Schmidt die Reihe seiner „Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde". Bald folgten die „Christkindlsängerin", „Brigitta", „Glasmacherleut" und als letzte der sich auf dem Boden des bayerischen Waldes abspielenden Dorfgeschichten der „Herrgottsmantel". Ueber die Grenzen des engeren Vaterlandes und die speziell berührten Gegenden kamen indessen diese Erzählungen fürs erste kaum hinaus; nur in kleineren Kreisen vermochten sie die verdiente Würdigung zu finden. Das Jahr 1880 sollte nach jener vorher schon angedeuteten Ruhepause eine plötzliche Wendung herbeiführen.

Mit der großangelegten Erzählung „Der Schutzgeist von Oberammergau", die zunächst im Feuilleton einer der ersten Berliner Zeitungen zum Abdruck kam, war es ihm plötzlich gelungen, seinen Namen im Norden wie im Süden rühmlichst bekannt zu machen. Das vielbesuchte Passionsspiel, das Schmidt sehr geschickt mit der Handlung seiner Erzählung verwoben hatte und das gerade in jener Zeit die Blicke von ganz Deutschland nach dem bayerischen Olympia zog, mochte viel zu dieser längst verdienten, doch erst spät eintretenden Popularität des bayerischen Dichters beitragen. Und von nun an blieb sie ihm treu, ja sie wuchs von Jahr zu Jahr und ist in allen Gauen des weiten deutschen Vaterlandes im Zunehmen begriffen. Glücklicherweise entsprach Schmidt auch den gehegten Erwartungen immer mehr und mehr, seine Schöpfungen wurden reifer und bürgerten mit Recht sich überall ein. Mit dem „Schutzgeist von Oberammergau" hatte er zugleich einen entscheidenden Schritt gethan, indem er sich damit von seiner direkten Heimat, dem bayerischen Walde, dessen Eigenthümlichkeiten seine bisherigen Schilderungen fast erschöpft hatten, abwandte zu einer größeren und an Motiven unerschöpflich reichen Natur, zu den bayerischen Alpen und den malerischen Seelandschaften ihrer Vorberge. Auf diesem Boden, den er bei langen Aufenthalten und Wanderungen so genau wie seine Heimat hatte kennen lernen, bewegen sich alle seine nun folgenden Erzählungen, so die „Johannisnacht" in der see- und waldreichen Landschaft südlich des Starnberger Sees, die „Fischerrosl von St. Heinrich" an diesem selbst, der „Leonhardsritt", der in die Veröffentlichungen des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" zur besonderen

Auszeichnung aufgenommen wurde, in der stillen Berglandschaft des Schliersees und des Leitzachthals, während uns die „Knappenlisl vom Rauschenberg" in die Erzbergwerke bei Reichenhall führt, der „Georgithaler" uns die anmuthreichen Ufer des weiten, malerischen Chiemsees zeigt, das „Liserl vom Ammersee" uns an die stillen Gelände dieses schönen Seebeckens geleitet, der „Musikant von Tegernsee" seine Weisen über den Spiegel dieses romantischen Wassers ertönen läßt, und die „Schwanjungfrau", wie die „Blinde vom Kunterweg" vor uns das großartige Panorama des berchtesgadener Hochgebirges ententrollen. Auf den höchsten, wilden Felsengipfel des deutschen Reiches führt uns der „Zuggeist", an die friedlichen, gewerbreichen Ufer des breiten Innstroms die „Wilde Braut", in die waldumschatteten Wiesengründe der Traunsteiner Gegend die „Miesenbacher", an die österreichische Grenze „Der goldene Samstag" und in das weite, vom majestätischsten Hochgebirge umkränzte Isarthal der „Bubenrichter von Mittenwald". So scheint fast keine Landschaft dieser gewaltigen, naturschönen Gegenden übergangen zu sein und doch weiß Schmidt uns immer wieder an neue Plätze zu führen und neue Bilder unseren Blicken zu eröffnen.

Wie seine erste literarische Thätigkeit auf dramatischem Gebiete zum Ausdruck gekommen war, so wandte sich Schmidt auch bald wieder der Bühne zu. Zusammen mit dem bekannten Künstler Neuert vom Gärtnerplatz-Theater schuf er das treffliche Volksstück „Im Austragstüberl", das noch immer eine der ersten Stellen im Repertoir des Münchener Ensembles einnimmt. Des weiteren waren die Dramatisirungen seiner Erzählungen „Die Johannisnacht" und der „Leonhardsritt", letzterer unter dem Namen „Der Loder von Bayrisch-Zell", vom glücklichsten Erfolge begleitet, ebenso wie der an heiterer und ernster Poesie gleich reiche „Georgithaler", der im Jahre 1883 zuerst auf der Bühne erschien.

Gegenwärtig, da wir dies schreiben, bereitet das Gärtnerplatztheater wieder die Première eines neuen, aus Schmidts Feder geflossenen Volksstückes „Der Bauernkünni" vor. — Auch in der Lyrik versuchte sich unser Dichter mit einer kleinen Sammlung im Dialekt geschriebener Gedichte, auf die wir unten bei Besprechung der einzelnen Werke zurückkommen. An Anerkennung und Ruhm für diese reiche poetische Thätigkeit hat es Maximilian Schmidt in den letzten Jahren keineswegs gefehlt. Das erhebendste Bewußtsein seines Werthes aber mag für ihn in der Thatsache liegen, einer der Lieblingsdichter des wundersamen und unseligen Königs Ludwig II. gewesen zu sein, der sich noch in den letzten Tagen mit einer seiner trefflichen Erzählungen beschäftigte und ihm zur äußern Ehrung den Hofrathstitel verlieh. Reichlich mit solchen äußeren Ehren wurde der Dichter am 25. Februar des Jahres 1888 überhäuft, an welchem Tage er das Jubiläum seiner 25jährigen literarischen Thätigkeit feierte. Es war das der Tag, an welchem er seinerzeit als junger Inspektionsoffizier sein erstes bedeutendes Werk „Das Fräulein von

Lichtenegg" dem damaligen Könige Maximilian II. überreicht und die lobendste Anerkennung geerntet hatte, die den Beginn seiner späteren, reichen literarischen Thätigkeit am besten bezeichnet. Der Ehrentag brachte von Nah und Fern die anerkennendsten Auszeichnungen und Beweise seiner weit verbreiteten Popularität. Das von dem Dichter verherrlichte Mittenwald sandte ihm eine prachtvolle Mandoline und Geige, Berchtesgaden ein prächtiges Bild des Königsees, Oberammergau einen vorzüglich geschnitzten Zeitungshalter, von der Schwanjungfrau überkrönt, während zahlreiche Orte im bayerischen Walde und im Hochlande Telegramme und Glückwunschschreiben schickten, die höchsten Staatsbeamten, wie die Elite der Münchener und auswärtigen Schriftsteller theils brieflich theils durch Deputationen ihre Gratulation übermittelten. Das Gärtnerplatztheater aber gab an diesem Abend vor überfülltem Hause den „Georgithaler" und immer wieder mußte der Dichter den Rufen des enthusiasmirten Publikums Folge leisten und die mächtigen Lorbeerkränze in Empfang nehmen, die ihm die Künstlerinnen des Theaters, die „Schlaraffia" und andere Verehrer zu dem frohen Festtage in dankbarer Liebe widmeten.

Gehen wir nun zur Betrachtung von Maximilian Schmidts Werken über, so gilt auch von seinem Erzählungsgebiete dasselbe, was Carl Stieler in seiner interessanten Abhandlung „Ueber Ziele und Grenzen der Dialektdichtung" als Vorwort zu seiner Sammlung „Weil's mi freut" gesagt hat: „Das bäuerliche Thun mit seinen Freuden und Leiden, die Wagstücke der Jagd, die Schelmenstücke der Verliebten, farbenreiche Feste und mitunter wohl der Konflikt der Untergebenen mit ihren Honoratioren, das sind die nächstliegenden und die einzigen Motive der Dialektdichtung, allein sie werden erweitert zu tausendfarbigen Nüancen durch die Auffassung, welche Phantasie und Witz des Volkes an diese spärlichen Begebenheiten knüpft."

Sehen wir nun zu, wie Schmidt diese Stoffe zu behandeln versteht. Was die äußere Form anbetrifft, so führt er zunächst die Erzählung selbst in seiner, also in der dialektfreien Sprache; der Dialekt tritt nur ein, sobald seine Personen zu sprechen beginnen; da aber bei der dramatischen Lebendigkeit des Dichters sich die Handlung zum größten Theil in bewegter Rede und Gegenrede fortbewegt, so nimmt der Dialekt einen sehr großen Raum in allen Erzählungen ein und steht zugleich in wirksamem Gegensatze zu den Naturschilderungen in dialektfreier Sprache. Nun nüancirt sich zwar der altbayerische Dialekt fast in jedem Thale anders und unterscheidet sich besonders östlich vom Inn schon bedeutend von dem an der Isar, aber stets sucht Schmidt soviel als möglich diesen Aenderungen gerecht zu werden, wenn er auch oft aus Rücksicht auf die Leser Alldeutschlands von Unschönheiten der Sprechweise, wie z. B. von dem Uebergang des r vor d, t, z in sch, wie es der Chiemgauische Dialekt zeigt (so daß die Worte: Wirth, Wort — wie Wischt, Woscht klingen), wohl mit Berechtigung absichtlich keine Notiz nimmt. Im großen und ganzen kann man aber sagen, daß Schmidts Dialekt so

ziemlich dem echten entspricht, soweit er sich eben in der Schrift wiedergeben läßt, und darin unterscheidet er sich von allen anderen bekannt gewordenen bayerischen Dialektdichtern, insbesondere von Hermann von Schmid, der nicht über die Anwendung dialektischer Anklänge hinaus kam und von Karl Stieler, der den Dialekt sehr abschwächte und in jeder Weise für norddeutsche Ohren zustutzte, am vortheilhaftesten aber von jener Schaar nichtbayerischer Schriftsteller, die sich in den letzten Jahren ihren eigenen bayerischen Dialekt gemacht haben, um in den Augen des Publikums damit zu gefallen. Soviel also über die rein äußerliche Form der Erzählungen, sowie der Schauspiele, von denen in Bezug auf den Dialekt dasselbe gilt, in dem natürlich dort — ausgenommen nur die Städter und Fremden — alles spricht. Für alle Erzählungen Schmidts bildet Südbayern die Operationsbasis, eine Landschaft, die mit ihren großartigen, vielgestaltigen und individualisirten Bildern, ihrem immer wieder reizvollen, kulturellen und ethnographischen Leben, fast schon von selbst zu dichterischer Behandlung herausfordert. Auf diesem anziehenden Gebiete ist nun der Dichter nach ganz bestimmtem Plane vorgegangen, indem er jedwede bedeutende Volksgruppe behandelt und sich in allem genau den betreffenden Gegenden anpaßt. Den romantischen, der Gegend entsprechenden Bildern aus dem Berchtesgadener Lande stehen die realistischen vom Chiemgau gegenüber, in der „Fischerrosl von St. Heinrich“ sehen wir das Anstemmen der ländlichen Natur gegen das an den Starnberger See herandrängende städtische Wesen, im „Leonhardsritt“ lernen wir die patriotisch gesinnte und den großen nationalen Gedanken zugängliche Bevölkerung des Leitzachthales in der gewaltigen Zeit des 1870er Kriegsjahres kennen. In knapper Zeichnung, ohne jeden Wortschwall und allen Uebertreibungen abgeneigt, geht der Dichter vor allem darauf aus, uns ein wirklich realistisches Bild der verschiedenen Bevölkerungs- und Industriekreise Südbayerns zu geben.

So wird uns im „Leonhardsritt“ das Almen- und Hirtenleben angeführt, in den „Miesenbachern“ das Leben der Jäger und Förster, in der „Knappenlisl“ die Sitten und Gebräuche der Bergleute, in der „Schwanjungfrau“ die Industrie des Holzschnitzens im berchtesgadener Land, die Holzschlägerei in den weiten Wäldern der Ramsau in der „Blinden vom Kunterweg“, das Schifferwesen am Inn und auf der Donau in der „Wilden Braut“, das Pascherwesen im „Goldenen Samstag“, im „Tranklsimmet“ Volksmedizin und Aberglauben, im „Zuggeist“ das Schützen- und Jägerwesen im Partenkirchener Thal, im „Bubenrichter“ die Geigenindustrie von Mittenwald, während in der „Fischerrosl“ das Fischerleben, im „Liserl vom Ammersee“ der Kultus der heiligen Elisabeth, die Zinnindustrie, wie die Korbflechterei dieser Gegend den kulturellen Hintergrund bilden, so daß alle diese Erzählungen zusammengenommen gewissermaßen ein Nationalmuseum bilden für die Sitten und Lebensgewohnheiten des südbayerischen Volkes. Auch wie diese Volksart in der Fremde und

im Ausland sich bewährt, zeigt uns der Dichter in seinem neuesten, interessanten Werk „Die Jachenauer in Griechenland“, einer echten Volkserzählung, in der Schmidt einige der muthigen und königstreuen Bewohner jenes weltentlegenen Gebirgsthals in ihren wechselvollen Schicksalen bei der griechischen Expedition König Ottos begleitet und endlich, nachdem sie auch auf klassischem Boden ihre kerndeutsche Art bewährt, sie wieder heimführt zu den geliebten Bergen Bayerns.

Um nun einen Blick in die Werkstatt des dichterischen Schaffens von Maximilian Schmidt und in seine poetischen Eigenthümlichkeiten, Grundsätze und Mittel zu werfen, greifen wir am besten auf seine ersten Werke zurück und verfolgen die zunehmende künstlerische Ausbildung und Weisheit der Reihe nach in den späteren Schöpfungen. Gerade sein erstes erzählendes Werk, das „Fräulein von Lichtenegg“ ist in dieser Beziehung charakteristisch. Schon hier zeigt sich ein natürlicher, gerader Gang der bewegten Handlung, ein frischer, ungekünstelter und lebenswarmer Erzählerton, gewürzt durch gesunden, kräftigen und liebenswürdigen Humor. Aber der Dichter kämpft noch mit seinem Stoffe, ein Zuviel drängt sich ihm entgegen, das alles am rechten Orte unterzubringen ihm noch die technische Ausbildung fehlt; durch die noch übertriebene Lust am Fabuliren wird die Form etwas ungeschickt, die Sprache wird zu sorglos behandelt und der Darstellung fehlt noch die Feile und Glätte. Freilich möchte man alle darin aufgehäuften Sagen und Anekdoten, owohl sie nicht immer zur Handlung gehören, auch wieder ungern vermissen, da man Land und Leute aufs beste daraus kennen lernt. Und es war ja das von gutem Erfolge gekrönte Bestreben unseres Dichters in jener Zeit vor allem, den bayerischen Wald, der wegen Aberglaubens, Dummheit, Armuth und Barbarei als eine Art von Sibirien verschrieen war, zu Ehren zu bringen und durch anschauliche Naturschilderungen seine Schönheiten zu zeigen. Das Lieblings-Kunstprinzip Schmidts, Ernstes und Heiteres mit harmonischer Abwechselung zu vereinigen, tritt hier wie im „Lateinischen Bauer“ sehr deutlich hervor. Im letzteren wendet er auch zum ersten Male den Dialekt an, freilich noch etwas schüchtern, während in der „Lichteneggerin“ mehr städtische Personen spielten, deren Zeichnung im Gegensatz zu seinen Bauern ihm nie so recht gelungen ist, denn meistens läßt er seiner humoristischen Laune ihnen gegenüber freien Lauf und stempelt sie damit oft zu Karrikaturen.

Das Grundmotiv in diesen beiden Erzählungen ist, daß ganze Familien von tragischen Verhängnissen heimgesucht werden, bis endlich der Fluch durch ein tüchtiges und edles Glied derselben gelöst wird. Was aber diese, wie die folgenden Novellen aus dem bayerischen Walde vor allem charakteristisch macht, ist das Verweben der landesüblichen Sagen mit der Handlung der Erzählung, worin es Schmidt in seinen späteren Novellen, besonders in der „Schwanjungfrau“ geradezu zu einer Virtuosität im edelsten Sinne gebracht hat. Immer aber werden die gespenstischen und spukhaften Erschei-

nungen auf natürliche Weise erklärt, indem sie aus den Phantasien aufgeregter Menschen, die sich mit ihnen beschäftigen, entspringen. Das vollendetste Beispiel dieser Art findet sich später im „Zuggeist" in der Figur des schwarzen Görgl, einer tief tragisch angelegten Gestalt, denn diese wird geradezu das Opfer jener Sagen und Zaubergeschichten, die, von einer alten Ahnl in seinem Geiste genährt, ihn fortwährend in einem Reiche der Träume leben lassen. Als diese Träume zerstört sind, als die für unbezwingbar gehaltene Zugspitze erstiegen ist und er vergeblich die Springwurzel dort oben gesucht, die ihm sein Glück bringen soll, da verliert er, mit der Erkenntniß seines Wahnes zugleich den Glauben an Gott, den Halt in sich selbst, wird am Rande des Nichts stehend zum Verbrecher und endet sein verlorenes Dasein durch eigene Hand.

Kehren wir zu den Erzählungen aus dem bayerischen Walde zurück, so zeigt die „Christkindlsängerin" schon einen bedeutenden Fortschritt. In dieser schlichten Herzens- und Liebesgeschichte, der die romantische Erfindung der früheren fehlt, macht Schmidt zuerst den Versuch, einen bestimmten Industriezweig der dortigen Bevölkerung erschöpfend zu schildern; es sind die letzten Tage des ehemaligen Fuhrmannslebens, dem dann die Eisenbahnen ein rasches Ende machten. Geschickter als zuvor und in wirklich schöner Weise ist hier die Sitte des Drachenstichs in Fürth mit der Handlung verknüpft und bildet einen überraschenden, erfreulichen Abschluß. Den gleichen Fortschritt bekundet die Erzählung „Brigitta", deren Einfachheit, wie der Verfasser selbst sagt, der Bürge ihrer Wahrheit ist. Recht glücklich ist hier die nicht ganz unsympathische Figur des Räubers Heigl in die Erzählung vom Dichter verflochten. Entschieden das reifste Kulturbild — und mit Recht ist es so betitelt — aus dem bayerischen Walde sind aber die „Glasmacherleut", die im Jahre 1869 erschienen; sie zeigen Schmidt schon nahe am Höhepunkt seines Könnens. In einer einfachen, echt volksthümlichen Geschichte wird uns gezeigt, wie Hochmuth und Luxus zugrunde richtet, wie aber Bescheidenheit, Arbeitslust und braver Sinn das Höchste erreichen kann. Das neben dem eigentlichen Helden, dem jungen Franz, im Vordergrunde stehende prächtige alte Paar, der Schmelzmeister Brannes und Vater Schrenk, die guten, unzertrennlichen Kameraden, bildet ein Paar der schönsten und sympathischsten Figuren, die Schmidt geschaffen hat. Das arbeitsame, heitere Volk der Glasmacher mit den in dieser Gegend eigenthümlichen Bräuchen des Oster-, Johannis- und Palmsonntags wird uns aufs trefflichste geschildert, eine lebensfrische, freudige Stimmung geht von diesen prächtigen Figuren beim Lesen auf uns selbst über. Auf gleicher Höhe steht der weit später, in der gereiftesten Schaffensperiode des Dichters erschienene „Hergottsmantel", der aber eine weit reichere und verwickeltere Handlung enthält und mit dem die Geschichten aus dem bayerischen Walde bis jetzt ihren Abschluß gefunden haben. Die Vorzüge dieser Geschichten aus dem bayerischen Walde finden wir in allen späteren,

aus den Alpen meist in noch vollendeterer Weise wieder, doch kommen auch noch neue hinzu, zu denen wir vor allen die psychologische Vertiefung in der Charakterzeichnung rechnen. Treffliche Beispiele in dieser Richtung bieten das „Almstummerl“ und die „Blinde vom Kunterweg“. In der ersten ist es die fein gezeichnete Gestalt des liederlichen Bartl, über dessen Untreue seine Geliebte aus Schmerz die Sprache verloren. Der freudige Schreck, den sie über Bartls Besserung empfindet, giebt ihr das Verlorene zurück und Bartl findet mit der Liebe zur Arbeit zugleich auch Weib und Kind und das Glück wieder. Mit bewundernswerther psychologischer Feinheit ist besonders die blinde Franzei gezeichnet, die auch in ihrem Unglück sich ein unverwüstliches Gemüt, Heiterkeit und Frohsinn bewahrt. Sie ist glücklich in ihrer Nacht, so lange sie alle Menschen für gut und die Welt für schön hält; erst als die Enttäuschung über sie gekommen, da fühlt sie ihre Blindheit, da graut es ihr in der Nacht, die sie umgiebt und vor den falschen Menschen, die sie nicht sehen kann. Verzweifelt will sie sich in den Hintersee stürzen, aber noch zu rechter Zeit schwindet die Täuschung und mit dem unbewußt Geliebten, der ihr Unglück verschuldet, erhält sie zugleich das Augenlicht wieder. An solchen naturwahr und poetisch schön gezeichneten Gestalten sind Schmidts Erzählungen sämmtlich reich; da haben wir in der „Johannisnacht“ den jungen Grashofer, den reichen, doch schwächlichen, unliebenswürdigen Bauernsohn, der, stets gehänselt, ein verbittertes Wesen angenommen, doch stets sich nach wahrer Liebe sehnt und unter ihrer Macht endlich zu einem gesunden und lebensfröhlichen Manne aufblüht, oder wir erinnern uns der rührenden Figur des Weyerzisk in der „Schwanjungfrau“, jenes genialen Bildhauers, der als armer Löffel- und Tellerschnitzer sein Leben fristet, bis ihm plötzlich die Morgensonne in der Gunst und Gnade König Maxens aufgeht an seinem Lebensabend, denn der Glanz des Glücks tödtet ihn, da er von seinen geliebten Marmorbildern, die der König erworben, Abschied nehmen soll. Leider gebricht uns der Raum, um hier noch auf mehrere dieser herrlichen Figuren hinzuweisen. Ueberall sehen wir wahre, echte Gebirgsbauern mit ihrem Gemisch von Klugheit und Naivetät, mit ihren Vorzügen und Fehlern gezeichnet, weit unterschieden von den französischen Bauern Zolas, deren realistische Schilderung wir nicht, wie es die Franzosen gern möchten, für übertrieben halten. Hier haben wir eben deutsche Bauern vor uns und Schmidt hat wohl, wo es der gute Abschluß der Handlung fordert, ihre Schroffheiten gemildert, sonst aber sie getreulich wiedergegeben. Vor tragischen Konflikten ist der Dichter nirgends zurückgeschreckt, während andererseits keine seiner Erzählungen eine tragische Lösung findet. Während er des Lebens Ernst genugsam zu schildern versteht, bleibt er in der Kunst, in der künstlerischen Lösung, doch immer heiter, der pessimistische Realist bekehrt sich am Ende immer wieder zum optimistischen Idealismus, und wenn am Schluß der „Brigitta“ die alte Büchnerin sagt: „Der da oben

hats schon wieda recht gemacht und i hob' aa fest d'rauf g'hofft", so gilt das durchweg von Schmidts Erzählungen und man darf immer auf ein gutes Ende hoffen.

Da der Dichter dieses auch meist wahrscheinlich und naturwahr zu entwickeln und zu begründen weiß, so wollen wir wegen der Wahrheit mit ihm nicht weiter rechten, denn die Erörterung, wie weit die Wahrheit auch in der Kunst gefordert werden muß, kann uns hier nicht beschäftigen. Diese optimistische Lebensstimmung und das Hinneigen zu freundlicher, versöhnender Anschauung des Bestehenden zeigt sich auch in der Gedichtsammlung „Altboarisch", die ganz im Dialekt geschrieben ist, am besten wohl in dem Gedichte „Es is so weit nit aus". Nach Anhören einer Predigt, über die Schlechtigkeit der Welt, den Mangel an Glauben, Nächstenliebe und Rechtsgefühl, meint der Dichter:

„Der Pfarrer, mei'! moants aa nit so,
Er woaß scho' was a woaß,
Er macht si' halt bei dera Kält
Durchs Schimpfe ebbas hoaß."

Diese „G'schicht'le und Gedicht'le" bilden nur ein dünnes Bändchen, sie behandeln, bald ernst, bald heiter, viele uns schon aus den Erzählungen bekannte Sagen und Sitten, daneben meist wahre Vorkommnisse, oft mit köstlichem Humor, theils dem bayerischen Walde, theils dem Hochland und den Seegeländen entnommen und muthen uns, trotz der scharf realistischen Darstellungsweise und Charakterisirung, doch wie stille, liebliche und duftende Alpenblumen an. Daß die dramatische Bewegtheit und der spannende Aufbau seiner Novellen den Dichter anspornte, mit gutem Erfolge mehrere derselben für die Bühne zu bearbeiten, haben wir oben schon erwähnt und brauchen hier nur hinzuzufügen, daß diese Dramatisirungen von großem technischem Geschick zeugen und das Hauptgewicht darauf gerichtet ist, bühnenwirksame Figuren und gute Rollen für die Schauspieler zu schaffen, unter denen der polternde, widerhaarige Nagelschmied Dullinger im „Georgithaler" vielleicht die allergelungenste ist. An humoristischen Figuren fehlt es überhaupt in keiner Erzählung Schmidts, unter denen der böhmische Schulmeister und Pantoffelheld Sebastian im „Lateinischen Bauer", der magere tirolische Grenzschreiber Servacius mit seiner dicken, holden Ursula im „Almstummerl", der Ullerjakl mit seiner unglücklichen Heiratsstifterei, wie der Marterlmaler und Bauerndichter Steffl in der „Blinden von Kunterweg", der Falzmichl und sein Spezl, der Schnupfergirgl im „Hergottsmantel" nur als einzelne unter zahlreichen Beispielen genannt sein mögen. Von den kleinen, hübschen Humoresken, wie „Die Feldherrnhalle", „Der Bärenritter" abgesehen, verdient neben dem „Tranklsimmet" als humoristische Erzählung unbedingt „Der vergangene Auditor", die sich bei allem Humor zugleich auf einer ernsten Grundlage aufbaut, den Preis. Realistisch wie die Charakterzeichnung ist auch der Stil Schmidts, für dessen schlichte, ergreifende Einfachheit wir hier als Probe die Scene der Rückkehr Lenzl's im „Leonhardsritt" hersetzen

möchten. Das erste Wiedersehen mit dem geliebten Mädchen nach dem langen, schweren Kriege schildert der Dichter mit wenigen Worten. Die Geliebte eilt ihm entgegen: „Lenzl, bist es denn?" rief sie entzückt aus. „J bin's scho'!" rief dieser und beide lagen sich in den Armen. „Gott sei's dankt, daß d' nur wieder da bist!" fing Mirdei endlich an. Dies die einfachen Herzenstöne, ohne Wortschwall, wie sie der Mund unserer gesunden Gebirgler zum Ausdruck bringt.

Wenden wir uns zum Schlusse. Absichtlich haben wir es vermieden, der Krankheit unserer heutigen Kritik zu verfallen und den behandelten Dichter mit irgend jemandem, sei es aus älterer oder neuerer Zeit, zu vergleichen. Schmidt ist weder ein „anderer Rosegger", noch ein „Defregger mit der Feder", „süddeutscher Reuter", „Scott" oder gar ein „bayerischer Aristophanes", was wir auch gelesen haben, das alles sind gedankenlose und phrasenhafte Vergleiche, mit denen man dem Dichter nur unrecht thut. Maximilian Schmidt ist eben Maximilian Schmidt und nichts weiter, das heißt, eine originelle dichterische Persönlichkeit, das höchste Lob, das wir ihm spenden können. Wenn ihm aber durchaus noch ein Beiwort gegeben werden muß, so sagen wir: Maximilian Schmidt ist ein Volksdichter. Und zwar kein Verfertiger von dunklen Schauerromanen für das sogenannte Volk, sondern ein Volksschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, einer, der für das ganze Volk, hoch und niedrig, schreibt und in der Bauernstube wie im Salon gelesen und beliebt ist. Diesen Namen aber verdient er besonders aus zwei Gründen, einmal, weil er Freude und Verständniß für die Art und Seele des Volkes hat, weil er seine charakteristischen Züge hervorhebt, seine Sagen und Sitten vor Vergessenheit bewahrt, von gesunder, unanfechtbarer Religiosität durchdrungen ist, und zweitens, weil seine Schriften von einer großen sozialen Bedeutung sind, da sie überall zur Aufklärung des Volkes wirken. Dieses charakteristische Bestreben ist unseres Wissens nach nirgends genügend gewürdigt worden und doch springt es uns überall in die Augen, am klarsten vielleicht im „Hergottsmantel", wo wir sehen, wie die Leute durch den Glauben an etwas wunderwirkendes, das, was sie für Wunder halten, selbst hervorrufen. Stets werden die wunderbaren Erscheinungen, selbst die Sagen natürlich erklärt, die großen Schäden, welche Aberglauben und Dummheit mit sich bringen, werden nachträglich aufgedeckt, und die vorkommenden Geistlichen wirken stets im Sinne einer gesunden Aufklärung und sind gute, segenwirkende Menschen, wie sie immer sein sollten. Wo aber Schmidt den falschen Trug zerstört, da setzt er an seine Stelle die eigene, echte Lebensphilosophie, nach welcher die beste Gewähr für Bestand und Erfolg wahren Glückes in der ernsten, tüchtigen Arbeit, in der sittlichen Treue und makellosen Herzensreinheit liegt. Für diese den Massen allein heilsame Weisheit bieten seine sämmtlichen Erzählungen Belege und darum ist Maximilian Schmidt ein Volksschriftsteller im vollsten und edelsten Sinne des Wortes.



Zwei ewige Räthsel.

Mitgetheilt von Theodor Winkler.

Zwei große Räthsel sind es, über welche die Menschheit seit undenklichen Zeiten nachgrübelt und die doch ewig ungelöst bleiben werden. Sie lauten: **Was ist der Mensch? Was ist die Welt?** ...

Man hat die wunderlichsten, einander widersprechendsten Antworten auf diese Frage gegeben, ohne zu einem Endresultate gekommen zu sein. Vom Cyniker, der im Menschen nichts anderes als einen in Fleisch und Blut verwandelten Erdenklos erblickt, bis zum gläubigen Idealisten, der sich für nicht zu schlecht hält, als Miniaturausgabe der Gottheit aufzutreten, welche Rangstufen sind dem „Herrn der Schöpfung" nicht schon angewiesen worden, welcher Deutungen hat sich nicht sein Geschlecht zu erfreuen gehabt? Wahrlich, die Zurückführung seines Stammbaums auf die Familien der Affen ist noch nicht das Schmeichelhafteste, was ihm zutheil geworden, wenn man die tausendfachen Aussprüche großer und kleiner Männer mustert, die über das Menschengeschlecht vorliegen. Und ähnlich steht es um den Begriff „Welt". Da giebt es kaum einen Vergleich, den dieselbe nicht schon hätte aushalten müssen. „Die Welt ist ein Wirthshaus", meint der Eine, in welchem jeder nach seiner Weise lebt und jeder nur soviel gilt, als er ausgiebt." Ein anderer faßt seine Lebensweisheit in die Worte zusammen:

> „Gleich einem Jahrmarkt ist — ein Weiser sagt's — die Welt,
> Fragt man nach Tugend hier? nach Weisheit? nein, nach **Geld**!"

Ein Dritter ist damit noch nicht zufrieden, er nennt die Welt kurz und bündig „ein riesiges Narrenhaus und das Leben eine unaufhörliche Maskerade"; ein Vierter aber schüttelt auch darüber den Kopf und ruft: „Die Welt ist ein großes Lumpenmagazin, die Menschen sind Lumpen und das Schicksal die Mühle, die aus ihnen Papiere macht, welche bald steigen, bald fallen." Ein Fünfter endlich

weiß kurz und bündig nichts besseres zu sagen, als: „Der Mensch ist nur ein schlecht gezähmtes Raubthier."

Das sind gewiß recht nette Zeugnisse! Ein wahres Glück, daß der Erdenbürger bei seinem Eintritt ins Dasein nicht imstande ist, diese Rekommandationen entgegen zu nehmen; er würde am liebsten gleich wieder umkehren. Die Umkehr, d. h. der Tod ist ja ohnedies das einzig sichere, was ihm bevorsteht, und es fehlt nicht an Philosophen, die darin den alleinigen Zweck des Daseins fanden, wie z. B. Hieronymus Lorm, der da ausruft:

> „Was die Bestimmung des Menschen sei?
> Sie brechen sich drüber die Köpf' entzwei —
> Und sammeln zu Büchern die Scherben!
> Und sagt es ja schon ein einziges Wort:
> Des Menschen Bestimmung ist fort und fort
> Seit Anfang der Welt schon — das Sterben."

Indeß auch von der Welt gilt es wohl, daß sie besser ist als ihr Ruf; die Menschen sind es ja, die ihren Leumund ausmachen, und wie Schiller behauptet, ist sogar die Welt vollkommen überall, wo — der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Wie verwirrend und barock aber auch all die Erklärungen sein mögen, die der Mensch und die Welt erfahren, es lohnt sich immerhin, diese Aussprüche einmal Revue passiren zu lassen, getreu der Mahnung des Sprichworts: „Prüfet alles und das Beste behaltet!" Ja, wer nur imstande wäre, hier das Beste herauszufinden und zu behalten! Wir wollten diesen Wahlspruch mit goldenen Lettern allen voransetzen!

Indem wir dieses Bekenntniß hier ablegen, ist es uns, als ob das Gesicht Shakespeares auftauchte und mit triumphirendem Lächeln auf einen Ausspruch in seinem Lustspiele „Viel Lärm um nichts" hindeutete. Wir wissen, was er sagen will: mit obigem Bekenntniß haben wir unwillkürlich seine Ansicht vom Menschen bestätigt, denn er schreibt: „Der Mensch ist ein schwankendes Geschöpf, und damit basta!" Doch Shakespeare selbst ist ein Beleg für seinen Ausspruch. Denn während er hier die Gebrechlichkeit des Menschen beklagt, läßt er den Hamlet sagen: „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie ausdrucksvoll und bewundernswerth! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! Die Zierde der Welt, das Vorbild der Lebendigen!"

Auf diesen Lobgesang will es gar nicht schmecken, wenn er dann in seinem „Heinrich IV." wieder in die Klage ausbricht: „Doch Menschen sind wir alle, sind gebrechlicher Natur und unterthan dem Fleisch."

Nicht besser sind wir mit Schiller daran, der an einer Stelle ausruft: „Mensch! herrliche, hohe Erscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers!" und dann im „Wallenstein" nichts günstigeres zu sagen weiß als:

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme“,

und in seiner „Jungfrau von Orleans“:

„Der Mensch ist der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächtigen Augenblicks.“

ganz zu geschweigen des ungehobelten Räubers Karl Moor, den der Dichter zum Herold des artigen Kompliments gemacht: „Menschheit, falsche, heuchlerische Krokodillenbrut! Ihre Augen sind Wasser, ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen!“...

Nach einem so wuchtigen Keulenschlag thut es einem wahrhaft wohl, bei Jean Paul vorzusprechen und aus dessen Munde den tröstlichen Bescheid zu vernehmen: „Der Mensch ist der große Gedankenstrich im Buche der Natur.“

Der gemütliche Philosoph von Bayreuth ist überhaupt nicht so übel auf die große Familie der Geschöpfe zu sprechen, welcher er selbst angehört. Höchstens gönnt er sich eine ganz harmlose Satire und sagt z. B.: „Einige Menschen sind Klaviere, die nur einsam zu spielen sind, manche sind Flügel, die in ein Konzert gehören“, oder er variirt diese Ansicht, die ihm niemand abstreiten wird, wie folgt: „Die Menschlichkeit ist ein Sternbild, in welchem ein Stern oft die Hälfte des Bildes macht.“ Dagegen hat er von der Erde gar keine hohe Meinung. „Die Erde“, sagt er einmal, „ist eine dunkle Baumannshöhle, wo das Menschenblut wie der Tropfstein Gestalten aufrichtet, die so flüchtig blinken und so früh zerfließen.“ Und an einer andern Stelle: „Jämmerliche Erde, die drei, vier große oder kühne Menschen verbessern und erschüttern können! Du bist ein wahres Theater! Auf dem Vorgrund sind einige Akteurs und einige Zelte aus Leinwand, im Hintergrund wimmelts von gemalten Soldaten und Zelten.“ Und weiterhin sagt Jean Paul: „Ihr nennt das Leben mit recht die Bühne. Den Geistern, die uns zuschauen, sind unsere trüben Versenkungen und frohen Aufflüge auf der Bühne keine von Leiden, sondern nur unser Spielen.“

Uebrigens wurde ein ähnlicher Ausspruch schon im Alterthum gethan. Pythagoras war es, der da sagte: „Das Schauspiel der Welt gleicht den olympischen Spielen, wo einige in Buden feilhalten und nur auf ihren Profit sinnen, andere ihre Kräfte anstrengen, um Ehre zu erlangen, noch andere nichts thun, als daß sie dem Spiele zusehen.“

Also eine Bühne! „Die Bretter, die die Welt bedeuten“, sagen wir zu ihrer Erläuterung, und umgekehrt wieder lassen wir die Welt selbst mit einem Theater vergleichen. Shakespeare hat letzteres gethan und dazu noch recht ausführlich, damit ja kein Irrthum aufkommen kann. Das Ding hört sich gar schnurrig an:

. . . . „Eine große Bühne
Nur ist die Welt, und alle, Frau'n und Männer,
Sind Spieler, treten auf und wieder ab.

Ein und derselbe Mensch durchspielt im Leben
Durch sieben Alter hin, gar manche Rollen.
Als Säugling erst, der wimmernd in dem Arm
Der Amme ruht; dann als ein weinend Schulkind,
Das mit dem Buch und hellem Morgenantlitz
Unwillig langsam, einer Schnecke gleich,
Zur Schule schleicht; dann als ein Liebender,
Der wie ein Ofen seufzt und klägliche
Balladen dichtet auf die Augenbrauen
Der Vielgeliebten; dann als Kriegsheld
Seltsamer Flüche voll, mit einem Bart
Wie ihn ein Pardel trägt, voll Eifersucht
Im Punkt der Ehre, rasch geneigt zu Händeln
Und Schlägereien, der den Ruhm sich sucht —
Die Wasserblas' — im Rachen der Kanone;
Als Richter dann, das art'ge runde Bäuchlein
Gefüllt mit Fettkapaunen, ernsten Blicks,
Mit regelrechtem Schnitt des Barts und voll
Von weisen Sprüchen und von allerneusten
Exempeln aller Art. Das sechste Alter
Verwandelt sich zum hagern Pantalon,
Der in Pantoffeln geht, auf seiner Nase,
Die Brill', den Seckel an der Seite, viel
Zu weit die wohlgeschonten Hosen für
Die eingeschrumpften Schenkel. Schon verwandelt
Bei ihm sich in den kindischen Diskant
Die starke Männerstimme, quäkt und pfeift;
Die letzte Scene, die dies sonderbare
Schauspiel, reich an Ereignissen beschließt,
Ist eine zweite Kindheit, gänzliches
Vergessen, ohne Zähn' und ohne Augen,
Geschmack und alles andere entbehrend."

Zu dieser Shakespearischen Schilderung giebt Eduard Young gewissermaßen die Nutzanwendung, wenn er sagt: „Man kann das menschliche Leben mit einem treulosen Gläubiger vergleichen: „Es hält unsere Jugend und unsere männlichen Jahre von einem Tage zum andern mit Lügen hin; endlich gesteht es den Betrug und giebt unserm Alter eine völlig abschlägliche Antwort."

Recht nette Aussichten für die Zukunft!

Doch das menschliche Leben hat noch andere Deutungen erfahren, Dichter und Philosophen, Humoristen und Moralisten haben sich mit gleichem Eifer auf die Ergründung des Geheimnisses geworfen. So singt Calderon:

„Was ist Leben? Stetes Streben.
Zu empfinden wahres Leben,
Alles rauscht dahin im Schaum, —
Was ist Leben? Schatten! Traum!"

Und ähnlich Herder:

„Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier,
Wie Schatten auf den Wogen, schweben
Und schwinden wir."

Jean Paul ist eben dieser Ansicht, er bringt sogar die Träume unter verschiedene Kategorien und sagt: „Das Leben ist für so viele ein thierischer, dicker Mitternachtstraum, bei andern eine tappende Schlaftrunkenheit, bei wenigen ein tagender Morgentraum."

Nun kann sich jeder das Seinige auswählen. Allein es erheben sich auch dagegen verschiedene Stimmen: „Das Leben ist kein Traum", ruft Feuchtersleben, der Verfasser der bekannten (in einigen vierzig Auflagen verbreiteten), „Diätetik der Seele", „Das Leben ist kein Traum, es wird nur zum Traum durch die Schuld des Menschen, dessen Seele dem Rufe des Erwachens nicht folgt."

Also aufgewacht und weiter geschaut! Shakespeare läßt sich wieder mit lauter Stimme vernehmen: Er hat eine Entdeckung gemacht, die vielleicht sogar den Herrn von Feuchtersleben aus der Seele geschrieben ist: „O Welt, Du rollend Rad!" ruft er melancholisch aus und bei einer andern Gelegenheit sagt er: „Was treibt die Welt? Sie nützt sich alternd ab", eine Beobachtung, die sich bei älteren und neueren Dichtern tausendfach variirt wieder findet und die wohl auch dem guten Thomas Moore vorgeschwebt haben mag, als er in die Worte ausbrach:

„Ein Schemen nur ist diese Welt,
Ein Werk von Rost und Schimmel."

Wir sind damit auf dem besten Weg zu Arthur Schopenhauer, dem weder Traum, noch Schemen genügt, sondern der in der Welt nur einen „Schauplatz des Jammers" sieht und es die größte Verkehrtheit nennt, diesen in einen Lustort verwandeln zu wollen. „Viel weniger irrt", nach seiner Meinung, „wer mit zu finsterem Blicke diese Welt als eine Art Hölle ansieht und demnach nur darauf bedacht ist, sich in derselben eine feuerfeste Stube zu verschaffen."

Man kommt in Verlegenheit, wem man in der Kunst, gruseln zu machen, die größere Virtuosität zuerkennen soll. Schopenhauer oder Chamford; letzterem ist das Leben nur „eine Krankheit, die der Schlaf alle sechzehn Stunden lindert und nur ein Palliativ ist ihm der Schlaf, der Tod aber das Heilmittel."

Wie das nur Theodor Körner ganz übersehen konnte! Traum und Schemen, Hölle und Krankheit zum Trotz ruft er:

„O Menschen, Menschen! faßt das Leben schnell,
Laßt keiner Stunde Zeigerschlag vorüber,
Wo ihr nicht sagt: der Augenblick war mein,
Ich habe seine Freuden ausgekostet,
Kein Tropfen Balsam ließ ich in dem Kelch —
Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal,
Wer feig des einen Tages Glück versäumt,
Er holt's nicht ein, und wenn ihn Blitze trügen."

O, man sieht deutlich: Diese Verse schrieb ein Jüngling in der strotzenden Fülle seiner Kraft, mit dem sich der grämliche Schopenhauer nicht messen konnte.

Ganz zufrieden scheint übrigens der Frankfurter Pessimist selbst nicht mit seiner „feuerfesten Stube" gewesen zu sein, denn bei einer anderen Gelegenheit bemerkte er:

„Unser Leben ist dem Laufe eines Schiffes zu vergleichen; das Schicksal spielt dabei die Rolle des Windes, indem es uns weit fördert oder weit zurückwirft, wogegen unser eigenes Mühen und Treiben nur wenig vermag Dieses nämlich spielt dabei die Rolle der Ruder; wenn solche durch viele Stunden langes Arbeiten uns eine Strecke vorwärts gebracht haben, wirft ein plötzlicher Windstoß uns ebenso weit zurück. Ist er hingegen günstig, so fördert er uns dermaßen, daß wir der Ruder nicht bedürfen."

Dieser Anschauung gegenüber klingt es fast wie müßges Geschwätz, was Goethe den Menschen zuruft in dem Verse:

„Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deßwegen haltet Euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen giebt es zu kauen!
Wir müssen erwürgen, oder verdauen."

Jedenfalls erhellt hieraus, daß Goethe keine geringe Meinung von der Tragweite eigener Kraftanstrengung gehabt hat; er hätte sonst auch nicht sagen können:

„— ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt: ein Kämpfer sein."

Nein, hinweg mit der schwarzen Brille bei der Betrachtung unserer Räthselfragen! Hören wir Herder, der die Welt mit anderen Augen betrachtet. Ihm gilt der Mensch „der erste Freigelassene der Schöpfung", „denn", sagt er, „der Mensch steht aufrecht. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, selbst Gewicht zu sein auf der Wage."

Halten wir nun einen Moment still und überblicken wir das Gehörte:

So einseitig und unzutreffend, genau betrachtet, alle die angeführten Aussprüche sind, ein Bekenntniß tragen sie offen oder versteckt fast sämmtlich in sich, das ist die Beichte der Schwäche, die ein neuerer Dichter in den Vers gekleidet hat:

„Die Menschen sind, was Menschen immer waren:
Gemisch von Schwachheit und von Kraft....
Sie mögen lachen oder weinen,
Sind sie doch selten, was sie scheinen!"

Wie wahr und schlagend.

Der Anspruch auf Gottähnlichkeit muß freilich vor diesem Bewußtsein zurückweichen. Es fragt sich nur, ob das Leben trotzdem

seinen Reiz behält, oder ob es wirklich nur, wie Schopenhauer meint, ein unvermeidliches Uebel, eine Krankheit und Höllenpein ist. Auf diese Frage hat Leopold Schefer geantwortet, wie folgt:

„Was ist die Welt wohl werth? Du reiner Geist,
Ich weiß es nicht, den Todten wohl sehr wenig;
Den Alten etwas weniger wenig, mehr
Der Jugend, mehr dem Antheil, alles aber
Vielleicht der Liebe zu ihr. Wenig sind
Die Dinge, wenig ist das Leben selber.
Am Ende ist und war es nichts, ja gar nichts
Als unser Traum davon, als uns're Sehnsucht
Danach, als uns're Freud und Lust daran
Und unsere Zufriedenheit damit.
In unserm Herzen liegt der Werth der Welt;
Wir zieh'n durch sie vorüber wie die Sonne;
So hell wir glänzten und so warm wir strahlten,
So viel wir Blumen aus der Erde lockten,
So schön, so freudevoll war unser Tag,
Der Mond wird schlecht von unserer Erde sprechen,
Weil er mit kaltem Schein sie nachts nur sieht."

Doch genug! Unerschöpflich ist dieser Born der Philosophie, wenn wir länger bei ihm verweilen wollten.

Und welchen Gewinn können wir daraus ziehen? Nichts als die Ueberzeugung, daß der Mensch wie die Welt zwei Räthsel sind, zwei Räthsel mit tausend Auflösungen, von denen keine einzige recht passen will.

„Was es eigentlich sei, das Leben, nicht konnt ich's erfahren;
Aber man kann, ich erfuhr's, machen gar manches daraus."

Ein jeder sieht sich hier mit der Stellung zu diesen Kardinalfragen auf eigenes Erforschen und Ermessen angewiesen, ja, das Leben selbst muß imgrunde als die Entdeckungsreise dieser Räthsel bezeichnet werden und die Mehrzahl der Menschen findet sie wohl nie: „Alles Gefrage, warum? wozu? wofür? ist hier eitel", meint Johannes Scherr, „denn nur ein Narr wartet auf Antwort. Auch der heilige Antonius hielt die ganze Welt für ein Buch, in welchem er, wie er sagte, so lange er auch studire, noch nie das letzte Blatt habe auffinden können. Spielhagen dagegen ist der Ansicht: „Das Leben ist die Sphynx und der Mensch ist der Oedipus, und es ist der Fluch des Oedipus, daß er das Räthsel lösen muß, und ihn des Räthsels Lösung doch unglücklich macht." Gleichviel, wir müssen Stand halten und auf eine befriedigende Lösung bedacht sein. Wohl dem, der dann am Ende seiner Laufbahn nicht mit dem Dichter klagen muß:

„Lächle nur und spiele getrost mit dem Räthsel des Lebens,
Spät erst weine, wie ich, wenn Dir die Weisheit es löst."



Der Kautschuk und seine Gewinnung.

Von Dr. W. Heß.

Da der Kautschuk unzweifelhaft mit zu denjenigen Gegenständen gehört, die in neuester Zeit von außerordentlicher Bedeutung für alle Gebiete des täglichen Lebens geworden sind, so dürften einige kurze Mittheilungen über ihn, sein Vorkommen und seine Gewinnung vielleicht nicht ohne Interesse sein.

Die Entdeckung dieses, für die verschiedenen Zwecke der Wissenschaft, Technik und des Haushalts fast unentbehrlich gewordenen Produkts des Pflanzenreiches fällt etwa in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. In der Geschichte der zweiten Reise des Columbus von Antonio Herrera, einem spanischen Historiker, der im Jahre 1625 starb, finden wir die Mittheilung, daß die Einwohner Haïtis mit elastischen Bällen aus einem getrockneten Pflanzensafte gespielt hätten. Auch den Chinesen soll sowohl der Kautschuk als auch die mit demselben so nahe verwandte Guttapercha lange vorher bekannt gewesen sein, ehe derselbe im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Form von Beuteln und Flaschen zum ersten Male nach Europa kam. Trotzdem aber schon im Jahre 1736 der französische Forscher De la Condamine der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung übersandt hatte, in der er nachwies, daß der Kautschuk der eingetrocknete Milchsaft eines in überseeischen Ländern sehr weit verbreiteten Baumes sei, wurde er in Europa bis zum Jahre 1820 allein zu dem von Priestley vorgeschlagenen Auslöschen von Bleistiftstrichen benutzt. Von dieser ursprünglichen Anwendung dürfte sich auch der noch jetzt gebräuchliche Name „India Rubber" herleiten. Erst als es im Jahre 1823 Macintosch gelang, die noch heute nach ihm benannten wasserdichten Gewebe mit Hilfe des Kautschuks darzustellen, war der Grundstein zu einer Industrie gelegt, die sich in wenigen Dezennien mächtig entwickelte und heute wohl als eines der wichtigsten Zweige der Technik bezeichnet werden

darf. Einen ungemein wichtigen Antheil an diesem verhältnißmäßig schnellen Aufschwunge der Kautschuk-Industrie hatten unbedingt die Erfindungen des Vulkanisirens desselben durch Goodyear und Hancock 1843 und die Darstellung des sogenannten Hartgummi im Jahre 1852 durch den ersteren der beiden englischen Techniker.

Der Kautschuk ist, wie aus dem Obigen schon ersichtlich, ein vegetabilisches Produkt. Wenn wir uns fragen, welche Pflanzen es denn sind, die uns diesen schätzbaren Körper liefern, so könnten wir darauf mit Schleiden antworten, daß derselbe sich in allen milchsaftführenden Pflanzen findet. Von der großen Anzahl der zu dieser Kategorie gehörenden Gewächse, sind es aber nur verhältnißmäßig wenige, welche den Kautschuk in einer ihre Verarbeitung lohnenden Menge enthalten. Es sind vor allem drei große Gruppen, die Artocarpeen, Euphorbiaceen und Apocyneen, welche zur Darstellung dieses werthvollen Stoffes herangezogen sind. Von den Artocarpeen liefern Kautschuk die amerikanischen Bäume Castilloa elastica, Cecropia pelata und die in Ostindien und Uruguay vorkommende Ficus elastica, von den Euphorbiaceen die südamerikanischen Pflanzen Syphonia elastica und Hevea-Arten und von den Apocyneen Urceola elastica, Vehea gummifera und Landolphia, welche auf dem indischen Archipel und in Afrika heimisch sind. Letztere sind Kletter- und Schlingpflanzen, welche zum Theil eine Länge von 300 Meter erreichen.

Außer diesen vorzugsweise zur Verwendung kommenden Gewächsen giebt es noch eine große Menge anderer, die mit mehr oder weniger Vortheil benutzt werden, sodaß die Zahl der zur Kautschukgewinnung nutzbar gemachten Pflanzen auf etwa 50 geschätzt wird. Auch die in Deutschland überall als Unkraut vorkommende Gänsedistel Sonchus oleraceus enthält nach G. Kaßners Untersuchungen in ihrem Safte 0,41 Prozent Rohkautschuk und 0,16 Prozent Reinkautschuk, der durch Extraktion der getrockneten und gepulverten Pflanze mit Schwefelkohlenstoff gewonnen werden kann.

Die den kautschukhaltigen Milchsaft führenden Gefäße durchziehen die Pflanze entweder in allen ihren Theilen oder nur in der Rinde. Bei ihrer Verletzung lassen sie den Saft als eine milchige, trübe Flüssigkeit austreten, aus welcher sich der Kautschuk nach einiger Zeit in Form von kleinen Kügelchen abscheidet.

Die chemische Zusammensetzung des Saftes ist sehr wechselnd und ändert sich je nach den verschiedenen Pflanzenarten, denen er entstammt. Mit wenig Wasser verdünnt, scheidet sich der Kautschuk nicht ab, wohl aber ist dies der Fall beim Zusatz von 5—6 Volumen Wasser oder durch Behandlung mit verdünnten Säuren, indem sich dann sogleich eine rahmartige, auf der Oberfläche schwimmende Schicht von Kautschuk bildet.

Die Verarbeitung des Milchsaftes auf Kautschuk geschieht nach mehreren Methoden, die im wesentlichen darauf beruhen, daß man mit dem aus den Schnittwunden der Bäume ausfließenden, rahm-

ähnlichen Milchsaft wiederholt Thonmodelle überzieht, und nachdem der Saft an der Sonne oder über Feuer getrocknet worden ist, den Thon durch Klopfen oder durch Aufweichen mit Wasser entfernt. Der zurückbleibende Kautschuk hat dann die Gestalt der Thonform, meist die von Flaschen oder Beuteln, häufig auch die von Platten, welch' letztere unter dem Namen Speckgummi in den Handel kommen. Der aus den Pflanzen frisch gewonnene Saft enthält etwa 9—40 Prozent Kautschuk und 32—56 Prozent Wasser.

Nach seiner Herkunft unterscheidet man amerikanischen, ostindischen und afrikanischen und Madagaskar-Kautschuk. Mit dem Namen amerikanischer Kautschuk werden eine Reihe in den verschiedenen Theilen Amerikas gewonnener Produkte bezeichnet, von denen der Para-Kautschuk die reinste und geschätzteste Sorte ist. Derselbe verdankt seinen Namen der in Brasilien gelegenen Stadt Para und kommt meist in Form von Speckgummi in den Handel. Welche kolossale Mengen desselben jährlich gewonnen werden, zeigt ein Blick auf die Ausfuhrtabellen für dieses Handelsprodukt:

Para verlud:	1857	=	1,670,000	Kilogramm
	1867	=	4,300,000	„
	1877	=	7,670,000	„
	1882	=	10,200,000	„

Zugleich geht aus diesen Zahlen hervor, welch' eine rapide Entwickelung die Kautschuk-Industrie genommen hat, indem die Produktion im Laufe von 25 Jahren fast annähernd auf das Zehnfache gestiegen ist.

Der ostindische Kautschuk kommt unter dem Namen Bombay- und Calcutta-Kautschuk in den Handel, steht jedoch an Werth den amerikanischen Gummiarten bedeutend nach. Unter der Rubrik afrikanischer und Madagaskar-Kautschuk faßt man wieder eine Reihe theils sehr werthvoller Produkte zusammen, die nach der oben erwähnten Methode in den verschiedenen Theilen Afrikas gewonnen werden.

In welch' enormen Quantitäten der Kautschuk in den obigen Distrikten gewonnen wird, mögen die folgenden Zahlen beweisen. Im Jahre 1882 wurden ausgeführt:

aus Centralamerika . .	3,000,000	Kilogramm
„ Para	10,200,000	„
„ Java	2,000,000	„
„ Mozambique . . .	1,000,000	„
„ Borneo	600,000	„
„ Madagaskar . . .	250,000	„
von der Westküste Afrikas	2,500,000	„
Zusammen	19,550,000	Kilogramm,

die etwa einem Werthe von rund 140 Millionen Mark entsprechen.

Zur Reinigung dieses sogenannten Rohkautschuks kann man sich verschiedener Methoden bedienen, die im Prinzip dadurch unter-

schieden sind, daß man entweder den Kautschuk in wasserfreiem Schwefelkohlenstoff löst und ihn dadurch von den anhaftenden Verunreinigungen befreit, oder daß man umgekehrt diese durch Extraktion des Rohmaterials mit Wasser, Alkohol und Aether entfernt.

Der Kautschuk ist in reinem Zustande weiß und durchsichtig. Er hat keine Spur von faseriger Textur, ist vollkommen elastisch und wird erst beim Ausziehen faserig und unklar. In der Kälte wird er fest und ist dann schwierig biegsam. Wird z. B. ein stark ausgedehnter Kautschukstreifen plötzlich abgekühlt, so verliert er seine elastischen Eigenschaften und ist nicht mehr imstande sich zu kontrahiren. Dieser Zustand ist jedoch nur vorübergehend und er erhält durch Erwärmen auf 40—50° C. seine frühere Elastizität wieder. Beim Erwärmen wird er allmählich weicher und schmilzt bei etwa 200° C. zu einer schmierigen Masse, die beim Erkalten nicht wieder fest wird. Beim Erhitzen an der Luft verbrennt er mit leuchtender, rußender Flamme.. Bei der trockenen Destillation geht eine ölartige Flüssigkeit, das sogenannte Kautschuköl, über, während in der Retorte ein kohliger, aschenarmer Rückstand hinterbleibt. Das erstere ist von verschiedenen Chemikern untersucht worden und fand man es zum größten Theile aus gesättigten Kohlenwasserstoffen zusammengesetzt. In erwärmtem Zustande läßt es sich mit Schwefel, Guttapercha, Schellack, Schwerspathpulver, Kreide, Gips, Thon u. s. w. zusammenkneten, wodurch er in vulkanisirten resp. hornisirten Kautschuk übergeführt werden kann.

Der Kautschuk löst sich in Benzol, Schwefelkohlenstoff, reinen Aether, in dem oben erwähnten Kautschuköl, Terpentinöl, Petroleumbenzin und Chloroform. Die Löslichkeitsverhältnisse sind nach T. P. Hanausek die folgenden:

100 Theile lösen	Cerea-	Negrohead-	Sierra-Leone-Kautschuk
Aether	2,6	3,6	4,5
Terpentinöl . . .	4,5	5,0	4,6
Chloroform . . .	3,0	3,7	3,0
Petroleumbenzin .	1,5	4,5	4,0
Steinkohlenbenzin .	4,4	5,0	4,7
Schwefelkohlenstoff	0,4	—	—
Benzol	13,6	—	—

Ueber seine chemische Zusammensetzung ist noch nichts genaueres bekannt, jedoch besteht er wahrscheinlich aus einem Gemenge verschiedenartiger Verbindungen. Die prozentische Zusammensetzung $87_{,5}$ Theile Kohlenstoff auf $12_{,5}$ Theile Wasserstoff entspricht der Formel C_4H_7.

Der Kautschuk wird zu den verschiedenartigsten Zwecken angewandt, zum Entfernen der Bleistiftstriche als Radirgummi, zur Fabrikation von Bändern, Fäden, Stoffen, Schläuchen, zur Darstellung elastischer Gewebe, wie Hosenträger, Strumpfbänder, wasserdichter Zeuge und endlich zur Gewinnung von vulkanisirtem und hornisirtem

Kautschuk. Außer bei den beiden letzteren Anwendungen wird er auf mechanischem Wege zu den genannten Gegenständen verarbeitet, während die Darstellung des vulkanisirten und hornisirten Kautschuks auf einem chemischen Prozesse beruht.

Was zuerst das Vulkanisiren anbetrifft, so ist dasselbe auf die Eigenschaft des Kautschuks, Schwefel bei höherer Temperatur chemisch zu binden begründet. Zur Fabrikation dieses Produktes sind eine ganze Reihe von Methoden in Gebrauch, von denen wohl die Parkersche die jetzt am meisten angewandteste ist. Dieselbe besteht darin, daß man die zu vulkanisirenden Gegenstände 2—3 Minuten lang in eine Lösung von $2^1/_2$ Theile Schwefelchlorür in 100 Theile Schwefelkohlenstoff taucht, bei 25° C. trocknen läßt und nun nochmals $1^1/_2$ Minuten in die Lösung taucht. Darauf läßt man den Kautschuk zur Entfernung des nicht chemisch gebundenen Schwefels in einer aus 500 Gramm Aetzkali und 10 Liter Wasser bestehenden Flüssigkeit sieden und wäscht ihn dann so lange aus, bis das herablaufende Wasser nicht mehr alkalisch reagirt. Nach dem in England ziemlich gebräuchlichen Hanausek'schen Verfahren wird Schwefelantimon als Vulkanisirungsmittel angewandt, wodurch dem Kautschuk eine rothbraune Farbe ertheilt wird.

Die nach dem obigen Verfahren fabrizirten Artikel kommen unter dem Namen Patent-Gummiwaaren in den Handel. Die Eigenschaften derselben unterscheiden sie scharf von dem gewöhnlichen Kautschuk, sodaß hierdurch der Beweis geliefert wird, daß beim Vulkanisiren eine tiefgehende Umwandlung der Materialien, mit anderen Worten, ein chemischer Prozeß vor sich geht. Während der gewöhnliche Kautschuk schon bei + 3° C. hart und steif wird, verliert er im vulkanisirten Zustande seine Elastizität und Weichheit selbst bei Temperaturen unter 0° C. nicht. Auch ist er in den gewöhnlichen Lösungsmitteln des Kautschuks nicht löslich.

Seine Anwendung besteht vor allem in der Darstellung von wasserdichten Gefäßen, Gasleitungsröhren, Schläuchen, Buchdruckerwalzen, Fußteppichen, Gummischuhen, Kinderspielwaaren u. s. w.

Während das auf obige Weise erhaltene Produkt durch seine Weichheit charakterisirt ist, läßt sich durch eine Modifikation des Vulkanisirungsprozesses, das Hornisiren, ein hornartig, sprödes Gummi erzeugen, sodaß wir dem Weichgummi das Hartgummi gegenüberstellen können. Die Hauptdifferenz der beiden aus demselben Material hergestellten Produkte besteht in dem größeren Schwefelgehalt des Hartgummis, welch' letzteres etwa 30—60 Prozent Schwefel enthalten kann. Das Verfahren zu seiner Gewinnung ist im Prinzip genau dasselbe wie beim Weichgummi angegeben, nur wird häufig außer der größeren Menge Schwefel noch eine Reihe anderer Substanzen hinzugesetzt, welche den Zweck haben, die Härte und Elastizität des Gummis zu erhöhen. Als solche Zusätze verwendet man vor allem Guttapercha, Schellack, Harze, Kreide, Gips, Fette, Seifen u. s. w. Häufig werden auch anorganische Metallsalze, wie Kupfer-,

Chrom-, Bleisalze beigemengt, um eine bestimmte Farbennuance hervorzubringen.

Das Hartgummi, auch wohl Ebonit genannt, ist sehr politurfähig und ist deßhalb ein vorzügliches Ersatzmittel für Horn und Elfenbein. Man verwendet es aus diesem Grunde zur Darstellung von Federhaltern, Schmucksachen, Blasinstrumenten, künstlichen Gebissen und dergleichen Produkte mehr. Seiner beim Reiben hervortretenden, sehr starken Elektrizitätsentwickelung wegen findet es vielfach Benutzung bei der Zusammensetzung elektrischer Apparate. Endlich kann man aus demselben durch Vermengung mit Quarz, Sand, Schmirgel oder ähnlicher Substanzen Schleifsteine produziren.

Dem Kautschuk oder elastischen Gummi gegenüber steht die Guttapercha oder das plastische Gummi. Auch diese ist ein in den Milchsäften verschiedener Pflanzen vorkommender Körper und zwar ist es fast ausschließlich die in den malayischen Wäldern und auf den Inseln des östlichen Archipels heimische Isonandra Gutta, welche zur Gewinnung derselben dient. Die Methode zu ihrer Darstellung ist äußerst einfach. Indem man den durch Schnitte aus den Bäumen erhaltenen Milchsaft coaguliren läßt, kann man die Guttapercha leicht isoliren, worauf man sie durch Kneten mit den Händen zu größeren Massen zusammenpreßt.

Die rohe Guttapercha erscheint, so wie sie in den Handel kommt, röthlich grauweiß bis braun gefärbt und enthält meist viele Verunreinigungen, vor allem Sand und Rindentheilchen. Im gereinigten Zustande ist sie heller gefärbt und kann sogar fast weiß aussehen. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach ist sie ein Gemenge verschiedener sauerstoffhaltiger Harze. Bei gewöhnlicher Temperatur ist sie sehr steif, zähe und wenig elastisch. Beim Erwärmen dagegen wird sie weich und läßt sich in diesem Zustande leicht auswalzen und zu Fäden ausziehen. Als Lösungsmittel dienen Chloroform, Kautschuköl und Terpentinöl, während sie in Wasser, Alkohol, Aether, verdünnten Säuren und Alkalien entweder ganz oder nur zum Theil löslich ist.

Zur Verarbeitung unterwirft man sie einem rein mechanischen Reinigungsprozeß. Man erhält die Guttapercha dadurch in Gestalt eines weichen homogenen Teiges, aus dem man dann direkt jede beliebige Form kneten kann. Ebenso wie den Kautschuk kann man sie auch vulkanisiren, wodurch sie einerseits widerstandsfähiger gegen chemische Agentien und andererseits unempfindlicher gegen Witterungs- und Temperaturwechsel gemacht wird. Abgesehen von der Anwendung zur Darstellung von wasserdichten Gefäßen, Röhren u. s. w., wird sie hauptsächlich benutzt zur Umhüllung elektrischer Kabel, da sie dieselben als Nichtleiter der Elektrizität von der Umgebung isolirt und dieselben zugleich gegen die Einflüsse der Feuchtigkeit schützt.

Ihren Eigenschaften nach zwischen Kautschuk und Guttapercha steht eine in neuerer Zeit mehr und mehr in Aufnahme kommende Substanz, die Balata. Dieselbe findet sich in dem Milchsafte von

Sapota Milleri, einem in Guyana häufig vorkommenden Baume und kann aus demselben nach dem oben angegebenen Verfahren gewonnen werden.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß von verschiedener Seite der Versuch gemacht ist, eine dem Kautschuk ähnliche Substanz auf künstlichem Wege herzustellen, es bis jetzt aber nicht gelungen ist, ein technisch verwerthbares Produkt auf diese Weise zu gewinnen.

Umsonst.

Wenn schrill die Harfensaite springt,
So bleibt die Harmonie gebannt,
Ob auch das Knüpfen Dir gelingt:
Es ist umsonst, der Wohlklang schwand.

Wenn jäh sich Herz vom Herzen reißt,
Nie wieder kehrt der alte Sinn,
Ob man sich auch versöhnet heißt:
Es ist umsonst, die Lieb' ist hin.

Richard George.





Winterbild.



„Le roi l'a dit!“

Wiener Plauderei. Von M. K. von Markovics.

Um den Leser gleich anfangs aufzuklären: das folgende pikante Histörchen spielte nicht in Paris, obwohl fast alle Betheiligten sich längere Zeit in dem schönen Seine-Babel aufhielten und der Pariser „guten Gesellschaft“ hinlänglich bekannt sind.

Man schrieb das Jahr 1868.

Der junge, in der jüngsten Zeit viel genannte Fürst eines Landes, das kaum die Sitten der Civilisation anzunehmen begonnen hatte, kam heim aus Paris, wo er seine Erziehung vollendet hatte. Er beherrschte die modernste aller Weltsprachen, sowie das Englische und seine Muttersprache, und nahm bei seinen jeweiligen Besuchen in Wien sich einen der fescheſten Fiaker — um gut deutsch zu lernen.

Man sagt, er habe darin sein Ideal vollkommen erreicht.

An die ungebundenste Freiheit und die leichtlebigen, toleranten Sitten von Paris gewöhnt, fand „Serenissimus“ in seiner halbasiatischen Residenz etwas vor, etwas, das selbst seinem nichts weniger als prüden, oder mit der galligen Tinte der Intoleranz gefärbten Augenglase ein Stein des Anstoßes dünkte.

Dies Etwas — war die Tante Serenissimi.

Es sei ferne von mir — obwohl ich darin Staunenswerthes zu leisten vermöchte — den Stammbaum und die Genealogie Serenissimi hier näher zu beleuchten. Genug denn — die Tante war da — war recht lange schon da und erfreute sich eines Alters, das man bei den Frauen nicht mehr das interessante nennt.

Wir wollen sie Gräfin Melanie nennen, obwohl der Grafenstand in diesem Lande nicht existirt, da seine Verfassung und sein Nationalstolz ihm gestattet, jedem seiner Unterthanen das Wörtchen „von“ vor den Namen zu setzen.

Gräfin Melanie also besaß das Alter von — wir wollen galant sein! — sagen wir 42 Jahren. Göttin Aphrodite hatte die ihr sehr ergebene Gräfin nicht mit Schönheit gesegnet, man müßte denn ein pittoresk schnippisches Näschen, dunkle feurige Augen und einen kleinen Fuß als genügende Attribute der Schönheit gelten lassen. Einer dieser kleinen Füße aber war kürzer als der andere — d. h. Gräfin Melanie hinkte. Als sie noch als Bébé in den Windeln zappelte, hatte eine ungeschickte Bonne die kleine Gräfin auf ihren Schultern reiten lassen — vielleicht stammte daher die Passion der Dame, auf feurigem ungarischen Pferde ohne Sattel über Stock und Stein zu jagen — kurz Bébé fiel von Katjas Schultern, und ob-

wohl die Bonne sofort davon gejagt wurde, hinderte dies nicht, daß die Kleine ein kürzeres Bein von dem Falle zeitlebens behielt.

Warum ich auf diese Einzelheit eingehe?

Gräfin Melanies kurzes Bein bildete ihren pikantesten Reiz. Dies kurze Bein mit dem winzigen Füßchen hinderte sie nicht, als flotteste Reiterin die größten Hindernisse zu nehmen, die talentvollste Malerin, die beachtungswertheste Klavierspielerin und Komponistin zu werden; dies kurze Bein war kein Grund, daß die junge Gräfin Furcht hegen mußte, bei Hof- und Elite-Bällen „Mauerblümchen" zu machen, denn Gräfin Melanie war eine fesche, unvergleichliche Tänzerin.

Mit all diesen Vorzügen verband die junge Gräfin ein mehr als lebhaftes Temperament und eine zierliche, fast schmächtige Figur, die in reiferen Jahren einer proportionirten Fülle wich.

Auch Gräfin Melanie war in einem Pensionate in Paris erzogen und ihre vielseitigen Talente und Kenntnisse trugen ihr, trotz eines ansehnlichen väterlichen Vermögens, einen ehrenvollen Ruf in das Haus eines Herzogs ein, dem jüngsten achtjährigen Sprossen gute Sitten beizubringen. Allein — da lag der Hase im Pfeffer.

Gräfin Melanie taugte absolut nicht zu einer herzoglichen Gouvernante — nicht einmal in dem freisinnigen Paris. Le jeun duc lernte Schelmenlieder, die Couplets der damals berühmten Mademoiselle Schneider, etwas Cancan tanzen, aber sonst nichts, womit sich ein eventuell vermögensloser Herzog ein Stückchen Brod hätte verdienen können. Nach einem sensationellen Cancan-Abend, dem Madame la duchesse unerwartet und ungesehen beiwohnte, bekam petit duc einen Haushofmeister.

In Gesellschaft einer alten Dame de compagnie verlebte nun Gräfin Melanie einige Jahre der ungebundensten Heiterkeit, jedoch ist Paris ein theures Pflaster. Die Interessen von einigen hunderttausend Gulden langten nicht hin, um der Gräfin Launen zu bestreiten.

„So geht's nicht weiter", schrieb ihr Vermögensverwalter, ein gleichfalls naher Verwandter Serenissimi.

„Auch daheim bei den grasenden Schweineheerden und den dunkeläugigen Söhnen des Landes lebt sich's nicht schlecht" — dachte Melanie und packte ihre Koffer.

Ihre Ankunft, obwohl sie wie eine Bombe an dem kleinen Hofe die Gemüter erregte, fiel in eine Zeit, da sich zwei gleichberechtigte Geschlechter um die Würde des Fürstenhutes befehdeten. Hie Capulet — hie Montecchi! Nur fehlte die Julia — es gab zwei Romeo!

Die kleine Hauptstadt des Landes war kein Paris. Gräfin Melanie verstand es jedoch, sich das Leben überall angenehm zu gestalten. Dann waren ja Pest und Wien im Winter — Mehadia und Buzias im Sommer nicht allzuweit.

Bald hatte die „tolle Gräfin", wie man sie allgemein hieß, einen

Kreis flotter Freunde um sich. Bei den neidischen, scheel blickenden Frauen, die es in keiner Weise mit ihr aufnehmen konnten, war Melanie selbstverständlich gut gehaßt. Was kümmerte das die Gräfin?

„Was die Fürstin Pauline in Wien und Paris, das bin ich hier“, sagte sie lachend, „soll ich mir das Leben durch Bosheit und engherzige Moralpredigerinnen verdüstern lassen? Eh non! Après nous le déluge!“

Und die Gräfin Melanie liebte, tanzte, ritt und hinkte weiter. Die Jahre vergingen. Merkwürdig — trotz des hübschen Vermögens und der seltenen Talente, trotz des großen Kreises der Bewunderer und Verehrer fand sich kein Freier.

Die einst ganz appetitliche Frucht wurde überreif und drohte vom Baume zu fallen. Die Verehrer verschwanden allmählich und auch die Cigarretten, der Wein und die flatterhaften Neigungen erfreuten die Gräfin nicht mehr.

Zu dieser Zeit klärte sich der politische Himmel, der bis dahin sich trüb über das Ländchen gebreitet, und der siegende Kronprätendent zog in seine Hauptstadt ein.

Gerade damals erwachten in Gräfin Melanie auf kurze Zeit wieder ganz tolle Launen — Launen, die selbst der Fürst nicht ganz präsentabel fand.

Serenissimus faßte sogleich einen Entschluß.

Er machte seiner Tante einen Besuch, die ihn liebenswürdig empfing. Der Abstand im Alter war ein zu großer, als daß es sich nicht komisch ausgenommen hätte, würde der junge Fürst der äußerst lebenslustigen Tante Vorwürfe gemacht haben.

Er packte dieselbe bei der schwachen Seite.

„Warum, Tante, heiraten Sie nicht? Sie — eine geistvolle, schöne Frau“ — schmeichelte galant der in Paris Erzogene.

„Es will mich niemand, cher neveu —“ erwiderte die Gräfin Melanie, indem sie etwas verlegen die volle Wahrheit bekannte.

Serenissimus lächelte.

„Wollen Sie den Mann nehmen, den ich Ihnen aussuchen werde, liebe Tante?“

Melanie nickte. Sie hatte keine Wahl — und der Gedanke, eine Hausfrau, vielleicht auch Mutter noch sein zu können, erregte ihre Phantasie ungemein.

Anderen Tages wurde Oberst Ph . . . . zum Rapport bei Serenissimus befohlen. Er erschien.

Der Oberst war ein echter Haudegen, ein braver Soldat, nur zu gerade, zu offen — aber ein armer Teufel, der Schulden, viel Schulden besaß, da er durch zwanzig Jahre arme Eltern unterstützt hatte.

Der Rapport war zu Ende.

Serenissimus hielt den Oberst zurück.

„Ich möchte Ihnen eine Frage vorlegen, Oberst Ph . . . .“

Der Oberst erwiderte: „Wie Durchlaucht befehlen!“

„Möchten Sie nicht heiraten?"

Erstaunt sah der Oberst auf, doch erwiderte er schneidig salutirend:

„Wie Durchlaucht befehlen!"

„Und würden Sie die Frau heiraten, die ich Ihnen geben möchte?"

Der Oberst dachte im Fluge an viele sitzengebliebene Mädchen.

„Wie Durchlaucht befehlen!"

Serenissimus trat einen Schritt näher.

„Nun denn" — fast zögernd kam es über des Fürsten Lippen — „so befehle ich Ihnen, meine Tante Melanie zu heiraten."

Einen Moment verlor der Oberst die Fassung. Er erbleichte. Bald aber siegte die militärische Disziplin, vielleicht sah er auch das nicht unschöne Gesicht der Gräfin vor sich, der er selbst einst den Hof gemacht — kurz — er schlug die Sporen an den Absätzen zusammen, biß etwas die Zähne auf die Unterlippe und antwortete:

„Wie Ew. Durchlaucht befehlen!"

Oberst Ph . . . . fuhr nicht schlecht bei der Affäre. Gräfin Melanie erhielt von ihrem Neffen ein Extra-Heiratsgut von 20,000 Dukaten.

Bis zur Hochzeit sah der Oberst seine offizielle Braut ein einziges Mal, bei der Verlobung, die bei Hofe gefeiert wurde. Es versteht sich von selbst, daß diese Muß-Heirat allen Staub der chronique scandaleuse S . . . . .'s aufwirbelte. Allein — auch das ging vorüber.

Originell war das erste Plauderstündchen, das die — jungen Neuvermählten (auch der Oberst zählte 46 Jahre) — miteinander hatten. Gräfin Melanie war keine üble Braut trotz ihrer Jahre und sah im Glanz ihrer Brillanten ganz stattlich aus.

Der Oberst führte seine Gattin in das neu errichtete Heim. Er küßte ihr galant die Hand, aber sein Auge blickte ernst, weit ernster, als man dies sonst von einem jungen Ehemann gewöhnt ist.

„Madame" sagte er, und hob warnend den Zeigefinger: „Madame — mein Fürst hat befohlen und ich habe nicht ungern gehorcht; aber ich bitte Sie eines zu bedenken! Ich bin Soldat und vertrage nicht den geringsten Flecken auf meiner Ehre! Und — kann die Hausfreunde nicht leiden! Ich bin schon so, — darum geben Sie acht —!"

Gräfin Melanie sah halb erschrocken, halb belustigt zu dem neuen Gemal empor — dann auf die Spitze ihres reizenden Atlasschuhchens nieder — endlich steckte sie den kleinen Finger in den Mund und flüsterte:

„Ich gebe schon acht, mein Herr —"

Beide Theile haben das niemals bereut — auch Serenissimus nicht.

Le roi l'a dit!

Tacitus und die Engländer.

Viele Eigenschaften, welche man für vorzugsweise germanisch hält, besitzen jetzt, wie es scheint, die Engländer in höherem Grade als die Deutschen selbst.

Wir haben in dieser Beziehung wieder einmal die „Germania" des Tacitus durchgelesen und darin eine Menge Urtheile und Aeußerungen gefunden, die auf die Engländer vorzüglich zu passen scheinen.

Wie oft, wenn man Engländer im Eifer der Geschäfte und bei der Arbeit die größte Energie entwickeln sieht, und wenn man sie nachher wieder als Langschläfer findet, wenn man sie inmitten der Gesellschaft, in ihren Klubs, ja in dem Saale ihres Parlaments in tiefen Schlummer verfallen erblickt, wie oft fällt einem da ein, was Tacitus von den Germanen sagt: „quoties bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt, dediti somno ciboque. Fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens. — Mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem." (So oft sie keine Kriege [oder Handelsgeschäfte] haben, verbringen sie ihre Zeit auf Jagden, mehr noch in Muße, im Schlafe oder bei Gastgelagen; selbst der Rüstigste [und Geschäftigste] thut nichts, und man muß den Widerspruch in der Natur bewundern, daß dieselben Menschen in so hohem Grade das Nichtsthun lieben und zugleich die Ruhe hassen).

„In hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt!" (zu solchen Gestalten, deren Glieder wir bewundern, wachsen sie empor). Diese Bewunderung der Römer theilen die Deutschen mit ihnen in Bezug auf diejenigen Germanen, die Großbritannien bewohnen.

„Truces et caerulei oculi, rutilae comae" (wilde und blaue Augen, blonde Haare). Auch diese germanischen Eigenthümlichkeiten haben, wie wir glauben, die Engländer jetzt noch häufiger als wir Deutschen.

„Minimeque sitim aestumque tolerare" (sie ertragen weder Durst noch Hitze). Man denke nur an den englischen Soldaten, wie viel er mehr ißt und trinkt als der unserige, und wie große Sorge man trägt, ihn vor jeder Schlacht gehörig zu füttern.

„Deorum maxime Mercurium colunt" (von den Göttern verehren sie den Mercur am meisten). Dies kann man jetzt nur von den Engländern gelten lassen.

„Sera juvenum Venus, eoque inexhausta pubertas. Nec virgines festinantur." (Die Jünglinge huldigen der Venus erst spät, daher ist ihre Jugendkraft unerschöpflich. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht). Die Jugendfrische dauert nirgends länger als in England.

Von den Weibern der Deutschen sagt Tacitus: „Ergo septa pudicitia agunt, nullis spectaculorum illecebris, nullis conviviorum

irritationibus corruptae“ (sie leben in einer wohlverzäunten Schamhaftigkeit, unverdorben durch schlüpfrige Schauspiele und durch die aufreizenden Schmeicheleien der Hausfreunde). Es ist gerade so, als hätte Tacitus dabei die englischen Mädchen vor Augen gehabt.

Von der Ehe redend, sagt er: „Nullam morum partem magis laudaveris“ (keinen Theil ihrer Sitte könnte man mehr loben).

„Paucissima in tam numerosa gente adulteria“ (bei einem so zahlreichen Volke muß man die unter ihm vorkommenden Ehebrüche selten nennen). Auch dies kann man alles in Bezug auf die Engländer und ihre Frauen unterschreiben.

„Sic unum accipiunt maritum quo modo unum corpus unamque vitam, nec ulla cogitatio ultra, ne longior cupiditas, ne tamquam maritum, sed tamquam matrimonium ament.“ (So empfangen sie einen Gatten, sind mit ihm ein Körper und eine Seele, darüber geht kein Gedanke hinaus, und keine Begierde führt sie weiter, und wenn sie ihren Ehemann nicht lieben, so lieben sie doch die Ehe). Es ist von einem, der die englischen Frauen kennt, fast schwer zu glauben, daß das jemand geschrieben hat, der sie nicht kannte. „Ne tamquam maritum, sed tamquam matrimonium ament!“ Wie ganz englisch! Und weiterhin: „sic vivendum, sic pereundum“ (mit ihrem Ehegemal glauben sie leben und sterben zu müssen). Auch dies ist den englischen Frauen aus der Seele geschrieben.

Von dem Benehmen der Männer gegen ihre Frauen sagt Tacitus: „nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt“ (auch verachten sie nicht ihre Rathschläge und beachten aufmerksam ihre Antworten). Es ist damit ganz das Wesen des Benehmens der Engländer gegen ihre Frauen bezeichnet.

„Plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges“ (und stärker sind hier die guten Gewohnheiten als anderswo die guten Gesetze). Das wieder ein Spruch, den man als Motto einem Werke über England vorsetzen könnte.

„Mox rex vel princeps, prout aetas cuique, prout nobilitas, prout decus bellorum, prout facundia est, audiuntur, auctoritate suadendi magis, quam jubendi potestate“ (in ihren Rathsversammlungen haben ihre Könige und Edle mehr Einfluß durch die Ueberredungskunst als durch die Gewalt des Befehlens, und jeder wird um so aufmerksamer gehört, je mehr sein Alter oder sein Adel oder seine Kriegsthaten oder seine Geistesgaben Achtung gebieten). Sollte man nicht glauben, Tacitus habe hier vom englischen Parlamente gesprochen?

„De minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes“ (über die unbedeutenderen Angelegenheiten entscheiden die Fürsten, über die wichtigeren alle). Ist es nicht auch so in England, wo das Staatsoberhaupt einige Ehrenzeichen vertheilt und die geringeren Aemter besetzt, wo aber die öffentliche Meinung, d. h. die ganze Nation, den Premier an seinen Platz bringt und durch das Parlament die Gesetze macht?

„Nec regibus infinita aut libera potestas et duces exemplo potius quam imperio, si prompti, si conspicui, si ante aciem agant, admiratione praesunt“ (auch haben die Könige keine unbeschränkte und freie Macht, und die Vornehmen besitzen mehr Einfluß durch ihr Beispiel als durch Herrschergewalt. Wenn sie rasch, thätig, klug sind, wenn sie den Uebrigen vorangehen, gewinnen sie die Bewunderung aller). Tacitus sah die konstitutionelle und aristokratische Monarchie der Engländer schon im Geiste der Deutschen keimen.

„Lamenta ac lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt, feminis lugere honestum est, viris meminisse“ (von Klagen und Thränen lassen sie schnell ab, von Schmerz und Traurigkeit erst nach langer Zeit. Zu jammern halten sie für Frauen angemessen, eingedenk zu sein für Männer). Wir erinnern dabei an das englische „love me little, but love me long“ und an andere Sprichwörter, die ungefähr wie eine Uebersetzung jenes Tacitanischen Ausspruchs klingen.

„Suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui, quam amicitias necesse est, nec implacabiles durant“ (auch die Freundschaften des Vaters und der Verwandten muß man übernehmen, und ihre Feindschaften dauern nicht lange). Die Engländer achten die Freundschaften und Verbindungen ihres Hauses und ihrer Familie hoch und sind zum Versöhnen äußerst geneigt.

Auch viele Kleinigkeiten passen jetzt auf die Engländer weit besser als auf uns:

„Statim e somno, quem plerumque in diem extrahunt, lavantur, saepius calida“ (sogleich wenn sie aus dem Schlafe, den sie bis zu späten Stunden verlängern, erwachen, waschen sie sich gewöhnlich mit warmem Wasser). Die Deutschen sind jetzt im Vergleich mit den Engländern wahre „early risers“ (Frühaufsteher). Auch waschen sie sich jetzt mehr mit kaltem Wasser, während die Engländer noch meistens das warme vorziehen.

Von der deutschen Küche sagt Tacitus mit zwei Worten das, was jeder, der in England gereist ist, bestätigen wird: „Cibi simplices“ (die Speisen sind einfach).

„Sine blandimentis expellunt famem“ (ohne viele Umstände und ohne große Gourmandise vertreiben sie den Hunger). Man gedenke der wässerigen Genüsse, der geschmacklosen Saucen und insbesondere des kräftigen Rindfleisches der Engländer, das mehr des Hungers als des Gaumenkitzels wegen gegessen wird.

„Separatae singulis sedes et sua cuique mensa“ (jeder einzelne hat seinen besonderen Sitz und seinen eigenen Tisch). Wie wahr findet man dies, wenn man zur Dinerzeit in das Speisezimmer eines englischen Klubs tritt.

Ihre politischen Angelegenheiten, sagt Tacitus von den Deutschen, berathen sie bei den Mahlzeiten und Trinkgelagen. Auch dies gilt von den Engländern, deren politische Diners berühmt sind, obgleich sie in gemischten Gesellschaften Politik von den gewöhnlichen Gegenständen der Unterhaltung ausschließen.

Die Uebereinstimmung aller dieser Punkte bei den alten Germanen und den heutigen Britten ist um so auffallender, da von den Letzteren nichts weniger wahr ist als das, was Tacitus in Folgendem von den Ersteren sagt: „ipsos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos“ (ich halte die Germanen selbst für Eingeborene und glaube, daß sie sehr wenig durch die Dazwischenkunft anderer Völker vermischt sind).

Dr. A. Berghaus.

Aus Frankfurt am Main.

Ueber das heutige, baulich noch immer im Werden begriffene Frankfurt ist schwer ein abschließendes Urtheil zu fällen. Die alte Bergstadt hat sich bedeutend modernisirt. Das Entrée wirkt imposant. Die Reihe der alten Bahnhöfe in den Taunusanlagen mit dem ehrwürdigen Theil vorsündflutigen Aussehens, den höchst primitiven Anlagen, ist endlich dem gewaltigen Drängen der Zeit zum Opfer gefallen. Die gewaltigen Hallen des Centralbahnhofes, dieses Wunderwerkes moderner Baukunst, umschließen nunmehr den Ankommenden. Ferne grüßt ihn beim Austritt der Duft der blauen Taunuskette, allwo sich das im Hochsommer so kühle, schattenreiche Homburg und das liebliche quellen- und segensreiche Wiesbaden birgt, jenes die Domäne von Altengland, dieses international; doch stellen Amerikaner und seit einigen Jahren Holländer das Hauptkontigent. Hat man die eigentliche Stadt betreten, so ist's die Zeil mit ihrem wirrhaftenden Getriebe, diese Hauptverkehrsader der Stadt, welche sofort ein echtes Bild großstädtischen Treibens giebt. Doch wehe dem Fremden, welcher in eins dieser glänzenden Magazine mit ihren tausend Kinkerlitzchen tritt, er muß horrend zahlen und die Freude am „erworbenen Gewinne“ dauert nicht lange. Ehrwürdig ist der Roßmarkt mit dem Gutenberg-Denkmal; gleich in der Nähe grüßt unter schattigen Bäumen das Goethestandbild auf dem alten Theaterplatz, das natürlich einen Vergleich mit dem Berliner nicht im Entferntesten aushalten kann, doch recht ansprechend wirkt. Gerade gegenüber liegt das berühmte (?) Rödersche Eisgeschäft und im Kiosk, im Freien kehrt an heißen Junitagen halb Frankfurt ein, um der reichhaltigen Eiskarte Ehre anzuthun. — Wendet man sich nun durch die an das enge „alte Festungs-Mainz“ erinnernde Bockenheimer Gasse, so kommt man in zwei Minuten aus sogenannte Bockenheimer Thor und frei daliegend zeigt sich plötzlich das von außen — namentlich in seiner Faceseite — recht sympathisch wirkende sogenannte Frankfurter Opernhaus. Nur im Innern findet man weniger Behagen: ein allzu üppiger, orientalischer Geschmack macht sich aufdringlich breit. Frankfurt, d. h. die Söhne Israels, welche das Geld dazu gaben, sind stolz auf ihr Opernhaus, welches in einer Linie mit dem „Palmgarten“ und dem „Zoologischen Garten“ rangirt.

Berühmt ist namentlich der Donnerstag im Palmgarten, wo die gesammten, besseren Hälften des auserwählten Volkes, mit Diamanten behängt, den Klängen der zwei Orchester auf den Terrassen lauschen. Sprichwörtlich, will ich hier noch anmerken, ist die Geschwätzigkeit der Frankfurter Damen und der schlechte Geschmack ihrer Toiletten.

Wirklich sehenswerth ist das Palmenhaus mit seinem staunenswerthen Arten-Reichthum. Der Zoologische Garten hält nach keiner Richtung, weder gärtnerisch, noch in Bezug auf den Thierbestand den Vergleich mit Köln und Hannover, geschweige Hamburg und Berlin aus. Doch lohnt sich ein Besuch, namentlich während der regelmäßigen Nachmittagskonzerte schon um der völkerwissenschaftlichen Studien, welche sich selten so leicht und in so reichem Maße machen lassen. Bekannt ist das Ueberwiegen, die Herrschaft des semitischen Elementes in Frankfurt. Die Börse, die Stadtvertretung, die Geschäfte, das Villenviertel, — alles liegt in jüdischen Händen. Neben den Bethmanns, den alten Frankfurter Patrizierhäusern, liegen die Palais der Rothschild, des durch seine Pariser Jockeiklubaffäre bekannt gewordenen Baron Erlanger u. s. w. Auch Imanuel Stockhausen, der große deutsche Sangesmeister, nachdem er seinerzeit den Dirigentenstab des weltberühmten Sternschen Gesangvereins zu Berlin niedergelegt, hat hier seine Hochburg aufgeschlagen, und die Angehörigen aller Nationen lauschen den scharfen, erfahrungsgesättigten, eindringlichen Reden, womit er sie in die Geheimnisse der so schweren, aber herrlichen Kunst des Gesanges einführt. In letzter Zeit verdanken wir dem mit Brahms innig verbundenen Meister eine Künstlerin wie die Spieß! Eine Aufführung der Matthäus-Passion im „Saalbau" unter Stockhausens Aegide ist eine weihevolle Kunstoffenbarung.

Nicht so weltbekannt wie das nun auch dahingeschwundene, alte Gewandhaus in Leipzig, aber gewiß auch seit Jahrzehnten Zeuge mancher gewichtiger Kunstoffenbarung darf dieser Konzertsaalkomplex lebhaftes Interesse beanspruchen. Hier bringt namentlich jedes Jahr der unter der Leitung des greisen Karl Müller stehende Riedelsche Chorverein seine Musteraufführungen der Bachschen und Händelschen Oratorien vors Publikum. Im Opernhaus in Frankfurt wird dagegen gesanglich wenig geleistet, auch kommt das Personal nicht zur Ruhe, da mit Rücksicht auf den steten erneuten Fremdenzufluß eine Hetze im Repertoire eintritt, welche sowohl für das Personal, wie die aufzuführenden Werke nur eminent schädliche Folgen haben kann. Das Schauspiel erfreute sich unter guten Regisseuren eines guten Rufes, doch ist der Intendant Claar in keiner Weise der rechte Mann. Wie man sich nach dem Abgang von Drach, Ellmenreich, Stägemann beholfen hat und behelfen wird, wissen die Götter! — Schönfeld, der Verfasser des ominösen, in Berlin und anderwärts ebenfalls glänzend durchgefallenen Stücks: „Mit fremden Federn" dürfte jetzt in Frankfurt die bedeutendste, schauspielerische Individualität repräsentiren.

Sprichwörtlich ist die Grobheit der Frankfurter Kleinbürger von altem Schrot und Korn, namentlich die Sachsenhäuser, welche ihr berühmter „Aeppelwein" nicht eben genießbarer macht. Durch eine seltene „Unhöflichkeit" — im Gegensatz zur Berliner u. s. w. — zeichnet sich auch die Frankfurter Schutzmannschaft aus; dies zeigte sich eklatant während des 1887er „Allgemeinen Deutschen Bundesschießens; auch in der Untersuchungsaffäre der 1888er großartigen Silberdiebstähle, in deren Verlauf man fälschlich in rauhester Weise einen Künstler, den angesehenen Bildhauer Becker, arretirte, welcher sich nachher in einem Briefe an den Polizeipräsidenten beschwerte — die Antwort machten seiner Zeit die öffentlichen Blätter bekannt.

Sonst kann ein Rentier — namentlich im Frühjahr, wo die linde, köstliche Luft direkt an den Süden erinnert, — wahrhaftig in recht behaglichem dolce far niente seine Tage hier verbringen, namentlich wenn er sich seine Villa direkt auf den Main hinaus in die Nähe der neuen Hafenanlagen, am Main-Nizza (schräg gegenüber dem Städelschen Institut) erbaut und seine kräftigen „Jucker" ihn jeden Tag in den — durch den Frankfurter „Wäldchetag" erst charakteristisch belebten Frankfurter Wald führen, wo das köstlich, malerisch gelegene Forsthaus unter dunklen Tannen zu erquicklichster Rast ladet. Doch unfreundlich ist zumeist die Umgebung Frankfurts, überall: in Bauheim, Bockenheim, Niederrad u. s. w. herrscht Elend und Noth und den sozialistischen Agitatoren fällt gar mancher ordentliche Arbeiter zu eigenem Schaden in die Arme!

Noch ist der Fall Lieske, die Ermordung des Polizeirath Rumpf im Jahre 1884 in frischer Erinnerung!

Hans Derlon.

Maibowlen.

Es giebt nicht wenige Leute, welche die Maibowle mit Vorliebe bereits im April trinken. Diesen Gourmands werden einige Aufschlüsse über die Bereitung des würzigen Tranks nicht unwillkommen sein. Verhältnißmäßig wenig bekannt dürfte es sein, daß die Hauptzuthat des Maitranks, der Waldmeister, bei richtiger Behandlung in getrocknetem Zustande, seinem Zwecke, dem lieblichen Frühlingstrank jenen angenehmen Duft zu verleihen, ebenso gerecht wird, wie das frische Maikraut. Seinen Wohlgeruch verdankt er nämlich dem Gehalt von Cumarin, einem im Wasser löslichen Körper, der im getrockneten wie im frischen Waldmeister vorhanden ist und demselben so lange erhalten bleibt, bis er in das edle Naß gebracht und in diesem aufgelöst wird. Besorgt der vorsichtige Hausvater seinen Jahresbedarf an Asperula sich also bei guter Zeit, ehe die Pflanze blüht, schneidet zur größeren Sicherheit den unteren Theil der Stiele mit den unteren Blättchen ab, läßt das Kraut in einem trockenen, luftigen Raume auf reinlicher

und geruchloser Papierunterlage einige Tage lang gründlich austrocknen, so erhält er ein wundervoll duftendes „Heu", welches ihm, wenn er es beispielsweise in einem sauberen Beutelchen oder — je nach der Menge — in einem großen reinen Sack an trockenem Orte wohl verwahrt, zu jeder Jahreszeit innerhalb weniger Minuten zu einer wohlschmeckenden Bowle verhelfen wird. Die Zubereitung der Bowle unterscheidet sich in nichts von der mit frischen Kräutern: man bringt den getrockneten Waldmeister auch in der gleichen reichlichen Menge wie den frischen in den vorher angemessen gezuckerten Wein, taucht ihn unter, läßt ihn die richtige Zeit ziehen, und der schönste Maitrank ist fertig. Hier muß nun aber der wichtigste Punkt in der Braukunst nicht außer acht bleiben, und das ist die Zeitdauer, die man den Kräutern zum Ziehen lassen darf. Während es bei frischem Waldmeister auf eine Viertelstunde mehr nicht ankommt — um so weniger ankommt je frischer er ist —, verlangt die gedörrte Pflanze in dieser Hinsicht die größte Aufmerksamkeit; sonst rächt sie sich dadurch, daß sie außer dem Cumarin auch alle möglichen anderen Bestandtheile, die sie noch enthält, los- und entweichen läßt, und das Ergebniß ist — ungenießbarer Trank mit unverfälschtem Heuduft. Daher merke der vorsichtige Hausvater die Regel, die wir aus langjähriger Erfahrung als wohlerprobt empfehlen können. Man lasse trockene Maikräuter im April 12 Minuten ziehen, mit jedem Monat kürze man die Zeit um je eine halbe Minute ab: also im Mai $11^1/_2$, im Juni 11, im Juli $10^1/_2$ Minuten ꝛc. Aber mit der Uhr in der Hand, wenn wir bitten dürfen, denn was darüber ist, das ist vom Uebel! Und dann mit dem Siebchen jedes Blättchen herausgefischt und niemals dem Sparsamkeitstriebe folgen und das Ausgelaugte etwa nochmals benutzen wollen — es genügt ja, daß wir uns damit im Anfange unserer Studien eine Bowle gründlich verdorben haben! Kurz: Einfach sei die Mischung, dann gelingt sie gut und bekommt auch gut. Leicht und „flüssig" sei der Wein — 's darf nicht etwa ein schlechter sein — Zucker nach Geschmack daran, Waldmeister nach obigem Plan. Apfelsinen sind gut dabei, wenn von der Schale frei. Damit lasse man es bewenden und thue weiter nichts hinein, sondern trinke es heraus. Eine gute Flasche Rheinwein oder zwei bessere Flaschen Sekt sollen übrigens auch nicht schaden. Dr. A. B.

Nippsachen.

Von der Passauer Kunst heißt es in der 1620 erschienenen „Auffrichtiger Teutscher Soldaten-Regul u. s. w. durch Einen der teutschen Nation, und deß Vatterlands recht liebhabenden Evangelischen Feld-Predigern an Tag gegeben": Weil es auch heutigs tags sehr gemein ist, daz sich viel mancherley betrüglicher Teuffelskunst und zaubereyen gebrauchen, um sich Unsichtbar oder Vest zumachen, damit sie kein streich oder schuß verletzen solle, so ist zu wissen, daz solches keinem Christen gebüre, sonder ein lauterer, purer, offener Abfall von Gott seye, dann ja ein solcher Mensch sein vertrauen von Gott seinem einigen Schöpffer abzeucht, und er an den Teuffel

heugt, der doch von anfang ein Mörder, Betrieger, Lügner und abgesagter Feind ist deß gantzen Menschlichen Geschlechts. Einmal finden sich diese Gesellen meistentheils von ihm durch solche aberglaubische Sagen und abgöttische Kunst heßlich betrogen und werden offtmals zum ersten uffgerieben, wie es die Erfahrung täglich bezenget, dann der Teuffel hat eben seine Lust hieran, daz er die Menschen also durch falsche Wahn von Gott abtrinnig mache, betriege und umb das zeitlich und ewig Leben bringe, und muß derjenig, der da glaubt, daz der Seelen Feind es mit dem Leib gut und besser gemeine, als derjenige, der beydes Leib und Seele erschaffen hat, und täglich erhelt, ja ein alberer, unwissender oder gar ein sorgloser Gottloser Mensch sein: Sintemal eim jeden Christglaubigen zum wenigsten das zu wissen gebürt, daz es allen Teuffeln unmöglich seye, den zu bewaren, den Gott nit bewaret, ja ohne verhängnus Gottes das geringste Haar uff unserm Haupt anders zu machen, als es einmal von Gott erschaffen: viel weniger können sie unser Fleisch und weiche Haut verändern oder also hieten, daz kein Eisen oder Bley dadurch gehen soll, das doch Holtz und Steine verletzen kan. Ich wil zwar nit sogar darwider seyn, daz Gott etwan verhänge, daz der Teuffel einen solchen abtrinnigen Menschen, den er einmal an sein Narrenseil gebracht, ein zeitlang einen bohre, um jen ein par mal uberhelffe, dann wann einmal Gott von einen abgewichen, und dem leidigen Satan macht uber je geben, waz sol es dann wunders seyn, daz derselbe mit sie mache was er will, und je endlich, wenn er, wie die Katz mit der Mauß, lang genug mit je gespielt, unversehens in das ewig Verderben werffe.

Eine wohlfeile Hochzeitsreise. Ein Beamter der Pariser Leichenbestattungsanstalt (Entreprise des pompes funèbres) hatte seiner jungen Gattin versprochen, mit ihr eine Hochzeitsreise nach Spanien zu unternehmen, wußte jedoch im letzten Augenblicke ihre Einwilligung zu gewinnen, sie statt dessen nach Florenz zu führen. Zu ihrem Erstaunen bemerkte die Frau, daß mit dem Reisegepäck noch ein großer Koffer von eigenthümlicher Gestalt aufgeladen wurde. „Was ist darin?" fragte sie neugierig. „O, Kleinigkeiten", entgegnete der Gatte. „Ich errathe, er will mich überraschen", dachte die still erfreute Gattin. In rasender Eile ging die Reise vorwärts, kaum gönnte der Mann sich und seiner Ehehälfte die nöthigste Zeit zu den Mahlzeiten und vertröstete sie mit den Herrlichkeiten von Florenz. In Pisa wartete ihrer ein seltsam langer Wagen, auf welchen der seltsame Koffer gesetzt wurde; das Paar stieg ebenfalls ein und wurde im langsamsten Schritte fortgefahren; plötzlich schloß sich eine Prozession mit Priestern, Chorknaben, Wachslichtern, Räucherfässern und ein Volkszug mit wehender italienischer Fahne an; zugleich wurde es im Wagen stockfinster. „Warum reisen wir jetzt so langsam?" fragte sie. „In Italien reist man immer so", antwortete er. Sie öffnete ein Fenster und sah, daß der Wagen mit einem schwarzen Tuche überdeckt war, während ringsum Grabgesänge ertönten. Die Haare stiegen ihr zu Berge, sie sprang schreckerfüllt von dem Wagen und sah den „Koffer" mit Immortellenkränzen bedeckt. Sie fiel in Ohnmacht und erfuhr später, daß der „Koffer" ein Sarg war, der die Leiche eines in Paris verstorbenen italienischen Patrioten enthielt, dessen Ueberführung in das Vaterland die Leichenbestattungsanstalt übernommen hatte. Der junge Beamte und Ehemann hatte das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden und mit seiner jungen Frau eine unentgeltliche Hochzeitsreise gemacht.

Die Farbe der Winde. Der Irländer Mr. Eugene O'Curry berichtete über dieses eigenthümliche Thema in seinen Vorlesungen über die Sitten und Gebräuche der alten Iren. Er führte die Vorrede einer alten Gesetzsammlung, Seanchas Mor, an, die von der Zeit des heiligen Patrick, des Schutzheiligen der Insel (fünftes Jahrhundert) herstammen soll. Der Verfasser dieser Vorrede, welche augenscheinlich nicht so alt ist, wie die Gesetze selbst, spricht von der Absicht und Ordnung der Schöpfung und giebt zu gleicher Zeit die folgende praktische Beschreibung von der Natur und dem Charakter der Winde. Der Herr, heißt es darüber, schuf dann die Farbe der Winde, so daß die Farbe eines jeden verschieden ist, nämlich der weiße Wind und der dunkelrothe, der schwarze und der graue, der gelbe und der rothe, der blaue und der grüne, der schwarz- und der grauweiße, der gefleckte und der dunkle. Von Osten kommt der dunkelrothe Wind, von Süden der weiße, von Norden der schwarze, von Westen der graue. Der rothe und der gelbe Wind werden zwischen dem weißen und

dem dunkelrothen, der graue und grüne zwischen dem weißen und dem grauweißen 2c. Es würde eine eigenthümliche Spekulation sein, über die Bedeutung dieser sonderbaren Theorie gefärbter Winde nachzuforschen, aber dieselbe zeigt, daß, als diese sehr alte Vorrede geschrieben wurde, schon eine bestimmte Theorie über die Verwandtschaft und Verbindung der Farben existirte.

Seltsame Briefadressen in Aegypten. In einem dem ägyptischen Postwesen im Jahre 1878 gewidmeten Artikel, theilt die „Deutsche Verkehrs-Zeitung" u. a. auch die folgenden Briefadressen mit:

„Aus der Stadt . . . nach der Stadt . . . Abzugeben an . . . wohnhaft zu . . . . im großen Kiosk glücklich und gesund. Ich ersuche Sie, von demselben das einfache Briefporto zu erheben, weil er mir auf mehrere an ihn gerichtete Briefe nicht geantwortet hat. Der Brief muß, muß, muß sofort und unverzüglich befördert werden. Geschrieben den . . ."

„Aus der Stadt . . . nach der Stadt . . . zu bestellen an Frau . . . Gattin des Herrn . . . im Orte . . ., Privatsache, zu eigenen Händen, sehr eilig, das Briefporto ist zum doppelten Betrage einzuhalten; was mit Porto belastet ist, kommt sicherer an, als Eingeschriebene. Mit Glück, so es Gott gefällt. Geschrieben von Ihrem Diener . . ."

„Soll, so Gott will, im Arsenal zu Alexandrien eintreffen, um dem Scheik . . . behändigt zu werden, welcher den Brief weiter geben wird an . . . unter Glückwünsche 1295. Aus Cachtama von . . .; sollte die Beantwortung Schwierigkeiten finden, so würde ich mich zur Zahlung des doppelten Portos verpflichten."

Eine Folge von König David Kalakauas Tanzvergnügen in Wien im August 1881 war, daß sein Gegenüber in der Quadrille, eine ziemlich behäbige junge Dame, die Partnerin des Tanzmeisters Rabenstein, seitdem die Bundeslade genannt wird, weil König David vor ihr getanzt hat. In seiner Heimat, insbesondere in seiner Residenz, hätte der Beherrscher von Hawaii nicht in der Wiener Weise sich amüsiren dürfen, denn in Honolulu amtirt eine Keuschheitskommission, deren Aufgabe es ist, über die Züchtigkeit der ziemlich leichtlebigen Hawaiierinnen zu wachen. Diese Kommission wird jedoch nicht von der Regierung, sondern von den englischen Missionaren aufgestellt, sie erfreut sich aber stets der kräftigsten Mitwirkung der Polizei. Kommt ein Europäer nach Honolulu, so wird sogleich vor dem Hôtel, in welchem er seinen Aufenthalt genommen hat, ein Posten aufgestellt, der darüber zu wachen hat, daß keine Landestochter dem Fremden einen Besuch abstatte.

Salon-Büchertisch.

Paul, Ewald, der beste Weg zur Heilung von Herzleiden. Ehrliche Worte an alle Herzkranke. Preis 1 Mark. Selbstverlag des Verfassers. Graz in Steiermark, 1888.

Der Titel scheint etwas gewagt, aber man bekommt Zutrauen zu der Sache, wenn man das Büchlein liest. Der Verfasser ist ein junger Naturforscher, der sich seit Jahren mit dem Studium der Herzkrankheiten beschäftigt hat und gegen eigenen zwiefachen Herzschaden selbst die verschiedensten Heilmethoden in Anwendung brachte. Endlich kam er zur Bewegungsheilmethode, der sogenannten Heilgymnastik, und nachdem er diese mit Erfolg gegen seine eigenen Uebel zu Felde geführt, hält er es für seine Pflicht, seine Erfahrungen zu möglichster Ausnutzung dem herzkranken Publikum, das in unseren Tagen leider in die Tausende geht, vorzutragen. Die Abhandlung ist außerordentlich deutlich geschrieben und meidet die Ausdrücke der medizinischen Technik oder erklärt dieselben kurz und klar. Man muß gestehen, daß man nach diesen Ausführungen Hochachtung vor der wissenschaftlich angewendeten, von jedermann so leicht zu gebrauchenden Gymnastik bekommt. Wie würden die Menschen wohl staunen, wenn es eine Medizin, ein Kraut gäbe, das derartige Wunder wirkte, als die Bewegungsheilmethode! die letztere verdient in unserer, der Hygieine so bedürftigen Zeit sicherlich mehr Beachtung.

Von Einem, der auszog, nervös zu werden. Ein neuzeitlich-neuropathisches Märchen von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, Richard Eckstein, Nachfolger. (Ecksteins humoristische Bibliothek Nr. 23.) In bekannter gelungener Weise unterwirft der Verfasser genannten Büchleins das große Schlagwort der Zeit, die Nervenfrage, seiner humoristischen Geißel. Aus Gründen, die zu weitläufig sind, um hier referirt zu werden, zieht einer aus, um nervös zu werden, was ihm indessen, dank der robusten Natur seiner Nerven nicht gelingt, und geräth zuletzt in den Kurpalast des Dr. Süßling für Nervenkranke. Sehr ergötzlich ist die Schilderung der Einrichtungen und Kurmittel dieser berühmten Anstalt, sowie der verschiedenen Typen der Kurgäste. Etwas karikatirt natürlich und grellfarbig aufgetragen, ist doch etwas nur allzuwahres an dieser Darstellung. Wer wollte das leugnen, der je in der Lage war, ähnliches aus eigener Erfahrung kennen zu lernen und durchzumachen? Doch es giebt ja auch ehrenvolle Ausnahmen!

Platt Land und Lüd. Mit Vorwort von Victor Blüthgen. Vertellt von Julius Dörr. Erstes Bändchen. De „Göderschlächter", Dörpgeschichte ut de Uckermark. Freienwalde a. O. 1888, Max Achilles. Die Dorfgeschichte „de Göderschlächter" (Güterschlächter) folgt nicht so ohne Glück den Fußtapfen Fritz Reuters, wie so manche andere Nach-Reutersche plattdeutsche Dichtung es gethan. Die Bauern von Wullenberg mit ihrem uckermärkischen Platt sind ein origineller Menschenschlag und ihr Kleinleben ist von Julius Dörr mit urwüchsigem Humor und tiefem Ernst geschildert. Uebrigens hat der Verfasser, wie Victor Blüthgen in dem der Erzählung voraufgehenden Vorwort sagt, den „Göderschlächter" mit der tieferen Absicht geschrieben, einen der gefährlichsten Krebsschäden des bäuerlichen Lebens warnend bloßzulegen. Und wenn es wahr ist, daß das Platt eine aussterbende Sprachform, wie alle Dialekte, ist, so ist jede gehaltvolle, schriftstellerische Leistung in dieser Sprachform der Förderung werth und so sei auch diese ansprechende Dorfgeschichte der Beachtung der Lesewelt empfohlen.

Für Herz und Haus. Brief an Deutsche Frauen von Marie Schramm-Macdonald. Dresden. Verlag von L. Ehlermann. 1889.

„Der ist der Glücklichste, er sei ein König oder ein Geringer, den in seinem Hause Wohl bereitet ist" und dieses Wohl des Hauses bereitet vor allem die Frau, wenn sie eben die rechte Frau ist. Deßhalb ist jeder, welcher in so achtbarer Weise zur Erziehung des Mädchens, zur Belehrung und Aufklärung des Weibes beiträgt, ein Wohlthäter der Gesellschaft. So darf Marie Schramm-Macdonald auf Dank rechnen, wenn sie den deutschen Frauen aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrung und Einsicht in Fülle mittheilt. Sie bringt vielen und wird also vielen etwas bringen und zwar giebt sie mit Anmuth. Welch eine herzgewinnende Gestalt ist „Tante Hansgeistchen!" Das Buch ist in Wahrheit ein Buch „für Herz und Haus": was bedürfte es da weiterer Empfehlung? A. B.

Bildertisch.

Künstlerlohn. Savoyen und Piemont, die öden Abhänge des Apenin und die weiten Striche der Champagna vermögen ihre arme Bevölkerung nicht zu ernähren, das Gebirge, der Boden liefert nicht genug Nahrung, die Industrie ist gering entwickelt, der Handel kommt in den verkehrsentlegenen Gebieten nicht zur Blüte und so muß ein Theil des Volkes hinaus „ins feindliche Leben", um in günstigeren Verhältnissen den Kampf ums Dasein erfolgreicher führen zu können. Wer kennt nicht jene schwarzhaarigen, braunen, ungekämmt und ungewaschen ausschauenden „Savoyarden" mit ihren Affen und Hunden, Murmelthieren und Leierkasten, wie sie von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehen, bittend und bettelnd um den „Künstlerlohn", der freilich oft genug recht spärlich ausfallen mag. Und doch genügen meist wenige Jahre, um dem fremden „Künstler" zu einem Sparpfennige zu verhelfen, mit dem er in seiner Heimat den Anfang seiner Selbstständigkeit zu begründen vermag, denn nur wenig bedürfen diese genügsamen, an Entbehrungen gewöhnte Menschen, um sich ein ihren bescheidenen Wünschen genügendes Heim zu beschaffen. So trägt

der „Künstlerlohn", welchen namentlich unsere Kinderwelt den angestaunten und bewunderten fremden, zweibeinigen und vierbeinigen „Künstlern" gern zollt, seine guten Früchte — es ist wahr: die „Kunst" geht nach Brod.

Etwas über Entenjagd. Die Entenjagd — womit wir aber nicht die von Zeitungen mit Vorliebe betriebene meinen — gilt den Kennern als eine der interessantesten Jagden, die außerdem auch lohnend ist, da man sie von Ausgang Juli, wo die jungen Enten flugbar werden, bis gegen das Frühjahr hin mit mannigfachen Abwechselungen in den Jagdmethoden betreiben kann.

Die Enten — von denen die männliche Antvogel, Entrich oder Erpel genannt wird — nisten in Schilf, Binsen und Gebüsch, ja auch mitunter in Krähennestern und hohlen Bäumen; sie legen 6—16 Eier, die sie in 24 Tagen ausbrüten. Die Enten streichen in der Morgendämmerung, um Nahrung zu suchen, und in der Abenddämmerung, um an Flüssen und Seen zu übernachten; man erkennt sie bei der Annäherung an einem schwachen Gequak und an dem Pfeifen ihrer Schwingen. Sie fliegen sehr schnell, und da sie größtentheils im Fluge geschossen werden müssen, so ist es für den Jäger Hauptbedingung, sich zum augenblicklichen schnellsten Abfeuern stets fertig zu halten.

Der Jäger stellt sich gedeckt und mit einem gut apportirenden Hunde an. Des Abends geht man nicht vor 5 Uhr auf den Anstand und stellt sich, um den Wasserspiegel beleuchtet vor sich zu haben, stets so, daß man mit dem Gesicht dem westlichen Horizont zugekehrt ist. Fallen die Enten vor dem Schützen ein, so ist sorgfältig auf die dunkeln Punkte im Wasser zu zielen, und zwar so, daß man sie auf dem Korn aufsitzen läßt, soweit man sie im Wasser sieht; außerdem zielt man, um nicht zu hoch zu schießen, stets auf die vordersten Enten.

Ein wesentlicher Faktor für den Erfolg der Entenjagd ist der Hund, speziell der Hühnerhund. Die Stetigkeit, Energie, Treue, der Ortssinn der Hühnerhunde grenzen ans fabelhafte und den vielen dies bestätigenden Anekdoten können wir uns nicht versagen, eine Episode anzufügen, die ein renommirter Jagdkenner Baron B. **Warburg** selbst erlebt hat und die wir nach seinen Mittheilungen erzählen:

Eine dem Baron zugehörige braune, fleckhaarige Hühnerhündin sollte wölfen; ihr Besitzer wurde zu einer Entenjagd an den Gestaden eines bekannten Landsees geladen und ersucht, seine schöne Hündin bei dieser Gelegenheit zu prigoduziren. Eifrig schwamm sie in überwiegender Passion den noch nicht flüggen, jungen Enten hinterdrein. Nur mit sichtlichstem Widerstreben ließ sie sich abrufen, um zu den Füßen ihres Herrn den Schluß der Jagd abzuwarten. — Bei der weiten Heimfahrt am späten Abend stellte sich unzweifelhaft heraus, daß die Hündin noch über Nacht die Welt vermehren werde; im Landstädtchen, durch welches man passirte, wurde sie daher dem Faktotum von Hausknecht des wohlbekannten Hôtels übergeben, welcher der Wöchnerin eine weiche Streu im Stall bereitete; am andern Morgen sollten Mutter und Kinder mit einem Ponyeinspänner abgeholt werden.

Noch in den Straßen des Städtchens schloß die Uebermüdung dem Baron die Augen; vor seinem Hause angelangt, eilte er schlaftrunken ins Bett, und erst am andern Morgen, als der Jäger die Fensterladen seines Schlafzimmers erschloß, kam die Erinnerung an seine treue Jagdgefährtin wieder über ihn.

„Der Ponyhengst soll sofort nach der Stadt gehen, um Dianen zu holen!" befahl er, sich den Schlaf aus den Augen reibend.

„Dianen?" replicirte der Bursche, „Dianen? Die ist schon hier!"

„Diane hier? und wo sind denn ihre Jungen?"

„Die sind auch hier!" ertönte die Antwort.

Und — Mutter wie Kinder — sie waren wirklich allesammt da! Vier hübsche, kleine Hündchen hatte die treue Alte — in vier Reprisen — eine schwere Meile weit bis vor die Hausthür ihres heimatlichen Schlosses getragen; durch das niedrige, offene Stallfenster hatte sie ihren Abzug gehalten, so daß der intelligente Hausknecht der Kreismetropole, als er anderen Tages das Nest leer fand, glaubte, der Teufel habe Mutter und Kinder geholt.

Der Jäger öffnete die Hausthür, vor welcher die Familie kampirte; Diane kam ins Zimmer; die Vorderpfoten auf den Bettrand gestemmt, beleckte sie das Gesicht ihres — in Wahrheit ergriffenen Herrn — dann lief sie hinaus und eine Minute

später erschien sie wieder, ihren Majoratsherrn in der Schnauze herbeitragend, ihn auf den Fußteppich vor dem Bett niederzulegen. Als sie dies gethan und kleinen blinden Hund beleckt hatte, stieg sie wieder zum Bettrand empor und berich „Da hast Du den ersten Köter! Paß auf, daß sie ihn nicht fortnehmen!" D holte sie mit der gleichen Prozedur das zweite Kerlchen und so fort, bis sie hereingeschafft waren und sich an den Brüsten der Mutter wieder zusammenfan
Das war eine Hundemutter, die manche Menschenmutter beschämte.

Erzherzog Karl Ludwig von Oesterreich=Ungarn. Seit dem plötzli Tode des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich-Ungarn, der am 30. Januar 1889 Meyerling, seinem Jagdschlosse bei Wien, seinem Leben durch einen Revolverse selbst ein Ziel setzte, ist bekanntlich Erzherzog Karl Ludwig, der Bruder des j regierenden Kaisers Franz Josef von Oesterreich-Ungarn, der muthmaßliche Thr folger dieses mächtigen Reiches.

Erzherzog Karl Ludwig, der drei Jahre jünger ist, wie sein kaiserlicher Brul steht im 56. Lebensjahre; er kann also noch recht gut zur Regierung gelangen, we er nicht zu Gunsten seines ältesten Sohnes Franz Ferdinand verzichtet. Er ist nat lich hoher militärischer Würdenträger, hat sich aber auch in der Landesverwaltu hervorgethan. Er soll Kunst und Wissenschaft hochschätzen und sich besonders für a Bestrebungen auf wirthschaftlichem und gemeinnützigem Gebiete interessiren. V heiratet war der Erzherzog dreimal. Die erste Ehe hatte er mit einer Tochter d Königs Johann von Sachsen geschlossen, von welcher keine Kinder vorhanden si Die zweite Ehe schloß er mit einer Tochter des damaligen Königs Ferdinand v Sicilien. Aus diesem Ehebund entsprossen die Söhne Franz Ferdinand, Otto Jo und Ferdinand. Ersterer dürfte voraussichtlich einmal den österreichischen Kaiserthr besteigen. Er ist Erbe des großen Este'schen Vermögens, das bei seiner Thronbe steigung auf den jüngern Bruder Otto Josef, welcher eine sächsische Prinzessin zur Frau hat, übergehen würde. Die jetzige noch lebende dritte Frau des Erzherzogs Karl Ludwig ist eine portugiesische Prinzessin, welche ihm zwei Töchter geboren hat.

Winterbild.

Hier schwarzer Moor, dort schneebedeckte Räume
Und zugefrorner Seen öde Felder,
Verlassen traurig-kahle Birkenbäume,
Am Horizonte düst're Tannenwälder!

Kein Mensch, kein Haus, so weit die Blicke schweifen,
Kein Vogel auf dem Schnee und in den Lüften;
Nah meinem Scheitel graue Wolkenstreifen,
Und bleich der Mond, wie Lampenschein in Grüften.

Rings tiefe Stille, die Natur erstorben,
Allüberall des Todes kalte Schauer:
Mein Geist, der stets um Leben nur geworben,
Vor solchem Bild versinkt in tiefe Trauer.

Da plötzlich Glockenhall aus ferner Weite,
Ernst, feierlich in langgedehntem Schwingen!
Und, hin mich wendend nach des Klanges Seite,
Laß ich ihn mir in Herz und Seele dringen.

Er schallt wie eines Priesters fromme Rede,
Wie eine Stimme Gottes aus der Höhe.
Zum weiten Tempel wandelt sich die Oede,
Und zum Gebete wird des Herzens Wehe.

Und tiefer, unzertrennlich fest verbinden
Der Seele sich des Glaubens Kraft und Milde.
Wer Gott den Herrn recht innig will empfinden,
Der such' ihn auf in Nordlands Schneegefilde.

Adolf Bube.



Neueste Moden.

Nr. 1. Kopfputz aus schwarzer Seidenspitze für ältere Damen.

Auf einer kleinen Steiftüllform heftet man die Spitze am hintern Kopftheil in Tollfalten. Am vordern Rand wird dieselbe kraus aufgesetzt, an der linken

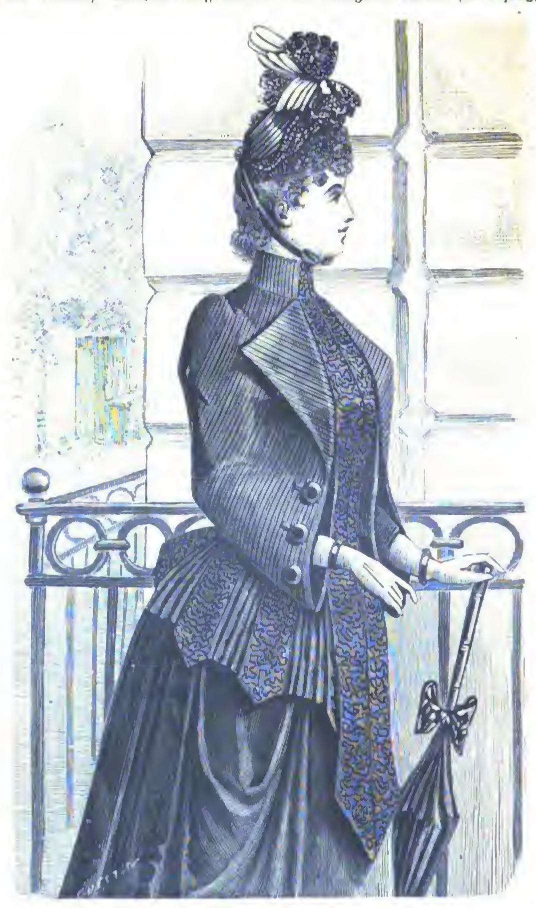


Nr. 1. Kopfputz aus schwarzer Seidenspitze für ältere Damen.

Seite in Schneckenform gewunden, nach oben befestigt und mit einem Bandschlupfenbüschel verziert. Der übrige Tüll wird zu Bäuschen zusammengezogen und hochstehend geordnet. Unter den herabfallenden Tollfalten sind ebenfalls Bandschlupfen und Enden befestigt.

Nr. 2. Jacket aus geripptem Wollenstoff.

Die anliegenden Vordertheile endigen in lang herabhängenden, zugespitzten und reich mit Soutache benähten Stoffbändern. Der anliegende Rücken hat Schooßfalten,



Nr. 2. Jacket aus geripptem Wollenstoff.

welche sich dem Hüftentheil anschließen. Dieses ist an jeder Seite mit je drei Faltentheilen versehen, welche mit benähten und unten zackig geschnittenen Patten abwechseln. Die dem Rücken angefügten, weiten, nach innen zurückgenommenen und mit der

Spitze am Kragen befestigten Aermel sind mit Seide gefüttert und haben einen spitzen großen Aufschlag. An der vordern Oeffnung des Aermels sind obenauf drei große Knöpfe mit imitirten Knopflöchern angebracht. Der Stehkragen hat vorn



Nr. 3. Mantelet aus bronzefarbigem Atlas.

gleichfalls eine kleine Stickerei. Die niedrige Capote aus gestreiftem Seidenstoff ist am Rand mit einer perlenbestickten Spitze eingefaßt, welche in der Mitte des Hutes vorn zu hochstehenden Schleifen, untermischt mit Bandschlupfen, befestigt ist. Ein schmales Bindeband befestigt den Hut unter dem Kinn



Nr. 4. Empfangs-Anzug.

Nr. 5. Anzug aus dunkelgrünem Seidenstoff.



Nr. 3. Mantelet aus bronzefarbigem Atlas.

Den mit Perlen bestickten Latztheil begrenzen an jeder Seite ein am Kragen



Nr. 6. Taillenhemd.

faltig angesetztes Sammettheil, welches nach der Taille spitz verläuft. Die anliegenden Vordertheile aus bronzefarbigem Atlas reichen lang auf den Kleiderrock herab, fallen an den Seiten faltig und sind am Rand mit einem breiten Sammetstreifen



Nr 7. Taghemd mit Zackeneinsatz.

eingefaßt. Der glattanliegende Rücken endigt in einem Spitzenschooß. Die unten weiten Aermel sind der Rückennaht angefügt und haben einen Fächereinsatz, an

welchem ein nach oben zugespitztes Sammettheil sich anschließt. Auch von der Schulter bis zum Rand des Aermels herab ist ein Sammetstreifen aufgenäht. Neben diesem, mitten am Aermel, auf den Schultern, sowie vorn am Handgelenk und der Fächerecke befindet sich ähnliche Perlenstickerei wie am Latztheil vorn herab. Der Stehkragen ist aus Sammet. Der runde Hut mit vorstehendem Schirm ist mit bronzefarbigem Atlas gefüttert. Die obere Seite desselben wird von einer zackigen Perlenspitze bedeckt und der Kopf des Hutes mit einer graziös gebogenen schönen Amazonenfeder geschmückt, welche mit Atlasbandschleifen an derselben befestigt ist.

Nr. 4. Empfangs-Anzug.

Auf einem Faltenrock aus Pékin ist eine schürzenartige Draperie aus einfarbigem Wollenstoff am Vordertheil angebracht, welches an der Taille in Falten angesetzt ist und nach der Hüfte wieder zurückgenommen wird, nachdem der Stoff,



Nr. 8. Schürze für Mädchen von 4 bis 7 Jahren.

ziemlich bis zum Rande des ersten Rockes herabgelassen, querliegende Wellen bildet und an den Seiten des Rockes vermittels Bandknoten mit langherabhängenden Schlupfen befestigt ist. Die knappanliegende Taille aus Sammet hat vorn eine Schnebbe und ist am Hals beim Vordertheil spitz ausgeschnitten. Ein Matrosenkragen in Farbe der Schleifen begrenzt den Ausschnitt. Von gleichem Stoff ist der Stehkragen, welcher das Latztheil hält. Die unteren Aermel vom Stoff des ersten Rockes sind weit geschnitten und in Falten genommen. Der Oberärmel aus Sammet hat eine Einfassung von Seide. Ein Rücktheil aus Sammet fällt in Wellenfalten bis zum Rand des ersten Rockes herab; auch diese Theile sind mit Seide gefüttert.

Nr. 5. Anzug aus dunkelgrünem Seidenstoff.

Das Vordertheil des Rockes aus Seidenstoff ist mit vier breiten Reihen, in verschiedenen Tönen abschattirter bestickter Spitze bedeckt. Auf dieser Spitze sind an jeder Seite zwei, oben breite, glatt aufgesetzte, unten zugespitzte Theile angebracht, welche an der innern geraden Seite mit einem breiten Sammetstreifen begrenzt

sind und an der untern Spitze mit einer Bandrosette gehalten werden. Die Rücktheile des Rockes sind in gleichmäßige Falten angesetzt und fallen glatt herab. An den Hüften sind zwei kleine Bänsche, einer aus Spitze, der andere aus Seidenstoff, angebracht. Die glatte Taille ist vorn über einem kleingefältelten Latz mit Sammetstehkragen spitz ausgeschnitten. Ein Ueberlegkragen aus Sammet umsäumt den Ausschnitt und endigt auf der Brust am Schluß der Taille in Spitzen. Von da an sind die Vordertheile mit großen Knöpfen geschlossen. An der Seite, vom Arm ausgehend, ist ein Sammetstreifen glatt auf dem Vordertheil aufgesetzt und bedeckt die Brustfalten. Die anliegenden Aermel haben einen nach oben zackig geschnittenen Aufschlag aus Sammet, mit Spitze glatt umrandet.

Nr. 6. Taillenhemd.

Das aus sehr feiner Leinwand angefertigte Hemd ist mit englischer Stickerei verziert und mit Namenszug an der Seite versehen. Am Rücktheil ist ein farbiges Seidenband durch die Stickerei hindurchgeleitet und vorn und auf den Schultern sind Bandschleifen angebracht.



Nr. 9. Toque für junge Mädchen.

Nr. 7. Taghemd mit Zackeneinsatz.

Das Batisthemd hat ein glattes Rücktheil. Das Vordertheil ist mit Zackeneinsätzen aus Spitze verziert, zwischen welchen der Stoff in feinen Falten befestigt ist und einen Spitzenzwischensatz am obern Rand, sowie auch unterhalb der Brust, zum Durchziehen der Seidenbänder, hat. Die abgeschrägten Aermeltheile sind ebenfalls doppelt damit besetzt. Den äußern Rand umgiebt eine feine Spitze. Am untern Querrand sind feine, mehrfach übereinanderliegende Faltensäume, sowie als Schluß eine breite Spitze angenäht.

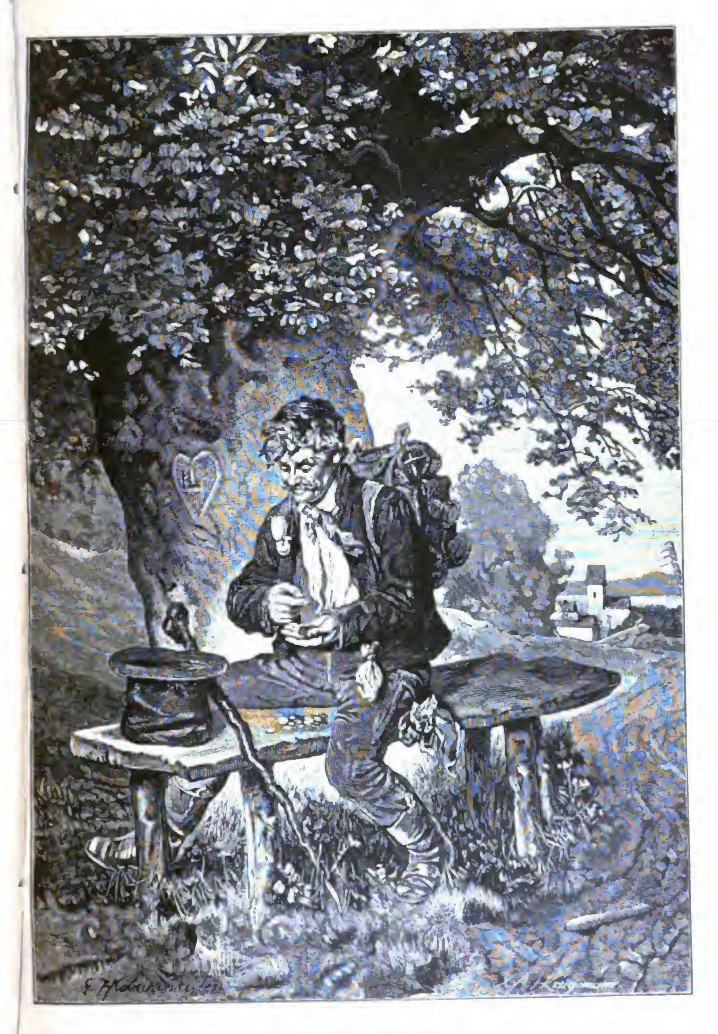
Nr. 8. Schürze für Mädchen von 4 bis 7 Jahren.

Diese Schürze ist aus weißem, crèmefarbigem oder auch Etaminestoff gefertigt. An einem sehr reichlich bemessenen Rocktheil, welches aus zwei Stoffbreiten besteht, ist vorn ein Faltenlatz mit Querriegel zwischen zwei, über die Schulter reichenden bestickten Bändern angebracht, welcher in der Taille spitz zusammengeschoben ist. Auch im Rücken befindet sich zwischen den Achselbändern ein Querriegel, welcher vermittels eines Knopfes geschlossen wird, gleich dem Bundtheil des Rockes. An der Seite am Schluß der Taille ist eine Schleife mit langen ausgezackten Enden befestigt. An der Seite des Rocktheiles ist eine kleine Tasche mit Querstickerei aufgenäht. Der untere Rand des Rockes ist mit einem breiten Stickereistreifen besetzt oder mit Durchbrucharbeit verziert.

Nr. 9. Toque für junge Mädchen.

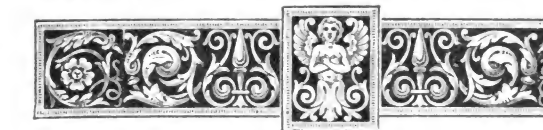
Das Kopftheil ist aus blauem Sammet mit bestickter Bordüre am Rand angefertigt. Vorn befindet sich eine Schleife aus breitgestreiften Bandschlupfen mit bestickten Stoffenden.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.



Leicht verdient!

Nach einem Originalgemälde von H. Kotschenreiter.



Poesie in der Ehe.

Novellette von A. Ed. Volger.

Nein, Herr Baron, ich glaube nicht, daß Sie von der Wahrheit Ihrer soeben gesprochenen Worte überzeugt sind!“

„Auf Ehre, gnädigste Frau, ich könnte keine besseren, treffenderen wählen.“

„Nein, nein! Jedoch hören Sie meine Ansicht. Sie glauben das tödtliche Einerlei des Lebens hier degoutire Sie vollständig und ein unbezähmbar mächtiger Drang nach anderem, besserem, lasse Sie immer wieder den Wanderstab ergreifen. Dieser Glaube gleicht fast einer Krankheit, ebenso die Gewohnheit, geringschätzend die Achsel zu zucken über ein Glück, das man nicht kennt. Das Glück!? Wie selten läßt es sich in der Ferne finden und wie nah und hold lächelt es dem zu, der es am rechten Orte sucht! Ein eigenes Heim, eine Familie, die Verwerthung der Kenntnisse in der Erfüllung bestimmter Pflichten, das ist, meine ich, der sicherste Hort für solche rastlose, unzufriedene Zugvogelnaturen! Nicht wahr, eher baron, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich, genau wie ehedem, mit meiner Weisheit nicht karge?“

Mit einem herzgewinnend, treuherzigen Lächeln reichte die alte Dame, welche diese Worte gesprochen, ihre Hand dem jungen Manne, welcher neben ihr saß und sich eine Tasse Kaffee mit Zucker und Sahne mundrecht zubereitete. Ehrerbietig führte er die schmale, feine Hand an seine Lippen, blickte aber statt jeder Antwort, ausdrucksvoll lächelnd auf einen anderen Herrn, welcher in einem Buche blätternd am Fenster lehnte.

„Der Rath gilt ihm auch“, lächelte verständnißvoll nickend die Frau Landrath Bergen, „gilt ihm schon längst!“

Sie präsidirte der kleinen, die Zahl der Grazien nur um eine überschreitende Gesellschaft, die den geschmackvoll, zierlich servirten

Kaffeetisch umringte. Die Glasthüren, welche auf einen, von wildem Wein umwucherten, erkerartigen Balkon führten, standen weit geöffnet. Der ovale Tisch und die niedrigen Sammetsessel waren dicht an die Schwelle gerückt, sodaß das leise Rauschen der Blätter sich mit dem Summen und Brodeln der Kaffeemaschine und dem Duft unzähliger Resedablüten einte, der betäubend süß die von goldrothem Sonnenlicht durchleuchtete Luft erfüllte. Einzelne großblätterige Weinranken, welche an ihren Spitzen schon tiefrothen, goldgeäderten herbstlichen Hauch zeigten, wurden zuweilen sacht, fast wie schmeichelnd auf den Scheitel des jungen Mädchens gelegt, das im Rahmen der Thüre saß und, an einer bunten Stickerei arbeitend, der Unterhaltung gelauscht hatte. Es war ein ganz junges, kindlich zartes Antlitz, über welches die losen Zweige huschende, es eigenthümlich belebende Schatten gleiten ließen, und die blitzenden, im Zick-Zack über den Tisch hinschießenden Lichtfunken lockten wunderbar schimmernde Reflexe aus den goldblonden Haaren, welche in zwei schweren Zöpfen über den Rücken herabfielen.

„Gelt, Mütterchen", fragte übermüthig lächelnd Dr. Heinz Bergen, indem er vom Fenster herüberkam, „gelt, selbst auf Umwegen gelangst Du mit todesverachtender Konsequenz immer nur zu einem Ziel, dem wohlbekannten. Erräthst Du es, Oskar?"

Liebkosend strich er über ihr weißes Haar und drückte ihr kluges, feines Gesicht zärtlich an sein männlich schönes, von einem prächtigen, blonden Vollbart umrahmtes Antlitz. Indem er sich emporrichtete, gewahrte er, daß die Augen des jungen Mädchens mit einem unendlich liebevollen Ausdruck auf seiner Mutter ruhten. Blitzschnell verschwand das Lächeln von seinen Lippen und ein böser, geärgerter Zug bildete sich dafür.

„Fräulein", rief er herrisch, laut.

Wie im jähen Erschrecken stieg ihr eine dunkle Blutwelle bis unter die Haarwurzeln. Ohne sie anzusehen fuhr er fast hastig fort:

„Du gestattest doch, Mamachen, daß wir den Kaffeetisch in das für uns zum Wohlbefinden einmal unentbehrliche Aroma einer Havanna hüllen — ja? Die Streichhölzchen, Fräulein!"

„Auf dem Tische neben Ihnen stehen sie", antwortete sie höflich, aber ebenso kurz, reichte ihm dann aufstehend die mit dem braunen Trank der Levante gefüllte Tasse und holte von einem Ecktischchen verschiedene kleine, einem Raucher unentbehrliche Utensilien herbei, während Baron Lieven mit einem schier entsetzten „Aber Heinz!" aufgesprungen war, die Zündhölzchen herbeizuschaffen.

Doktor Bergen schien weder das Eine noch das Andere zu bemerken, so angelegentlich ließ er das Kaffeelöffelchen auf den Fingern balanciren, so angelegentlich, daß er auch das überraschte, fast ein wenig schadenfrohe Lächeln seiner Mutter nicht gewahrte.

„Ich bitte Dich, Oskar", unterbrach er ungeduldig aufblickend den Baron, der, von der natürlichen Anmuth des jungen Mädchens gefesselt, sie in ein Gespräch verwickelte, „Fräulein Meyer ist jetzt

sicherlich vollkommen von Deiner grenzenlosen Dankbarkeit für ihre selten aufopfernde Gefälligkeit überzeugt. — Verzeihung, Fräulein Meyer", nickte er noch leichthin dem jungen Mädchen zu und fuhr dann, die unangenehm überraschten Blicke des Barons nicht beachtend, zu ihm gewendet fort: „Du kannst Dir nach Mamas Rath sicherlich denken, daß es ihr heißester Wunsch ist, mich ehrbar in irgend welchem Amt und Würden und — verheiratet zu sehen, trotzdem sie weiß —"

„Offen gestanden", fiel ihm der Baron ins Wort, „überrascht es mich, daß Du auch jetzt noch auf solch' eine schmale Karte warten läßt, die in den alltäglichen, stereotypen Worten: Hierdurch gebe ich mir die Ehre 2c., doch solch' eine Fülle von Glück birgt!" —

„Auch jetzt", persiflirte der Doktor — „trotz einer solchen Fülle von Glück!" setzte er noch spöttischer hinzu. — „Aber ich wollte sagen", fuhr er fort, nachdem er vergeblich versucht, die über die weiße Damastdecke hertanzenden Sonnenstrahlen zu haschen, „trotzdem Mama weiß, daß ich felsenfest überzeugt bin, nicht nur mein ganzes bisheriges glückseliges Dasein in der Ehe einzubüßen, so berührt sie dennoch immer wieder diesen Punkt, selbst auf die Gefahr hin, das traulich friedliche sweet-home, welches doch einzig nur ein selbstlos liebes Mütterchen zu bereiten versteht, nebenbei zu verlieren."

„Haben Sie gehört, lieber Baron, wie glänzend mein Sohn meinem Ausspruch zum Siege verhilft? Blindlings verurtheilt er, was er nicht kennt."

„So ernst dürfen wir diesen Urtheilsspruch nicht nehmen, gnädige Frau", antwortete zerstreut Baron Lieven und seine Augen, welche er bei der Frage der Landräthin gewaltsam von dem jungen Mädchen abgelenkt, eilten wieder zu ihr hinüber — oder galten seine bewundernden Blicke der geschmackvollen Stickerei, welche sie prüfend in der erhobenen Hand hielt? Wie traumverloren dachte er: Märchenaugen hat sie — wunderbare Märchenaugen, die man nie wieder vergessen kann.

„Cher baron", erweckte ihn die sanfte Stimme der alten Dame, „Sie schulden uns noch die Begründung Ihrer Worte."

„Pardon!" Wie suchend fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. „Frau Fama hat bis zu mir in das weltferne, einsame Harzdörfchen die Kunde getragen, daß jener Ehespötter dort in Wahrheit schon längst seine Huldin gefunden — und, gestehe es, Heinz, vorhin im Klub ward dieses Gerücht keineswegs korrigirt."

„Du meinst Fräulein von Stielow?" antwortete der Doktor und reichte dem jungen Mann seine Tasse. „Ja, die Welt meint, wir paßten für einander!"

„Die Welt?"

„Nun, enfin — ich meine es schließlich auch! Mama stellt die Erfüllung ihres Wunsches so sehr als eine zu ihrem Glück nöthige Nothwendigkeit hin, daß ich als gehorsamer, zärtlicher Sohn — vielleicht — sage ich, das Opfer bringe."

Leise in sich hineinlachend hielt er der ihn verwundert, fast sprachlos anblickenden Frau Landrath den Mund zu. — „Ueberdies besitzt ja Fräulein von Stielow unendlich schätzenswerthe Eigenschaften!"

„Aha!"

Behaglich, erwartungsvoll lehnte sich der Baron zurück, während der junge Hausherr bedächtig die Asche von der Cigarre streifte und schier nachdenklich den duftigen, krausen Rauchwölkchen nachblickte, welche seiner echten Havanna entstiegen. Langsam sprechend, jedes Wort abwägend, begann er dann: „Sie ist vorerst eine Waise —" ein schneller, vorwurfsvoll strafender Blick traf ihn aus den Augen des Mädchens, der sich in einen spöttisch-mitleidigen zu verwandeln schien, als er fortfuhr: „zweitens ist sie reich — sehr reich! Ich gebe gern zu, daß ich diese zweite Eigenschaft als nothwendigen Hintergrund für ein so kostbares Nippes wie ein ehelich Weib betrachte."

Kopfschüttelnd ließ die alte Dame ihre Arbeit in den Schoß sinken, hocherglühend trat Fräulein Meyer auf den Balkon. Eigenthümlich! — fast erschien es dem Baron, als ob sie angstvoll tief Athem schöpfend, ihr heißes Gesicht in dem kühlen Grün des Weingerankes bergen wolle.

„Last not least", fuhr unbeirrt der Doktor fort, „besitzt sie eine sprühende, witz- und geistfunkelnde Konversationsgabe, versteht sich ein unwiderstehlich vornehmes Air zu geben und kann nebenbei — wenn sie will — trotzdem sie gerade nicht über allzuviel Herz und Gemüt zu gebieten scheint — hinreißend diensteifrig, gefällig und aufmerksam sein, ohne daß man in Gefahr geräth auch nur für einen Augenblick die vollendete echte Dame in ihr zu vergessen!"

„Vielleicht erlaubt es das Letztere, daß sie auch eine liebende Gattin, eine echte Hausfrau wird — wenn sie will, heißt das!" erwiderte ernst der Baron.

„Da ich bei einer Wahl es ja hauptsächlich berücksichtige, eine Repräsentantin meiner äußeren Stellung neben mir zu haben, ist das Erstere wohl zumeist entscheidend für mich", antwortete fast nachlässig der Doktor.

„Himmel — Heinz! Seit wann hegst Du denn so frivole, Deinen früheren Anschauungen gerade entgegen gehende Ansichten?" Tief innerlicher Schreck offenbarte sich in der leicht bebenden Stimme der Frau Landrath.

„Seit mir durch tiefere Einblicke, die ich Gelegenheit hatte in manche Ehe zu werfen, die Augen geöffnet sind, Mamachen, und seit ich mit neugierigem Interesse die Spalten in den Zeitungen lese, welche ‚Heiratsgesuch' als Ueberschrift tragen. — Welch' ein Handel! Stückweise, sage ich Euch, wird beim Lesen dieser verkäuflichen Waare, Herz und Seele genannt, das einstmals poesie-umwobene Ideal zertrümmert, welchem man in dem Begriff ‚ein eigen Weib' einen Altar erbaute!"

„Und dafür schleunigst dem Ideal einen Thron errichtet, welcher einer Gesellschaftsehe ohne wahrhaftes Glück, ohne Liebe und Poesie auf ein Haar gleicht!" antwortete noch ernster, aufstehend der Baron.

„Wahrhaftes Glück! Liebe?! Poesie?! Dies alles, ganz besonders aber das Letztere in einer Ehe heutzutage suchen zu wollen, dazu gehört wahrlich mehr als nur eine Diogenes-Laterne!"

„Ich kenne Dich kaum mehr, Heinz. Du, Du glaubst an solche matte, graue Theorie? Der heilige Glaube an Glück, Liebe und Poesie, der", fuhr er, dicht zu ihm tretend, fort, „liegt als edelstes, unvergängliches Samenkorn seit ihrem Entstehen in der Menschenseele. Wer da wähnt, ihn verlieren zu können, irrt — er besaß das Kleinod nie!"

Gelassen blickte der Doktor den Baron an und erklärte erst ruhig, dann aber erregter und leidenschaftlich sprechend: „Nicht ich, Du irrst, wenn Du glaubst, ich hätte mich mit diesem Zweifel an Dein — vormals ja auch mein — Ehe-Ideal aus den Reihen derer gestrichen, die begehrend nach höherem suchen. Nimmer! Glück und Liebe? Sie liegen für mich vereint in dem Worte ‚Mutter'. — Poesie? O, du stolze, hehre Himmelstochter! Ja, ich verstehe dein geisterhaftes Weben in dem Säuseln und Rauschen der Blätter, begreife es in dem zauberischen Helldunkel einer Sternennacht, höre dich im Gewittersturm und im Donnergrollen. In dem edlen Beruf einer barmherzigen Schwester mag sich das Ideal der mensch-gewordenen, göttlichen Barmherzigkeit verkörpern, Poesie aber heißt das unsichtbare Piedestal, auf dem es steht! Der süße Wunderglaube, mit dem man athemlos den Märchen der Mutter lauschte, ist er nicht Poesie — und den sollt' ich verloren haben? — Hoch in den Lüften, über dem schwer rollenden Rädergetriebe des Eisenbahnzuges, schwebt es da nicht, das Wahrheit gewordene Märchen? Nur übernatürliche Kräfte konnten in ihm vollbringen, was heute Menschengeist und Menschenhand erschafft. In diesem Schaffen aber, weht da nicht greifbar jene Poesie, deren Evangelium ich eben kündete? — Sie in der Ehe finden, oder überhaupt nur suchen zu wollen — dazu allerdings reicht mein Muth und mein Wunderglaube nicht aus."

Er war wieder in den alten, gleichsam verletzenden Ton zurückgefallen und folgte den Augen der Frau Landrath, die gefesselt an dem jungen Mädchen hingen. Leicht an die grüne Blätterwand gelehnt, steht sie auf dem Balkon und hält mit einer Hand das dichte Rankengewirr, welches die üppig in einander verschlungenen Rebenzweige gebildet, als schützendes Dach über ihren Kopf, aber die huschenden, glitzernden Sonnenstrahlen finden dennoch durch Zweige und Blätter den Weg und umgaukeln das fein geschnittene Gesichtchen, aus denen vorher bei den Worten des Doktors die großen Augen so todttraurig ins weite blickten. Jetzt liest sie, liest den Brief, den ihr der alte Postbote schmunzelnd hinaufgereicht hatte auf den Balkon und bei der Lektüre desselben fliegt es wie Sonnen-

leuchten über ihre Züge; sie bemerkt auch nicht die plötzlich eingetretene Stille am Kaffeetisch.

„Einen Brief aus der Heimat, Lieschen?“

„Ja, Frau Landrath — von Papa! O, wie freue ich mich!“ Mit einem glänzenden Blick drückte sie den Brief ans Herz. „Papa und Mama“, fuhr sie fort, „senden Ihnen herzinnige Grüße und — — — aber bitte —“, stockend, vertraulich, verlegen reicht sie der alten Dame den Brief.

„Nein, Liebling“, wehrt diese, komisch entsetzt die Hände ausbreitend, „nur nicht Deines Papas Schrift lesen müssen, erzähl' doch, was er schreibt.“

„Jetzt?“

„Gewiß.“

Das junge Mädchen warf einen scheu zurückhaltenden Blick auf die beiden Herren, welche, eifrig diskutirend, an dem geöffneten Bücherschrank standen, dann beruhigt aufathmend sagte sie: „Papa war nämlich früher ein Schwärmer.“

„So?“ fragte sichtlich amüsirt die alte Dame.

„Ja — besonders aber als Bräutigam“, bestätigte jene, drollig bestimmt.

„Das finde ich sehr begreiflich, Lieschen, jeder, der Dein Mütterchen nur kannte, war ja —“

„O, nicht so“, lachte das junge Mädchen, „es war eine ganz besondere, eigene Schwärmerin, bitte, hören Sie nur.“ Den Brief entfaltend, las sie laut vor: „Mein ganzes, seliges Bräutigamsglück von anno dazumal ließ doch noch überreich Raum in meinem unbescheidenen Herzen für allerhand thörichte, vermessene, aber heiß empfundene Wünsche. Freilich zum heimlichen Leidwesen meiner Herzliebsten — Deiner Mutter!“ —

„Papa“, plauderte sie fröhlich auflachend und ließ den Brief sinken, „betheuerte nämlich gar oft der Mama — anno dazumal nämlich — daß sein allerhöchstes Sehnen einem immergrünen Garten, einem echten, vornehmen Wintergarten gelte. — Dieser Wunsch, ererbleichte selbstverständlich im Laufe der Zeit, Papa hatte schier vergessen, daß er ihn je ernstlich gehegt. Der Raum in dem bescheidenen Heim des Kantors war für die vielen kleinen Leute ebenso knapp wie — wir mußten sparen, Frau Landrath! Jetzt ist's leer daheim, ich war ja die Letzte, die ausflog“, fügte sie leiser hinzu, und las dann wieder nach kurzem Suchen in dem verschiedene Bogen umfassenden Briefe weiter: „Vor circa vier Wochen nun sagte ich traurig: 's ist doch recht still jetzt um uns, Alte, recht einsam! Wer hätte geglaubt, daß all' die geschriebene Bücherweisheit einem die Sehnsucht nach lebendigem, dankbarem Glück nicht nehmen kann. Verreise, Väterchen, besuche die Kinder, bat Deine Mutter. — Ich reiste. Dann kam ich wieder. Denk', Alterchen, bei uns haben indessen Heinzelmännchen Einkehr gehalten, sagte mit sonderbar feuchtem Blick Deine Mutter und führte mich, als ich erstaunt über ihr

freudig erregtes Wesen ihr verwundert folge, in das Traumland meiner Jünglingsjahre — in meinen Wintergarten! Sie hatte in all' den Sorgen, dem Werktagstrubel, durch dreißig lange Jahre hindurch, gespart, gearbeitet, ja gedarbt, um ihren vielliebsten Alten dereinst, wenn die unabwendbare Einsamkeit und das Alter kommen, die Jugendzeit mit all' ihrem Hoffen, ihren goldenen, kindlichen Glücksträumen, ihrer den Erdenstaub abschüttelnden Poesie, zurückzuzaubern. Nun steht mein Schreibtisch in dem herrlichen Raume und Mütterchens Sorgenstuhl und jedes sammetgrüne Blatt, jedes in dem kleinen, echten Rasenteppich knospende Blümchen, künden mir, welch' tausendmal glücklicher, durch echte Weibesliebe gesegneter Mann ich bin." — — —

„Diese zarte Liebe überrascht mich nicht bei Deiner Mama, Kind", erwiderte die Frau Landrath und strich schmeichelnd über die glühenden Wangen des Mädchens, „trotz ihrer reichen Kinderschaar blieb ihr Gatte allzeit der erste in ihrem Herzen."

„Ohne Diogeneslaterne", flüsterte leise der Baron dem Doktor zu. Dieser zuckte mit der Schulter, ohne seine Augen von dem jungen Mädchen abzuwenden. Gar eigenthümlich sprühten sie jetzt aber auf, just gerade, als der Baron schnell zu ihr trat und in warmem Tone sagte:

„Sie sind beneidenswerth, Fräulein Meyer, um solche Eltern und solch' ein reiches Familienglück!"

„Ich fühle dies Glück auch tief innen", antwortete sie schlicht und sah ihn dankbar an.

Wie schon einmal schnitt der Doktor kurz die Unterhaltung mit einer Frage ab. „Also jene Korrespondenz wünschest Du noch kennen zu lernen. — Fräulein", wandte er sich, seinen früheren Platz wieder einnehmend, an die junge Dame, „auf meinem Schreibtisch links liegt ein zusammengebundenes Päckchen Briefe. Holen Sie es mir."

Ohne zu antworten stand sie einen Augenblick noch, wie wartend an dem Tische und blickte gelassen auf den schmalen Weg, welchen der Stuhl des jungen Mannes freiließ.

„Würden Sie erlauben, Herr Doktor?"

„Verzeihung!" erwiderte er und schwippte den Stuhl hoch.

„Du hast wirklich recht, Mama, eine seltene Farbe und Wucht besitzt Fräulein Meyers Haar." Ungenirt, mokant lächelnd, ergriff er eine, der von schwarzen Sammetschleifen gehaltenen Flechten und hielt sie gleichsam wägend in der Hand, dadurch das junge Mädchen zum Stillstehen zwingend. Wortlos, jäh erröthend, ebenso schnell wieder erbleichend, nahm sie ihm das Haar aus der Hand und schlang sich die Zöpfe nachdrücklich, eng um den Hals, dabei sah sie ihn aber so herb und verständlich abweisend an, daß er klirrend die Tasse zurückschob und die Zähne tief in die Lippen grub. Mit einem malitiös erstaunten Blick folgten ihr dann seine Augen, als sie nicht aus der Thür, sondern nun nach dem Klingelzuge schritt. Sie schellte. Sofort trat ein sauber gekleidetes Mädchen ein.

„Bitte, Ida, in dem Zimmer des Herrn Doktor liegt auf dem Schreibtische links ein Päckchen Briefe. Möchten Sie es holen?"

„Sofort gehen Sie hinaus", befahl aufspringend, hochroth vor Zorn, der junge Mann. — „Dem Mädchen konnte ich den Auftrag ohne Ihre Hilfe geben, Fräulein; ich bat Sie darum", rief er heftig aus, als die Dienerin gegangen war.

„Hätten Sie mich gebeten Ihnen die Briefe zu holen, ich wär' sofort gegangen", antwortete sie mit Thränen kämpfend, fuhr aber nach einem kurzen Aufschluchzen mit festerer Stimme fort: „so aber, auf die Art, wie Sie Dienstleistungen von mir verlangen, verweigere ich sie Ihnen ein für alle mal."

„Zu Befehl, meine Gnädigste, ich habe verstanden!" Tief, ironisch tief verbeugte sich der junge Mann. — „Komm, Oskar, lesen wir die Briefe in meinem Zimmer", setzte er forcirt lustig hinzu. — „Gestatte, Mamachen, daß wir uns in mein friedliches Tuskulum flüchten. Aber", fragte er leise, „hatte ich nicht recht, als ich Dir prophezeite, welch' kostbare Acquisition Du an diesem ‚Lieschen Meyer' gemacht?" Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er aus dem Zimmer.

Der Baron, der ihm zögernd folgte, sah, wie das junge Mädchen kindlich demüthig die Hand der alten Dame ergriff und auf deren leise Frage kopfschüttelnd, abbittend erwiderte: „Es war nur Nothwehr!" —

„Ich fasse es nicht, Heinz", sagte unmuthig mit grollender Stimme der Baron zu dem Doktor, „wie Du in meiner Gegenwart solch' häßliche Scenen provoziren konntest. Auf alle Fälle warst Du jedesmal ihr gegenüber der besiegte Sieger!"

„Das eben ist ja stets mein Ingrimm! Solch' naseweiser, impertinenter Backfisch!"

„Diese Bezeichnungen verdient die junge Dame durchaus nicht", entgegnete bestimmt der Baron, „Dich hingegen fand ich —"

Auf einen Ruck unterbrach der Doktor seinen Sturmschrittlauf, fuhr sich aufgeregt durch die dichten Haare und erklärte zornig: „Hochmüthig, altklug, schnippisch ist sie! Stündlich, seit sie im Hause ist, ärgert mich das Mädchen! Man denke: sie mich! Eines armen Kantors Letztgeborene — ein Fräulein Meyer! Lächerlich geradezu! Mama wollte die Tochter der Jugendfreundin auf ein Jahr als Besuch aufnehmen! Denkst Du, das erlaubte der sechzehnjährige Stolz? Gott bewahre! Nur als Gesellschafterin will sie engagirt sein, Pflichten und Gegenpflichten werden verklauselirt. Nach diesem Vorspiel warnte ich Mama — vergeblich! Jetzt kommt das unreife Ding und stößt im Nu alle meine an Mamas früheren Stützen als ausnahmslos gemachten Erfahrungen über gute Erziehung u. s. w. über den Haufen! Wie sprang und eilte und knixte und lächelte das! Wie verdrehte sie die Augen, ich — na, eine Genugthuung wenigstens empfinde ich, die: daß meine Antipathie, die ich von jeher gegen rothe Haare gehegt, mich auch diesmal nicht täuschte! Brr, rothe Haare! Brr!"

„Echt wundervolles Goldblond!“ erklärte begeistert der Baron. „Sie sieht aus, als ob eine der wunderbaren Tizianschen Frauengestalten zum Leben erwacht sei. Ich bin wortlos entzückt von dem Mädchen, das in der lieblich-kindlichen Hülle einen so selbstbewußten, muthigen Geist, so selten innere Herzenswärme birgt! Hüte Dich, Freund Heinz, und wahre Dein Herz! Unmöglich kann Dein grimmer Haß ihrem Liebreiz dauernd widerstehen. Hüte Dich!“

„Sonderbarer Schwärmer!“ lachte überlaut und spöttisch der Doktor und legte dem Baron nachdrücklich die Hand auf die Schulter. „Ich sage Dir, roth sind sie — und ebenso impertinent wie ihre rothen Zöpfe sind auch ihre Worte; ebenso einfach wie ihr Geist ist auch ihr Herz spröde und eisig und ihr Wesen hausbacken, temperamentlos und nüchtern! Geschmacksachen!“ erklärte er, heftig dem Baron die Gegenrede verwehrend und reichte ihm das Briefpacket.

* * *

„Bitte, mein Herr, nur schnell!“ rief der Schaffner einem Herrn zu, dessen schneidige, elegante Bewegungen nichts von ihrer distinguirten Vornehmheit verloren durch die Eile, mit welcher er den sich langsam in Bewegung setzenden Zug zu erreichen suchte.

Die Thür flog krachend hinter ihm ins Schloß, — und fauchend, stöhnend, donnernd rollte der Bahnzug unter den Hallen hervor.

„Bist Du es wirklich, Heinz? Beim Zeus, ich traute meinen Augen nicht! Alter, lieber Freund, Du bist es!“ Mit diesen Worten hatte der im Coupé schon anwesende Herr Doktor Heinz Bergen begrüßt.

„Oskar Lieven!“ rief freudig dieser. „Das nenne ich Glück! Willkommen, tausendmal willkommen! Endlich wieder nach so vielen Jahren daheim?“

„Fünf Jahre war ich fort!“

„Ja, fünf Jahre waren es! Wie werden sich die Meinen freuen. Hiermit belege ich Dich feierlich mit Beschlag — selbstverständlich bist Du unser Gast!“

„Angenommen“, erwiderte herzlich der Baron, „vorausgesetzt, daß —“

„Laß nur“, wehrte vergnügt ihn anblickend der Doktor, „das sind so landläufige, unter uns aber durchaus überflüssige Redensarten — mein Frauchen wird, dank ihrem entzückenden Hausfrauentalent, nie durch unerwarteten Besuch in Verlegenheit kommen.“

„Also in voller Gatten- und Hausherrenwürde!“ Schier neugierig, respektvoll betrachtete Baron Lieven den Doktor, der diese Musterung mit vollstem Gleichmuth über sich ergehen ließ. „Die Kunde der einfachen Thatsache, Heinz Bergen heiratet, erreichte mich an den Ufern des Nil — sonst aber —“

„Bist Du weiter nicht orientirt, meinst Du“, fragte der Doktor bedächtig über seinen Bart streichend, gleichsam als wollte er das

übermüthige Lachen von seinem Antlitz bannen. „Nun, eigentlich hättest Du Dir gerade denken können, daß ich eben ‚rettungslos‘ verloren war. Denk' doch an unser letztes Zusammensein!“

„Ich erinnere mich genau und freue mich, daß Du allem Anschein nach glücklich bist.“ Herzlich schüttelte er ihm die Hand und blickte ihm tief ins Auge.

„Sehr glücklich“, erwiderte er einfach, aber seine Augen leuchteten auf.

„Ich habe Dir und Deiner Gattin abzubitten, Heinz! Verzeihe mir, daß ich niemals daran geglaubt, daß Grete von Stielow wahrhaft zu beglücken verstände.“

„Das glaube ich auch nicht!“ lachte herzlich der Doktor.

„Das glaubst Du nicht? Sie ist nicht Dein Weib? Ja, aber wer denn?“

„Lieschen Meyer.“

Wahrhaft fassungslos blickte der Baron ihn an.

„Ueberrascht Dich das wirklich so? Gerade von dem Tage an, an welchem Du Zeuge unserer eigenthümlichen Art warst, den Begriff: les extrêmes se touchent zu variiren, hat Mama das Ende im voraus gewußt — behauptet sie wenigstens.“

„Noch fasse ich es nicht, Heinz! Je mehr —“

„O“, unterbrach ihn der Doktor übermüthig lachend, „warte nur, Du wirst sie wiedersehen und dann vollständig verstehen.“

„Das Verständniß fehlt mir durchaus nicht! Denk' doch zurück an meine Warnung, denke daran, welch' einen Eindruck Dein Weib bei unserem flüchtigen Sehen auf mich machte. Nein, nur dafür fehlt es mir — nun, sagen wir, wie aus einem Saulus ein Paulus ward.“

Der Doktor lachte, dann fuhr er ernster fort: „‚Wahre Dein Herz‘, scherztest Du damals — die Worte gaben mir zu denken. Ich hörte sie mit erschreckender Deutlichkeit, wenn ich mich immer wieder dabei überraschte, meine Gedanken mit ihr beschäftigt zu sehen. Ich mußte mir täglich wiederholen, daß sie mir gleichgiltig sei, daß ich nur um des meine häusliche Ruhe störenden Unbehagens willen, das sie mir verursacht, an sie denke. Ich wollte — wollte durchaus nicht besiegt sein von ihrem süßen Liebreiz, der jeden fesselt und lag doch täglich fester in den Banden, die sie um mich schlang durch die Reinheit und Herbheit ihres Wesens, durch ihren mädchenhaften, unbeugsamen Stolz, der dem Sohn des Hauses absolut nicht die geringsten Hausherrnrechte zugestand, weil er sie stets nur in jener, Dir bekannten Weise geltend machte. Eine Andere, Erfahrenere als mein Lieschen, würde vielleicht früher noch, als ich selbst, die Liebe erkannt haben, welche sich in Groll, Abneigung und herrischer Tyrannei verhüllte. Sie fühlte nur die tausend Quälereien, hörte die beleidigenden, schroffen Worte, sah meine kalten, abweisenden Blicke und wappnete sich mit immer herberem Stolze, damit ich ja nicht einmal errathe, wie wehe ihr Herz dabei zucke, wenn ihr Mund dem

meinen, ihre Augen meinen Augen noch bitterer und verletzender antworteten. Verstehe recht:

> Sie liebten sich beide,
> Doch keiner wollt' es dem Andern gesteh'n,
> Sie sahen sich an so feindlich —
> Und wollten vor Liebe vergeh'n.

Endlich, als ich es Dir nachthun, den Wanderstab ergreifen wollte, um diesem, mir unverständlichen Zwiespalt in mir zu entfliehen, erweckte eine Aeußerung von ihr, welche sie über einen Mann that, der sich um ihre Gunst bewarb, meine Eifersucht. Diese mich maßlos packende Leidenschaft, ein Befehl ihres Vaters in die Heimat zurückzukehren, ihr jetzt so seltsam stilles Wesen, das einzig überströmende Verlangen, einmal diese tiefen, dunklen Augen in heißer Glut aufflammen zu sehen — — nun, gefragt, ob sie mein Weib werden wollte, habe ich sie nie. Ich nahm sie am Abend vor ihrem Scheiden in die Arme, fest, immer fester — und sie? Sie war großmüthig und ließ dem Sünder sein Glück!"

„Gott sei Dank, somit konnte glücklicherweise gar manch' eine Rubrik in der Tabelle Deiner Ansprüche von dazumal gelöscht werden", sagte der Baron scherzend, über die ernstere Stimmung, die sich beider bemächtigte, hinweggehend. „Weißt Du noch, Du konsequenter Doktor, reich —"

„Erlaube, das ist mein Lieschen, obwohl sie einen Kantor zum Vater hat, der nur eine gesegnete Familie, sonst aber keine Glücksgüter besitzt —"

„Und überdies Meyer heißt", lächelte fein der Baron.

„Jawohl, trotzdem! Du wirst mir Abbitte thun müssen, wenn ich Dir näher darlege, wie zu meinem Vortheil rechnend, ich gewählt habe. Geld noch Gut besitzt mein Lieschen nicht, aber sehr, sehr reich ist sie dennoch. Welch' ein Musiknarr ich war von jeher, weißt Du. Ebenso welche Unsummen ich hierfür verschwendete. Mein Frauchen singt und spielt selbst und zwar mit hinreißend, meisterhafter Künstlerschaft, ich spare mindestens durch das Talent jährlich 500 Mark. Daß ich ferner die Stellung als Chefredakteur der . . . Zeitung annahm, ist einzig das Verdienst meines klugen, weisen Weibchens — ihr verdanke ich, außer dem stolzen Gefühl der Befriedigung, das mich erfüllt, seit ich in die Reihen der geistigen Streiter eingetreten bin, also auch das Gehalt von . 6000 Mark, welches ich erhalte. Das Honorar für mein literarisches Schaffen hat sich seit meiner Vermälung verdreifacht. Kein Wunder! Sie erst lehrte mich Gestalten, die leben und lieben, zu schaffen. Wiederum . . . . 6000 Mark, die ich nur ihr zuschreiben kann, ohne den imaginären Genuß, eine Sproße höher auf der Leiter der Unsterblichkeit emporgestiegen zu sein." —

Geschäftsmäßig ernsthaft nahm der Baron eine Visitenkarte und notirte:

An Konzertausgaben erspart	500	Mark
Redacteurgehalt	6000	„
Verdreifachtes Schriftstellerhonorar . . .	6000	„
Eine Sprosse Unsterblichkeit auch mindestens	6000	„
Summa	18,500	Mark.

„O, ich bin noch nicht fertig“, lachte der Doktor, die Karte lesend, „Zeit ist Geld, und welches Kapital an Zeit erspare ich, seit mein Frauchen mit klugem Verständniß die Manuskripte liest; seit ich meine Arbeiten oft nur flüchtig skizzirt ihr übergebe und sie dann tadellos ausgearbeitet zurück empfange. Dies Kapital kommt dem vorigen mindestens noch gleich!“ — —

Fast ohrzerreißend nahe, schrill, ertönte das Ankunftssignal. Eilends nahm der Doktor Hut und Ueberzieher, während der Baron noch einmal gemächlich die Karte hervorzog und, jedes Wort laut vorsprechend, notirte:

„Summa	18,500	Mark
An Zeitkapital erspart, auch	18,500	„
macht:	37,000	Mark.

Ich gratulire, Freund — doch an diesem Resultat hat Dein Herz sein vollgemessenes Theil — Du Rechenkünstler!“ Lachend steckte er die Karte ein und verließ mit jenem das Coupé.

Aus dem Lärmen der heranrollenden Wagen, dem vieltönigen Rufen der Gepäckträger, dem Getöse einer kommenden und gehenden Menschenmenge flüchteten die beiden Herren in die stillen Anlagen und betraten dann die breite Straße, in welcher das erkergeschmückte Haus des Doktors stand. Mitten aus dichtem Grün blitzte es hervor, so sauber, weiß und verlockend, wie ein verborgen behütetes Kleinod.

„Wir überraschen mein Weibchen“, sagte der Doktor Bergen vor freudiger Aufregung gedämpft sprechend, „sie erwartet mich erst in vier Tagen zurück. Doch, weißt Du, ich kann mir den Genuß nicht länger versagen, wieder einmal zu hören, welch' ein ausgezeichneter, sehnsuchtsvoll erwarteter Mensch ich eigentlich bin.“

Aus dem hohen Hausflur traten sie in ein kleines, teppichbelegtes, mit weißen Wandreliefs geschmücktes Vorzimmer. Schöne Gruppen dunkler Blattpflanzen standen zwischen den einfach weißen, mit schmalen Goldleisten verzierten Möbeln, deren purpurrothe Bezüge, im Verein mit zwei deckenhohen Spiegeln, einen ungemein vornehmen Eindruck machten.

Eine hell jauchzende Kinderstimme klang ihnen entgegen!

„Mein Töchterchen“, bedeutete der Doktor.

Und jetzt? Wie gebannt legte Baron Lieven die Hand über seine Augen. Jetzt klang ihm jene weiche Frauenstimme entgegen, die er so oft im fernen, fernen Lande, nachts im Traume, im Rauschen der friedlichen, zu seinen Füßen spielenden Meereswellen zu hören gemeint.

„Still jetzt, Liebling“, sagte sie, „noch dreimal muß die Maschine klappern, dann sind wir fertig! O, Du herziges Mäuschen glaubst wirklich, daß ich mit Dir spiele und dazu singe? Paß auf — jetzt!“

Ganz leise öffnete Heinz Bergen um eine Hand breit die Thür. Dicht an der Glasthür, welche weit geöffnet auf den Balkon führte, der jetzt im lichtesten Frühlingsgrün prangte, stand die Nähmaschine. Vor ihr saß das junge, goldblonde Weib und war emsig bemüht eine Näharbeit unter die Nadel zu schieben; wie ein leuchtender Kranz lag eine jener „rothen“ Flechten auf dem Kopfe, die andere hielt ein kleines Mädchen in den rosigen Fäustchen. Es knieete erwartungsvoll in dem zierlichen Kinderwagen, welcher an die Nähmaschine geschoben war und blickte gespannt lauschend die Mutter an. Lächelnd nickte diese jetzt der Kleinen zu und sang glockenrein:

Ricke-ticke-tack! Ricke-ticke-tu —
Immer im Takt nähe ich zu!
So lang' die Nadel fliegt,
Hab' ich noch nicht gesiegt,
Immer noch näh' ich zu —
Ricke-ticke-tu!!

Ratternd, rastelnd, sausend flog blitzschnell das Rad, schnurrte der Faden, blitzte die Nadel, aber all' das Getön überklang das Jauchzen des Kindes und die hell hinaussingende Frauenstimme „Ricke-ticke-tack! Ricke-ticke-tu!“

„Heinz, mein Heinz!“ Mit lautem Jubelton flog sie, ihn plötzlich erblickend, an seine Brust — lang nachschleppend rauschte der weiße Stoff auf dem Fußboden. Sie liebkoste und schmeichelte und flüsterte ihm zärtliche Namen zu — und er? Nun er, der vormals so hoheitsvoll überlegen über Liebe und Liebesglück spotten konnte, er hat das Kosen und Herzen erlernt, dachte der Baron, welcher, von ihr unbemerkt, in der vollständig offenen Thür stand und wie trunken auf das Elternpaar blickte.

„O, mein Heinz, Du kamst zu früh, viel zu früh! Du wirst mir zürnen, Liebster, aber denk' Dir —“, sie beugte sich nieder und schaute, die Hände auf seine Brust legend, zu ihm empor. „Ich konnte nämlich vor lauter Sehnsucht nach Dir, trotz meines Versprechens, nicht eine Zeile Deiner Arbeit abschreiben; sobald ich lesen oder schreiben wollte, eilten Dir meine Gedanken nach — und statt der Worte entstanden allerhand konfuse Linien auf dem Papier, welche aber einem Konterfei von Dir, Herzliebster, täuschend gleichen. Sieh', auf jeder Seite wird es ähnlicher!“

Der junge Mann lachte hell auf, so recht aus glücklich frohem Herzen. „Das — das soll ich sein? Du arge Verschwenderin Du — das viele, schöne Papier verdorben, die kostbare Zeit mit Träumen verloren! Wart', das erfordert exemplarische Strafe!“

Da, als sie ihm schäckernd das Kind in die Arme, welche sie umfangen wollen, legen will, glüht, schier im Versinken die Abendsonne hell auf und hüllt beide in purpurnen Schein. Fast ist es,

als ob ihre Strahlen einen Heiligenschein um das Haupt der jungen Frau weben. Seine erhobenen Arme sinken nieder und fast andachtsvoll auf Weib und Kind blickend kam es von seinen Lippen: „Könnt' ich nur je ergründen, welch' wunderbarer, herzbezwingender Zauber Dich, mein Lieb, und all' Dein Thun verklärt."

Glückselig will sie ihr Haupt an seine Brust lehnen, da gewahrt sie den Baron. „Baron Lieven!" Dunkel erglühend den Gatten anblickend tritt die junge Frau dem Baron entgegen, welcher ehrerbietig ihre Hand an seine Lippen zieht.

„Gnädige Frau, erfüllen Sie mir zum Willkommen als erstes Zeichen Ihrer Huld die Bitte, dem bekehrten Ungläubigen hier, statt Ihrer antworten zu dürfen. Wie er heißt, der wunderbar, herzbezwingende Zauber, den Du vergeblich zu nennen suchst, Heinz? Poesie heißt er, Poesie, wie Dein Weib hier sie Eurer Liebe und Ehe zu geben weiß! Aber verrechnet hast Du Dich dennoch, das Exempel im Eisenbahnwagen stimmt nicht!" Wiederum unerschütterlich ernsthaft hielt er ihm die kleine Karte hin. „Wie hoch, meinst Du wohl, müssen wir die verdorbenen Bogen Papier, die im Sehnen verschwendete, kostbare Zeit in Abzug bringen?"

„So hoch Du willst", rief der Doktor, Frau und Kind ans Herz ziehend, „das Plus überwiegt dennoch! — Aber Du hast recht, Freund, das kostbarste Kleinod, das verklärend die Ehe hoch über die Erde zu heben vermag, ist doch nur die Poesie in der Ehe.





Neues zur Kenntniß russischer Literatur in Deutschland.

Von Dr. Erwin Bönncher.

Nicht mit Unrecht vergleicht ein Literarhistoriker fremde Literaturen mit Schätzen, die von Drachen bewacht sind, welche jedermann den Zutritt wehren außer denen, welchen das lösende Zauberwort bekannt ist. Der ungehobene Schatz sind die Schriftwerke fremder Völker, der Drache aber, der den Zugang feindlich verwehrt, ist — die Philologie, welche nur den mit der Sprache des betreffenden Volkes Vertrauten jenen ungehobenen Reichthum erschließt, während für den der fremden Sprache Unkundigen das Höchste und Tiefste fremder Leistung auf immer eine Summe todter, unbegreiflicher Buchstaben bleibt. Wenn nun unserm sprachenkundigen, lerneifrigen Volke die Schöpfungen des romanischen Geistes wie auch des englischen Schriftthums vielfach unmittelbar, oder nur kurze Zeit nach ihrem Erscheinen in trefflichen Uebertragungen zugänglich gemacht werden, so steht dies anders bezüglich der schöngeistigen Schöpfungen aller unserer östlichen Nachbarn. Hat doch heutzutage der durch seinen Weltbürgersinn bekannte Deutsche kaum eine Ahnung von jenen reichen, ungehobenen Schätzen, die seit der Mitte dieses Jahrhunderts das geistige Leben unserer östlichen, slavischen Nachbarn hervorzaubert. Verschiedene Umstände scheinen hierzu mitgewirkt zu haben: vor allem die verschwindend geringe Ausbreitung russischer Sprachkenntniß wegen der der Sprache eigenen Schwierigkeiten, sodann eine gewisse Mißachtung slavischen Schriftenthums, durch seinen geringen früheren Werth bedingt, und vielleicht auch ein wenig nationale Abneigung und Vorurtheile. Längst nun ist von den hervorragendsten Literarhistorikern des gebildeten Europas der der neueren russischen Literatur innewohnende Werth in begeisterten Worten anerkannt worden, es ist zur Thatsache geworden, daß seit den russischen Romantikern, mit A. S. Puschkin an der Spitze, die russische Literatur ihren westeuropäischen Schwestern ebenbürtig zur Seite zu stellen ist, ja sie in der

modernsten Kunstrichtung, dem Realismus, dergestalt überflügelt hat, daß das Haupt jener Richtung in Frankreich, Emile Zola, willig und dankbar von der Anregung spricht, die er der russischen Literatur verdankt. So haben sich die Worte des russischen Dichters erfüllt, der in den sechziger Jahren seinen Mitstreitern prophetisch zurief:

Gewiß, es wird die Stunde schlagen,
Hoch schwillt der Fluß im Siegeslauf,
Und blickt empor zur Aetherbläue
Und nimmt den Himmel in sich auf . . .

Oh seht, wie jubelnd sich die Wogen
Weithin ergossen durch das Thal —
Wie nah'n, nach geist'gem Tranke dürstend,
Die fremden Völker allzumal! . . .

Auch in Deutschland ist diesem steigenden Bedürfniß nach Kenntniß der russischen Literatur durch eine stetig wachsende Anzahl von mehr oder minder getreuen und gelungenen Uebersetzungen nachgekommen worden. Wenigen gelang es, in der Uebertragung den Geist des russischen Originalwerkes wiederzugeben, da Uebersetzen mit Erhaltung dieses Geistes, dem man den feinen Staub und Schmelz auf den Flügeln eines Schmetterlings vergleichen darf, eine der allerschwierigsten Thätigkeiten auf schöngeistigem Gebiete genannt werden darf. Alle Uebersetzungen aber krankten an dem einen Fehler: des zu hohen Preises, um Gemeingut aller Gebildeten zu werden. Mit aufrichtigster Freude und regster Theilnahme sahen wir daher einem Unternehmen entgegen, das von vorn herein allen Anforderungen zu genügen versprach, und dies in seinem gedeihlichen Fortschreiten treulich erfüllt. Von dem allseitig und rühmlichst bekannten Verfasser von „Rußland und seine Leute", „Die Wolga und ihre Nebenflüsse" ꝛc., von dem mit allen Verhältnissen des europäischen und asiatischen Rußlands gründlichst vertrauten Ethnographen und Forschungsreisenden Dr. Hermann Roskoschny, wurde vor ungefähr Jahresfrist eine „Russische Taschenbibliothek" ins Leben gerufen, die in rascher Folge bis heute in 25 Nummern die hervorragendsten Erzeugnisse der neuern russischen Literatur, sowie einige älteren Datums in mustergiltiger Uebersetzung dem deutschen Leser vorführt. Namen wie Graf Leo N. Tolstoi, F. M. Dostojewski, J. S. Turgenjew, F. M. Reschetnikow, Graf W. A. Sollogub, Fürst W. W. Meschtscherski leisten Gewähr, daß auch dem mit russischen Literaten völlig Unvertrauten ein tiefer, reichhaltiger Einblick in die Stoffe jenes uns so eigenartig fesselnden, ja bestrickenden Schriftenthums verschafft wird. Besonderes Interesse gewinnt die Sammlung noch dadurch, daß zunächst ausschließlich solche Werke geboten werden, von denen noch keine Uebersetzung in Buchform vorliegt. An diese sollen sich später die hervorragenden Werke älterer Schriftsteller, wie P. W. Gogol, J. Gontscharow, M. Lermontow, A. S. Puschkin schließen. Ueberflüssig fast erscheint es bei einer Verlagsbuchhandlungsfirma wie

Greßner & Schramm in Leipzig den trefflichen Druck; die saubere, sorgfältige Ausstattung und die Solidität des Ganzen hervorzuheben, wie es auch andererseits genannter Firma zu danken ist, daß bei dem niedrigen Preise (1 Mark pro Band) den Gebildeten und Theilnehmenden aller Stände die Anschaffung ermöglicht ist.

Die Reichhaltigkeit des Stoffes und die getroffene vorzügliche Auswahl dürften am besten aus einer ausführlichen Besprechung der erschienenen Bände hervorgehen.

Graf Leo N. Tolstoi, der bedeutendste und angesehenste Schriftsteller des heutigen Rußland, eröffnet die Sammlung mit seiner sozial-politischen Studie „Unsere Armen und Elenden". Bekannt sind Tolstois Bestrebungen für Hebung des Volkswohles in Rußland, wobei er, im richtigen Verständniß für das Wort „Charité bien entendue commence par soi-même", auf seinem Gute Jasnaja Poljana den Anfang durch Gründung einer Freischule machte. In dem Anfang dieses Jahrzehntes nun begann der russische Philanthrop seine Bestrebungen auch auf die städtische Armuth, im besonderen in Moskau auszudehnen, ohne dabei aber die rechte Unterstützung zu finden. Mit der größten Offenheit, ohne irgend welche Scheu vor unangenehmen Wahrheiten, legt Tolstoi in seiner Studie „Unsere Armen und Elenden", seine eigenen, vielfach verfehlten Bestrebungen, sowie das jammervolle, beklagenswerthe Elend dar, das er bei seinen Nachforschungen erblickt und dem er abzuhelfen außerstande gewesen ist. Nicht als ob er sich und seine Standesgenossen hierbei schonte, seine Erfahrungen bringen ihn vielmehr dazu, — vom christlich-humanen Standpunkt aus — die Verwerflichkeit jedes Luxus offen einzugestehen und alle für den Luxus so oft siegreich ins Feld geführten Scheingründe mit der nackten Thatsache des ungeheueren, unsäglichen menschlichen Elends niederzuschlagen. Um seine Studien an erster Quelle zu treiben, begiebt sich der Dichter, wie er in einfachen, schlichten aber deßhalb um so ergreifenderen Worten erzählt, in das Zentrum städtischer Armuth, auf den Chitrow Rynok, einer Art Arbeitsplatz in Moskau. Von dort aus ordnet sich die ungeheuere Anzahl der Elenden in Gruppen von Männern und Frauen, um mit dem Schlage 5 Uhr, getrennt, Eingang in Ljapinskijs unentgeltlicher Nachtherberge zu finden. Von einem Bauer, der um Arbeit zu suchen in die Stadt gekommen ist, dem man aber dort Paß und Geldbeutel gestohlen, heißt es beispielsweise: „Gefängniß und Schub erschienen ihm das gelobte Land, denn dadurch hofft er wenigstens wieder in das Heimatdorf zu gelangen". Das gesehene Elend regt nun Tolstoi an, mit Entrüstung im Namen der Menschlichkeit Geldbeiträge von den Reichen zu fordern, um dem Elend abzuhelfen. Doch da begegnet er mitleidigem Achselzucken und lauer Aufnahme. Und wirklich muß er bald darauf einsehen, daß unmittelbare Gaben keineswegs bei der eingerissenen Verderbniß zu helfen vermögen.

Noch tiefere Studien macht Tolstoi darauf als Theilnehmer einer Volkszählung, im sogenannten Rshanowschen Häuserviertel im

Chamownitscheskaja Stadttheil, einem Zufluchtsort der schrecklichsten Armuth und Sittenverderbniß. Aber anstatt der „Unglücklichen, Gesunkenen, Verderbten“ findet er zu seiner größten Ueberraschung „eine Mehrzahl arbeitender, ruhiger, zufriedener, lustiger, freundlicher und sehr guter Leute“. Und was vor allem versöhnend in jenem großen Gemälde menschlicher Armuth und menschlicher Laster berührt, ist, daß alle jene Unglücklichen sich gegenseitig schon die nothwendige Hilfe geleistet haben, die der Volkszähler glaubte, ihnen erst bringen zu müssen. So kommt er, der hilfebereite Menschenfreund, zur Erkenntniß der großen Wahrheit, daß nicht die Lebenslage an sich, sondern die Lebensanschauung der wahre Grund des Elends vieler ist. Die gleiche Erfahrung findet er für alle Herabgekommenen und sittlich Gesunkenen, Männer, Frauen und halbwüchsige Burschen bestätigt, daß nämlich vor allem die Geringschätzung der Arbeit an sich die Ursache des Elendes ist. Dann erklärt sich auch die alljährlich zu beobachtende Erscheinung, daß der Bauer sein Dorf verläßt, um in der Stadt zu arbeiten, d. h. um bei geringerer Anstrengung besser und mehr zu essen und zu trinken und womöglich ein liederliches Leben zu führen. So sieht der in sich klar gewordene soziale Forscher, daß eben das Beispiel und Anschauen des bequemen Lebens und des Luxus der Reichen die nie versiegende Quelle des Elends der unteren Klassen bilden muß. Daraus aber glaubt der Menschenfreund den Schluß ziehen zu müssen, daß das Beispiel der Reichen entsittlichend auf die ärmeren Klassen zurückwirken müsse: „Ich zog daraus folgenden einfachen Schluß: daß ich verpflichtet sei, so wenig als möglich von der Arbeit anderer Gebrauch zu machen und so viel als möglich selbst zu arbeiten.“

Durch russische Zeitungen haben wir gehört, wie Tolstoi diesen eigenen Folgerungen durch die That wirklich nachkommt, indem einer seiner Besucher ihn dabei geholfen haben soll, einem Bauern einen Ofen zu setzen. Seltsame Auswüchse eines so klar denkenden Geistes, die wir aber als natürliche Reaktion einer neugegründeten philanthropischen Ueberzeugung gegen die vormalige Härte und Gefühllosigkeit der oberen Kreise ansehen müssen.

Durch seinen langen Aufenthalt auf seinem Gute mit dem russischen Land-, Dorf- und Gemeindeleben gründlich vertraut, unternimmt es Tolstoi, uns in „Polikuschka“ (Russische Taschenbibliothek Band 15 und 16) ein lebensvolles Gemälde aus dem Dasein der Dorfleibeignen zu entwerfen. Vom Gute Pokrowskoje sollen drei Rekruten gestellt werden. Für zwei derselben steht die Wahl seitens der Gemeinde fest, da ihre sittlichen, wirthschaftlichen, wie familiären Verhältnisse alle Vorbedingungen dazu enthalten. Ueber den dritten jedoch schwankt die Meinung. Der schlaue Verwalter Jegor Michailowitsch will den übelbeleumundeten Hofknecht Polikuschka stellen, der jedoch sammt seiner Familie von der Herrin protegirt wird, um den Troinik (Bauernfamilie mit drei arbeitsfähigen Mitgliedern) Dultow frei zu machen, von denen er offenbar bestochen ist. Die Herrin

jedoch läßt Polikuschka nicht fallen und vertraut ihm eine Fahrt nach der Stadt an, um dort eine Summe von mehreren Hundert Rubeln in Empfang zu nehmen. Höchst anschaulich werden hierbei vor allem die jämmerlichen Wohnungs- und Familienverhältnisse des Polikuschka, der Vater von fünf Kindern ist und eine gelinde Neigung zum Stehlen hat, geschildert. Nacheinander ist er Stallknecht, Weber, Gärtner, Steinklopfer, Hausknecht gewesen, augenblicklich ist er durch plötzlichen Entschluß Vieharzt und Kurschmied. Unterdessen wird der Streit der vor dem Gutskomptoir versammelten Bauern immer heftiger, aus der Vergangenheit wirft einer immer dem andern schlimmere Dinge vor, schließlich fällt das Rekrutenlos auf Iljuschka, den Neffen des Dutlow. Am nächsten Morgen fährt der eitle, schwachherzige Polikuschka, mit den gesammten Kleidern der Familie angethan, auf einer Telega (Bauerngefährt) in die Stadt, erhält denn auch die anderthalbtausend Rubel, übernachtet im gemeinsamen Absteigequartier, wo unterdeß auch der Zug Rekruten aus dem Dorfe angekommen ist. Immer und immer betastet er seine Mütze mit dem morschen Futter, unter welches er das Couvert mit der Geldsumme geschoben hat. Zeitig fährt er mit frohen Gedanken dem Herrenhofe zu, der Morgen graut, Polikuschka schläft auf seinem Gefährt ein, mit dem Kopf gegen die Stangen der Telega schlagend, wodurch das Couvert gelockert wird und schließlich herausfällt, ohne daß er etwas davon merkt. Kurz vor dem Hause erwacht er, betastet alle mitgebrachten Gegenstände und findet voller Verzweiflung, daß das Geld ihm verloren gegangen ist. Mehrere Tage sucht er vergebens; zu Hause warten alle auf ihn, theils der mitzubringenden Gegenstände wegen, seine Familie aber, weil er der Träger aller Kleidungsstücke ist. Mit dumpfer Verzweiflung kehrt Ilitsch Polikuschka am Sonntag Morgen endlich heim, weicht den Fragen seiner Frau aus, bindet einen Strick von der Wiege seines Kindes los und steigt auf den Boden, wo er sich erhängt. Seine Frau Akulina, damit beschäftigt, ihr jüngstes Kind zu baden, wird durch das Geschrei einer Tischlersfrau aufmerksam, läßt im Schreck den Säugling in die Wanne fallen, wo er ertrinkt, und eilt zur Leiche ihres Mannes und von dieser durch das Rufen ihres Mädchens aufs neue erschreckt, zurück in ihren „Winkel“, wo ihrer der Anblick des todten Säuglings wartet. Dies ist zu viel für sie, sie bricht in das laute, gellende und schreckliche Gelächter — des Wahnsinns aus. Auf den Bericht des Verwalters kommt auch thränenden Auges „die gnädige Frau“ herbei, um sich von dem Unglück zu überzeugen, ohne dabei mehr als die Rolle der stummen Zuschauerin spielen zu können. In der folgenden Nacht aber herrscht Entsetzen auf dem ganzen abergläubischen Hofe, der bei jedem Windstoß das Gespenst des erhängten Ilitsch nahen sieht. Noch am späten Abend aber meldet sich Dutlow, der auf der Straße das Couvert mit dem Gelde gefunden, bei der Herrin auf dem Hofe, welche aufs tiefste von den Vorfällen angegriffen, das Geld als Unglücksgeld nicht mehr sehen mag und es dem Finder schenkt. Dutlow

aber vermag sein Glück gar nicht zu fassen und wandelt wie ein Trunkener nach Hause. Das Weinen von Axinja, der nun verlassenen Frau seines Neffen Iljuschka, noch mehr aber die Furcht vor dem Gespenst, bringen den Alten dazu, am Morgen mit Axinja nach der Stadt zu fahren, um den Neffen durch Stellung eines Ersatzmannes loszukaufen. So erreicht nach einer Seite hin wenigstens die uns so trübe und traurig anmuthende, lebenswahre Geschichte einen fröhlichen Abschluß durch Wiedervereinigung der beiden Gatten, Iljuschka und Axinja, die mit reichen Vorräthen, dazu auch noch beschenkt vom Rekruten Alocha, in ihrer Telega heimwärts fahren.

Derselbe 16. Band, der den zweiten Theil von Polikuschka enthält, bringt auch noch „eine Episode aus dem Tagebuch des Fürsten Dimitri Nechljudow, Luzern“ genannt, welche uns ein schönes Zeugniß dafür ablegt, zu welcher Tiefe sittlicher Anschauung in seinen humanen Bestrebungen der Schriftsteller gelangt ist und wie er als überzeugter Optimist in allen Gegensätzen, im Guten wie dem Widerwärtigen, die ewige Harmonie des Unendlichen erkennt. Der Anlaß ist ein einfacher, so einfach, daß er im Tagebuch ausdrücklich mehrfach citirt wird: „Am 7. Juli 1857 sang in Luzern vor dem Hôtel Schweizerhof, in dem nur die reichsten Leute abstiegen, ein fahrender Sänger eine halbe Stunde lang Lieder und spielte auf der Guitarre. An hundert Menschen hörten ihm zu. Der Sänger bat sie dreimal um irgend eine Gabe. Nicht ein einziger Mensch gab ihm etwas und alle verlachten ihn“. Voller Entrüstung ist der Fürst Zeuge solcher Hartherzigkeit gewesen, er bemüht sich dem Verachteten seine Achtung zutheil werden zu lassen. Er geht dem sonst recht verkommen aussehenden Sänger nach, nöthigt ihn in den Schweizerhof zurück und trinkt mit ihm Champagner, aber in der Bedientenstube, da man ihn nicht in den Saal gelassen hat. Der gutmüthige, anspruchslose Sänger, der sich verlegen fühlt, erzählt von seiner 18jährigen Pilgerschaft durch die verschiedensten Orte der Schweiz und Italiens, wo er namentlich gern weilt. In dem Fürsten aber wird gewaltiger Zorn rege wegen der Unverschämtheit und Zudringlichkeit des Bedientengesindels, welche offenbar über sein Interesse an dem Sänger spotten, und er nöthigt nun den letzteren, in den großen Saal mit einzutreten, worauf sich eine englische Familie auffällig aus demselben entfernt. Mit größter Achtung aber nimmt der Fürst vor dem ganzen Bedientenvolk von dem kleinen, fahrenden Sänger Abschied, um ihnen ihr Unrecht vorzuhalten. Dann aber treibt es ihn hinaus auf die Straßen, um dort seinen Gedanken nachzuhängen, indem er sich die Frage stellt: Warum haben diese gebildeten, humanen Menschen, die im allgemeinen einer jeglichen humanen That fähig sind, kein menschliches, herzliches Gefühl für eine persönliche gute That, warum finden sie in ihrer Seele nicht die einfache, ursprüngliche Empfindung der Nächstenliebe? Doch bald wird er sich dessen klar, daß der Mensch nicht schnell und absprechend urtheilen und Fragen beantworten dürfe, die bloß deßhalb an ihn gestellt sind, um ewig Fragen

zu bleiben. — In diesem Augenblicke inneren Ringens nach Klarheit tönen aus weiter, weiter Ferne die Guitarre und die Stimme des kleinen Mannes, der in der stillen, von Wohlgerüchen erfüllten Nacht seine Lieder zu dem Sternenzelte emporschickt ohne Groll, noch Vorwurf, noch Reue. Ob der reiche Lord hinter den prächtigen hohen Wänden ebenso viel sorglose, ruhige Lebensfreude und Uebereinstimmung mit der Welt empfindet als in der Seele des kleinen Mannes vorhanden ist? — So müssen wir auch in diesen Reflexionen den tiefen und dabei doch schlichten Sinn Tolstois bewundern, der Versöhnung sucht, innere Versöhnung um jeden Preis, nachdem er sich durch die Realistik des Lebens verletzt und traurig gefühlt hat.

Heiteren Charakters als die besprochenen Erzählungen ist der leider unvollendete Roman Tolstois „Die Dekabristen" sammt der späteren Umarbeitung der Einleitung. (Russische Taschenbibliothek Band 19). Das Vorwort des Uebersetzers klärt uns über die Entstehungsgeschichte dieses Romanfragments auf. Das Studium der revolutionär bewegten Zeit des Dekabristenbundes führte den Schriftsteller in die Zeit der napoleonischen Kriege und damit zur Abfassung seines berühmten Romans „Krieg und Frieden". Unter „Dekabristen" selbst verstand man die Theilnehmer eines der Freimaurerei nachgebildeten Bundes geheimer Gesellschaften Ende der Regierungszeit Alexanders I. Anfänglich nur reformatorische Pläne führten bald zu anarchistischen Umsturzideen, die ihren Ausdruck in dem mißglückten Aufstand des 26. Dezember 1825 fanden, in dessen Folge eine große Anzahl der edelsten Adelshäupter nach Sibirien in die Verbannung wandern mußten.

Eingangs vorliegenden Romanfragments schildert der Dichter die geistig hocherregte Zeit von 1856 „als überall auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit in Rußland große Männer wie Pilze emporschossen", und wie er selbst an jenem Leben seinen Antheil genommen habe. Dann aber führt er uns vor das Thor eines dem Herrn Chevalier gehörenden Gasthauses in Moskau, wo gerade zwei Schlitten halten, aus denen ein alter Herr mit Gemalin und seiner heiteren, lebenslustigen Tochter entsteigen, während sein Sohn, ein 25jähriger junger Mann, die Treppen geschäftig hinauf- und hinabeilt, um seinen Eltern behilflich zu sein: die vor 30 Jahren nach Irkutsk verbannt gewesene und jetzt wieder begnadigte Dekabristenfamilie des Peter Iwanowitsch Labasow. Ein Bild anmuthiger Häuslichkeit entfaltet sich vor unsern Augen: unter der gewandten Hand der Hausfrau ist die Einrichtung der Zimmer bald vollendet, während der alte Dekabrist in seiner naiven Ungeschicklichkeit nur ihr Werk stört und mit dem Gasthofsbesitzer verhandelt, als befände er sich noch in der Turkmenensteppe. Es wird ihm aber schließlich alles noch zu Danke gemacht, und bald sieht sein Zimmer in Moskau bei Herrn Chevalier geradeso aus wie das in Irkutsk, in der sibirischen Verbannung, welches er dreißig Jahre lang innegehabt hat. Seine Frau, Natalja Nikolajewna, ist ihm in edler Selbstverleugnung aus Liebe zu ihm

in die Verbannung gefolgt, hat ihm dort sein Leben angenehm gestaltet und übt auch nun wieder einen heilsamen Einfluß auf ihn aus. Die Tochter Sonja, ein jugendfrohes Geschöpf, ist unter den Augen der Eltern groß geworden und wartet jetzt auf Einführung in die Gesellschaft. Auch der Sohn Sergei ist ein frohes, unverdorbenes Gemüt; er will sich jetzt in den Moskauer Kreisen als Sohn einer altberühmten Familie zeigen. Vom Privatkomptoir des Herrn Chevalier aus, wo uns die versammelte Elitegesellschaft ergötzlich geschildert wird, verbreitet sich die Nachricht von der Rückkehr der Labasows in dem Adelsklub, aus welchem uns ebenfalls einige erheiternde Bilder vorgeführt werden. Betreffs Tochter und Sohn des alten Dekabristen werden von verschiedenen Herren und Damen schon Pläne geschmiedet. Am nächsten Morgen aber freut sich die ganze Dekabristenfamilie, in Moskau aufgewacht zu sein, wo sich alle sofort heimisch fühlen. Darauf fahren alle gemeinsam in die Kirche. Dem „berühmten Verbannten" machen unterdeß eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten ihre Aufwartung, nur dem Schwätzer Pachtin gelingt es, vorgelassen zu werden. Dann aber besucht die ganze Familie eine in Moskau lebende Anverwandte, Marie Iwanowna, eine durch ihre Bildung und Seelengröße ausgezeichnete alte Frau, die nur auf das ausdrückliche Verbot Peter Iwanowitsch hin denselben nicht nach Irkutsk gefolgt ist. Einfach und würdevoll, dabei herzlich, verläuft der Augenblick des Wiedersehens.

Vermuthlich lag es mit in der Absicht des Dichters, die Schicksale der Sonja und des Sergei weiter zu schildern im Verlaufe der Erzählung. So wie der Roman als Fragment vorliegt, müssen wir diese seine letztere Eigenschaft als seinen einzigen Fehler aufrichtigst bedauern.

Eine Schöpfung eigenster Art liegt uns ferner vor in Tolstois „Leinwandmesser" (Russische Taschenbibliothek Band 20), der Geschichte eines Wallach, welche uns eigene Blicke in jene großen russischen Gestüte thun läßt. Daneben her laufen Geschichten von verarmten und heruntergekommenen Edelleuten und vom Leben auf den großen Landgütern.

Vielleicht ist hier zugleich der Ort auf eine Reihe von Erzählungen Tolstois hinzuweisen, wie sie fesselnder, realistischer in bester Uebertragung kaum gedacht werden können. In Frage stehen die „Russischen Soldatengeschichten" und „Kleineren Erzählungen" von Graf Leo Tolstoi. (Aus dem Russischen übertragen von Dr. Hermann Roskoschny. Leipzig, Greßner & Schramm). Diese einen Band für sich bildenden Novellen, die nicht der „Russischen Taschenbibliothek" angehören, umfassen drei Abtheilungen: „Im Kaukasus", „Hinter Festungswällen", und „Kleine Erzählungen". „Im Kaukasus" bietet uns drei von Meisterhand entworfene Gemälde aus den Kaukasusfeldzügen, denen neben herrlichen Landschaftsschilderungen bei dem Ernst der Lage auch ein gewisser Humor, ja Leichtsinn nicht fehlt. So vor allem „Ein Ueberfall", Erzählung eines Freiwilligen, der

uns das tragische Ende eines kampfeseifrigen jungen Fähnrichs schildert, welcher kaum das Treffen erwarten kann und bei einem Ueberfalle die Todeswunde in der Brust davonträgt. Eine zweite Skizze giebt sich für eine Episode „aus dem kaukasischen Tagebuch des Fürsten Nechljudow" aus: „Wie ich einem Moskauer Bekannten im Felde begegnete". In dieser wie in der folgenden Skizze: „Beim Waldausroden", Erzählung eines Junkers, die in dem Waldgebiet der Tschetschnja spielt, giebt uns Tolstoi ein lebendiges Bild vom Lagerleben der kaukasischen Armee. Auf der einen Seite ein schwacher Abglanz russischen Gesellschaftslebens in höheren Kreisen im Verkehr der höheren und gut situirten Offiziere, auf der anderen Seite viel Verkommenheit und Verderbniß durch Spiel und Trunk. Dazwischen feindliche Angriffe, denen der russische Soldat ohne Prahlerei, aber völlig kaltblütig entgegentritt: eine gewaltige Resignation im Leben wie im Sterben. Dazwischen ziehen sich Einzelereignisse, denen, im wohlverstandenen Realismus, zuweilen eine gewisse Behaglichkeit nicht fehlt. Darf man es ihm, dem national gesinnten russischen Schriftsteller verargen, wenn er mit Achtung von dem heimischen Soldaten spricht? „Der Geist des russischen Soldaten beruht nicht so wie die Tapferkeit der südlichen Völker auf einem rasch auflodernden und rasch verlöschenden Enthusiasmus: man vermag ihn ebenso schwer zu entflammen, wie man ihn zu veranlassen vermag, daß er den Muth sinken läßt. Er braucht keine Effekte, keine Reden, kein kriegerisches Geschrei, keinen Gesang, keine Trommeln; er braucht im Gegentheil Ruhe, Ordnung und das Nichtvorhandensein jeder Anspannung. Beim echten russischen Soldaten werden Sie niemals Prahlerei und das Streben, sich im Augenblick der Gefahr zu berauschen und aufzuregen bemerken: im Gegentheil bilden Bescheidenheit, schlichtes Wesen und die Eigenschaft, in der Gefahr etwas durchaus anderes zu sehen als eine Gefahr, die unterscheidenden Merkmale seines Charakters". Eine furchtbare Illustration zu diesen Worten bilden die drei folgenden Erzählungen „Hinter Festungswällen": Sewastópol im September, Sewastópol im Mai, Sewastópol im August 1855, drei Beschreibungen aus jener denkwürdigen Belagerung, die an grauenvollem Realismus ihresgleichen wohl kaum in den verschiedensten Literaturen finden dürften. Wie von magischer Gewalt ergriffen, fühlt sich der Leser gezwungen, weiter und weiter zu lesen, ähnlich wie das schreckenvollste Gemälde von Wereschtschagin immer und immer die Augen des Beschauers fesselt. Scenen von Blut und Verwundungen der furchtbarsten Art werden in knappen Worten vorgeführt und inmitten jener aller Beschreibung spottenden Zustände findet der Schriftsteller Muse, in gewohnter Schärfe den feinsten Seelenregungen der handelnden Personen nachzugehen und zu zeigen, wie oft doch Feigheit und der unbezwinglichste Muth, Zartsinn und völliges Abgestumpftsein, Leichtsinn und erhabener Ernst in einer Brust zu solchen Schreckenszeiten wohnen. Die menschenmörderische vierte Bastion namentlich ist es, die uns der Augenzeuge in den grellsten

Farben schildert. Dorthin commandirt zu werden, ist der sichere Tod, wo nicht schlimmeres. „Wenn jemand sagt, er sei auf der vierten Bastion gewesen, so sagt er dies mit besonderem Wohlgefallen und Stolz; wenn jemand sagt: „Ich gehe nach der vierten Bastion", da ist an ihm stets eine kleine Aufregung oder ein überaus großer Gleichmuth zu bemerken; wenn die Leute mit jemandem ihren Spaß treiben wollen, so sagen sie: „Dich müßte man auf die vierte Bastion stellen"; wenn man Tragbahren begegnet und frägt, woher sie kommen, lautet die Antwort meist: „Von der vierten Bastion".

Aus jenen Schreckensscenen auf der vierten Bastion hebt sich klar und scharf jener Todesgang des Rittmeisters Praskuchin mit seinem befreundeten Kameraden, dem Stabskapitän Michailow hervor. Eine Bombe ist im Begriff, inmitten der Kompagnie herabzustürzen. Die Ordre „Legt Euch nieder" ist gerufen worden. Eine Sekunde vergeht, die gleich einer Stunde erscheint; Praskuchin öffnet die Augen, sieht mit Befriedigung den ruhig neben ihm liegenden Michailow, aber auch, wie die funkelnde Bombenröhre einen Arschin entfernt, sich herumdreht. In jener zweiten, fürchterlichen Sekunde zieht eine ganze Welt von Empfindungen, Gedanken, Hoffnungen, Erinnerungen an seinem geistigen Auge vorüber. Er kalkulirt, ob er oder Michailow getroffen wird, er erinnert sich eines Schuldpostens in Petersburg, einer Zigeunermelodie, einer Frau, die er liebt, eines Beleidigers und dabei, untrennbar von dieser und tausend anderen Erinnerungen, verläßt ihn das Bewußtsein der Wirklichkeit, die Erwartung des Todes, nicht einen Augenblick. „Vielleicht platzt sie nicht", denkt er — da, ein rother Flammenschein, der durch seine geschlossenen Lider hindurch dringt, ein furchtbares Krachen und etwas, was gegen seine Brust schlägt, er stürzt nach vorwärts und dann über seinen Säbel weg zu Boden. Gott Lob! ich bin nur verwundet! ist sein erster Gedanke, er will nach seiner Brust greifen, seine Hände erscheinen wie gefesselt, ein eigenthümlicher Druck preßt seinen Kopf zusammen. Er sieht und zählt vor sich einen Offizier und Soldaten, welche feuern. Er fürchtet zertreten zu werden, empfindet entsetzlichen Durst, will rufen, stöhnt statt dessen nur entsetzlich zu seinem eigenen Grauen. Rothe Flämmchen hüpfen vor seinen Augen immer weiter auseinander, er glaubt, die Soldaten legen Steine auf ihn, will sich anstrengen, letztere auseinander zu schieben — und schon hat er zu sehen, hören, fühlen und zu denken aufgehört. Durch einen Bombensplitter in die Brust ist er augenblicklich getödtet worden, während Michailow, der sich auf den Tod in ähnlichen Schrecknissen vorbereitet hat, durch einen Stein leicht am Kopfe verwundet wird. „Sein erster Eindruck war eine Art Bedauern; er hatte sich so gut und ruhig zum Uebergang ins Jenseits vorbereitet, daß die Rückkehr zur Wirklichkeit mit ihren Bomben, Trancheen und dem Blute einen unangenehmen Eindruck auf ihn hervorbrachte; sein zweiter Eindruck war die unbewußte Freude darüber, daß er lebe; und der dritte — der Wunsch, so schnell als möglich aus der Bastion fortzukommen".

Solcher Realistik gegenüber fühlt der kälteste Leser sich bezwungen. Kein Wunder, daß die realistische Schule Frankreichs, voran Emile Zola, die Macht ihrer Darstellungen der russischen Literatur verdankt, kein Wunder auch, daß danach der russische Roman namentlich in Frankreich eine geachtete Stellung einnimmt, die sich in zahlreichen französischen Uebersetzungen seiner Autoren zeigt. Von den noch in demselben Band befindlichen kleineren Erzählungen „Drei Todesarten“ und „Der Schneesturm“, ist besonders letztere hervorzuheben, da sich in ihr ein Reichthum an landschaftlichen Beobachtungen zur Winterszeit findet, der das Talent des Schriftstellers auch nach dieser Seite hin bekundet. — Doch kehren wir zu dem in der „Russischen Taschenbibliothek“ vom kundigen Uebersetzer Gebotenen zurück!

Band 2 und 3 derselben bringen uns einen historischen Roman oder doch den Versuch eines solchen in den „Zwei Lieutenants“ von K. P. Massalski, einer anmuthigen Erzählung aus dem Jahre 1710, also aus der Zeit, da der große Zar über die gefrorene See hinüber eine gewagte, aber glückliche Unternehmung gegen die Schwedenfeste Wiborg ausführen ließ. Es ist die einfache, aber durch ihre Verwicklungen, den Widerstreit der beiderseitigen Interessen und durch das Hereinragen großer geschichtlicher Ereignisse uns warm ansprechende Freundschaftsgeschichte des Marinelieutenants Claudius Petrowitsch Wetrin und des Infanterielieutenants Alexander Ilitsch Lanow. Beide junge Leute sitzen bei einer Flasche Ungarwein nebeneinander, streiten ein wenig, um sich ewige Freundschaft darauf zu geloben, und erzählen sich gegenseitig von der nahen Unternehmung gegen die Schwedenfeste Wiborg unter der Führung des Generaladmirals Graf Apraxin über das Eis und unter der des Zaren Peter Alexejewitsch als Contreadmiral zur See. Während die Freunde so beieinander sind, bekommt auch Lanow Ordre, sich auf seinem Schiffe zu stellen, Jubel herrscht über die gemeinsame Expedition. Da vertraut Wetrin seinem Freunde an, wie er im Jahre 1703 bei der Einnahme von Nienschanz mit einem in Gefangenschaft gerathenen schwedischen Gutsbesitzer und dessen reizender, damals erst 13 Jahre alten Tochter, bekannt geworden sei. In den verflossenen sechs Jahren habe er sich vom Gemeinen des Preobrashensky-Regimentes zum Lieutenant emporgearbeitet, im stillen immer die heranblühende Schwedin verehrt und beabsichtigt, sich zu erklären, als am Ende des verflossenen Jahres bei einem Austausch der Gefangenen der Vater der Geliebten sich im feindlichen Schwedenlande in der Nähe von Wiborg niedergelassen habe. Nun hofft er, seine schöne Schwedin wiederzusehen und sie heimzuführen, verschweigt jedoch deren Namen dem Freunde.

Am frühesten Morgen des 21. März versammelt sich Infanterie, Kavallerie und Artillerie unter Graf Apraxin bei Kotlin Ostrow am finnischen Meerbusen, um den Marsch über das Eis hinweg nach Wiborg anzutreten. Nach mehrmaligem warmen Abschied trennen sich Lanow und Wetrin. Ein gefahrvoller Marsch an offenen Wasser-

stellen, riesigen Spalten und Schneehügeln vorbei — und dies auf ungefähr 200 Werst — liegt vor dem vertrauensvollen Heere, welches am andern Morgen glücklich vor der feindlichen Feste anlangt, um sofort die Belagerung zu beginnen. Zwar nicht so realistisch wie bei N. L. Tolstoi, doch anschaulich genug werden uns darauf manche Belagerungsscenen geschildert, die Ausfälle der Schweden und das lange fruchtlose Warten auf die Flotte, unter dem Zar Peter, welche Proviant und schweres Kriegsmaterial bringen soll. Einmal muß Lieutenant Lanow auf Requisition ins Land hinein ziehen, und dies giebt Veranlassung zu einem beinahe tragischen Konflikt. Er gelangt zum Wuoxaflusse und dem berühmten Imatrafalle, an deren Ufer er ein Haus mit Wirthschaftsgebäuden erblickt. Erst als Feind aufgenommen, dann aber bald durch die schöne Tochter des Hauses freundlich bewirthet, entwickelt sich eine so lieblich, heitere Scene bei Tische, daß Lanow sich alsbald in die schöne Schwedin verliebt und mit ihr auf baldigen Frieden anstößt, — ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er in dem jungen Mädchen die Geliebte seines Freundes Wetrin verehrt.

Der Frost dauert wider Erwarten an, endlich am 25. April bricht sich das Admiralschiff Bahn, und unter manchen Fährlichkeiten gelingt es der Flotte und auf ihr Freund Wetrin, vor Wiborg anzukommen, wo großer Jubel herrscht, da nun die Einnahme der Festung sicher erscheint. In prächtigen, farbenreichen Bildern aus dem Seeleben wird uns auch die leutselige Herrschergestalt des Contreadmiral Peter Michailow als Zar Peter menschlich näher gerückt, so daß die Begeisterung aller Führer und Soldaten für ihn uns begreiflich erscheint. Lanow und Wetrin sind wieder vereinigt, bedienen beide schwere Belagerungsbatterien und zeichnen sich überall durch ihren fröhlichen Heldenmuth aus. Nicht lange mehr vermag sich Wiborg nach der furchtbaren Beschießung zu halten, nach mancherlei Parlamentiren ergiebt es sich dem siegreichen Zaren, der ein Lob- und Dankfest veranstalten läßt und frohen Herzens unter dem Jubel seiner Unterthanen in Petersburg am 23. Juni wieder einzieht.

Wieder sitzen Lanow und Wetrin bei einander, diesmal beim Frühstück in Wiborg und schwärmen einander von ihren Mädchen vor, schließlich fahren sie nach dem kleinen Hause am Imatrafalle, um Lanows Braut zu besuchen. Köstlich sind die häuslichen Bilder, die sich vor dem geistigen Augen des Lesers entrollen: die biedere einfache Gastlichkeit des alten Schweden Kahlsorger, die endlosen Verneigungen der alten finnischen Köchin und die wunderbar mannigfaltigen Gespräche. Plötzlich erblickt Wetrin die Tochter des Hauses, denn den alten Kahlsorger hatte er gar nicht wieder erkannt, und die Tragik scheint ihren Lauf nehmen zu wollen. Doch nein, der Verfasser Massalski ist viel zu sehr Klassiker, als daß er uns jetzt Schreckensscenen vorführte. Vielmehr giebt er uns in aller Ruhe eine allerliebste Erörterung, wie es denn möglich sei, daß in Eleonorens Herzen die beiden schmucken Männer sich so rasch gefolgt seien,

daß sie schließlich alle beide liebt. Es kommt vor, daß kleine Kinder sich bei schwierigen Fragen, z. B.: „Wen liebst Du mehr, den Papa oder die Mama?“ dadurch aus der Verlegenheit ziehen, daß sie ruhig erwidern: „Ich liebe alle beide mehr“. Dieselbe Antwort gab Eleonoren ihr Herz, als sie sich ernstlich prüfte. Auch den beiden Freunden vergeht die Nacht schlaflos, denn auf eine ebenso einfache wie rührende Weise macht Wetrin Freund Lanow das Geständniß, daß Eleonore seine so sehnsüchtig gesuchte Schwedin aus Petersburg sei. Lanow rast, wird aber von Wetrin beruhigt, der edelmüthig zurücktreten will, was ersterer jedoch nicht annehmen kann. Trüb bricht für alle der Morgen an, an dem es keinem von beiden gelingt, Eleonoren aufzuheitern. Schließlich lädt sie der alte Kahlsorger alle zu einer Bootfahrt auf der Wuoxa ein. Schweigsam verläuft auch diese. Da läßt die alte steuernde Köchin Julie das Steuerruder einen Augenblick aus den Händen, trotz aller Anstrengungen treibt das Boot mit seinen einem sicheren Tode geweihten Insassen pfeilschnell dem tosenden Falle entgegen. Nur durch ein geschicktes Artilleriestückchen des Korporal Ignatjew, durch Schleudern eines Seils über den Fluß, gelingt es, die Bootsinsassen zu retten. Mühsam wird die ohnmächtige Eleonore zum Leben zurückgerufen. Nachdem dem braven Korporal Ignatjew ein entsprechender Dank abgestattet worden ist, setzen beide Freunde ihre Bewerbungen mit abwechselndem Erfolge fort, ohne Eleonoren zur Entscheidung zu vermögen, ein Umstand, den selbst des alten Vaters Einreden nicht zu ändern vermag. Dieses für alle so quälende Verhältniß droht sogar, das innige Freundschaftsbündniß Wetrins und Lanows zu lösen, ohne daß diese es sich eingestehen wollen. Um zur Klarheit zu kommen, beschließen beide zum alten Kahlsorger zu fahren, ihm ihre Herzensangelegenheit zu gestehen, und die Entscheidung herbeizuführen. Wiederum vereitelt Eleonorens Unentschlossenheit die redliche Absicht. Traurig verläuft das Mahl. In tosendem Gewitter kehren beide unendlich traurig gestimmt nach ihrer Wiborger Wohnung zurück, wo sie beschließen, daß eine eigene Art des Losens unter ihnen allem Schwanken ein Ende machen soll. Das Los entscheidet gegen Wetrin. Wenige Tage später verabschiedet er sich vom alten Kahlsorger, er hat sich zu einer mehrjährigen Seereise gemeldet — weit, weit fort, um der Erinnerung gewaltsam entrissen zu werden. Kurz vor dem Lichten der Anker besuchen alle Zurückbleibenden ihn auf dem russischen Kriegsschiff, unter Thränen erfolgt der Abschied von dem Edlen. Wetrin steht auf dem Verdeck und sieht durch sein Fernglas nach der Gruppe hin, aber er kann sie kaum noch unterscheiden: seine Augen sind voll Thränen, die Gläser des Fernrohrs erscheinen ihm trübe und dunkel.

Jahre sind vergangen, da zeigt sich eines Morgens ein stolzer Dreimaster auf der Wiborger Rhede, ein Boot landet einen Offizier — den zurückgekehrten Wetrin. Der Zufall führt ihm das von seiner Amme getragene Kind Lanows entgegen und bald auch diesen selbst.

Gewaltsam fast führt Lanow den alten Freund in sein Haus und stellt ihn seiner Frau vor — die gar nicht Eleonore, sondern die Tochter eines gefallenen Kameraden ist. Edelmüthig hat Lanow, durch Eleonorens nie versiegende Thränen gerührt, auf sie verzichtet, um sie dem Freunde zu erhalten. Zum Besuche sind gerade der alte Kahlsorger mit seiner Tochter zugegen. Ein Wiedersehen erfolgt, wie es schöner nicht gedacht werden kann, und der Alte segnet in Freudenthränen Wetrin und Eleonore.

Welch himmelweiter Unterschied zwischen dem Klassiker Massalski, der alle Konflikte harmonisch löst und den modernen Realisten, von denen wir noch eine Reihe zu besprechen haben. Wie hart und unversöhnlich erscheint da das Schicksal, welches durch die Thorheit der Einzelnen heraufbeschworen ist, wie erschütternd wirkt bei den Realisten die Katastrophe — wie mild und versöhnend ist hier das Licht einer idealen Freundschaft edler Charaktere über so manche gespannte und persönliche Scenen ausgegossen! Bei aller Anerkennung realistischer Kunst vermögen wir unser Herz doch nicht jenen einfachen, schlicht erzählten Herzens- und Kriegsereignissen zu verschließen, deren Darstellung einer vergangenen, aber ideal gesinnten Kunstanschauung angehört.

Und nun müssen wir unser Herz wieder wappnen gegen die weicheren Regungen, die Massalskis lichtvolle Darstellungen in unserer Seele wachgerufen, denn die Meister echt realistischer Kunst F. M. Dostojewski, Grigórowitsch, F. M. Reschetnikow u. a. wollen uns in die Tiefen und Höhen gesellschaftlichen wie seelischen Lebens führen!

Seit seinem berühmten Roman „Verbrechen und Strafe“ nimmt Fjódor Michailowitsch Dostojewski neben N. L. Tolstoi den ersten Rang als Realist in der Weltliteratur ein. In den 60 Jahren seines Lebens (1821—1881), ist ihm der Kelch des Leidens in Gestalt sibirischer Verbannung und eines Zwangsarmeedienstes nicht erspart geblieben. Unter der Fülle der Lächerlichkeit, wie ein bekannter Literarhistoriker sagt, der Einfalt, des Irrsinns, des Lasters, ja der Verthierung sucht Dostojewski den Gottesfunken der menschlichen Seele heraus und zeigt, daß Rettung des Einzelnen so lange noch möglich ist, als in ihm der Keim der Selbstachtung nicht ertödtet ist, d. h. so lange der Mensch im Menschen geachtet wird. Die beiden uns vorliegenden Erzählungen „Ein schwaches Herz“ und „Herr Prochartschin“ nebst den „Aufzeichnungen eines Unbekannten“ (Russische Taschenbibliothek 4. und 17. Band), schließen sich in ihrer Tendenz an die Gogolschen Geschichten aus dem Leben des Petersburger Proletariats an. Der Grundton der voraufgegangenen literarischen Periode der zwanziger und dreißiger Jahre, eine gewisse gefühlsselige Sentimentalität, klingt auch in ihnen wieder.

Unter einem Dache, in einer Wohnung, in demselben vierten Stock, leben zwei eng befreundete Dienstkollegen, Arkadius Iwanowitsch Nefedewitsch und Wassja Schumkow. Am Sylvester kommt Wassja in seinem besten Anzug nach Hause und in einem wahren

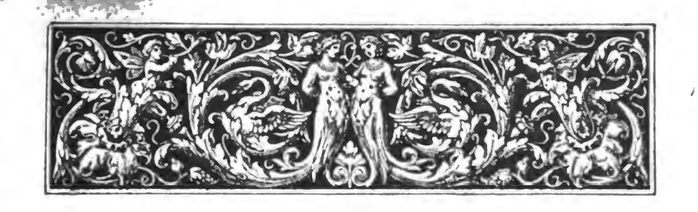
Freudentaumel theilt er dem bald erwachten Arkadius die große Botschaft mit: er hat sich verlobt mit der Artemjew, einem armen, aber trefflichen Mädchen aus dem Kolomnaschen Stadttheil in Petersburg. So ansteckend wirkt die Begeisterung der beiden, die schon Zukunftspläne schmieden, daß wir als Leser es begreifen und selbst ungeduldig sind, nicht unmittelbar zu den Artemjews geführt zu werden, denn Wassja hat bis übermorgen noch viel, sehr viel abzuschreiben für die Exzellenz Julian Mastakowitsch, der sich theilnehmend des redlichen Beamten angenommen, ihn auszeichnet und ihm Abschriften aufträgt, der ihm am Neujahr auch schon 50 Rubel geschenkt hat. Die innigste Dankbarkeit der beiden ist dieser Großmuth des Hochgestellten gefolgt. Es geht absolut nicht mit dem Schreiben, den Freund im Rücken und die Braut im Herzen. Auf zwei Stunden wollen beide, denn Arkadius soll vorgestellt werden, zur Braut eilen. Unterwegs kaufen sie im Freudentaumel ein reizendes Häubchen für die letztere bei der französischen Modistin, Madame Leroux, welche Wassja vor Freuden umarmt und küßt. Wie rasch verfliegt die Zeit bei dem Artemjews! Arkadius ist begeistert für die Kleine und theilt auf dem Heimweg Wassja sein Entzücken mit, das jener lächelnd aufnimmt, um aber bald darauf zu verstummen. In schwerer Sorge brütet er, wie er die große, so lange vernachläßigte Arbeit vollenden könne, denn ihre Nichtablieferung erscheint ihm in seinem einfachen kindlichen Herzen als ein Akt schwärzester Undankbarkeit einem so freundlichem Wohlthäter gegenüber. Auch die Nacht hindurch macht die Arbeit wenig Fortschritte; Wassjas gereiztes, unruhiges Wesen verursacht dem Freunde schwere Sorgen, der ihm vergebens vorstellt, daß die ganze Arbeit, die sich wirklich als eine beträchtliche herausgestellt hat, ganz gut auch ein wenig hinausgeschoben werden dürfte. Der bloße Gedanke an Julian Mastakowitsch, den so gütigen Herrn, macht Wassja erbeben. Vergebens auch bietet ihm Arkadius an, für ihn bei Julian Mastakowitsch um Aufschub zu bitten, oder sich nach der Dringlichkeit der Arbeit zu erkundigen. Unter Thränen klagt sich Wassja immer an, schmiedet und verwirft Pläne, um dem eingebildeten Unheil, der Ungnade des Wohlthäters vorzubeugen. So vergeht der Neujahrstag. Ein Versuch, die Exzellenz zu sprechen, ist mißglückt. Wiederum will Wassja die Nacht durch arbeiten — kranken Körpers und Geistes. Endlich zwingt ihn der Freund, sich niederzulegen. Gegen zwei Uhr erwacht er: „Plötzlich bemerkt Arkadius mit Entsetzen, daß Wassja mit trockener Feder über das Papier hinfahre, völlig weiße Seiten umwende, und sich so viel als möglich beeile, das Papier zu füllen, gleich als ob er auf die vortrefflichste und erfolgreichste Art seine Arbeit verrichtete.“ Entsetzen erfaßt den Freund, zumal er den Aermsten, dessen Geist der Wahnsinn umnachtet hat, klagen hört, daß man ihn unter die Soldaten stecken wolle. Arkadius eilt zu allen Doktoren der Nachbarschaft, keiner läßt sich bereit finden. Zu Hause und bei den Artemjews trifft er Wassja nicht mehr an, er eilt in das Bureau zu Julian Mastakowitsch, wo durch die

Kunde vom Wahnsinn Wassjas Verwirrung herrscht. Seiner Exzellenz, die selbst rathlos ist, muß Arkadius Bericht erstatten, während dessen steht Wassja, der in seiner Wahnidee ganz logisch handelt, bleichen Hauptes in strammer militärischer Haltung, der Vorgesetzte aber, selbst mit Thränen im Auge, erklärt, daß die ganze Arbeit keine dringende gewesen sei. Groß ist das Leid des braven Arkadius, der zusehen muß, wie man seinen Freund im Wagen nach dem Irrenhaus bringt; vorher, nach herzzerreißendem Abschied, hat Wassja ihm die schwarze Locke der Geliebten gegeben. Nach Schluß der Bureauzeit geht Arkadius in das Kolomnasche Stadtviertel, wo er zu den Artemjews die Trauerkunde bringt.

„Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als Arkadius den Heimweg antrat. Als er zur Newa kam, blieb er einen Augenblick stehen und warf einen durchdringenden Blick über den Strom dahin in die rauchige, frostig trübe Ferne, die plötzlich im letzten Purpur der blutigen Abendröthe aufflammte, welche am nebligen Horizonte verglühte. Die Nacht lagerte sich über die Stadt, und die ganze unermeßliche, vom gefrorenen Schnee angeschwollene Fläche der Newa, wurde beim letzten Widerschein der Sonne mit endlosen Myriaden stachliger Reiffunken besäet. Es waren 20 Grad Kälte . . . Es schien schließlich, als gleiche diese ganze Welt — mit allen ihren Bewohnern, den mächtigen und schwachen, mit allen ihren Wohnungen, den Herbergen der Armen oder den goldstrotzenden Palästen, der Wonne der Mächtigen dieser Welt — in dieser Dämmerungsstunde einer phantastischen, zaubervollen Fata Morgana, einem Traumgebilde, das seinerzeit plötzlich entschwinden und als Dunst zum dunkelblauen Himmel emporschweben wird."

Arkadius Iwanowitsch Nefedewitsch verliert seine Heiterkeit, er wird mürrisch. Nach zwei Jahren begegnet er einst der nun verheirateten Lieschen Artemjew mit ihrem Kinde; äußerlich glücklich, lobt sie ihren Mann . . . „Doch plötzlich, mitten in der Rede, füllten sich ihre Augen mit Thränen, die Stimme versagt ihr, sie wandte sich ab und kniete auf die Steinplatten der Kirche nieder, um ihr Leid vor den Menschen zu verbergen". (Schluß folgt.)





Schiller in Jena.

Zur Erinnerung an den 11. Mai 1789 von Viktor Kiy.

Am ersten Sonntage im September des Jahres 1788 waren die Dioskuren des deutschen Parnasses einander zum ersten Mal zu Rudolstadt im Hause der Frau von Lengefeld gegenübergetreten, Goethe, durch die italienische Reise innerlich beruhigt, schon auf dem Gipfel seines Ruhmes stehend, aber noch in dem Vollgefühl seiner dichterischen Kraft, — Schiller, zwar in einem inneren Gährungsprozesse begriffen, jedoch im Begriff, seine edlere Natur siegreich aus demselben hervorgehen zu sehen, noch ohne eine sichere äußere Stellung, aber darum nicht minder stolz als jener.

So war eine Annäherung zwischen beiden zunächst unmöglich. „Wir hatten", klagt Karoline von Wolzogen, „von Goethe bei seinem entschiedenen Ruhm und seiner äußeren Stellung mehr Entgegenkommen erwartet und von Schiller auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen."

Dennoch sollte diese Zusammenkunft für letzteren nicht ohne wichtige Folgen bleiben. Unzweifelhaft ist es, daß die Familie von Lengefeld, welcher Goethe durch Vermittlung der Frau von Stein schon seit längerer Zeit näher getreten war, bei diesem das Interesse für den jüngeren Freund rege erhielt.

Als daher der Historiker Eichhorn in Jena einem Rufe nach Göttingen folgte, fragte Goethe bei Schiller an, ob er geneigt wäre, sein Nachfolger zu werden.

Sehr warm war zwar der Bericht nicht gehalten, worin der Minister dem Herzoge seine Berufung empfahl. Er lautet: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitiren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte."

Es ist jedoch hierbei wohl zu beachten, daß dies eben nur ein

amtlicher Bericht war. Dann aber darf man auch nicht übersehen, daß Goethe bei seiner Rückkehr aus Italien, wo er eine Selbstläuterung durchgemacht hatte, nicht mit Schillers bisheriger Richtung in der Poesie einverstanden sein konnte, ja daß der Beifall, welcher derselben gerade damals so reichlich zutheil wurde, ihn nur verstimmen mußte, zumal die reifsten Früchte jener Reise, das Beste, was er seiner Nation bieten konnte, von dieser kühl genug hingenommen wurden. Daher mochte denn auch wohl jene Gemessenheit stammen, mit der er dem jungen Mitstreiter in dem befreundeten Hause entgegentrat.

Goethe mußte also sein Vorurtheil überwinden, als er Schiller zu jener akademischen Würde vorschlug; ja, er that noch mehr, er ermunterte ihn, als derselbe in dem Bewußtsein seiner mangelhaften Vorbereitung Anstand nahm, der Aufforderung Folge zu leisten.

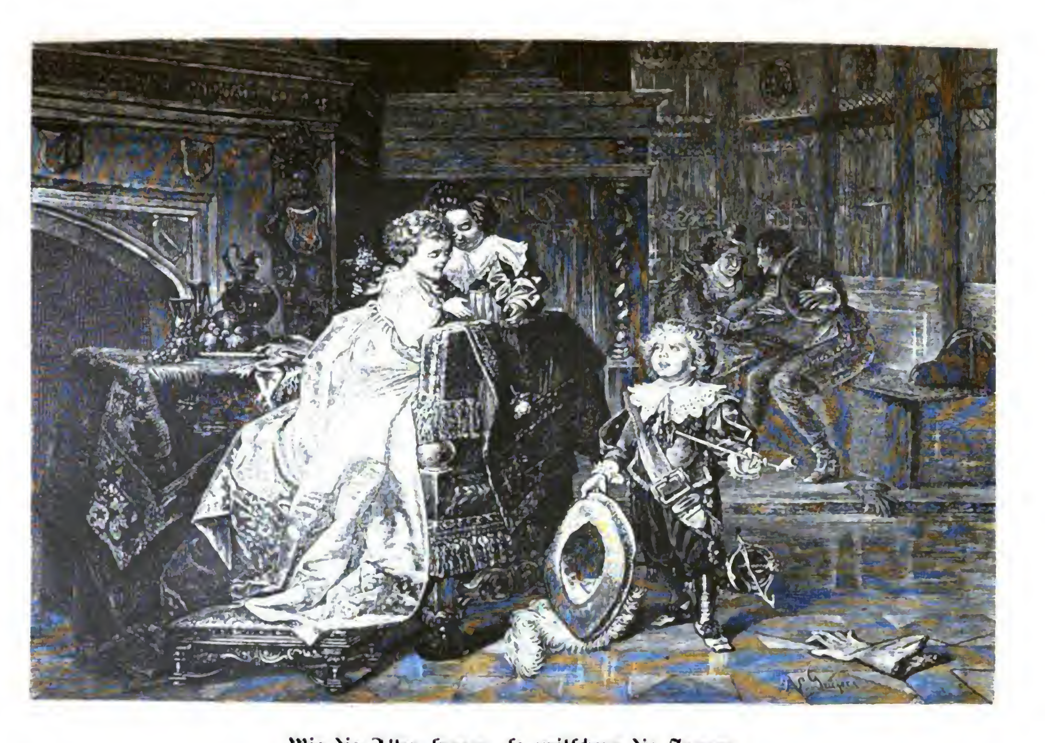
„Du wirst“, schrieb Schiller am 15. Dezember an Körner, „in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin; es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickte mir Goethe das Reskript aus der Regierung, worin mir Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Meine Idee war es immer; aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu besserer Vorbereitung verstreichen lassen.“

Dem Schwesternpaar in Rudolstadt gab er erst am 28. Dezember Nachricht; er klagt in dem Briefe, daß die schönen paar Jahre der Unabhängigkeit nun vorüber seien. Der einzige Trost ist ihm die Nachbarschaft der befreundeten Familie. Seine Lage kommt ihm lächerlich vor. „Mancher Student“, schreibt er, „weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich wie Sancho über die Statthalterschaft. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Kollegen, den Professoren, zurecht komme, ist eine andere Frage!“

Diese Herren Kollegen müssen zum Theil allerdings recht absonderliche Käuze gewesen sein; sie wetteiferten nicht selten mit den Studenten in physischem und moralischem Cynismus; es gab dort noch zu Schillers Zeiten Dozenten, welche an die Gundling und Morgenstern aus dem Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. erinnerten.

Indessen waren die akademischen Zustände von Jena in den achtziger Jahren dank der Fürsorge Karl Augusts und seiner Minister Goethe und Voigt in einer entschiedenen Wendung zum besseren begriffen. Schon lehrten damals Döderlein und Griesbach Theologie, G. Hufeland Jurisprudenz, Loder Anatomie, Schütz Philologie, der Kantianer Reinhold Philosophie. Später kamen Paulus, Woltmann, Fichte, Schelling, Hegel, die Brüder Schlegel u. a.

Montag, den 11. Mai 1789 traf Schiller in Jena ein. Seine dortigen Freunde hatten alles zu seinem Empfange vorbereitet. Bei



Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Nach einem Originalgemälde von J. E. Gaißer.

zwei „sehr dienstfertigen, aber auch sehr redseligen, alten Jungfern" fand er Aufnahme in einer geräumigen Wohnung von drei Zimmern. Das Mittagessen lieferten ihm dieselben für zwei Groschen, sodaß er nach seiner Berechnung mit 450 Thalern jährlich auszukommen hoffte.

Die ersten zwei Wochen gingen mit Aufwartungen bei dem Prorektor und den Professoren, der Einführung in das Kollegium und Besuchen bei den nächsten Bekannten hin.

Namentlich bei Reinhold, Griesbach und Schütz fand Schiller die freundlichste Aufnahme. Unter der akademischen Jugend aber zählte er so viele Verehrer und Bewunderer, als die Universität lebenskräftige, begeisterungsfähige Jünglinge besaß. Er, der jetzt noch der Liebling der gesammten Jugend ist, war damals ihr Abgott.

Reinhold und Griesbach hatten ihm beide ihr Auditorium zur Mitbenutzung angeboten. Bescheiden wählte er Reinholds Hörsaal als den kleineren, mit etwa achtzig Sitzplätzen für Zuhörer.

Am 26. Mai bestand er, wie er an Körner berichtet, „tapfer und rühmlich das Abenteuer auf dem Katheder." Schon eine halbe Stunde vor dem Beginn seiner ersten Vorlesung war der Saal besetzt. Schiller stand an einem Fenster der Reinholdschen Wohnung und sah die Studenten Trupp über Trupp die Straße herauf kommen. Er war nicht ganz frei von Furcht vor dem ersten Auftreten; die wachsende Zahl der Zuhörer machte ihm jedoch Muth. Die Menge derselben wuchs so an, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt war und ganze Haufen wieder umkehrten. Da ließ Schiller ihnen den Vorschlag machen, nach Griesbachs Auditorium überzusiedeln, welches drei bis vierhundert Menschen faßte. Mit Freuden wurde derselbe angenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in hellem Zuge die Johannisstraße hinunter. Weil sie liefen, was sie konnten, um in dem Griesbachschen Hörsaal einen guten Platz zu bekommen, so kam die ganze Bevölkerung in Aufregung; man glaubte, es wäre Feuerlärm. Was giebt es denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: Der neue Professor wird lesen!

Nach einer Weile folgte Schiller, von Reinhold begleitet. In dem überfüllten Auditorium standen viele auf den Bänken. Mit Mühe nur erreichte er das Katheder; ein lautes Pochen, welches hier für Beifall galt, empfing ihn. Der Saal war schwül, doch in der Nähe des Katheders, wo die Fenster offen standen, die Luft erträglich. Anfangs nicht frei von Befangenheit, hatte Schiller sich bald gefaßt und hielt seinen Vortrag mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die ihn selbst überraschte.

Seine Vorlesung machte einen tiefen Eindruck auf seine Zuhörer und ihm widerfuhr eine Ehre, die bei einem neuen Professor ungewöhnlich war. Die Studenten brachten ihm eine Nachtmusik mit dreimaligem Vivat.

„Was heißt, und zu welchem Ende studirt man Universal-

geschichte?" war das Thema, welches Schiller in seiner Antrittsrede behandelte.

. „Würdiger", meint sein ältester Biograph Hoffmeister, „konnte er seine Vorlesungen nicht beginnen. Die Geschichte war ihm kein todtes Erbstück. Er machte ihren Besitz und Werth von einer philosophischen Wahrheitsliebe abhängig und knüpfte sie selbst an die höchsten Interessen und Bestrebungen des Menschengeschlechts." In geweihtem Ernst bot sich hier ein Denker einer Schaar echter Wahrheitsfreunde als Führer an, die er ausdrücklich aus dem großen Haufen als seine eigentlichen Zuhörer aussonderte. Auf die Bedürfnisse und jugendliche Bildung derselben schien er eine weise Rücksicht genommen zu haben.

Schiller las im ersten Semester in zwei wöchentlichen Stunden alte Geschichte bis auf Alexander den Großen. Franz Horn sagt von seinen Vorlesungen, daß sie ausgezeichnet durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen, aber zu pathetisch und rhetorisch gewesen seien, wodurch der Redner seine noch lückenhaften Kenntnisse nicht habe verhüllen können.

Im Wintersemester erweiterte Schiller seinen Wirkungskreis; er las privatim wöchentlich fünf Stunden Universalgeschichte und publice eine Stunde römische Geschichte.

Sein Privatkolleg war nur mäßig besucht. Er hatte dies durch seinen verspäteten Anschlag am schwarzen Brett selbst verschuldet, den er von Rudolstadt herüberschickte, als die Vorlesungen der anderen Professoren schon begonnen und die Studenten schon anderweitig über Zeit und Geld verfügt hatten. Von den dreißig Zuhörern, die er hatte, bezahlte kaum die Hälfte, sodaß seine sämmtlichen Kollegiengelder nur etwa sechzig Thaler betrugen. Das Publikum dagegen war ziemlich stark besucht.

Zudem fehlte es auch in Jena nicht an jener kleinlichen Eifersucht, die unter den akademischen Dozenten üblich ist. Ja, Schiller hätte beinahe mit dem akademischen Senat Streit bekommen. Auf dem Titel seiner jetzt im Druck erschienenen Antrittsrede hatte er sich „Professor der Geschichte" genannt, obgleich er eigentlich als außerordentlicher Professor der Philosophie angestellt worden war. Dies wollte sich der Geschichtsprofessor Heinrich nicht gefallen lassen und ließ durch den Universitäts-Pedell sogar den Titel der Abhandlung, der an die Thür einer Buchhandlung geklebt war, von derselben abreißen. Unseren Dichter verdroß dies nicht wenig; um jedoch kein Störenfried zu sein, berichtigte er den Irrthum auf dem Titel der inzwischen nöthig gewordenen zweiten Auflage.

Nicht mit Unrecht sagt Viehoff in seiner Schillerbiographie: „Ueberhaupt wäre Schillers akademische Wirksamkeit größer und reichhaltiger gewesen, wenn er selbst mehr Herz für diesen Beruf mitgebracht und nicht von vornherein sich wenig Einfluß auf die Jugend versprochen hätte."

Er hatte jedoch das Bewußtsein, daß seine eigentliche Bestim-

mung eine andere sei; sonst hätte er sich wohl mit dem Berufe, in den er wider Erwarten gedrängt worden war, allmählich befreundet und sich in dem immerhin in hohem Grade geistig anregenden Kreise von bedeutenden wissenschaftlichen Persönlichkeiten, in den er hier getreten, wohler gefühlt.

Wie dem aber auch sein mochte, die feste Stellung, in der Schiller sich hier befand, ließ einen Entschluß in ihm reifen, dessen Ausführung wesentlich dazu beitragen sollte, das letzte Drittel seines Lebens zu verschönen.

Schon lange hegte er eine innige Zuneigung zu Charlotte von Lengefeld. Seine Anstellung in Jena wurde für ihn die Veranlassung, sich zunächst (anfangs August 1789) der ihnen beiden geistesverwandten Schwester Karoline zu offenbaren. Aus deren Munde erhielt er zuerst die Versicherung von Lottens Gegenliebe, wie dies aus einem späteren Briefe des Dichters an diese unzweifelhaft hervorgeht.

Erst im Dezember wandte er sich an die Mutter der Geliebten; nach wenigen Tagen ging auch ihre zustimmende Antwort ein. „Ja", schrieb sie, „ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein Lottchen geben."

Aber trotz alledem standen der Vereinigung der Liebenden nicht unbedeutende Schwierigkeiten im Wege.

Schiller führte zwar schon seit Jahren den Rathstitel und war Professor extraordinarius, aber ohne Gehalt. Er war nach wie vor nur auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten und die spärlichen Kollegiengelder angewiesen.

Da wandte er sich kurz entschlossen am 23. Dezember 1789 mit einer schriftlichen Bitte um ein kleines Jahrgehalt an Karl August. Am nächsten Tage ging er nach Weimar, um dort „ganz in der Stille" das Weihnachtsfest zuzubringen. Der Herzog erfuhr es jedoch und ließ ihn zu sich kommen. Er versicherte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu bezeugen; „aber zweihundert Thaler", fügte er verlegen hinzu, „ist alles, was ich für Sie thun kann." Schiller dankte freudig erregt und erklärte, das sei alles, worauf er gehofft habe.

Nicht lange nachher ernannte der Herzog von Meiningen den Dichter zum Hofrath, womit er der chère mère, seiner zukünftigen Schwiegermutter, nicht wenig imponirte.

Am 21. Februar des folgenden Jahres gab der Adjunkt Schmidt, ein Theologe aus der Schule Kants, dem Bunde der Liebenden in dem schmucklosen Kirchlein des bei Jena gelegenen Dorfes Wenigenjena die religiöse Weihe.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß hier in Jena Schiller doch endlich auch jenen Freundschaftsbund schloß, der — einzig in den Annalen der Geschichte unserer Dichtung — ihn bis zu seinem Tode mit dem ihm ebenbürtigen hohen Gönner verband, welcher ihm

anfangs, wenn auch wohlwollend, so doch in vornehmer Zurückhaltung entgegengetreten war.

Diese Freundschaft wie die Liebe zu seiner Lotte verklärten den Lebensabend des sonst von herben Leiden heimgesuchten Dichters, ein spätes Glück, welches er seiner Berufung nach Jena verdankte.

Darum möge der Tag seinem Volke unvergessen bleiben, an welchem er zur Aufnahme seiner akademischen Lehrthätigkeit dort eintraf.

Das Eine und das Andere.

Der Dichtung Bücher sind nur Kommentare,
Erklärend Dir auf leichten, losen Blättern
Das ewig unverstandene, wunderbare,
Das Buch des Lebens mit den wirren Lettern.

Wer kann die Zeilen dieses Buch's verstehen,
Die kraus-verwischt aus hast'ger Feder flossen?
Die meisten, die den Kommentar verschmähen,
Versteh'n, sich täuschend, weder Buch noch Glossen.

Doch zu bedauern sind auch jene Wichte,
Die nie am Buch des Lebens sich erlaben,
An einem großen, bunten Weltgedichte
Und nur im Kommentar die Nasen haben.

Benno Rüttenauer.





Eine Mutter.

Lebensbild aus der rumänischen Gesellschaft von **M. Weirauch.**

Nicht eine kleine, silberne Scheibe auf blauem Grunde, sondern eine mächtige, leuchtende Kugel, zwischen Himmel und Erde schwebend, ging langsam der Vollmond über Bukarest auf und goß die Fülle seines Lichtes über die wie Gold und Silber glänzenden Kuppeln, Thürme und Dächer der „Stadt der Freude."

In der klaren, durchsichtigen Luft zeichneten sich die Konturen der Kirchen und Paläste, sowie die der armseligen Hütten, der schiefen und verfallenen Zäune mit gleicher Schärfe ab, aber gerade die hart begrenzten Umrisse nahmen den Dingen die Wirklichkeit der Erscheinung und gaben den mondbeleuchteten Straßen den Anblick einer zauberhaften Märchenstadt aus tausend und einer Nacht. Selbst die leicht gebauten Miethswagen auf dem Theaterplatz mit den kräftigen, unbeweglich stehenden Pferden und den langröckigen, rothgegürteten russischen Lenkern, die schweigend und träumerisch nach den hellerleuchteten Fenstern des gegenüber liegenden Hôtel Florescu blickten, vermehrten den Eindruck des Phantastischen, Gemäldeartigen.

Hinter den nur leicht verhüllten Fenstern des genannten Hôtels strahlten die Kerzen, ertönte Musik, bewegten sich die Paare im Tanz, standen und saßen Gruppen fröhlich plaudernder und lachender Menschen.

Wie schöne Damen sich aber auch in der Gesellschaft befanden, wie elegante und lebensvolle Gestalten die versammelte Herrenwelt auch aufzuweisen hatte, keine der Damen kam der Frau vom Hause gleich, keiner der Herren übertraf den Kavalier an ihrer Seite. Madame Florescu, im rumänischen Nationalkostüm, das mit Gold, Perlen und Diamanten buchstäblich besäet war, lehnte in einem Sessel, mit ihrem juwelenbesetzten Fächer spielend und die wunderbaren, lang- und dunkelbefranseten Augen mit dem schwermüthigen

Aufschlag emporgerichtet zu dem Antlitz des neben ihr stehenden Herrn. Dieser, eine hohe, kräftige Gestalt mit dunklem Haar und Bart, feurigen, geistvollen Augen, verrieth in der Festigkeit seiner Haltung, in der Ruhe seiner Bewegungen und in der Sicherheit und Klarheit seines Blickes den Germanen; auch das exakte, aber bei weitem nicht so leicht hervorsprudelnde Französisch, wie es von den Lippen ringsum ertönte, bekundete seine deutsche Nationalität.

„Warum tanzen Sie nicht?" fragte Madame Florescu und in ihren gühenden Augen lag ein seltsamer Ausdruck von Verlangen und Ueberlegenheit.

„Madame haben mir eben gesagt, daß Sie der Ruhe bedürfen."

„Nun, giebt es nicht andere Tänzerinnen hier?"

„Wer nach der Sonne blickt, dem glänzen keine Sterne!"

„Wer nach ihr blickt? Nur blickt? Sie meinen, wenn sie leuchtet!" Ein leichtes, vornehmes Achselzucken begleitete diese Worte und gab ihnen einen anderen Sinn, als der tiefe, seelenvolle Blick andeutete, bei dem es jedoch wie immer zweifelhaft war, wie viel von seinem Ausdruck in den Augen selber lag, wie viel hineingelegt wurde.

Ein unmuthiger Zug flog über das Antlitz des jungen Mannes, dann aber sagte er lächelnd: „Wenn die Sonne sich nicht hinter Wolken verbirgt, leuchtet sie jedem, der sich nicht absichtlich der Lichtspenderin verschließt, sondern sich ihrer freut, anbetend vor ihr sich beugt."

„Und wie ist's mit Ihnen, Doktor? Gehören Sie auch zu den Sonnenanbetern?"

Ein langer Blick aus seinen dunklen, sprechenden Augen setzte sie fast in Verlegenheit, wenigstens senkten sich ihre Lider, ein Erröthen ließ die Schminke, die ihr formvollendetes Antlitz mit gleichmäßig gelbweißer Färbung überzog, nicht zu. Er aber sagte mit einem tiefen Athemzug, indem er sich zu ihr niederbeugte: „Ob ich die Sonne anbete? Von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und aus allen meinen Kräften!"

Als er aufsah, stand neben dem Sessel, den Madame Florescu einnahm, eine Mädchengestalt, dem jungen Arzte wohlbekannt, aber ihn augenblicklich aufs neue fesselnd durch den Kontrast, den ihre ganze Erscheinung zu ihrer Umgebung bildete. Kein Puder, keine Schminke unterdrückte die Frische ihrer blühenden Gesichtsfarbe, die goldbraunen Zöpfe hingen schwer und lang hernieder, und es war, als zöge ihre Wucht den kleinen Kopf nach hinten, was der hohen, schlanken Gestalt etwas stolzes, selbstbewußtes gab. Die scharf gezeichneten Brauen, die klaren, grauen, von dunklen Wimpern umsäumten Augen, der kleine, geschlossene Mund, alles trug den Stempel ungewöhnlicher Festigkeit und Charakterstärke. Ihr Anzug war einfach: ein hoch hinauf gehendes, schleppenloses, weißes Battistkleid, mit schwarzem Sammet verziert, dazu ein paar dunkle Rosen als einzigen Schmuck.

Eine Sekunde lang ruhten ihre sonnenhellen Augen in denen des jungen Mannes mit einem Ausdruck, der ihn die seinen senken ließ in einem ihm selbst unklaren Gefühl von Befangenheit und Scham. Er hatte das junge Mädchen an diesem Abend noch nicht begrüßt und verbeugte sich jetzt stumm vor derselben.

Sein Gruß wurde mit einem freundlichen „Guten Abend, Herr Doktor", erwidert, und er trat der sympathischen Erscheinung näher, um ein paar Worte mit ihr zu wechseln.

In demselben Moment wurde Madame Florescu von einem der Herren zum Tanze geholt, und mit einem etwas boshaften Blick aus ihren schönen Augen auf den armen Doktor schwebte sie hinweg. — Die junge Dame nahm ohne Zaudern den leer gewordenen Platz ein, und Doktor Wilkens blieb an ihrer Seite.

Ohne daran zu denken, richtete er an sie dieselbe Frage, die ihm zuvor von den reizvollen Lippen der Frau vom Hause die lang ersehnte Gelegenheit gegeben hatte, derselben wenigstens anzudeuten, welcher Art seine Empfindungen ihr gegenüber seien. „Warum tanzen Sie nicht?" fragte er weniger aus Interesse an der Sache, als um eine Unterhaltung einzuleiten.

Sie lächelte, während sie entgegnete: „Eigentlich könnte ich Ihnen antworten: weil mich bis jetzt noch niemand zum Tanzen aufgefordert hat; da ich aber als Familienmitglied der Gastgeber wohl der Höflichkeit der Geladenen einen Tanz verdanken dürfte, will ich nur gestehen, daß ich mich absichtlich im Hintergrund gehalten, weil ich nicht tanzen wollte."

„Jetzt aber wollen Sie? Wie wäre es, Fräulein Emma, wenn Sie mir das Vergnügen eines Tanzes gewährten?"

Hatte er das Aufleuchten ihrer Augen gesehen? Es hätte ihm zeigen müssen, wie gern sie seiner Aufforderung gefolgt wäre.

Aber sie schüttelte gleich darauf ernst den schönen Kopf. „Nein, es geht nicht, tanzte ich mit Ihnen, könnte ich keinem anderen, der mich etwa holen wollte, sagen: ich tanze nicht, und mir einen dieser Herren Rumänen auch nur im Tanze nahe kommen zu lassen, das vermag ich nicht."

„Sie sprechen Ihren Widerwillen gegen diese geehrte Gesellschaft so unumwunden aus, und doch sind Sie mit Madame Florescu verwandt, haben doch also auch etwas rumänisches Blut in den Adern!"

„Keine Beleidigungen, Herr Doktor", lachte das junge Mädchen heiter, „ich bin eine Deutsche pur sang, meine Verwandtschaft mit der ‚schönsten Frau des Jahrhunderts' ist so entfernter Natur, daß weder von ihrem Blut noch von ihrer Schönheit etwas auf mich übergegangen ist."

„Nein, in der That, Ihre Schönheit ist sehr verschieden von der Madame Florescus: sie gleicht der Nacht, der berauschenden, sinnberückenden, zaubervollen Nacht, Sie gleichen dem Tage —"

„Dem ernüchternden, ermüdenden, arbeitsvollen Tage", unterbrach sie ihn, „ich weiß, ich weiß, aber mir geschieht schon recht,

warum sage ich etwas, das auch nur so aussieht, als wollte ich Komplimente fischen." Sie fuhr fort, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen: „Die erlittene Niederlage entschuldigt es wohl, daß ich etwas gewaltsam zu einem anderen Thema überspringe: Ich wollte vorhin schon erwähnen, daß, wenn ich auch im großen und ganzen nicht sehr schmeichelhaft von der rumänischen Gesellschaft denke, ich den Mann Mariolas ausnehme. Florescu ist ein Ehrenmann und das ist doppelter Anerkennung werth in einer Umgebung, die so wenig weiß, was Ehre ist."

„Sie sind erst einige Wochen hier und urtheilen so bestimmt."

„Sie wollten vielleicht sagen: so vorschnell, aber die Erfahrungen, die Sie als — ich weiß nicht, seit wie vielen Jahren — hier prakticirender Arzt gemacht haben, werden das Resultat meiner erst wenige Wochen alten Beobachtungen gewiß bestätigen."

Er hatte nur Zeit, beistimmend mit dem Kopfe zu nicken; Madame Florescu wurde in diesem Augenblicke von ihrem Tänzer zurückgeführt.

Die junge Deutsche hatte sich erhoben und, nachdem sie ihrer Verwandten ein paar Worte zugeraunt, verließ sie die Gruppe und wohl auch den Salon.

„Nun, Doktor!" spottete die schöne Frau, „die Sonne scheint und Sie blicken sogar nach entschwundenen Sternen!"

Er wandte ihr sein ernstes Antlitz zu: „Ich möchte Fräulein Emma weniger mit einem Stern als mit einer Perle vergleichen."

Madame Florescu lachte: „Ach, und Sie kennen nicht den zehnten Theil all' der herrlichen und nützlichen Eigenschaften dieses Tugendspiegels. Sie sehen nur das in bäuerischer Gesundheit glänzende Antlitz, die in ihrer Einfachheit an das Waisenhaus erinnernde Toilette, aber wenn Sie wüßten, wie fleißig, wie sparsam, wie ordentlich und dabei wie kenntnißreich diese Jungfer Tugendsam ist — Sie — doch ich will nicht den Versucher spielen, will nicht dazu beitragen, daß dieser stolze Nacken sich dem Joch der Ehe beugt; ich habe schon manchen liebenswürdigen Kavalier, flotten Tänzer, geistreichen Gesellschafter — namentlich unter Deutschen — völlig ungenießbar werden sehen, wenn er seine harmonische Einheit in eine bessere und eine schlechtere Hälfte getheilt hatte. Und es sollte mir leid um Sie thun, Sie kommen mir vor, als wären Sie zu etwas besserem bestimmt, als in einer philiströsen Ehe selbst zum Philister zu werden, sich von der Frau Schlafrock und Pantoffel bringen zu lassen und ihr das Jüngste abzunehmen, wenn sie genöthigt ist, am Aeltesten einen Strafakt zu vollziehen oder etwa gar mit eigener Hand Ihre Lieblingsspeise zubereiten will."

Er wußte selbst nicht, warum ihn ihr Spott kränkte und erbitterte, aber er entgegnete mit größerem Ernst als die Situation erheischte: „Wenn Sie wüßten, wie verlockend mir erscheint, was Ihnen so kleinlich und verächtlich dünkt. Ich bin ein Deutscher und für einen solchen ist das erstrebenswertheste Ideal: ein gemütlicher

Kneiptisch, und daheim Frau und Kinder, die auf ihn warten, alles bereit haltend, was ihm das Heim, wenn möglich, bequemer und behaglicher noch mache als das Wirthshaus."

„Ihr Deutschen seid Barbaren!" sagte die schöne Frau indignirt. „Doch", fügte sie hinzu, „es ist nicht wahr, was Sie da gesagt haben, wenigstens giebt es Ausnahmen!" Und sie warf dem „Barbaren" einen ihrer seelenvollen Blicke zu, daß er darunter zusammenschauerte und sie dann bat, ihm endlich das Glück eines Tanzes zu gewähren.

Sie erhob sich lächelnd, und als die Sylphidengestalt sich in seinen Arm schmiegte, war ihm zu Muthe, als versänke die Welt, er aber schwinge sich als seliger Geist über ihre Trümmer hinweg.

* *
*

Doktor Wilkens vermochte niemals die Strada Victoriei hinauf zu fahren, ohne bei dem Hôtel Florescu, vermittelst der in seinem Coupé angebrachten Schnur, dem Rosselenker den Befehl zum Halten zu geben.

Heut, am Tage nach dem Balle, da Mariolas Augen ihm verheißender gestrahlt denn je, da er beim Souper ihr Nachbar gewesen und sie im Gespräch ihre kleine, wie aus Wachs geformte Hand auf die seine gelegt hatte, daß ein elektrischer Strom bis in seine innerste Seele geflutet war, trieb ihn mehr denn je ungestümes Verlangen, sich ihr zu Füßen zu werfen und ihr endlich zu gestehen, daß er ihr Sklave sei, ihr ergeben mit Leib und Seele, auf Tod und Leben.

Was wollten nur die ernsten, grauen Augen, die er immer wieder, halb bittend, halb vorwurfsvoll auf sich gerichtet sah? Was war ihm das junge Mädchen, was konnte es ihm sein neben der Frau, die man in weitem Kreise halb im Scherz, aber nicht ohne Berechtigung die schönste Frau des Jahrhunderts nannte. Und wenn es ihm gelang, das verheißende Lächeln, die vielversprechenden Blicke dieser Frau in Erfüllung zu wandeln, wer wollte ihn tadeln, wer konnte ihm einen Vorwurf daraus machen! Die Gesellschaft, die ihn umgab, würde höhnen und spotten über die Einfalt, die mit glühendem Durst ungelabt am frischen Quell vorüberginge, nur weil dieser im Gehege eines Nachbars sprudelte.

Ein einziger, süßer, kleiner Mund — das wußte er — würde lächeln, wenn der Landsmann, der allein von allen der elternlosen Waise während ihres kurzen Aufenthaltes in der Fremde, näher getreten war, sich so tapfer und rechtschaffen bewährte. Er erschrak, als ihm das Wort „rechtschaffen" in den Sinn gekommen, er hatte es so oft von geliebten Elternlippen als Ermahnung gehört, er hatte es bisher stets zur Richtschnur seines Thuns und Lassens gemacht, und nun — sollte die sinnberückende Schönheit einer Frau sein ganzes vergangenes Leben Lügen strafen.

Da hielt sein Wagen vor dem Hôtel Florescu, ohne daß er die

Schnur gezogen hätte. „Das Schicksal will es“ — damit sprang er hinaus und eilte klopfenden Herzens die teppichbelegten, zu beiden Seiten mit Blattpflanzen geschmückten Treppen hinan.

Ein Diener empfing ihn in dem Glasgang, der zur Wohnung führte.

„Madame ist nicht zu sprechen.“

„Wie? für mich, für den Hausarzt nicht zu sprechen? Sie irren, mein Lieber!“

Eine Thür wurde geöffnet, und der Herr des Hauses betrat den Hamlik.

„Kommen Sie, Herr Doktor“, sagte er freundlich, „nehmen Sie heute mit meiner Gesellschaft fürlieb, Madame ist in der That für niemand zu sprechen. Ein Vetter, der gestern von draußen heimgekommen ist und ihr Nachrichten von ihrem in Paris lebenden Bruder bringt, ist bei ihr und da ist jeder andere überflüssig. Trösten wir uns mit einer Cigarrette, die nicht aus Regietabak gedreht und mit einem Glase Wein, der nicht in heimischen Gärten gewachsen ist!“

„Ich bedaure unendlich, meine Zeit gestattet mir nur, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, da alles wohl ist, auch die kleine Kolma, wie ich hoffe, so muß ich mich sofort wieder empfehlen.“

„Wenigstens sollen Sie noch den Anblick eines hübschen Familienbildes mitnehmen: schauen Sie da hinein!“ Und Herr Florescu schlug die Portière nach einem Salon zurück, aus welchem Musik und Lachen ertönte.

Doktor Wilkens warf einen flüchtigen Blick hinein. Die Bonne der kleinen Kolma saß am Klavier und spielte eine lustige Melodie. Die Kleine, ein wunderbar schönes Kind von etwa vier Jahren, wurde von Emma im Kreise herumgedreht, und letztere sang dazu mit heller, sympathischer Stimme ein Kinderliedchen.

Florescu ließ die Portière wieder fallen, dann sagte er mit wohlwollendem Lächeln: „Die Segnungen, die uns von Deutschland herüberkommen, sind nicht nach Gebühr zu schätzen, werden bei weitem nicht genugsam von der hiesigen Bevölkerung anerkannt, der Aufschwung der Industrie in unserem Lande ist das Werk Ihrer Landsleute, unsere besten Aerzte, unsere besten Handwerker sind Deutsche, und wenn unsere Damen lernen wollten Gattinnen und Mütter zu sein, so sollten sie bei den Frauen der deutschen Kolonie in die Schule gehen. Sehen Sie dieses junge Mädchen, es ist eine entfernte Verwandte meiner Frau, aber von deutschen Eltern in Deutschland erzogen; sie ist erst wenige Wochen bei uns im Hause, aber ich spüre ihr Schalten und Walten auf Schritt und Tritt. Die Dienstleute sind weniger träge, weniger nachlässig, weil Fräulein Emma überall selbst mit Hand anlegt, wenigstens überall nach dem Rechten sieht; ich werde pünktlicher bedient, esse besser, der Haushalt kostet weniger und vor allem hat mein Liebling, meine Kolma, eine Aufsicht und Pflege, wie ich sie früher ihm mit dem größten Kostenaufwand nicht verschaffen konnte. Und dabei ist es keine zu ver-

achtende Beigabe, dieses schöne, allzeit frische und freundliche Antlitz um sich zu haben, immer einem — wenn auch vielleicht nur höflichen — Interesse für alles zu begegnen, über das man sich augenblicklich auszusprechen wünscht; ich sage Ihnen, Doktor, nur eine Deutsche kann das leisten, freilich wird ein Mädchen wie Fräulein Emma auch unter den Deutschen ein Vogel Phönix sein!"

Wilkens verabschiedete sich kurz.

„Kommen Sie heut Abend in unsere Loge, es ist große Oper!" rief Florescu dem Scheidenden nach.

Als der Doktor in seinem Coupé saß, war ihm zumuthe, als handle es sich für ihn nur noch um die Wahl der Todesart, darum, ob er sich erhängen, erschießen oder vergiften solle. Voll beseligender Hoffnung war er vor einer Viertelstunde des Weges gekommen, den er nun zurückfuhr so tief verstimmt, so schwer gekränkt. Statt in den schönsten Augen das berauschende Geständniß der Liebe zu lesen, statt von entzückend gemeißelten Lippen den zaubervollsten Trank zu schlürfen, hatte er die bittere Erfahrung machen müssen, daß er beiseite geschoben, verdrängt worden war von einem neu in die Erscheinung getretenen Verehrer. Daß er diesen nicht kannte, nicht ermessen konnte, wie weit ihm derselbe thatsächlich überlegen sei, erhöhte die Reizbarkeit seiner Stimmung; dazwischen — ihm selbst ein Räthsel — sah er wieder die jugendliche Gestalt des deutschen Mädchens mit dem Kinde sich drehen, hörte den silberhellen Klang der weichen, ernst-fröhlichen Stimme; und in demselben Maße, wie er dem Lobliede, das Florescu seiner jungen Verwandten zu Ehren gesungen, beistimmen mußte, empörte ihn die warme Begeisterung des „Ehrenmannes."

Hätte er einen unparteiischen Blick in sein Inneres werfen können, er würde sich entsetzt haben vor der Ansammlung von Gift und Galle in seinem sonst so wohlwollenden, menschenfreundlichen Gemüt.

„Denke das Schlechteste von jedem Menschen, wenn Du das Richtige denken willst;" das hätte in seiner augenblicklichen Stimmung das Motto seiner Gesinnung sein können.

Obgleich er durchaus nicht in der Laune war, beschloß er doch, der Einladung Florescus zum Theater Folge zu leisten, schon aus dem Grunde, sich sobald wie möglich von der Unwiderstehlichkeit dieses neu aufgetauchten Vetters zu überzeugen.

Zwischen acht und neun Uhr desselben Abends machte Doktor Wilkens sich auf den Weg nach dem Theater. Es war noch früh — sie würde gewiß noch nicht dort sein und er konnte von Beginn an ihr Benehmen dem Vetter gegenüber beobachten.

Wie er erwartet hatte, war die Loge Florescus noch leer, und er nahm einen Platz im Hintergrunde derselben ein, von dem aus er jedoch fast das ganze Haus übersehen konnte. Mit Ausnahme des Parketts, in welchem nur Herren und einige Damen zweiten Ranges saßen, war der ganze große Raum in Logen eingetheilt, die oben

gedeckt, kleinen Zimmern gleichen, an den Seitenwänden mit Spiegel und Garderobehaken praktisch versehen. Die Schönen Bukarests betraten denn auch keine Loge, ohne vor dem Spiegel rechts oder links ihre meist großartige Toilette zu prüfen, theilweise zu vollenden.

Wilkens hätte der unterhaltenden Ausblicke genug gehabt, wenn ihn nicht seine düstere Stimmung so vollständig beherrscht hätte, daß er von seiner Umgebung nichts gewahrte. — Plötzlich zuckte er zusammen, die Thür der Loge, in welcher er saß, wurde geöffnet, er schnellte von seinem Sitze empor und begrüßte mit respektvoller Verbeugung die Elfengestalt in der grünlich schimmernden, silberdurchwirkten, juwelengeschmückten Robe. Sie dankte mit vornehmem, kurzem Gruß, einer flüchtigen Darreichung der rechten, fächerhaltenden Hand, während ihre linke auf dem Arme eines Offiziers der Garde ruhte. Als sie bereits an dem Arzt vorübergeschritten war, wandte sie sich halb zurück: „Ach, ich vergaß — Herr Doktor Heinrich Wilkens — mein Vetter Jon Marinowitsch, Locotenent de la roschiori.“

Die Herren verneigten sich stumm. Erst nachdem Madame Florescu und der Offizier die vorderen Plätze der Loge bereits eingenommen hatten, erschien auch Emma, von Florescu geführt. Ihre Toilette, ein weicher, lichtblauer Wollenstoff, unterbrochen durch gleichfarbigen Atlas mit Crême-Spitzen verziert, hob ihre schlanke Gestalt, die blühenden Farben ihres jugendfrischen Gesichts auf das Vortheilhafteste hervor, und es war ihrem Begleiter gar nicht zu verdenken, daß er mit so herzlichem Wohlgefallen den hübschen Kopf neben seiner Schulter betrachtete.

Wilkens war heute in wunderlicher Stimmung, verdroß ihn doch nicht nur die Vertraulichkeit Mariolas mit ihrem Vetter, sondern auch die offenkundige Bewunderung Florescus für seine junge Hausgenossin. Erst als ihm sein Platz neben Emma und dicht hinter Mariola angewiesen wurde, beruhigte sich Wilkens und vermochte sogar mit einiger Aufmerksamkeit den Gesängen Fra Diavolos und Zerlinens zu lauschen.

In den Zwischenakten, beim Hinausgehen in die Foyers, reichte der Doktor dem jungen Mädchen den Arm und bemühte sich, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen; zuerst ging Emma freundlich und willig, wie es in ihrer Art lag, auf jedes angeregte Thema ein, plötzlich aber hielt sie inmitten eines Satzes inne, blickte ihrem Begleiter halb bekümmert, halb vorwurfsvoll in das geröthete Antlitz und sagte dann leise: „Sie hören mir nicht zu, Herr Doktor. Warum fragen Sie mich, wenn die Antwort Sie nicht interessirt? Ich gehöre nicht zu denen, die fortwährend schwatzen müssen, ich kann mich gleichfalls mit meinen eigenen Gedanken unterhalten.“

„Ich bitte um Verzeihung, Fräulein Emma, ich schätze Sie zu hoch, um Sie täuschen zu wollen, also gestehe ich freimüthig, daß ich mich augenblicklich mit Ihrer schönen Verwandten beschäftigte, die sehr erfreut zu sein scheint über die Ankunft dieses sogenannten Vetters.“

„Gewiß, dieser Vetter ist ein neues Spielzeug, aber Mariola wird schnell genug seiner überdrüssig werden. Ihre Feinde behaupten immer, sie habe ein zu großes Herz, ich bin der Meinung, sie habe gar keins, ich halte selbst die Glut ihrer Augen, ihr verführerisches Lächeln für eine Lüge."

„Haben Sie schon einmal gehört", nahm der Doktor, den Emmas Rede augenscheinlich unangenehm berührt hatte, das Wort, „haben Sie schon einmal gehört, daß eine Frau bedingungslos die Schönheit einer anderen anerkannt hätte? Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß eine Frau die Schönheit einer anderen zugiebt ohne ein ‚Aber.' Selbst wenn sie klug genug ist, dieses Aber für sich zu behalten, so lebt es doch in ihrer Seele als Trost bringender Balsam."

„Eigentlich", versetzte Emma lächelnd, „kann den Unschönen dieser Balsam wenig Trost gewähren, wenn sie den Unverstand der Männer bedenken, die immer nur der Schönheit nachjagen und allen übrigen guten Eigenschaften gegenüber ungerührt bleiben, es sei denn, daß sie übers Lieben hinaus ans Heiraten denken und sich nach einem regulären Goldfisch umsehen."

„Sie sind bitter, Fräulein Emma, als wenn sie selbst nicht jung, schön und begehrt wären, sondern eine sitzengebliebene, ungeliebte, ältliche Jungfer."

„Hier zu Lande", lächelte Emma, „könnte ich ganz gut als alte Jungfer gelten. Mariola ist auch nicht älter als ich, einundzwanzig Jahre, und hat bereits ein vierjähriges Töchterchen."

„Beneiden Sie Madame Florescu?"

„Um ihr Kind? Ja! Kolma ist das herzigste, kleine Wesen, das man sich denken kann, und so ein zärtliches, liebevolles Gemüt; wir beide haben uns gefunden mit unseren liebebedürftigen, verwaisten Herzen, sie mag nicht eine Stunde ohne mich sein, und ich bin unruhig, wenn ich ihr fern bin, sei es auch — wie jetzt — daß ich sie schlafend weiß."

Die Züge des Doktors glätteten sich, während er aufmerksam in das schöne, ruhige und doch so warmdurchleuchtete Antlitz ihm gegenüber blickte, ihm kam auf einmal das Bewußtsein, daß dieses Mädchen ein Zaubermittel besitze, ihm jede Kränkung, die Mariola ihm zutheil werden ließ, weniger fühlbar zu machen; er empfand sogar den lebhaften Wunsch, sich ungetheilten Herzens diesem Zauber hingeben zu können — und doch — — —

Es war nach dem Souper. — Jon Marinowitsch hatte nicht daran theilgenommen, sondern sich gleich vom Theater aus verabschiedet, während Wilkens es nicht über sich vermocht hatte, die Einladung abzulehnen. — Emma hatte sich auf Mariolas Aufforderung an den Flügel gesetzt und musizirte unbekümmert, ob ihr jemand zuhöre oder nicht. Florescu beschäftigte sich mit den Zeitungen, während Mariola in halb liegender Haltung auf einem Divan ruhte und mit feucht glänzenden Augen die blauen Wölkchen ihrer Cigar-

rette verfolgte; Wilkens saß schweigsam, wie träumend auf übereinander gebauten Kissen zu ihren Füßen.

„Wollen Sie sich nicht eine Cigarrette anzünden, Doktor?"

„Nein, ich danke."

„Wollen Sie auch diese nicht weiter rauchen?"

Die lächelnd geöffneten Lippen schienen zu glühen, alle Grübchen dieses holdseligsten Angesichts vertiefte die süße Schelmerei, die so kindlich triumphirend und doch so voll seelenverwirrender Koketterie aus den Augen leuchtete.

Er nahm die Cigarrette mit tiefem Erglühen, einen unverständlichen Dank stammelnd; und als er sie dann zwischen die Lippen brachte, sah und hörte er nichts mehr, so wallte und toste das Blut in seinen Adern, hämmerte es in seinen Schläfen; nur die eine Empfindung blieb ihm klar in all der Betäubung: Sie liebt mich doch, und ich, ich gebe alles, Ehre, Leben, Ruhe und Glück für den Besitz dieses Weibes.

Als die aufrauschenden Wogen seines Blutes sich gelegt hatten, als er wieder fähig war, seine Umgebung wahrzunehmen, bemerkte er, daß Florescu die Zeitungen aus der Hand gelegt hatte und mit ganzer Seele dem Gesange lauschte, der vom Flügel herübertönte, an welchem Emma noch immer musizirend saß. Gleichzeitig schlugen auch an Wilkens Ohr die mit tiefster Empfindung gesungenen Worte des Schubertschen Liedes:

„Mein Herz ist zerrissen, Du liebst mich nicht!"

* *
*

„Meine geliebte Jenny!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, obgleich ich weiß, daß Du die Antwort auf all die Fragen Deines letzten Briefes gewiß recht sehnsüchtig erwartest. Aber das sind zum großen Theil Fragen, die ich mir selbst nicht beantworten kann, wie soll ich da auch nur den Versuch wagen, Dir klar zu machen, was in mir und was um mich vorgeht. Dein Brief läßt mich übrigens darauf schließen, daß mein letztes Schreiben Dir ohne mein Wissen und gegen meinen Willen einen vollen Einblick in die hiesigen Verhältnisse gewährt hat; ich glaubte nur anzudeuten — aber Dein schnelles Verständniß — namentlich für alles, was eins Deiner Lieben betrifft — hat Dich zwischen den Zeilen lesen lassen, und Du weißt nun, was ich Dir auch nicht mehr ableugnen kann und will, daß — wie's im Volksmund heißt — es mich hat. Ja, es hat mich! es hat mich gepackt, als wolle es mich nie mehr lassen, und es rüttelt und schüttelt mich, so tapfer ich dagegen ankämpfe. Liebste Jenny! wie hätte ich früher gelacht, wenn mir jemand gesagt, ich könne ohne Gegenliebe mein Herz hingeben! Und wie ist's nun gekommen?! wenn ich nicht an mich hielte, wenn ich nicht meinen ganzen Stolz zusammenraffte, dann würfe ich selbst

mich ihm zu Füßen, dem geliebten Mann, und flehte ihn an — nicht, daß er mich lieben solle, nein, so thöricht bin ich nicht — aber daß er sich nicht unglücklich mache, daß er der Sirenenstimme nicht folge, die ihn in Tod und Verderben lockt. — Wenn ich Wilkens nicht kennte, wenn ich ihn — Kraft meiner Liebe — nicht besser verstünde, als er sich selbst, so brauchte ich nicht um ihn zu bangen; warum sollte er sich nicht einmal berauschen wie so viele andere und dann den Rausch ausschlafen und nachher wieder ein Ehrenmann sein?! Aber Wilkens opfert seine Rechtschaffenheit, seine Mannesehre nicht unbereut einem flüchtigen Rausch, das Erwachen würde ihn sehr unglücklich machen und früher oder später würde die Seelenlosigkeit dieser Frau ihn zum Erwachen zwingen. Nein, sie hat keine Seele, kein Herz; wenn sie ihr Kind, ihr einziges, entzückendes Kind nicht liebt, wie soll ihr Liebe zu einem anderen Menschen kommen? Noch mehr, die Frau ist nicht einmal einer warmen, echten Leidenschaft, sei's auch nur einer vorübergehenden, fähig. Sie kokettirt mit allen und liebt niemand. Das ist's auch, was der Doktor zwar mehr fühlt als klar erkennt, aber was ihn abstößt, zurückhält und doch nicht überzeugend und stark genug ist, um ihm den Kampf mit seinem eigensinnigen Herzen zu erleichtern. Wäre ich nur seine Freundin, liebte ich nicht dieses große, gute, menschenfreundliche Herz so glühend, so selbstsüchtig verlangend, ich würde unbedingt versuchen, ihm die Augen zu öffnen, so aber muß ich unthätig zusehen, wie der beste aller Menschen seine Kräfte in einem nutzlosen Kampfe zersplittert, in dem er so oder so unterliegen muß. Wie sich auch die Verhältnisse gestalten mögen, ein Mann wie er kann und wird sich niemals glücklich fühlen in der Vereinigung mit diesem nixenhaften Wesen.

Ach, Du liebste Gefährtin meiner Kindheit, wie gern wollte ich allem Glück entsagen, wenn damit etwas geschehen könnte, um dem geliebten Manne ein ganzes und volles Lebensglück zu sichern, aber so — es ist eine harte Aufgabe, müßig zusehen zu müssen, wie das Geliebteste sich selbst den Untergang bereitet, um so härter, da die Entwickelung des Ganzen sich in die Länge zieht. Zuweilen, wenn Mariola ihm — wie es mitunter ihre Art ist — etwas geringschätzig behandelt hat, scheint es, als habe er im Kampfe gesiegt, als werde es ihm gelingen, sich von der Circe zu befreien. Wenn sie ihm dann aber einen Blick aus ihren märchenhaften Augen zuwirft, wenn sie ein Wort fallen läßt, das ihn zu neuen Hoffnungen berechtigt, ist er wieder vollständig bezaubert und sieht und hört nichts anderes als nur sie. — Die Ankunft eines Vetters, mit dem sie die ersten Tage ein Herz und eine Seele war, ließ mich Wunderdinge hoffen, allein Mariola scheint die lustig sie umflatternden Schmetterlinge weniger zu lieben, als die, welche mit gebrochenem Flügel zu ihren Füßen liegen. Der Vetter ist bereits wieder in Ungnade gefallen und Doktor Wilkens,

der schon den Kopf ein wenig aus der Schlinge gezogen hatte, ist aufs neue eingefangen. Lieber Himmel! wenn ich nur wüßte, was daraus werden soll! Wie ich die Ereignisse auch kombinire, verstelle und verschiebe, ich sehe für den armen Wilkens immer nur Unheil daraus erwachsen, und ich darf ihm nicht helfen, nur, weil — ich ihn liebe — verkehrte Welt!

Ob ich gar keine Hoffnung habe, daß Wilkens meinen Werth erkennt, fragst Du, fragst dann weiter, ob es mir — eintretenden Falles — möglich wäre, glücklich durch die Liebe eines Mannes zu werden, den meine Nähe so lange kalt gelassen, weil er nur Augen für die Schönheit einer anderen hatte. Das sind zwei schwer zu beantwortende Fragen, wenn ich meine Antwort — die einfach in einem kräftigen „Ja" besteht — auch motiviren soll. Ich habe untrügliche Anzeichen, daß Wilkens — nicht „meinen Werth", wie Du Dich ausdrückst, wohl aber die Uebereinstimmung unserer Anschauungen, die Harmonie in all unserem Thun und Lassen in ruhigen Stunden erkennt und sich zu mir hingezogen fühlt, daß — wenn ihm die Leidenschaft für Mariola nicht alle Sinne fesselte, er vielleicht für mich warm und wahr zu empfinden vermöchte. So lieben wie diese Frau würde er mich nie, ich bin auch wohl nicht geschaffen, eine solche Leidenschaft einzuflößen, und ich bin stolz darauf. Die Männer als Sklaven zu ihren Füßen zu sehen, gelingt nur Koketten, gleichviel ob mit warmem oder kaltem Blute, gelingt nur Frauen, deren beständiger Neigung kein Mann sicher ist. Wir anderen, die wir nur Einen erwählen und diesem Einen unser ganzes Sein entgegenbringen, wir anderen, von denen der einmal erkorene Mann weiß, wir gehören ihm und für Zeit und Ewigkeit nur ihm, wir können uns wohl einen milden, freundlichen Gebieter erobern, aber niemals einen bebenden Sklaven und — der Geschmack ist verschieden — ich würde sehr glücklich sein, wenn es mir vergönnt sein sollte, den als meinen Herrscher anerkennen zu dürfen, der vorläufig noch in Sklavenketten schmachtet. Ob auf lange? ob für immer? Wer kann es wissen?! Leb' wohl, Du treuestes Herz, es grüßt und küßt Dich Deine Emma.

* * *

Wieder strahlten die erleuchteten Fenster des Hôtel Florescu auf den Theaterplatz herunter, wieder bewegte sich dahinter eine schwatzende, lachende und tanzende Menge. Aber es war keine mondcrhellte Nacht, es stand kein einziger Stern am Himmel. Schwarze Wolken jagten in wildem Durcheinander in der Atmosphäre herum und die Krivitza fegte bald donnernd, bald heulend und pfeifend durch die Straßen. Die Pferde vor den Miethswagen auf dem Theaterplatz waren bis über die Ohren vermummt und von ihren Lenkern gewahrte man aus all den Umhüllungen heraus nur die Augen.

„Vai de mine!“ rief einer derselben einem Gefährten zu, „das ist ein Windchen, ich meine, der müßte denen da oben durch die Fenster blasen, daß sämmtliche Kerzen auslöschten.“

„Denen da oben“ war aber trotz dem Aufruhr der Natur durchaus behaglich; das Getöse des Sturmes, der so unheimlich in den gewundenen Röhren der Kaminöfen weinte und kreischte, wurde übertönt von den Klängen der Musik, nach deren Takt sich die Paare in den graziösen Rhythmen der Françaisen und Lanciers bewegten.

Aber weder unter den Tanzenden noch in irgend einem einsamen Eckchen war Emma zu entdecken, und Wilkens, obgleich die vielbewunderte Sonne ihm heute freundlicher denn je erglänzte, konnte nicht unterlassen, sich nach dem Verbleib der jungen Hausgenossin zu erkundigen.

Mariola sah ihn an, als frage er etwas unglaublich dummes. „Aber liebster Doktor“, sagte sie dann endlich, nachdem sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte, „Sie haben ihr ja heute selbst gesagt, daß Kolma gefährlich krank sei, wie können Sie da erwarten, daß Emma auch nur eine Viertelstunde von dem Kinde wiche. Als sie mir heute etwas an meiner Toilette arrangiren sollte, das meine Zofe versehen hatte, war ich genöthigt, zu ihr in das Krankenzimmer zu gehen. Im übrigen schlief Kolma gerade sehr fest und ruhig, ich glaube, Ihre Besorgniß, Doktor, die mich sogar veranlassen wollte, dieses Fest abzusagen, ist vollkommen unbegründet!“

„Hoffen wir es!“ versetzte Wilkens achselzuckend.

„Sie sind verstimmt, mein Freund“, fuhr Mariola in ihrer Unterhaltung fort, „Sie sind anders als sonst, fast als wären Sie mir böse. Habe ich Ihnen etwas gethan?“ Sie sah ihn an mit Augen, die tief und dunkel, in diesem Moment so vertrauensvoll fragend blickten, daß sie an Kinderaugen, speziell an die der kleinen Kolma gemahnten.

Wilkens wandte sich ab. Er meinte, heute am Krankenbette des Kindes einen tiefen Einblick in das Innere dieser Frau gethan zu haben, und ihm war so weh ums Herz, so todestraurig, als sei ihm irgend ein Liebes gestorben oder läge doch in den letzten Zügen.

Die Krivitza heulte weiter, donnernd brauste sie in der Ferne, um dann, näher gekommen, heulend am Hause vorbei zu jagen und wie ein Gefangener in den Schloten zu lärmen und zu toben.

Was war das? Ein Wanken des Hauses, klirrend schlugen die Prismen der Kristallkronen aneinander, die Thüren schütterten, geschlossene sprangen auf, einem Diener fiel ein Tablett mit Erfrischungen aus der Hand, die Uhr im Salon, ein Kunstwerk aus Marmor und Gold, blieb stehen, wie fast sämmtliche Gäste, die während der Dauer eines Momentes fragend und erbleichend einander ansahen. Aber nur eine Sekunde, dann lächelte man wieder und sagte gleichmüthig: „Ah, ein Erdbeben, sogar ungewöhnlich stark!“

Noch einige Schwankungen, wie vom Wogen des Meeres, ein Donnern des Sturmes, als wolle er vollführen, was das Erdbeben

unterlassen: Gebäude umstürzen, Bäume entwurzeln, die Stadt unter Trümmern begraben, dann war alles still, und — in den Salons des Hôtel Florescu wurde lustig weitergetanzt.

In einem Seitenflügel des Hauses lag ein stilles, matt erhelltes Zimmer, hierher drang nicht der Lärm des Festes, aber das gewaltthätige Gebahren der Natur machte sich auch hier fühlbar. Das Erdbeben der Erde schreckte das kranke Kind aus seinem Halbschlummer, es verlangte zu trinken, und das liebreiche Antlitz seiner Wärterin beugte sich zärtlich über die im Fieber glühende Stirn. „Tante", sagte die Kleine mit matter Stimme, „ich will kein Feuer trinken, gieb mir Wasser, ich verbrenne!"

Während Emma das Kind trinken ließ, bemerkte sie plötzlich eine auffallende Veränderung des lieblichen Gesichtes; sie wußte selbst kaum warum, aber sie erschrak davor wie in tödtlichem Entsetzen und drückte sofort auf den Knopf des Telegraphen. Aber noch bevor jemand ihrem Rufe folgte, lag der kleine Kopf schon schwer auf ihrem Arm, ein leises Röcheln rang sich aus der Brust des Kindes, dann hörte Herzschlag und Athem auf. Emma wußte, ihr Liebling hatte ausgelitten und unaufhaltsam strömten ihre Thränen.

„Rufen Sie Doktor Wilkens!" schluchzte sie dem endlich erscheinenden Mädchen entgegen.

Dieses warf einen neugierigen Blick auf die Gruppe, erkannte sofort die Situation und eilte hinaus. Mit schreckensbleichem Angesicht durchsuchte die Dienerin die menschenüberfüllten Räume, ohne daß die Anwesenden auf sie geachtet hätten.

Endlich in einem kleinen Seitengemach entdeckte sie den Doktor, aber neben ihm Madame Florescu, beide in eifrigem Gespräch. Sie versuchte die Aufmerksamkeit des Doktors auf sich zu lenken, aber vergebens, Mariola bemerkte sie zuerst und rief sie heran mit der Frage, was es gebe. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen. „Coconna, erschrecken Sie nicht — aber" — dann sich mehr zu dem Arzte wendend: „die kleine Kolma ist soeben verschieden."

„Todt!" riefen Wilkens und Mariola wie aus einem Munde. Letztere fuhr aber gleich darauf fort: „St! Zamphira! laß es nicht laut werden, das wäre für unsere Gäste eine fatale Unterbrechung des Festes. Geh' zurück und sage auch Fräulein Emma, sie möge sich ruhig verhalten, noch eine Stunde, dann wird man aufbrechen; zu helfen ist jetzt doch nichts mehr, also verderben wir unseren Gästen nicht die Stimmung. Kommen Sie, Doktor, stecken Sie nicht eine solche Trauermiene auf, ich fühle es Ihnen nach, es hätte vielleicht der schönste Augenblick Ihres Lebens werden können, der nun so häßlich ausgeklungen, doch — trösten Sie sich mit der Hoffnung!" Und ihre Augen glänzten und ihre Lippen lächelten so verführerisch wie je.

Wilkens starrte sie an, als wäre sie eine Spukgestalt. Ein Schauer überlief ihn, seine Stimme bebte, aber sie war kalt und scharf, als er mit kurzer Verbeugung sagte: „Entschuldigen Sie mich,

Madame, mich ruft die Pflicht an das Sterbelager Ihres einzigen Kindes."

Er wandte sich um und durcheilte die wohlbekannten Räume bis zu der Thür, an welche soeben die Hand des Todes geklopft hatte.

Emma blickte bei seinem Eintritt empor. „Endlich!" sagte sie leise und aufathmend, „es ist gut, daß Sie kommen, obschon Sie nichts mehr helfen können!"

Wie dann Wilkens mit fassungsloser Geberde vor der kleinen Leiche niederkniete, und — nachdem er sie kaum mit der Hand berührt, in die Worte ausbrach: „Es ist vorbei, auf ewig aus!" blickte Emma aus umflorten Augen verwundert auf ihn hin. Er fühlte den Blick und fuhr in herbem Tone, in dem doch Thränen zitterten, fort: „Es starb zur rechten Zeit, dies schöne Abbild seiner Mutter, es hätte sonst vielleicht wie diese — eine geist- und seelenlose Puppe — seine einzige Aufgabe darin gefunden, Menschen elend zu machen!"

„O, sprechen Sie nicht so", bat Emma sanft. „Arme Mariola, wie wird sie's tragen? Sie wollte nicht glauben, daß es so schlimm um unseren Liebling stünde."

Wilkens erhob sich von seinen Knieen. Seine Gestalt schien zu wachsen, seine Augen flammten. „Wissen Sie, was Mariola in diesem Augenblicke thut? Sie weiß, welch' ernster Gast sich ungebeten eingestellt und — sie tanzt, um das Fest nicht zu unterbrechen!"

Emma starrte ihn mit großen, entsetzten Augen an. „Unmöglich!"

„Ja, unmöglich! Aber da das Unmögliche zur Wirklichkeit geworden ist, bin ich gerettet. Emma, liebe Emma, vollenden Sie das Werk, machen Sie aus einem unseligen einen glücklichen Menschen. Ich weiß, Ihr großer, reiner, selbstloser Sinn kann mir verzeihen, was ich gesündigt gegen Sie und gegen den heiligen Geist der Liebe. Nicht wahr, Sie vergeben mir die Verwirrung meiner Sinne, die mich — weder achtlos noch gleichgiltig, das wären die richtigen Worte nicht — aber mit unverstandener Empfindung an Ihnen vorübergehen ließ, um einem Phantom nachzujagen. Gott sei Dank, ich habe noch rechtzeitig erkannt, daß eine Spukgestalt mich äffte, daß diese Engelshülle ein Sein umschließt, das nichts gemein hat mit der innersten Wesenheit alles Lebendigen, weil ihm der Zug fehlt, der durch die ganze beseelte Schöpfung geht: alles zu thun, alles zu leiden für die Erhaltung der eigenen Gattung. Emma, der Tod hat die Stätte und die Stunde geweiht, da ich zuerst es wage, Ihnen von meiner Liebe zu sprechen, das sei Ihnen ein Beweis für ihren Ernst und ihre Heiligkeit. Wollen Sie die Meine werden, trotz allem, was Sie von mir gesehen, wollen Sie mir beistehen als mein guter Engel, der jedem Dämon den Eingang in meine Seele wehrt, willst Du das, Geliebte, dann gelobe ich Dir zu dieser ernsten Stunde, ich will Dir ein treuer Gatte sein, will Deinen Großmuth

nie vergessen und Dich auf den Händen tragen bis zum letzten Athemzug."

Er breitete die Arme nach ihr aus, schluchzend sank sie an sein Herz, während sie stammelte: „Du mußt doch wissen, wie grenzenlos ich Dich liebe, daß Du mich einer solchen Aufgabe würdigst, ja, ich will Dir helfen zu überwinden, zu vergessen, will Dich lehren, mich zu lieben und glücklich zu sein wie ich!"

* * *

Es ist Frühling. Auch die goldene Maiensonne läßt Bukarests Thürme und Dächer, die aus dem reichen Grün der Gärten hervorlugen, wie eitel Gold und Silber glänzen. Es ist still in den Straßen, wenigstens am Tage, da die Hitze jeden, der nicht gezwungen ist, auszugehen, in die Häuser zurückscheucht. Aber gegen Abend beginnt das Leben, die große Straße, die nach der „Chaussee" führt, ist bunt belebt von Wagen, Reitern, Fußgängern aller Art. Die Damen mit „Fächer und Mantilla", zuweilen auch im Nationalkostüm, wandeln am Arme ihrer Kavaliere den fashionablen Theil der Hauptstraße auf und ab, dazwischen laufen Türken und Zigeuner, Armenier und Slovaken, bieten Verkäufer Apfelsinen, saure Milch, Kuchen, überzuckerte Früchte und dergleichen mehr mit ihrem durchdringenden Geschrei der Menge feil. — Die eigentliche Gesellschaft aber, die schönsten und vornehmsten Frauen fahren in eigenen oder Miethswagen hinaus auf die „Chaussee", wo die Lindenblüten ihren berauschenden Duft versenden und wo am Ende einer vierfachen Allee, auf großem, freiem Platz die Wagen sich aufstellen, und ihren Insassen die Gelegenheit wird, sich einer gegenseitigen Musterung zu unterwerfen, oder auch miteinander zu plaudern.

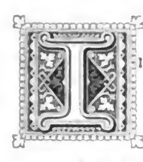
Nie hatte man so oft wie in den diesjährigen Maientagen Madame Florescu in ihrer eleganten Equipage bewundern können, ihre Schönheit wurde nicht beeinträchtigt durch die — tiefe Trauer bekundenden — schwarzen Kreppgewänder, die sie im Gegentheil nur noch interessanter erscheinen ließen. Es paßte nur so gar nicht zu dieser Gewandung, daß sie so viel mit dem Gardeoffizier an ihrer Seite schwatzte und lachte, und dennoch mußte sie durch den Verlust ihres Kindes tief getroffen sein, konnte sie es doch ihrem damaligen Hausarzt, dem Doktor Wilkens, gar nicht verzeihen, daß er es nicht vermocht hatte, das Kind zu retten. Selbst als dieser die junge, deutsche Verwandte, die bei ihr lebte, als seine Frau heimführte, blieben die Beziehungen zwischen ihm und dem Hause Florescus abgebrochen und keinem der Betheiligten kam je der Wunsch, sie wieder anzuknüpfen.





Paul IV. und die Familie Caraffa.

Von Th. Hoepfner.



In der Hauptkapelle im rechten Arme des Querschiffes der herrlichen Kirche Santa Maria sopra Minerva, der prächtigen Kapelle, welche der Kardinal Oliviero Caraffa zu Ehren des heiligen Thomas von Aquina stiftete und die Filippino Lippi mit seinen berühmten, auf das Leben dieses gelehrten Heiligen bezüglichen Fresken schmückte, schaut auf einem Sarkophag von gelbem Marmor thronend die düstere Gestalt eines Kirchenfürsten auf uns herab, in reichem, päpstlichen Gewande, die dreifache Krone auf dem Haupte, in der Linken die Schlüssel St. Petri, die Rechte erhoben, aber nicht wie zum Segen, sondern mit drohender Geberde. Das fleischlose, abgezehrte Gesicht zeigt einen spärlichen Bart, die Züge sind hart und streng, tiefe Furchen ziehen sich über Stirn und Wange und um den herben, stolzen Mund; die Augen liegen tief in den Höhlen und blicken finster und unheimlich, das Antlitz trägt den Ausdruck von feurigem Fanatismus, unerbittlicher Strenge und unbeugsamer Energie. Das ist Paul IV. aus dem Hause Caraffa, der gefürchtete Papst, der von 1555—59 den päpstlichen Stuhl inne hatte, vor dem selbst der furchtbare Herzog Alba Scheu empfand, und gegen den der Haß und die Wuth des Volkes erst losbrach, als er, ein dreiundachtzigjähriger Greis, am 14. August 1559 die Augen schloß, vor deren Blicken alles gezittert hatte.

Freilich besagt die Inschrift auf dem Grabmal, das nach dem Entwurf von Pirro Ligorio ausgeführt wurde und für das Giacomo Casignola die höchst charakteristische Statue fertigte:

„Für Paul IV. Caraffa, höchsten Priester der Christenheit, einzig an Beredtsamkeit, Gelehrsamkeit und Weisheit, erhaben durch Rechtschaffenheit, Großmuth und Seelengröße, unerbittlicher Richter des Verbrechens, eifrigsten Beförderer des katholischen Glaubens, setzte

dieses Denkmal die Dankbarkeit und Pietät Pios V. Er lebte 83 Jahre, 1 Monat, 20 Tage und starb 1559 am 14. August, im fünften Jahre seines Pontifikates.

Pius V., der zweite, auf Paul IV. folgende Papst, that allerdings sein Bestes, um das Andenken der Caraffa wieder zu Ehren zu bringen, gegen welche sein Vorgänger, Pius IV., der unmittelbare Nachfolger Pauls IV., mit unerbittlicher Strenge vorgegangen war; hatte er sich doch nicht gescheut, selbst denjenigen der Caraffa zum Tode zu verurtheilen, welchem er (Pius IV.) eigentlich seine Erwählung verdankte.

Pius V. ließ die Akten des Prozesses gegen die Caraffa zerstören; indessen blieb doch eine Abschrift davon unter den römischen Kriminalakten übrig, und neuerdings ist ein Manuskript zutage gekommen, welches auf die Geschichte der Caraffa ein grelles Licht wirft. Dasselbe ist zwischen 1640—50 abgefaßt und befand sich bis vor kurzem im Besitze des Syndikus Amico Nolli zu Neapel. Der Name des Verfassers ist nicht genannt, — aus einleuchtenden Gründen, es hätte ihm Gefahr gebracht. Denn nach einem von Pius V. gegebenen Gesetze stand Todesstrafe auf jeglichem Angriff auf einen Kirchenfürsten. Innere Beweisgründe sprechen dafür, daß der Verfasser ein Neapolitaner gewesen, dem die Geschichte der Caraffa durch mündliche Ueberlieferung und durch Privatdokumente genau bekannt war.

Durch eine englische Bearbeitung ist das merkwürdige Manuskript jetzt allgemein zugänglich geworden. (The Story of the Caraffa, with an Introduction and notes by R. C. Jenkins.) Eine ausführliche Geschichte Pauls IV. und seiner Familie giebt Duruy in seinem umfangreichen, preisgekrönten Werke.

Die Geschichte der Caraffa bildet wohl eine der dunkelsten Seiten in den Annalen der Päpste und zugleich eine der merkwürdigsten.

Die Familie der Caraffa war eine der ältesten und edelsten in Italien; nach einer alten Chronik leitet das Geschlecht seinen Ursprung von den Sigismondi von Pisa her. Vom Jahre 1180 ab ist der Stammbaum deutlich nachweisbar.

Alle Sprößlinge der jetzigen Familie stammen von Philipp Herrn von Ripa Longa ab, der sich mit Laura Capece, aus einem der ältesten und vornehmsten Häuser von Neapel vermälte; in der dritten Generation theilte sich die Familie in zwei Hauptzweige, die Caraffa della Spina, welche in ihrem Wappen einen Dornzweig quer über den drei silbernen Streifen des ursprünglichen Wappens führen, und die Caraffa della Stadera, von denen die Herzöge von Maddalona und die Grafen Montorio stammen. Von dem jüngeren Zweige dieses getheilten Stammes, von Gian Antonio Caraffa und Vittoria Camponesca, entsprossen im 16. Jahrhundert die Brüder Giovanni Alfonso, Graf von Montorio, und Giovanni Pietro Caraffa, später Paul IV. Die Söhne des ersteren, also Pauls IV. Neffen, spielen

die Hauptrollen in der tragischen Geschichte der Familie. Daß Paul IV., sonst unerbittlich und unbeugsam, dem Treiben seiner Neffen nicht bei Zeiten Einhalt that, wurde ihm selbst zum Verhängniß.

Von geistlichen Würdenträgern zählte die Familie schon am Ende des 16. Jahrhundert einen Papst, zwölf Kardinäle, sechsunddreißig Erzbischöfe und Bischöfe (zehn allein von Neapel) und einen Großmeister des Malteserordens.

Giovanni Pietro Caraffa war von hartem Wesen und rauhen Sitten, obschon er vom höchsten Adel stammte, denn die Caraffa hatten sich immer mit den vornehmsten neapolitanischen oder spanischen Familien verbunden, den Capece, Caracciolo, Montefalcione, Camponesca, Cantelmi, Diaz Carlona, Spinelli, Beltrana, Brancaccio, von denen manche sich kaiserlichen Blutes rühmten. Er kam als junger Geistlicher nach Rom und wurde durch die Empfehlung und Begünstigung des Kardinals Oliviero Caraffa, Erzbischofs von Neapel, zum geheimen Kämmerer Alexanders VI. (Borgia) ernannt. Auf diesem Posten verblieb er, bis Julius II. (della Rovere) ihn zum Bischof von Chieti machte. Paul III. (Farnese) verlieh ihm die Kardinalswürde und am 23. Mai 1555 wurde er nach heftigen Streitigkeiten im Konklave zur höchsten Würde der Kirche erhoben und nahm als Papst den Namen Paul IV. an, vielleicht seinem Vorgänger zu Ehren. Da er sich in seinen bisherigen Aemtern schon durch Strenge und Herrschsucht verhaßt gemacht hatte, wurde seine Wahl in Rom mit Unzufriedenheit und Besorgniß aufgenommen.

Gleich nach seiner Thronbesteigung eilten viele seiner Verwandten nach Rom und wurden von ihm mit den höchsten Gunstbezeigungen aufgenommen, mit einträglichen Aemtern und Ehren überhäuft. Besonders zeichnete er die drei Söhne seines Bruders, des Grafen Montorio, aus dessen erster Ehe mit Caterina Cantelmo aus. Die zweite, bereits verwittwete Gattin des Grafen, Girolama Spinella, zog mit ihrer Tochter Donna Maria ebenfalls nach Rom.

Don Giovanni, dem ältesten Sohne des Grafen Montorio, verlieh der Papst das Herzogthum Palliano mit seinen ausgedehnten Ländereien und reichen Einkünften, das er dem Fürsten Marc Antonio Colonna entrissen hatte. Don Carlo, den zweiten, machte er zum Kardinal-Legaten von Bologna, und legte die Hauptgeschäfte der Regierung in seine Hand. Don Antonio, der in zweiter Ehe mit Donna Laura Brancaccio vermält war, gab er das Marquisat Montebello, welches er unter nichtigem Vorwande dem Grafen Bagni fortgenommen. Seine Nichte Maria, damals neun Jahre alt, bestimmte er dem Dauphin Franz, Sohn Heinrichs II. von Frankreich, zur Gemalin und zu ihrem Heiratsgut das Königreich Neapel, welches nach seiner Ansicht dem Heiligen Stuhle verfallen war, mit der Verpflichtung, es dem Könige von Spanien zu entreißen. Der frühzeitige Tod der kleinen Maria machte indessen diesem ehrgeizigen Plane ein Ende.

Paul IV. war von jeher ein erbitterter Gegner des Kaisers Carl V. gewesen, der ihn öffentlich für einen Feind der Krone erklärt und seiner Erwählung entgegengewirkt hatte. Er nahm dieselbe sehr ungnädig auf und ertheilte den Kardinälen, welche sich dieserhalb bei ihm entschuldigen wollten, eine scharfe Antwort. Bald hatten sie selbst Grund genug, ihre Wahl zu bereuen.

Der Papst knüpfte heimliche Unterhandlungen mit den Franzosen, den Feinden des Kaisers, an, den er sich nicht entblödete, einen Begünstiger von Ketzern und Schismatikern zu nennen. Auf die Spanier hatte er einen besonderen Haß geworfen, er nannte sie elenden, niederträchtigen Judensamen, Abschaum der Menschheit, Hunde, Verräther, und hetzte das römische Volk gegen sie auf.

Der kaiserliche Gesandte verhandelte unterdessen heimlich mit den dem Kaiser ergebenen Kardinälen und in einer Versammlung beim Kardinal Santa Fiore (Guido Ascanio Sforza, Sohn des Grafen Santa Fiore und der Costantia Farnese, einer natürlichen Tochter des Papstes Paul III.) wurde über die Giltigkeit der letzten Papstwahl verhandelt und die Möglichkeit einer Annullirung derselben in Aussicht genommen.

Als Paul IV. davon erfuhr, ließ er den Kardinal Santa Fiore in die Engelsburg sperren und gab ihn auch auf Verwendung des kaiserlichen Gesandten nicht heraus.

Die Anhänger des Kaisers machten nun Marc Antonio Colonna zu ihrem Oberhaupt, der das Volk zu Tumulten aufreizte. Kardinal Caraffa kam seinen Umtrieben auf die Spur, entdeckte sie dem Papste und rieth zu einem entschiedenen Bruche mit Colonna und der kaiserlichen Partei. Paul IV. scheute davor zurück, doch der Kardinal überwand seine Bedenken und bewog ihn, ein Bündniß mit Frankreich abzuschließen. Kaum wurde das bekannt, so verlangte der kaiserliche Gesandte seine Entlassung von Rom. Da er sämmtliche Thore der Stadt verschlossen fand, erzwang er beim Morgengrauen seinen Auszug aus der Porta S. Agnese, worüber der Papst im höchsten Grade entrüstet war. Auf Rath seines Neffen beschloß er, sich an den Kaiserlichen zu rächen und wollte den Colonna gefangen nehmen, dessen Güter er einziehen ließ. Marc Antonio aber floh nach Neapel zum Herzog Alba, und dort traf auch alsbald der kaiserliche Gesandte ein und brachte Kunde von des Papstes Bündniß mit den Franzosen und dem Anrücken von Truppen aus Frankreich. Der Vicekönig von Neapel erklärte darauf sofort dem Papste den Krieg und ließ sein Heer von Spaniern, Italienern und Neapolitanern unter Colonna vorrücken, während Paul Rom und Palliano befestigen ließ und die Franzosen unter Guise anrückten. Der Kardinal Caraffa war mit dabei und entwarf den Kriegsplan, wobei er alles, was ihm im Wege war, schonungslos zerstören ließ.

Das Glück des Krieges schwankte hin und her, endlich aber blieben die Spanier siegreich. In Grottaferrata, einer Ortschaft unweit Frascati, kam es zu Friedensverhandlungen zwischen Alba und

dem Kardinal Caraffa, als dem Bevollmächtigten des Papstes, nur von der Rückgabe von Palliano an Colonna wollte er zuerst nichts hören, zeigte sich aber nachher in geheimer Kapitulation dazu geneigt, falls den Caraffa zwei neapolitanische Provinzen als Entschädigung gegeben würden.

Nach Abschluß des Friedens dauerte die Erbitterung unter dem römischen Volke fort, welches unter den Schrecken des Krieges schwer gelitten hatte. Man sann auf Rache gegen die päpstlichen Nepoten, besonders aber gegen den Kardinal Carlo Caraffa, den man für den eigentlichen Urheber alles Unheils ansah. Dieser schwebte in beständiger Furcht von den Spaniern verrathen zu werden, und als deren Abgesandter, der Abbata Nanni nach Rom kam, verbreitete sich das Gerücht, derselbe habe feindselige Pläne gegen das Leben des Kardinals. Dieser ließ ihn in die Engelsburg festsetzen, wo er bald darauf ums Leben gebracht wurde. Die Spanier waren empört und Philipp II. erhub laute Klage beim Papst. Darauf gab der Kardinal den Befehl, daß ohne seine ausdrückliche Erlaubniß kein Gesandter beim Papst vorgelassen werden dürfe, woraus natürlich mancherlei Unzuträglichkeiten entsprangen.

Eigentlich regierte jetzt nicht mehr der Papst in Rom, sondern seine drei Neffen und zwar in der willkürlichsten und gewaltsamsten Weise. Im ganzen Kirchenstaate erhoben sich laute Klagen gegen ihre Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten. Doch diese Klagen verhallten ungehört, und es gab kaum ein Verbrechen, das nicht von den Caraffa selbst oder auf ihr Geheiß begangen wurde. Niemand war in seinem eigenen Hause sicher, weder seines Eigenthums, noch der Ehre seiner Frau und Töchter; selbst Klöster und deren Insassen wurden auf empörende Weise beraubt und geschändet. Zu den Ohren des Papstes aber drang nichts von alle dem, denn niemand durfte bei ihm vorgelassen werden, ohne eine schriftliche Erlaubniß vom Kardinal oder vom Herzog von Palliano vorzuweisen.

Der Herzog war seit einer Reihe von Jahren mit einer edlen Neapolitanerin von spanischer Abkunft, Donna Violante Diaz Carlona, Schwester von Ferrante Diaz Carlona, Graf von Alife, vermält. Sie war eine sehr schöne und liebenswürdige Frau, die ihrem Gemal einen Sohn Diomedes, Herzog von Cavi, geschenkt hatte. Der Herzog von Palliano hielt einen wahrhaft fürstlichen Hof und unter seinen Edelleuten war ihm Marcello Capece, ein schöner, aber sittenloser und intriganter junger Mann besonders lieb, während die Herzogin unter ihren Damen Diana Brancaccio zu ihrer Freundin und Vertrauten erkoren hatte.

Der Herzog kränkte seine schöne, stolze Gemalin nicht nur durch schnöde Vernachlässigung, sondern beleidigte sie sogar im eigenen Hause durch seinen ausschweifenden und sittenlosen Lebenswandel. Capece war in heftiger Liebe zu der Herzogin entbrannt, doch wagte er es nicht, ihr dieselbe zu gestehen, sondern diente ihr voll Ehrerbietung und hoffte, durch seine Treue ihr Herz zu rühren.

Da die Neffen des Papstes in ihren Schandthaten beharrten, wagte ein Geistlicher, der ihm bei der Messe und bei seinen Andachtsübungen zu assistiren pflegte, es endlich, ihn darüber aufzuklären. Es war dieses Aloysius Lipomannus, später Bischof von Bergamo, der nachmal unter Pius IV. beim Konzil von Trient eine wichtige Rolle spielte.

Der Papst war erschrocken und entsetzt und wollte zuerst nicht an das Gehörte glauben. Indessen, da sein Argwohn einmal erregt war, stellte er Nachforschungen an und erfuhr nun bald durch seinen alten Freund und Vertrauten Bongiovanni Gianfigliacci noch viel mehr als jener Geistliche ihm gesagt hatte, unter anderem auch, daß der Kardinal Carlo bei einem Bankett im Hause des Kavaliers Lanfranco in weltlicher Tracht erschienen wäre mit einer Dame, zu der er in unerlaubtem Verhältniß stünde.

Wie sehr auch Paul IV. seine Neffen liebte, so ging ihm doch die Ehre der Kirche über diese Zuneigung und über die Rücksicht für seine Verwandten, die er zu verbannen und strenge zu bestrafen beschloß.

Ahnungslos trat der Kardinal wie gewöhnlich bei ihm ein, wurde aber mit harten Worten empfangen und ebenso wie Giovanni Caraffa und seine übrigen Verwandten aus dem Vatikan verwiesen. Die Fürsprache einiger angesehener Kardinäle blieb vergeblich. Der Papst rief: Riforma, riforma! und berief sofort ein Konsistorium, am 31. Januar 1559. Diesem legte er öffentlich die Sache vor, und beklagte sich unter Thränen über das schändliche Betragen seiner Neffen, welches ihm erst jetzt kund geworden war. Alle seine Verwandten sollten binnen dreier Tagen Rom für immer verlassen. Don Giovanni wurde seines Amtes als General der Kirche entsetzt und nach Soriano oder Gallese verbannt. Der Kardinal wurde ebenfalls seiner Aemter und Würden entsetzt und nach Civita Lavinia verbannt. Auch seine Schwägerin, die Spinello, die Herzogin von Palliano nebst ihrem ganzen Anhang sollten Rom verlassen, der Marquis von Montebello sollte sich mit seiner Familie auf seine Güter zurückziehen. Wie es scheint, begleitete ihn dahin sein Neffe Diomed, den wir auch später bei ihm in Neapel finden, als er sich bei der Thronbesteigung Pius IV. dorthin zurückzog.

Der einzige Caraffa, welcher nicht verbannt wurde, war der Kardinal Don Alfonso, ein Sohn des Marquis von Montebello aus dessen erster Ehe mit Brianna Beltrana. Dieser war ein junger Mann von hohen Gaben und tadellosem Lebenswandel, der in allgemeiner Achtung stand; ihn wünschte der tiefgekränkte Papst wie zum Trost in seiner Nähe zu behalten. Uebrigens erließ er einen Befehl, daß während der nächsten fünf Jahre, so lange sollte die Verbannung dauern, niemand, auch kein Kardinal oder Fürst oder ausländischer Herrscher, bei Strafe seines Zornes für die Verbannten um Gnade bitten solle, und auf diesem Sinne beharrte er bis zu seinem Ende. Ja, er ließ öffentlich verkünden, daß er jedermann

Gehör geben wolle, um zu erfahren, wie es um die Stadt Rom und um seine Unterthanen stünde, um allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das erbitterte Volk wurde durch diese Beweise von der gerechten Gesinnung des Papstes besänftigt; seine Strenge gegen seine Verwandten war ihm eine Genugthuung für die erlittene Unbill, und die öffentliche Meinung stimmte sich um zu Gunsten des gefürchteten Papstes.

Auf Vorstellungen des römischen Senates und der Konservatoren ermäßigte der Papst die Steuern, von deren Last er nicht gewußt hatte, und aus Dankbarkeit wurde ihm dafür in einem der Säle des Capitol eine herrliche Statue errichtet, das Werk eines Schülers Michelangelos. (Diese Statue hatte später ein seltsames Schicksal.) Kurz, Paul IV. war in jeder Weise bestrebt, gut zu machen, was von seinen Verwandten gesündigt worden war.

Die Neffen mußten dem Verbannungsbefehl Folge leisten. Der Kardinal begab sich nach Civita Lavinia; der Marquis ging mit den Seinen nach Montebello. Der Herzog zog es vor, sich von seinen Damen zu trennen, um desto ungebundener zu sein und ging mit seinem Schwager, dem Grafen Alife, Don Leonardo de Cardines, und Don Giovanni Antonio Toraldo, dem Gemal seiner Schwester, und anderen Freunden nach Soriano, während die Herzogin mit ihrem Gefolge und die Wittwe Spinello Caraffa mit den Ihrigen sich nach dem einige Meilen weiter belegenen Gallese begab, wo der Herzog seine Frau und seine Stiefmutter, die er wie die eigene Mutter ehrte, öfters besuchte, was ihm verstattet war. Uebrigens führte er mit seinen Genossen dasselbe Leben schamloser Ausschweifung fort, wie er es in Rom unter den Mauern des Vatikan, sozusagen unter den Augen des Papstes, straflos getrieben hatte.

Allerdings hatte der Papst seine Neffen verbannt; im übrigen aber zeigte er sich doch schwach gegen sie, und eigentlich hatte er nur den Schauplatz ihrer Unthaten verändert. Dem Kardinal Caraffa ertheilte er schriftlich für alle begangenen Morde und sonstigen Verbrechen volle Absolution und gab ihm den Stand der Unschuld zurück, wie er ihn bei seiner Taufe gehabt hatte! Dieses merkwürdige Dokument ist noch vorhanden und in Duruys Geschichte der Caraffa vollständig mitgetheilt. Bei dem späteren Prozeß berief sich die Vertheidigung darauf.

Als ob es der Herzog absichtlich auf den Ruin seiner schwergekränkten Gemalin abgesehen hätte, ernannte er seinen sittenlosen Freund Marcello Capece zu ihrem Haushofmeister und gab damit dem schlimmsten Argwohn bei ihrer Umgebung Nahrung, da Capeces Leidenschaft für die Herzogin kein Geheimniß war. Capece war gewillt, sich seine Stellung zunutze zu machen, und da ihm die gewohnten Zerstreuungen des römischen Lebens fehlten, richtete sich sein Sinnen und Trachten immer mehr auf das eine Ziel. Er wußte die Herzogin mit allen Künsten der Verführung zu umgarnen und

gestand ihr endlich seine Liebe. Zuerst wies sie ihn mit edler Würde zurück, und er spielte darauf den reuig Zerknirschten. Gerade dadurch wurde ihr Herz gerührt; sie sah, daß er Theilnahme für ihre schmachvolle Lage hatte, glaubte, daß er sie ehrte und liebte, während ihr Gemal sie höhnte und vernachlässigte, und in schlimmer Stunde machte sie ihre Freundin Diana Brancaccio zur Vertrauten. Dieses war der Wendepunkt ihres unseligen Lebens. Ein wohlgemeinter Rath, ein ernstes, kluges Wort hätte die unglückliche Frau noch retten können. Diana aber war ein durch und durch verderbtes Geschöpf und stieß die Herzogin selbst in den ihr schlau gelegten Fallstrick, um sie so in ihre Gewalt zu bekommen, denn sie hoffte, sie für ihre eigenen Zwecke auszunützen. Diana war heftig verliebt in einen gewissen Domizio Fornari, den Kammerherrn ihres Schwagers, des Marquis von Montebello; aber an eine Verbindung mit einem Manne, der so tief unter ihr stand, war nicht zu denken, denn die Familie Brancaccio stand den Caraffa, den Cantelmi, den Caracciolo und den anderen großen historischen Familien Neapels gleich. Nun dachte die schlaue Intrigantin, die Herzogin müsse ihren Einfluß zu ihren und Fornaris Gunsten verwenden, wenn sie sie zu Falle und dadurch in ihre Hände bringen könne. Sie vertraute also ihrerseits der Herzogin ihre Liebe zu Fornari an, leistete Capece in jeder Weise Vorschub, und erwirkte für ihren Liebhaber zunächst die Erlaubniß, sie in Gallese besuchen zu dürfen. So nahm die doppelte Intrigue ihren Fortgang, und alle Schranken der Zucht und Sitte wurden mit Füßen getreten.

Wie es scheint, hatte die Herzogin von Zeit zu Zeit Gewissensbisse; doch ihre Reue kam zu spät, sie konnte nicht mehr zurück.

Diana scheint jedes religiösen oder sittlichen Gefühls völlig baar gewesen zu sein. Sie fürchtete, die Herzogin werde ihr nicht Wort halten und mußte überdies bemerken, daß ihr schamloses Betragen bei Fornari ganz andere Gefühle als Liebe und Achtung erweckt hatte. Als sie erfuhr, daß er den Dienst des Marquis von Montebello verlassen hätte und also wohl nicht mehr nach Gallese zurückkehren werde, gerieth sie außer sich. Sie schob der Herzogin die Schuld an ihren gescheiterten Hoffnungen zu und sann auf Rache. Durch verdoppelte Zärtlichkeit wußte sie ihr Opfer zu täuschen und sicher zu machen, dann führte sie ihren tödtlichen Streich aus. Einmal um Mitternacht, als sie wußte, daß Marcello Capece im Zimmer der Herzogin wäre, drang sie mit Girolama Spinello und den Hofdamen, die sie aus einem entfernten Flügel des Schlosses herbeigeholt hatte, in die Gemächer der Herzogin. Groß war das Entsetzen der Unseligen, als sie die Stiefmutter ihres Gemals nebst all ihren Damen, jede mit einem Lichte in der Hand, bei Nacht, von ihrer Vertrauten Diana geführt, anrücken sah. Sie durchsuchten das ganze Gemach und fanden endlich Capece hinter den Vorhängen versteckt. Alle Entschuldigungen und Ausflüchte waren vergeblich. Donna Girolama, ihrem Stiefsohn treu ergeben, blieb unerbittlich. Sie ließ

die Schuldigen je in ein sicheres Gewahrsam bringen und dem nächsten Morgen den Herzog von Soriano herbeiholen. Dann wurde im Familienrath — das Gericht gehalten, bei dem der Herzog selbst die Zeugen vernahm; die Hauptbelastungszeugin war die rachsüchtige Diana Brancaccio, die schändliche Urheberin des ganzen Unheils.

Der Herzog wünschte zuerst selbst einen Entschuldigungsgrund für seine Gemalin, einen Vorwand für Capeces Anwesenheit in ihren Gemächern zu finden, um die Ehre seines Hauses zu retten; aber Diana wußte das zu vereiteln. Darauf ging er mit seinen beiden Schwägern, Alife und Toraldo, in das Gewahrsam des Capece, der nach Soriano gebracht worden war; aber weder Drohungen noch die Folter konnten ihm ein Geständniß abpressen, bis Diana mit ihm konfrontirt wurde. Und da, aufs äußerste gereizt durch die Bosheit seiner Anklägerin, brach er los und gestand die volle Wahrheit, enthüllte aber auch alle die Schliche der falschen Freundin, welche die Herzogin selbst ins Verderben gelockt hatte. Der Herzog gerieth in eine bestialische Wuth, sprang wie ein Raubthier auf den unseligen Capece los, und biß ihn und mißhandelte ihn mit empörender Rohheit. Mit seinem eigenen Blute mußte er das Bekenntniß seiner Schuld aufschreiben: „Ich bin an meinem Herrn zum Verräther geworden und habe ihm die Ehre genommen". Umsonst flehte der Elende, ihm wenigstens Zeit zur Beichte zu lassen. Nein, weil er die Ehre seines Herrn gekränkt hatte, sollte er mit Leib und Seele zur Hölle fahren! Ein Dolchstoß von der Hand des Herzogs machte seinem Leben ein Ende; dann traf das gleiche Schicksal die in Todesangst bebende Brancaccio. „Elendes Frauenzimmer, unwürdig aus edlem Blute entsprossen zu sein, es ist recht, daß Du Deinen Verrath beichtest!" Damit packte er sie bei den Haaren und durchstieß sie.

Nun kam die Reihe an die Herzogin. Mit beispielloser Grausamkeit trug der Herzog dem Grafen Alife, seinem Spießgesellen, die Ermordung seiner eigenen Schwester auf. Außer ihm hatte er noch Leonardo de Carolines bei sich und zwei Kapuzinermönche, welche die unglückliche Frau auf ihr Ende vorbereiten sollten. Sie kannte ihren Gatten und hatte nichts anderes erwartet. Ihr eigener Bruder erdrosselte sie in Gegenwart ihres Gemals, der sich in dieser Sache als einen gerechten Richter ansah.

Der Kardinal Caraffa hat später jede Mitschuld an diesem Morde abgeleugnet. Indessen erzählt die Chronik, daß er nicht nur seinem Bruder einen drohenden Brief geschrieben, um ihn zur blutigen Rache anzutreiben, sondern ihm auch einen Dolch übersandt habe, damit er die Ehre seines Namens im Blute der Schuldigen rein wasche. Da der Kardinal viele Morde auf seinem Gewissen hatte, liegt darin nichts Unwahrscheinliches.

Die schreckliche Tragödie, welche sich fern von Rom in aller Stille abgespielt hatte, wurde erst allmählich nach verhältnißmäßig langer Zeit ruchbar. Als der Papst davon hörte, soll er einen furchtbaren Wuthanfall bekommen haben, der seinen Tod beschleunigte.

Zuerst erzählte man ihm nur von der Ermordung des Capece und der Diana Brancaccio, da rief er heftig: „Und des Herzogs Frau?“ (Qui actum de Ducis Conjuge?) als wollte er sagen, warum nicht auch sie? — Wenige Tage darauf verschied er.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des verhaßten Papstes brachte ganz Rom in Aufruhr. Das Volk stürmte die Gefängnisse im Borgo und Torre Savella und endlich auch den Kerker der Inquisition und drohte die Mönche aus dem Fenster zu werfen, wenn sie die Gefangenen nicht frei gäben. Ueberall wurde das Wappen und der Namenszug des Papstes abgerissen und zerstört, auch die Häuser der Freunde und Anhänger der Caraffa waren nicht sicher vor der Wuth des Pöbels, der aufs Kapitol stürmte, der früher erwähnten Statue Pauls IV. einen Strick um den Hals warf und sie über den Platz vor dem Kapitol schleifte. Ein Jude setzte ihr zum Hohn die gelbe Mütze auf, welche dieser Papst, der die Juden in den Ghetto bannte, ihnen zu tragen befohlen hatte; dann schlug er dem Standbilde das Haupt ab.

Die Statue wurde in der Nähe des Kapitols vergraben und 1645 wieder ausgegraben, als man Innocenz X. ein Denkmal setzen wollte. Der Torso wurde brauchbar befunden, nur mit dem Kopfe des Papstes Innocenz und mit neuen Händen versehen.

Der Aufruhr in der Stadt wurde schnell gedämpft. Die Wuth des Volkes hatte sich in den angedeuteten Excessen genug gethan, und als die Gemüter sich etwas beruhigt hatten, erließen die Kardinäle strenge Edikte gegen fernere Ausschreitungen, ehe sie sich ins Konklave begaben. Den Kardinal ließen sie mit starker Bedeckung einholen, sonst wäre er seines Lebens nicht sicher gewesen, und er kam wirklich um am Konklave theilzunehmen und bot all' seinen Einfluß auf, um den Kardinal Giovanni Angelo de Medici auf den päpstlichen Thron zu erheben. (Dieser hieß eigentlich Medichini, war ein Mailänder, und entstammte nicht dem berühmten Florentiner Geschlecht).

Das Konklave hatte vier Monate gedauert, und Marc Antonio Colonna hatte diese Zeit benutzt, um sich der ihm von Paul IV. entrissenen Güter wieder zu bemächtigen.

Der neue Papst nahm den Namen Pius IV. an. Seine erste Sorge war, die Angelegenheiten der Kirche und des Staates einigermaßen zu ordnen, dann dachte er daran, die Caraffas zu bestrafen und ließ die Kardinäle Carlo und Alfonso im Konsistorium festnehmen. Auch Don Giovanni, Herzog von Palliano, Don Leonardo de Carelines und den Grafen Alife, die erst eben nach Rom zurückgekehrt waren, traf dasselbe Schicksal. Don Antonio von Montebello und sein Neffe Diomed hatten sich weislich nach Neapel geflüchtet.

Der Kardinal Carlo Caraffa hatte sich dieses nicht von dem neuen Papste versehen und bereute nun zu spät, nicht dem Kardinal Farnese Gehör gegeben zu haben, der ihn während des Konklaves

gewarnt und ihm gleich nach der Wahl den Rath gegeben hatte, Rom schleunig zu verlassen.

Der Fiscal Alexandro Palentieri, ein Mailänder, wurde mit Abfassung der Anklageakte beauftragt. Das weitläufige Dokument umfaßte zwölf Anklagepunkte, die alle genau motivirt und durch die Aussagen zahlreicher Zeugen erhärtet waren.

Der Kardinal war erstens angeklagt, Tommaso Penneachioni von Benevent ermordet zu haben, zweitens in Gemeinschaft mit seinem Bruder Don Giovanni den Abbé Nanni umgebracht zu haben, drittens die Soldaten während des Krieges um ihren Sold betrogen, ferner den Papst zum Kriege gegen den Kaiser und die Spanier aufgereizt zu haben. Diese letzten drei Anklagen betrafen beide Brüder. Verschiedene andere Klagepunkte bezogen sich auf ihre heimlichen Unterhandlungen mit Albrecht Markgraf von Brandenburg, auf geheime Verträge, die sie ohne Vorwissen des Papstes abgeschlossen, auf einen mit Alba abgeschlossenen Waffenstillstand, Auslieferung großer Schiffe in Civita Vecchia und auf Belastung der Unterthanen des Kirchenstaats mit ungesetzlichen Steuern. Der Kardinal ward ferner angeklagt, einen päpstlichen Beamten, Monsignore Fumantio durch Hinabwerfen von einer Treppe im Vatican getödtet zu haben. Beide Brüder wurden der Tödtung eines Soldaten in Korsika, der sie verleumdet haben sollte, und endlich der Ermordung der Herzogin von Palliano, der Diana Brancaccio und des Capece angeschuldigt, ferner in Gemeinschaft mit Leonardo de Cardines und des Grafen Alife, einer Reihe schändlicher Verbrechen gegen römische Frauen, gegen Kirchen und Klöster, die sie beraubt und geschändet hätten. Und noch einer Menge anderer empörender Schandthaten.

Einige der Anklagen wies der Kardinal damit zurück, daß sie, selbst wenn sie erwiesen wären, ungiltig sein müßten, weil der verstorbene Papst ihn seit jenen Vorfällen wieder in den Stand der Unschuld, wie bei der Taufe, versetzt hätte. Indessen wollte dieses Argument, trotz päpstlicher Unfehlbarkeit nicht verfangen.

Pius IV. war lange schwankend und schien geneigt, den Angeklagten das Leben lassen zu wollen, besonders in Rücksicht auf den Beistand Caraffas bei seiner Erwählung. Allein sein Freund und Verwandter, der Kardinal Morone, der großen Einfluß auf ihn hatte, rieth ihm ernstlich, alle persönlichen Rücksichten beiseite zu setzen, und an diesen vornehmen Verbrechern ein Beispiel zu statuiren. Morone freilich war ein erbitterter Feind der Caraffa, denn Paul IV. hatte ihn unter dem Verdacht der Ketzerei von der Inquisition einkerkern lassen. Erst nach dem Tode des Papstes ließen die Kardinäle ihn heraus, damit er am Konklave theilnehmen könne, und Pius IV. schlug später den ganzen Prozeß nieder.

Verschiedene auswärtige Fürsten, namentlich der Herzog von Florenz und der König von Spanien, welche Ursache hatten, den Caraffas zu grollen, machten ebenfalls ihren Einfluß beim Papste

geltend, der sich endlich entschloß, am 13. März 1562 in einem geheimen Konsistorium das Urtheil in ihrer Sache zu sprechen.

Das Konsistorium bestand aus sieben Kardinälen, fünf davon waren aus verschiedenen Provinzen Italiens, einer ein Spanier, einer ein Franzose. Die Berathungen dauerten von vier Uhr morgens bis ein Uhr nach Mitternacht, der Papst führte den Vorsitz und sprach selbst das Urtheil. Kardinal Carlo Caraffa, sein Bruder Don Giovanni, der Graf Alife und Don Leonardo de Cardines sollten dem weltlichen Gerichte ausgeliefert werden, die Familie der Caraffa wurde fortan aller Ehren und Würden verlustig erklärt. Der weltliche Richter sollte den Kardinal in der Engelsburg erdrosseln und die andern drei im Kerker Tordinone enthaupten lassen.

Früh am Morgen des letzten März, gerade am fünften Jahrestage der Erhebung Carlo Caraffas zur Kardinalswürde begaben sich zwei Polizeioffiziere nach der Engelsburg und überreichten dem Gouverneur den Befehl des Papstes. Sie empfingen die Schlüssel des Gefängnisses und weckten die Wachen. Der Kämmerer Fabio Orsini trat mit den Offizieren in das Gemach des Kardinals, der erschrocken aus dem Schlafe fuhr und fragte, was die Polizei zu solcher Stunde bei ihm wolle? Sie sagten, es wäre des Papstes Befehl — da ergriff ihn eine furchtbare Ahnung und er fragte seufzend: „Was kann das sein?" Einer der Offiziere, Gasperino trat vor, verneigte sich und sagte: „Es schmerzt mich sehr, Monsignore, der Ueberbringer einer schlimmen Nachricht zu sein, aber Seine Heiligkeit hat befohlen, daß Ihr sterben müßt". Der Kardinal wurde leichenblaß und fragte: „Muß ich wirklich sterben?" Der andere Offizier bestätigte es. Der Kardinal blieb eine Weile regungslos und sprachlos, dann stand er auf und kleidete sich an, dazwischen sagte er: „Der Fiscal Palantieri und der Gouverneur von Rom werden nun ihren Herzenswunsch erfüllt sehen." Er legte einen rothsammetnen Priesterrock an und verlangte dann sein Kardinalskäppchen, aber Gasperino verwehrte es ihm, da der Papst ihn seiner Würde entkleidet hatte. „Pazienza! anche questo?" (Geduld! also auch das!) sagte er seufzend und setzte die Mütze eines seiner Diener auf. Er hüllte sich in einen Pelzmantel und dann wurden ihm Handfesseln angelegt. Auf seine Bitte kam der Gouverneur der Burg zu ihm, den er fußfällig wegen aller etwa angethanen Kränkungen um Verzeihung bat. Der Gouverneur lehnte das gerührt ab und unterhielt sich noch eine kleine Weile im geheimen mit dem Gefangenen. Immer wieder kam er darauf zurück, daß er nicht begriffe, womit er Seine Heiligkeit beleidigt haben könne, im Gegentheil, er habe sich immer nach Kräften bemüht ihm treu zu dienen, daran möge der Kastellan ihn nach seinem Tode erinnern.

Nachdem dieser sich unter Thränen von ihm verabschiedet hatte, erklärte der Kardinal sich bereit zu gehen. Es wurde ihm aber bedeutet, daß er hier in diesem Gemach in aller Stille vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Ein Priester war bereit, seine Beichte



Mädchen am Brunnen.

Nach einem Originalgemälde von Alfred Seifert.

zu hören. Die letzte Bitte des Kardinals, sich selbst den Beichtiger wählen zu dürfen, wurde ihm versagt.

Seine Beichte dauerte sehr lange und wurde mehrmals von den Mahnungen des Offiziers unterbrochen. Endlich wandte der Gefangene sich an seine Henker und sagte: „Meine Freunde, thut was Eures Amtes ist.“ Sie vollzogen die Hinrichtung in eben so brutaler als ungeschickter Weise, der Strick zerriß, und erst nach einer halben Stunde verlängerter Todesangst, beim zweiten Versuche, gelang das Erdrosseln.

Die Todesstrafe glich einem schrecklichen Racheakte an dem Furchtbaren, vor dem einst ganz Rom gezittert und der es vier Jahre lang tyrannisch beherrscht hatte.

Die Leiche wurde zuerst in aller Stille neben der Kanzel in der Kirche S. Maria Traspontina begraben. Von dort ließ sie, wie am Anfang erwähnt wurde, Pius V., als er die Familie rehabilirte, nach S. Maria sopra Minerva bringen und mit gebührendem Pomp bestatten.

Der Papst Pius IV. hatte den Befehl gegeben, daß gleich nach erfolgtem Tode des Kardinals ihm mittels einer brennenden Fackel ein Zeichen gegeben werden solle. Seine Diener, die von dem Vorgange keine Ahnung hatten, wunderten sich, den Papst zu so früher Stunde herumwandeln und nach der Engelsburg spähen zu sehen. Endlich rief er aus: „Laqueus contritus est et nos liberati Sumus!“ dann ließ er sich sein Frühstück bringen.

Der Herzog von Palliano, welcher zweimal gefoltert worden war und beim letzten Mal seinem Bruder, dem Kardinal alle Schuld an ihren gemeinsamen Verbrechen zugeschrieben hatte, nahm das Todesurtheil mit großer Fassung auf und benahm sich bis zum letzten Augenblicke mit Ruhe und Würde. Er traf einige letztwillige Bestimmungen, namentlich zu Gunsten seiner Diener, und schrieb einen rührenden Brief an seinen Sohn Diomed, den er ermahnte einen christlichen Lebenswandel zu führen und sich an seinem Geschicke ein warnendes Beispiel zu nehmen.

Auch Cardines und Alife ertrugen ihr Geschick mit Ergebung.

Als der tragische Ausgang der einst so mächtigen und gefürchteten päpstlichen Nepoten in Rom bekannt wurde, war die Bestürzung groß; aber das Mitleid mit ihrem schrecklichen Ende brachte die Stimme des Hasses und der Rachsucht zum Schweigen.

Der Kardinal Alfonso Caraffa, ein Muster christlicher Tugend, hatte keinen Antheil an der Schuld seiner Verwandten; indessen legte ihm der Papst eine schwere Geldbuße auf und nahm ihm einträgliche Pfründen, mit den Paul IV. ihn belehnt hatte. Da der Kardinal Alfonso all seine Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden pflegte, war er außerstande, die hohe Geldbuße zu bezahlen, selbst nachdem der Papst sie von 100,000 auf 25,000 Scudi (100,000 Mark) ermäßigt hatte. Sein Vater, der Marquis von Montebello, verkaufte eine seiner Herrschaften, um die Forderungen des heiligen

Stuhles zu befriedigen und seinen Sohn frei zu machen. Der Kardinal Alfonso verließ Rom und traf Ende Oktober 1564 in Neapel ein. Er war Erzbischof dieser Stadt und wurde daselbst mit Jubel und großen Ehrenbezeigungen empfangen. Leider starb er schon im September des folgenden Jahres, noch nicht dreißig Jahre alt. Sein Grab befindet sich in der Kathedrale von Neapel neben dem Hochaltar.

Von dem Zweige der Familie Caraffa, welchem Paul IV. entstammte, war nun nur noch Diomed übrig, der sich im Alter von siebzehn Jahren mit Donna Cornelia Caraffa, der Schwester des Herzogs von Mataleone vermählte. Dieser Ehe entsproß ein Sohn, Alfonso Graf von Montorio, der als siebzehnjähriger Jüngling in einem muthwilligen Kampfe mit seinem Freunde Ferrante Loffredo, mit dem er auf einem Spaziergange noch eben fröhlich gescherzt hatte, seinen frühen Tod fand.

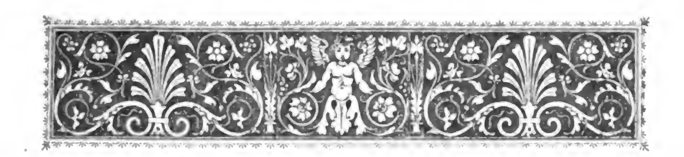
Mit ihm erlosch die Familie Pauls IV., ein Geschlecht, welches typisch ist für jenes Zeitalter, wo hohe Bildung des Geistes und verfeinerte Genußsucht, Kunstsinn und Prachtliebe Hand in Hand gingen mit roher Gewalt, unerhörter Zügellosigkeit der Sitten und barbarischer Grausamkeit, für ein Zeitalter, wo nach dem treffenden Worte eines bedeutenden Historikers, Raffaels Tapeten die Sittenlosigkeit der Curie verhüllten.

Ein Zug, der in der Geschichte der Caraffa besonders stark hervortritt, ist das rücksichtslose Geltendmachen des Rechts des Stärkern gegen den Schwächern, ja die selbstverständliche Anerkennung eines solchen Rechtes. So muß es bei dem Falle der Herzogin von Palliano jedes menschliche Gefühl empören, mit wie ungleichem Maße die Schuld von Mann und Weib gemessen wird. Die Herzogin ist einfach roba del duca, sein Eigenthum, über das er nach belieben verfügt. Der verbrecherische Gatte hält sich selbstverständlich für den rechtmäßigen Richter der durch sein Verschulden zu Falle gebrachten Frau, und dieses Recht bestreitet ihm niemand, zweifelt keiner an, im Gegentheil der Papst setzt es gewissermaßen voraus in seiner grausamen Frage: „Quid actum de Ducis conjuge?"

Wem stiege nicht beim Durchwandeln der herrlichen Säle des Vatikan im Anschauen der unerschöpflichen Kunstschätze manchmal der Wunsch auf: „Hätten wir zu der Zeit gelebt, wo das tägliche Leben dieser Herrlichkeit entsprach, wo diese wundervollen Räume von gegenwärtiger und nicht von entschwundener Pracht zeugten."

Ein Blick auf die Nachtseite jener glänzenden Periode, wie wir ihn in vorstehendem gethan, wird uns schwerlich die Zeit der Borgia, der Medici und der Caraffa zurückwünschen lassen.





Die modernen Sportneigungen in ihren Beziehungen zur Gesundheit.

Hygieinische Plauderei. Von **Ewald Paul.**

Es ist eine in dem gewaltigen naturwissenschaftlich-technischen Entwicklungsgange unseres Jahrhunderts begründete Eigenthümlichkeit, daß ein immer größerer Theil der Menschheit vom Zwange körperlicher Arbeit entlastet und die Bahnen eines weniger muskelthätigen, mehr die Nerven und den Geist anspannenden Lebens hineingedrängt wird. Während unsere Vorfahren im vorigen Säkulum und noch in den ersten Dezennien dieses Säkulums es sich angelegen sein ließen, ihre Körperkräfte in Mühen um des Lebens Nothdurft wacker auszunutzen, haben wir den größten Theil jener Arbeiten, mit denen sich frühere Geschlechter abquälten, auf die Maschinen, diese bequemsten und billigsten, schnellsten und gleichmäßigsten aller Arbeiter abgewälzt und ständig mühen wir uns in dem Ersinnen weiterer Erleichterungen des Maschinenbetriebes, fernerer Verringerung der im Wirthschaftsleben dermalen noch nöthigen Körperarbeit.

Es liegt in diesem Zuge der Zeit ein Vortheil und eine Gefahr. Der Vortheil ist der, daß die heutige Kultur, indem sie uns die Bequemlichkeiten des Maschinenbetriebes bringt, größere Muße, größeren Reichthum im Gefolge hat, als sie die Menschen ehedem besessen, und uns mithin bessere Gelegenheit zu wahrer Körperpflege bietet; die Gefahr aber ist eben die, daß wir im Vollgenusse all' der Freiheiten, Annehmlichkeiten und Erleichterungen des modernen Daseins unsere Pflichten gegen unsere wenig beschäftigte Körperlichkeit vergessen; daß wir im Strudel der die Nerven so vielfältig beanspruchenden Civilisation der Anforderungen unseres körperlichen Organismus uneingedenk werden. Wenn man mit offenen Augen die Gegenwart überblickt, so kann man nicht umhin, zuzugestehen, daß die beregte Gefahr der Kultur in weiten Kreisen der Gesellschaft bereits Wurzel gefaßt hat. Man wirft unserer Zeit, die sich ihrer Aufklärung und Lebens-

verbesserungen rühmt, die Fülle ihrer Krankheiten, vor — nun, die meisten der modernen Krankheiten, die Legion der Herz- und Lungenbeschwerden, der Nervenplagen und Verdauungsstörungen, was sind sie alles in allem anders als der Ausdruck einseitiger d. i. also ungenügender Körperthätigkeit, was sind sie im allgemeinen anders als die natürliche Folge des Ueberwiegens der Nervenbeschäftigung und Geistesthätigkeit über die zu unserer Gesunderhaltung doch so dringend nöthige Muskelarbeit?

Gewiß, unsere Kultur hat zur Ausbreitung verschiedener Krankheiten Gelegenheit gegeben, aber die Ausbreitung solcher Schäden zieht auch ihr Gutes nach sich, insofern sie nämlich die Aufmerksamkeit mehr als je auf deren Beseitigung richtet. Es ist ja das alte Lied: kleine Uebel achtet man nicht, große hingegen veranlassen uns, alles aufzubieten, um uns dieselben wieder vom Halse zu schaffen, und so macht sich denn in der Gegenwart eine Bewegung bemerkbar, die den Zweck hat, das Verständniß für Körperpflege und das Gefallen an Körperkräftigung in immer breitere Volksschichten zu tragen. Man lernt allgemach erkennen, daß nicht ein hartes, unabänderliches Geschick es ist, welchem die dermalen so häufigen Körperleiden zuzuschreiben sind, sondern daß wir Menschen an diesen Störungen unserer Gesundheit selbst die Schuld tragen, und im gleichen Maße, als sich diese Erkenntniß verbreitet, verbreitet sich auch der Kampf gegen die Körpervernachlässigung, die sich unter einem großen Theile der modernen Menschheit bemerkbar macht. Insonderheit ist es die Körperanspannung im Spiel und Vergnügen, die man als ausgiebiges Kampfmittel gegen die Schäden des Stubenhockerthums ins Feld führt. Unsere Zeit ist der einfachen Turnerei etwas müde geworden, sie sucht den Fortschritt auch in dieser Richtung, verbindet das Praktische mit dem Angenehmen und bietet uns das, was wir brauchen: Muskelanspannung, Körperanstrengung im angenehmsten Gewande, in Form des vielseitigen Sport. Die Art und Weise, wie sich der Sport dermalen ausgestaltet, ist sicherlich eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit. Während früher der Sport ein Privilegium der höchsten Gesellschaftskreise war, stellt er sich heute in Gestaltungen vor, die ihn den verschiedensten Volksklassen zugängig machen, und während man früher dem Sport meist nur zum Zeitvertreib huldigte, begehrt man heute von ihm auch einen praktischen Nutzen, trachtet man bewußt oder unbewußt durch ihn nach Körperkräftigung und Körperveredlung, faßt man ihn mehr und mehr als das auf, was er dermalen sein soll und sein kann, als ein Heilmittel, das gegen die körperliche Verkümmerung, gegen die Fülle der Modekrankheiten in Anwendung zu bringen ist.

Gewiß, die verschiedenen Sportneigungen der Gegenwart haben alle ihre hygieinische Seite, man befriedigt sie nicht bloß im Hinblick auf das Vergnügen, das sie gewähren. Die Wissenschaft erklärt kurz und bündig: unsere Zeit krankt an einem großen Uebel, am Mangel an körperlicher Thätigkeit unter den Gebildeten, und diesem Mangel

— aus dem dann alle anderen Uebel resultiren — sollen eben die modernen Sportneigungen abhelfen.

Die Einen heißen unser Jahrhundert dasjenige der Schwindsucht. Aber ist denn die Schwindsucht etwas anderes als die Folge vernachlässigter Lungenpflege? Haust nicht die Lungenseuche gerade unter jenen Menschen vorwiegend, die ihre Athmungsorgane schlecht pflegen, wenig oder unregelmäßig gebrauchen? Und wieder andere nennen unser Jahrhundert das nervöse. Und wieder fragen wir: sind denn die so erschrecklich um sich greifenden Nervenübel nicht unsere eigene Schuld, sind sie nicht eine Folge des einseitigen Lebens, das die meisten gebildeten Menschen führen und das zwar das Nervensystem aufs äußerste, den großen übrigen Organismus, den die Nerven entlastenden Muskelapparat aber sehr wenig anstrengt? Ist nicht auch die Nervosität eine Eigenthümlichkeit jener Leute, die ihrem Körper wenig Arbeit zumuthen, hingegen eine Seltenheit unter denen, die ihren Körper regelrecht gebrauchen? Wächst nicht die Zahl der Herzkrankheiten und Verdauungsstörungen, der Gallen-, Leber-, Magen- und Darmleiden im gleichen Maße als die Schaar der sich von fleißiger Körperarbeit abwendenden, dem einseitigen Stubenhockerdasein zuneigenden Menschen?

Die Bethätigungen, die sich unter dem gemeinsamen Begriff Sport zusammenfinden, sind sehr mannigfacher Art, aber sie alle einen sich heute — oder sollten sich wenigstens einen — im Streben nach Kräftigung und Veredlung unseres Körpers. Vernünftige Sportneigungen sind Retter aus den Lebensnöthen der modernen Gesellschaft, denn sie geben Kraft, Energie, Schönheit. Wenn wir den Fortschritt der Zeit richtig erfassen, können wir es durchaus nicht als Schaden bezeichnen, daß die vorwärtseilende Technik die Menschen von harter Arbeit immer mehr befreit, denn harte Arbeit, wie man sie unter dem Drucke der Verhältnisse in früherer Zeit körperlich abzuleisten hatte, ist durchaus nicht geeignet, die Type der Menschheit äußerlich und innerlich zu verbessern, im Gegentheil, sie trägt vielfach zu deren Verkümmerung bei, aber unser Zeitalter brachte nicht darum die Maschinen und andere Lebenserleichterungen, damit wir nunmehr unsern Körper auf die faule Bank strecken, sondern solcher Fortschritt ward uns gegeben zur allseitigen Verbesserung unseres Daseins. Wir sollen die Freiheiten und Annehmlichkeiten, die uns die Gegenwart beut, zur wahren Kräftigung und Vervollkommnung unseres Organismus aufwenden, wir, die wir uns rühmen, in geistiger Hinsicht weit höher zu stehen als die Menschen vor unserer Kultur, sollen auch sorgen, körperlich überlegenere Menschen zu werden.

In den modernen Sportneigungen liegt offenbar ein Schicksalswink dieser Art und wenn sich erhebliche Schäden aus deren Befriedigung ergeben, so sind nur wir selbst die Schuldigen, indem wir im Uebereifer und Unverstand über das Ziel hinausschossen. Der Sport ist vielfach ein Heilmittel, aber er ist mehr noch ein Vorbeugungsmittel gegen viele Krankheiten, und sozusagen ein gewaltiges Kräf-

tigungsmittel, eine Medizin, die man lieber nimmt als alle anderen und die auch mehr zu wirken vermag als alle anderen, die aber ebenso wie die anderen schädigend wirkt, wenn man sie unrichtig und in zu großen Dosen gebraucht. Keine Nation hat bisher diese Medizin besser zu verwenden verstanden als die englische, die hinsichtlich ihrer Energie und Körperleistungen ungeachtet aller Maschinenkultur unumstritten am ersten Platze in der ganzen Welt steht. Die modernen Engländer der vornehmen Kasten arbeiten im allgemeinen wenig körperlich, aber sie treiben Sport und dürfen als eine der schönsten Typen der jetzigen Menschheit gelten. Aehnlich den alten Griechen treiben die Britten ihren Sport, mit dem sie — oft in heißem Training — ihre Körper kräftigen und veredeln. Der englischen Rasse sind die Sportneigungen derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß sich auch die niedrigsten Volksschichten denselben nicht verschließen. Die Hauptsache ist aber, daß in England der gute Mittelstand, die breite Masse der Bureaukraten, Geschäftsleute, Gelehrten den regelmäßigen Leibesübungen huldigt und diesem Umstande verdankt die englische Rasse ihre Tüchtigkeit, Zähigkeit, Energie, Unternehmungslust.

England hat den Körpersport Hand in Hand mit den Erleichterungen des Maschinenbetriebes, die größere Muße, größere Wohlhabenheit im Gefolge hatten, entwickelt und nun beginnt auch Deutschland, das wirthschaftlich so tüchtig aufstrebende Deutschland, den verschiedensten Sportneigungen zugängig zu werden. Eine Sportentfaltung nach englischer Art, das ist eine Wohlthat, deren wir bedürftig sind. Ein Drängen nach Verallgemeinerung des Sports ist bei uns wie gesagt bereits vorhanden und wenn man die steigende Zahl der deutschen Sportsmen ins Auge faßt, dürfte man vielleicht der Hoffnung Raum geben, daß auch uns der Sport der breiten Masse nicht lange mehr fern bleibt.

Das Turnen hat gewichtige Vorzüge, aber es hat ebenfalls seine Nachtheile und wenn es auch viele giebt, die das Turnen heute noch als eine edle nationale Belustigung propagandiren möchten, so zeigt doch die Erfahrung, daß die Aussichten auf Massenturnerei sehr gering sind. Die Turnfeste und Turnvereine beweisen eine relativ sehr geringe Antheilnahme der Gebildeten unserer Nation. Unsere Zeit ist eben keine solche, die sich an einfacher Turnbelustigung begnügen läßt, man will heutzutage ein mehr und besseres haben und das bietet der Sport, der sich uns in gar vielen anheimelnden Gestalten vorstellt, der uns das anträgt, was die Menschen von heute brauchen: Heiterkeit, lebensfähige Nüchternheit und innig damit zusammenhängend — the last but not the least — Gesundheit.

Das Interesse am Sport steigert sich bei uns, wennschon nicht gerade rapid, so doch jedenfalls sehr bemerkbar. Aus den Kreisen der Aristokratie ist der Reit- und Rennsport auch in die Geschäftswelt, unter die Industriellen und Großkaufleute getragen und der Jagdsport, diese für Körper und Geist so außerordentlich wohlthuende, den schädigenden Einfluß des abspannenden städtischen Lebens so an-

genehm verwischende Beschäftigung, findet dermalen in allen Schichten der Gebildeten rege Theilnahme; die Zahl der Schwimmklubs und Schwimmer wächst erfreulich und ähnlich, ja noch mehr erweitert sich die Anhängerschaft des Radfahrer- und Rudersports, zweier Leibesübungen, die insonderheit von unserer kaufmännischen Welt sehr gepflegt werden und derselben auch in der That viel Nutzen bieten! Solcher Sport kann, wenn er vernünftig betrieben wird, allen jenen, die gezwungen sind, den größten Theil ihrer Arbeitszeit in der Stube, am Pult oder Werktisch zu verbringen, von großem Vortheil sein. Das läßt sich leicht erklären. Die Stubenmenschen — und das sind die meisten Menschen der modernen Welt — arbeiten gewöhnlich mit vornübergebeugtem Brustkorb. In solcher Stellung arbeitet die Lunge nie vollständig, die Luft dringt nicht in die unter den Schultern liegenden Lungenspitzen. Dieses ist nur möglich, indem man sich gerade aufrichtet, den Brustkorb herausreckt, ohne ihn dabei zu zwingen oder zu übertreiben, und langsam und tief athmet. Würden diejenigen, welche tagsüber nur mit halber Lunge arbeiten und obenein eine schwache Lunge haben, in ihrer freien Zeit einige, wenig umständliche Athemübungen vornehmen, um auch ihre Lungenspitzen richtig und ruhig arbeiten zu lassen, sicherlich, die Zahl der Lungenkranken und Schwindsüchtigen würde erheblich geringer sein. Diese Athemübungen lassen sich durch Zimmergymnastik, mit Hanteln oder in einfachen Armbewegungen bewerkstelligen, aber die wenigsten Menschen haben genug Ausdauer und Lust, um tagtäglich die nöthige Zimmergymnastik vorzunehmen. Viel leichter entschließt man sich schon zu einem Sport wie der Radfahrerei, dem Schwimmen und Rudern. Da hat man dasselbe, Lungenstärkung, Brusterweiterung in angenehmer Weise und munterer Gesellschaft. Wie ausgezeichnet bewährt sich z. B. das vorsichtige und regelmäßige Schwimmen bei Leuten, deren Brustkorb etwas eng ist! Wie vortrefflich fördert und unterhält das nicht übertriebene Schwimmen den gesammten Blutkreislauf! Wer mäßig und regelmäßig schwimmt, nicht zu lange im Wasser bleibt, sich kräftig nach dem Verlassen des feuchten Elementes abreibt, der dürfte schwerlich einem der modernen schleichenden Brustübel, einem Herz- oder Lungenleiden zugängig werden. Ich betone aber ausdrücklich die Mäßigkeit im Sport, denn das Uebertreiben rächt sich bitter. Sportwüstlinge nehmen selten ein gutes Ende. Es giebt Leute, die sich auf dem Turnplatze, im Schwimmbassin, die sich als Ruderer und Radfahrer eine gesunde, starke Brust erobern, aber es giebt ebenso Leute, die sich bei diesen Passionen Herz und Lungen ruiniren, daher sich denn das Gerede verbreitet, derartige Sportneigungen seien im allgemeinen nur schädlich und schwächlichen, empfindlichen Personen durchaus nicht zu empfehlen. Das ist aber durchaus nicht so ernst zu nehmen, denn Maß und Ziel muß man überall kennen, wenn man nicht Schaden erleiden will, nicht bloß beim Sport. Lerne ich viel, so kräftige ich mein Gehirn, lerne ich zuviel, so schwäche ich dasselbe. Aehnlich verhält sich's beim Sport.

Treibe ich die Körperübungen meiner Konstitution und Lebensweise angemessen, so werde ich gewaltigen Nutzen daraus ziehen, übertreibe ich dieselben, so ruinire ich mich. Man muß dabei individualisiren. Manche sonst gesunde Menschen fühlen sich beim Schwimmsport gar nicht wohl, während ich wieder Kranke, ja sogar Leute mit Herzschäden kennen gelernt habe, die da behaupten, daß ihnen ein paar Minuten Schwimmen in nicht zu kaltem Wasser ausgezeichnet bekomme. Andererseits giebt es aber auch wieder Herz- und Lungenkranke, denen das Schwimmen geradezu Gift wäre. In solchen Fällen muß man immer erst einen Arzt zu Rathe ziehen, ehe man sich einer den Körper anspannenden Sportneigung in die Arme stürzt.

Jedenfalls sind die vorhin genannten Sportneigungen ausgezeichnete Kräftigungsmittel bei jenen Menschen, die flache, schmale Brustkörbe haben und sich dergestalt als empfänglich für Lungenerkrankung erweisen. Bei flachen, schmalen Brustkörben sind die Lungenspitzen fast immer in schlechtem Zustande, denn wären sie gepflegt, so würde eben die ganze Lunge gepflegt und gekräftigt und mit ihr der Brustkorb erweitert und gehoben sein. Die Schwindsucht beginnt gewöhnlich in den Lungenspitzen. Diese sind sozusagen die Senkgruben der Lungen. Hier lagert sich aller Staub und Unrath, den wir im Leben einathmen müssen, ab, sobald die Lungenspitzen nicht athmungstüchtig sind, also das Eingeathmete nicht völlig wieder herausschaffen. Die Lungenspitzen, welche schlecht oder gar nicht athmen, fallen allmählich ganz oder theilweise ein und die Staubmengen, die wir fast überall in die Luftwege bekommen, haben einen guten Platz, wo sie sich ansammeln können. In den schlecht athmenden Lungen fühlt sich auch der sogenannte Schwindsuchtsbacillus wohl, hier kann er sich ansiedeln, hier findet er Ruheplätzchen zu seiner Entwickelung, wohingegen er den regelmäßig arbeitenden, voll und kräftig athmenden Lungen wenig anthun kann. Den modernen Menschen fehlt meist nichts weiter als regelrechte, mäßige Lungenarbeit, um sie gegen das Gespenst der Schwindsucht zu feien und das bieten ihnen die modernen Sportneigungen. All' die Jünglinge, die unter den Schultern eine eingefallene Brustpartie, das Zeichen schwächlicher Lungenspitzen, tragen — und ihrer giebt's leider nach Hunderttausenden — sollten sich einem vernünftigen Sport zuwenden. Dergleichen hat schon manchem aus dieser Klemme geholfen. Hei, wie weitet sich der Brustkorb, wie füllt sich die Lunge bis obenhin mit Luft, wenn wir mit kräftigen, gemessenen Arm- und Beinbewegungen unseren Körper durch das feuchte Element führen, wie vollkräftig arbeiten die Hunderttausende von Bläschen, aus denen sich unsere Lungen zusammensetzen, indem wir uns am Rudern oder der Radfahrerei ergötzen. Uebertreiben wir freilich, nun, so kann sich's wohl ereignen, daß die zarten Lungenbläschen und Blutgefäße den Dienst versagen und platzen oder sich sonstwie beschädigen. An einer Lungenblutung ist schon mancher Sportfanatiker urplötzlich zugrunde gegangen und daß der am schnellsten in Deutschland sich ausbreitende Körper-

sport, die Radfahrerei von sehr, sehr vielen Menschen falsch betrieben wird, das lassen die vielen elenden Gestalten erkennen, die man unter den Anhängern dieses an sich so gesunden Sports erblickt.

Beim Körpersport sind eben drei Dinge vor allem nöthig: Mäßigkeit, Mäßigkeit und nochmals Mäßigkeit. Wer diese drei Dinge im Auge hat, dem wird es auch gut dabei ergehen. Wer dieselben aber nicht im Auge hat, nun, der ist eben selber schuld daran, wenn ihm seine Sportpassionen übel auslaufen. Nehmen wir den allereinfachsten Sport, den aller Welt angenehmen, allüberall tüchtig gehuldigten Tanzsport! Wie wenig Leute verstehen aus ihm wirklich den Nutzen zu ziehen, den er darbietet, wie wenige Leute wissen überhaupt, daß und inwiefern er eine große gesundheitliche Bedeutung hat! Wir würden tausende und hunderttausende von bleichsüchtigen, blutarmen, lungenkranken jungen Mädchen weniger haben, wenn man auf unseren Tanzböden und in unseren Salons weniger raste als man es dermalen thut. Das Hetzen auf modernen Bällen ist ein völlig ungesundes und ein solches, das die Tanzakademie ganz und gar nicht gepredigt. Das vernünftige Tanzen aber, das Tanzen im richtigen Takt und gutgelüfteten, möglichst staubfreien Saale ist eine Wohlthat für Körper und Geist, ist eine Medizin für unser Gemüt, für unsere Lungen, für unser Herz und für die Verdauungsorgane.

Für das Herz und die Verdauungsorgane erweisen sich sehr viele der modernen Sportarten nützlich. Im heutigen Berufsleben giebt es nur wenige Menschen, welche sagen können, daß ihr Tagewerk dem Herzen und den Unterleibsfunktionen zuträglich sei. Die große Schaar der Städter, die Bureaumenschen, Gelehrten, Geschäftsleute und viele, viele Handwerker haben eine sehr schlechte Verdauung, klagen über allerlei Unterleibsstockungen und im Zusammenhange damit stehen wieder sehr viele Klagen über Herzbeschwerden. All' diese Leute brauchen ihre Muskeln viel zu wenig, das Hocken macht den Unterleib träge, dazu kommt noch, daß gerade unter diesen Leuten die Neigung zu gutem beziehentlich vielem Essen und Trinken vorherrscht, der Organismus kann diese Zufuhren nicht richtig verarbeiten, es treten ärgere Stockungen ein und diese wirken erklärlich zurück auf die Brustorgane, zumal auf das Herz, das im Kreislauf durch den trägen Unterleib behindert ist, infolge dessen an zeitweiligen Blutstauungen leidet und also stark klopft, dadurch aber seinen Besitzer außerordentlich ängstigt. Genug Menschen solcher Art quälen sich mit dem Gedanken an irgend welches unheilbare Herzleiden herum, während sie in Wirklichkeit nichts anderes als unglückselige Hypochonder sind, denen nur etwas Körperarbeit noth thut, um ihren verhärteten Unterleib, ihre schwerfällige Verdauung und damit auch ihr unruhiges Herz zu erleichtern. Hier erweist sich eine tüchtige Sportneigung sicherlich als sehr vortheilhaft. Natürlich ist auch hier wieder das Zuviel vom Uebel. Tollt man als Radfahrer nur so darauf los, nun, so ist es durchaus nicht unmöglich, daß das uranfänglich nur etwas beeinträchtigte Herz jetzt wirklich erkrankt. Der Herzmuskel

ist eine wundersame Maschine, die Triebfeder im menschlichen Uhrwerk, die mehr leistet, mehr auszuhalten vermag als mancher eiserne Mechanismus. Stunde um Stunde, Minute um Minute, Tag und Nacht verrichtet sie ihre Schläge, sechzig bis siebenzig in der Minute, an 4000 in der Stunde, unaufhörlich, ohne Ruhe und Rast pumpt dieser kleine Muskel das Blut nach allen Seiten, aber auch er erlahmt, wenn wir ihm zuviel zumuthen. Bedrängen wir den Herzmuskel mit zu viel Arbeit und Aufregung, so sucht er sich durch Verdickung zu helfen, jeder Muskel verdickt sich, sobald man ihn regelmäßig stark gebraucht, so die Armmuskel beim Schmiede, die Beinmuskel bei den Balletttänzerinnen, oder aber er bauscht sich aus, er erweitert seine Höhlungen, um dem andrängenden Blute mehr Platz zu schaffen. Das giebt dann böse Herzübel, die manchem Menschen das Leben frühzeitig verbittern. Auch Aortenaneurysmen, d. h. sackförmige Ausbauschungen der dem Herzen entspringenden Aorta, des größten Blutgefäßes im menschlichen Organismus, stellen sich bei Uebertreibungen dieses oder jenes Sport ein. Man soll eben Maß halten, um Vortheile zu erzielen. Das heutige Leben hat einer großen Menge von Menschen Gelegenheit gegeben, ihren Organismus, deutlicher gesagt ihr Muskelsystem in einer Weise zur Ruhe zu stellen, daß dem letzteren eine plötzliche und übertriebene Aufregung eines einzelnen Theiles außerordentlich gefährlich werden kann. Das Räderwerk, das unsern Körper darstellt, will allseitig angespannt sein, wenn es richtig funktioniren soll.

Ein Herzkranker, ein an Herzverdickung oder mäßiger Herzerweiterung Leidender kann sich durch Unterleibsmassage, durch vorsichtiges Bergsteigen und namentlich mäßiges, geschicktes Rudern allgemach von seiner Plage wieder befreien. Es kann sein Uebel daher stammen, daß sich dem Blutkreislauf in den Lungen oder im Unterleibe ein großes Hinderniß entgegenstellt. Wenn man dieses Hinderniß beseitigt, hört die Herzmuskelverdickung resp. -Erweiterung auf, geht vielmehr zurück. Das vorsichtige, regelmäßige Rudern stärkt die Lunge, entlastet den Unterleib, kann ihm also dienlich sein. Aber ein anderer faßt das Rudern vom Standpunkte des Ehrgeizes auf, er wird ein Wettkämpfer in diesem Sport und holt sich vielleicht — durch die vornübergebeugte Haltung bei angestrengtem Rudern — eine Hydrocele, einen höchst fatalen Wasserbruch. Dasselbe paßt für den Radfahrer und die Vertreter mancher anderen Sportarten. Sehr viele Menschen haben einen schwachen, vielleicht gar schon einen verfetteten Herzmuskel, und denen ist das Radfahren ganz erquicklich, ebenso das Bergsteigen. Wenn sie die Sache jedoch mit Gewalt zwingen wollen, erzielen sie das Gegentheil von dem, was sie suchen.

Professor Oertel, einer unserer tüchtigsten medizinischen Gymnastiker, sagt über das Bergsteigen: „Die Wirkung der Ersteigung von Bergen bis zu 1000 Meter Höhe über der Thalsohle und darüber ist eine so gewaltige auf das Herz und die Lungen, wie wir keine gleichwerthige durch andere Mittel erzielen können. Eine so vollständige Aus-

gleichung von Circulationsstörungen so hochgradiger Art wie durch Bergsteigen ist bis jetzt niemals so geglückt und sie zeigt so recht, wie gewaltige Eingriffe in den Organismus und wie weitgehende Rekonstruktionen auf physiologischem Wege möglich sind."

Gewiß, viele kranke Menschen haben sich durch Bergsteigen Körperkraft und Gemütsfrische wieder gewonnen, aber auch sehr viele haben die Sache falsch angefaßt und sind als Bergfexen nur zu Schaden gekommen. Die Zahl der Menschen, die durch Parforce-Touren bergan einem Herzschlag zum Opfer fielen, ist Legion. Ich hatte einen Freund, der sich zeigen wollte, daß er steil bergan steigen und dabei noch singen könne. Er hat das oft gethan, aber hart gebüßt, denn eine starke Herzmuskelverdickung war die Folge. Andere ernten Lungenemphysem, Lungenaufblähung infolge Erschlaffung der Lungenbläschen.

Diese Lungenerweiterung kommt auch viel vor bei Anhängern des Fußsport, bei Dauerläufern, die ihre Uebungen ausarten lassen oder nebenbei starke Trinker sind. Die doppelte Anspannung — von außen durch die Muskeln, von innen durch den Alkohol — bewirkt Erschlaffung des Organismus, so daß denen, die einen tüchtigen Körpersport huldigen, nicht dringend genug die Mäßigkeit im Alkoholgenuß angerathen werden kann. Die verlängerte Aufnahme, öftere, stärkere Zufuhr von Alkohol befördert auch Entartung der Leber, der Nieren und des Herzens, erzeugt chronische Reizungen der Gehirnhäute, des Rückenmarks, des Herzbeutels und der Häute des Magens und krankhafte Muskelbewegungen. Ein echter Sportsman sollte immer ein mäßiger Trinker sein.

Der Fußsport ist, als Dauerlauf aufgefaßt, bei uns noch nicht recht zu Hause, obschon er sehr vielen nützlich werden könnte. Es ist dies eine athletische Richtung, die für die Körperstärkung und -Entwicklung bedeutungsvoll sein kann, und wie sie in England den Sport des armen Mannes ausmacht, so sollte man sie auch bei uns vorzugsweise für die niederen Klassen verwenden. Daß dieser schöne Sport verderblich werden kann, wurde oben schon erwähnt, aber wie viel Nutzen vermag er auch zu stiften für alle jene niederen Leute, die ihre meisten Stunden in enger Klause, in dumpfigen Fabriksräumen, am Webstuhl, auf dem Schneidertisch oder dem Schusterschemel verbringen! Man muß ihn nur richtig auffassen, mit kleinem beginnen, die Leute richtig trainiren, damit sie sich nicht überjagen und dergestalt schaden statt nutzen.

Aber der Dauerlauf giebt stark gewölbte Brustkörbe und leistungsfähige Lungen, er belebt die Stimmung, rührt die Unterleibsorgane aus ihrer Trägheit auf.

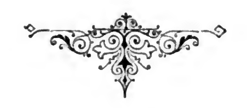
Auch dem Fechten wäre mehr Verbreitung zu wünschen. Vor einigen Jahrhunderten wünschte auch der einfache Bürger ein guter Fechter zu sein, wollte auch der Handwerker gleich dem Adligen eine gewandte Klinge führen, heute ist der Fechtsport ein Privilegium der höheren Stände. Fechten giebt Muskel- und Nervenkraft und darum sollte man es über die Kreise der Aristokratie und Studentenschaft

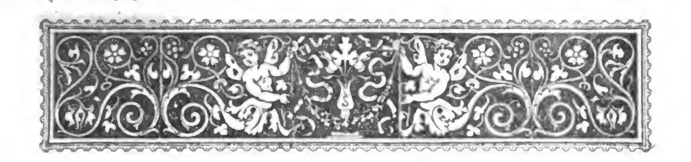
hinaus pflegen. Fechten giebt eine gute Haltung, stärkt den Oberkörper, macht den musculus deltoideus, die Schulterheber — und Vorderarmdreher — muskeldicker und leistungsfähiger, weitet unsere Brust, schafft uns einen sicheren Blick, mehrt den Muth, entlastet das Gehirn.

Die modernen Sportneigungen erheischen eine verständige Ausbreitung schon um unserer Nerven willen. Die rapide Kulturentwicklung hat Nervenkraft verbraucht und es ist das Begehren nach Ersatz ein dringliches. Wer seine Nerven in der Gewalt hat, widersteht vielen, vielen Krankheiten. Und wir vermögen sehr viel über unsere Nerven, wenn wir sie nur richtig erziehen.

Jedoch eine Nervenkräftigung von Bestand und Bedeutung ist nicht denkbar ohne Körperkräftigung. Innig hängen diese beiden Dinge miteinander zusammen. Wir brauchen nur für die Mehrung unserer Körperkraft zu sorgen, um eine Stärkung unserer Nerven herbeizuführen. Körperschwache, kranke Menschen sind nervös und unterliegen oft den allerkleinsten Eindrücken. Gesunde, körperlich rüstige Menschen unterliegen der Fülle von Aufregungen, Ueberraschungen, Beängstigungen, die das moderne Leben mit sich führt, weit weniger leicht, sie halten sich von solchen Eindrücken fern oder lassen sie doch nur oberflächlich wirken. Sobald wir kräftige Muskeln, kräftige Knochen haben, sobald wir eine den Körper mehr anspannende Lebensweise haben, werden wir uns auch kräftiger Nerven erfreuen.

Also auch gegen die überhandnehmende Nervosität lassen sich die modernen Sportneigungen zu Felde führen. Bedingung bleibt nur, daß man dieselben in den richtigen Schranken hält.





Die Bastille.

Vor kurzem wurde von verschiedenen Zeitungen mitgetheilt, daß man in Paris damit umgehe, aus Anlaß der in diesem Jahre bevorstehenden Gedenkfeier des Beginnes der ersten französischen Revolution am Eingange der Straße St. Antoine für kurze Dauer eine getreue Nachbildung des am 14. Juli 1789 vom Pariser Volke erstürmten und bald nachher dem Erdboden gleichgemachten festen Schlosses errichten zu lassen. Ob dieser Plan wirklich zur Ausführung gelangen wird, ist wohl noch nicht endgiltig entschieden. Denen, die in diesem Jahre Paris besuchen, würde es gewiß von größtem Interesse sein, das ehemalige Zwing-Uri von Paris, das vorzugsweise Bastille genannt wurde, während einiger Zeit wieder seinen alten Platz einnehmen zu sehen. Das Wort Bastille bedeutet im Französischen ganz allgemein eine kleine Burg. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Frankreich nicht bloß eine Bastille, sondern deren wohl zwanzig oder noch mehr, unter anderm z. B. die Forts l'Evêque, Saint-Lazare, le Châtelet, die Schlösser Vincennes, la Roche, If u. s. w. Aber die Feste am Thore von St. Antoine zu Paris nannte man vorzugsweise schlechthin die Bastille, wie man Rom vorzugsweise „die Stadt" (urbs) nannte. Dieses Bauwerk aus der Zeit des Mittelalters soll hier nicht eingehend beschrieben werden.

Es genügt, in allgemeinen Zügen das Bild dieses düstern Bollwerks unbeschränkter Gewalt darzustellen, da sich vermuthlich in nicht ferner Zeit das allgemeine Interesse demselben wieder mehr zuwenden wird.

Der König Karl V. von Frankreich (1364—1380) hatte die Bastille 1369 ursprünglich zum Schutze gegen die Engländer erbauen lassen, mit denen Frankreich damals Krieg führte. Das Fort bildete ein längliches Viereck mit acht, zu fünf Stock hohen Thürmen, von denen sich einer auf jeder der vier Ecken befand, je zwei aber auf

jeder der beiden Langseiten angebracht waren. Vom Boulevard aus gesehen, kehrte die Feste dem Bastillenplatz eine ihrer Schmalseiten mit zwei Thürmen zu, während ihre beiden Langseiten parallel mit den beiden Ufern des heutigen Kanals liefen. Jeder der acht, die Seiten bestreichenden Thürme war etwa 20 bis 25 Meter hoch, und gleiche Höhe mit ihnen hatten die aus Mauern von 3 Meter Dicke bestehenden Courtinen, welche diese Thürme miteinander verbanden. Innerhalb der die obere Kante der Thürme und Courtinen begrenzenden krenelirten Brustwehr lief um den ganzen Bau eine getäfelte Terrasse hin, welche zu Aufstellung von Geschützen diente, deren die schmalen Seiten in der Regel je zwei, die breiten je vier enthielten. Rings um die Bastille war ein nasser Wallgraben in einer Breite von 26 Meter angebracht und seit 1634 bestanden vor demselben noch einige unbedeutende Erdwerke. Die wenigen Eingänge waren durch Zugbrücken, Wachthäuser, spanische Reiter u. s. w. gedeckt.

Nur in der allerersten Zeit ihres Bestehens diente die Bastille als wirkliche Festung. Infolge der Fortschritte der neueren Kriegskunst verlor sie als solche immer mehr an Bedeutung. Mit Rücksicht auf die Dicke und Höhe ihrer Mauern, sowie das Vorhandensein sonstiger relativ genügender Vertheidigungsmittel würde sie aber auch 1789 einer, wenn auch noch so zahlreichen, dennoch zumeist ganz ungeordneten, auch nur höchst mangelhaft bewaffneten Volksmasse gegenüber bis zum Eintreffen königlicher Ersatztruppen wahrscheinlich haben genügenden Widerstand leisten können, wenn die Vertheidigung mit Entschiedenheit geführt worden wäre und nicht verschiedene ungünstige Zufälligkeiten mitgewirkt hätten, um den Commandanten zu einer Kapitulation zu vermögen, die nachmals von den Angreifern, wie gewöhnlich in solchen Fällen, nicht eingehalten wurde.

Sehr bald nach ihrer Errichtung war die Bastille wichtiger als Gefängniß, denn als Festung. Einer der ersten in ihr Eingekerkerten war ihr eigner Erbauer, der Vorsteher der Pariser Kaufmannschaft Hugo von Aubriot, der sich ketzerischer Bestrebungen verdächtig gemacht hatte.

Als Gefängniß wurde die Bastille namentlich berüchtigt durch die zahlreichen, oft willkürlichen Einkerkerungen, welche, vermöge geheimer Haftbefehle (sogenannte lettres de cachet), in ihren Räumen häufig erfolgten und die sich allein unter der Regierung Ludwigs XV. auf 50,000 belaufen haben sollen. Diese lettres de cachet bildeten für die Regierung eine nicht unerhebliche Ertragsquelle. So z. B. verkaufte man sie an Väter, die sich ihrer Söhne, und an Frauen, die sich ihrer Ehemänner entledigen wollten, u. s. w. Bei den ehemals in Frankreich herrschenden Zuständen wurde es intriguirenden Verwandten leicht, aus Rache, Eifersucht, Haß, Erbschleicherei oder irgend einem sonstigen unlauteren Grunde Geschwister, Mündel, Stiefkinder, ja oft die eigenen Kinder auf immer oder doch auf längere Zeit in der Bastille verschwinden zu lassen.

Von den daselbst erwähnten Gefangenen älterer Zeit sind die namhaftesten: Jacob von Armagnac und der Herzog von Nemours (unter Ludwig XI.), Marschall Biron (unter Heinrich IV.), der Mann mit der eisernen Maske (unter Ludwig XIV.); von den während des 18. Jahrhunderts dort Eingekerkerten seien nur erwähnt: Voltaire, Marmontél, Lally-Tollendal und der Edelmann Latude (unter Ludwig XV.), der Kardinal Rohan (unter Ludwig XVI.).

Manche Gefangene schmachteten ungemein lange in den Kerkern der Bastille, oft bis an ihr Lebensende, unter anderm ein Herr von Lauzun 14 Jahre, der vorgenannte Herr von Latude 30 Jahre, der Mann mit der eisernen Maske 45 Jahre, ein gewisser Armet de la Motte sogar 54 Jahre. Starb ein Gefangener, so trieb man das Bestreben, über ihn vollständiges Geheimniß zu bewahren, so weit, daß man ihn sogar unter falschem Namen beerdigte; so den Mann mit der eisernen Maske unter dem Namen eines Herrn v. Marchialy.

War jemand einmal auf Befehl des Königs in die Bastille eingeliefert, so war er von jedem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten, vergessen, so gut wie vernichtet und begraben. Er blieb Gefangener, bis der König sich wieder seiner erinnerte, und das schwache Gedächtniß des Königs konnte ihm leicht verhängnißvoll werden.

Der zwanzigjährige von Latude, dessen einziges Vergehen darin bestand, daß er an die Marquise von Pompadour einen Liebesbrief geschrieben hatte, blieb über 30 Jahre in der Bastille eingesperrt. Als er zu Anfang der Revolution seine Freiheit wieder erlangt hatte, gab er seine Memoiren heraus, die, abgesehen von mannigfachen, interessanten Einzelnheiten, den Beweis enthielten, daß durchschnittlich von zwanzig Personen, die in die Bastille zur Haft gebracht wurden, mindestens neunzehn diese Strafe wirklich verdient hatten und nur durch die Verwendung ihrer Familien dem Galgen oder der Galeerenstrafe entgangen waren. Nichtsdestoweniger wurden die Mittheilungen Latudes später in den Händen der Revolutionspartei zu einer gefährlichen Waffe gegen die königliche Familie.

Daß infolge der höchst mangelhaft geführten Controlle über die Gefangenen einer oder der andere derselben mitunter im buchstäblichen Sinne vergessen wurde, ist wiederholt vorgekommen. Von den in dieser Beziehung vorhandenen verschiedenen Beispielen sei nur der eine Fall des Grafen von Solages hier erwähnt. Derselbe war 1782 eingeliefert worden, weil er in zorniger Aufwallung einen Bauer getödtet hatte, und harrte seitdem sieben Jahre lang vergeblich auf die Vorführung zu einem Verhör. Die Sache kam erst zur Sprache, nachdem Graf Solages bei Erstürmung der Bastille in Freiheit gesetzt worden war.

Den ersten Anstoß zu der Volksbewegung in Paris, die in der Eroberung und Zerstörung der Bastille gipfelte, gab der Umstand, daß Ludwig XVI. aus Nachgiebigkeit gegen die Königin, den Grafen von Artois und die französische Adelspartei Anfang 1789 den sehr

beliebten Minister Necker entlassen hatte. Die allgemeine Mißstimmung hierüber äußerte sich bereits am 12. und 13. Juli durch einige Ausschreitungen der Pariser Bevölkerung, z. B. lärmende Umzüge zur Verherrlichung Neckers, Zerstörung von Wachthäusern und Barrièren u. s. w. Nun hatte die Regierung zwar schon seit einigen Monaten in Voraussicht möglicher Unruhen eine ziemliche Truppenmacht bei Paris zusammenziehen lassen, die im Umkreise der Hauptstadt kantonnirten. Allein da der mit der Führung derselben betraute Stadtcommandant von Paris, Baron von Besenval, sich nicht zu einer energischen Verwendung seiner Streitkräfte aufzuraffen vermochte, so diente die Anwesenheit der bei Paris konzentrirten Regimenter nur dazu, die Erbitterung der aufgeregten Pariser noch zu vermehren.

Wahr ist, daß die Bastille schon seit langer Zeit fast allen Franzosen ein Gegenstand des Abscheues war, ebenso ist wahr, daß sich die niederen und ärmeren Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung infolge einer Anfang 1789 eingetretenen Hungersnoth, sowie der neuerdings seitens der Regierung getroffenen mißliebigen Maßregeln in einem Zustande großer Gereiztheit befanden. Dennoch ist es nicht wahrscheinlich, daß sich die Volksmassen in ein anscheinend so aussichtsloses, ja man kann sagen, unsinniges Unternehmen gestürzt haben würden, wenn nicht die Anführer dieser ungeordneten Schaaren aus den von der obersten Militärbehörde während der vorhergegangenen Tage ertheilten schwankenden Befehlen und ergriffenen, von Furchtsamkeit zeugenden Maßregeln die ziemlich feste Ueberzeugung geschöpft hätten, daß der unternommene Angriff keinenfalls einem kräftigen Widerstande begegnen würde.

Ein lärmender Volkshaufen, welcher sich unter der Führung eines beherzten Landmannes zunächst am Quai St. Michel am linken Pariser Seine-Ufer angesammelt hatte und anfänglich höchstens 3000 Mann stark war, zog am Morgen des 14. Juli 1789 nach dem Stadthause. Auf dem freien Platze vor diesem Gebäude suchte der Führer der Bewegung seine abenteuerlich bewaffnete Schaar einigermaßen zu ordnen, ernannte zu seiner Unterstützung mehrere stellvertretende Leiter und begab sich sodann in das Stadthaus, wo er mit dem Oberhaupt der Gemeinde-Verwaltung, das damals den Titel „Vorsteher der Kaufmannsinnung“ (prévôt des marchands) führte, einem Herrn von Fleßelles, wegen Ausantwortung der vorhandenen Waffen in Verhandlung trat. v. Fleßelles leugnete den Besitz der Waffen, ließ sich aber durch Drohungen des Volksführers soweit einschüchtern, daß er diesem einen im Stadthause lagernden ansehnlichen Pulvervorrath preisgab, auch einen Einlaßschein zur Bastille behändigte, damit sich der Volksmann mit dem Commandanten der Feste besprechen könne.

Nachdem das Pulver unter diejenigen Freischärler, die über Feuerwaffen verfügten, vertheilt war, zogen die Theilnehmer des der Bastille geltenden Eroberungszuges unter dem betäubenden Geschrei „nach der Bastille“ auf verschiedenen Wegen nach dem dieses Staats-

gefängniß umgebenden freien Platze ab. Die hier zusammenströmenden Volksmassen vermehrten sich lawinenartig. Durch Plünderung von Waffenmagazinen in verschiedenen Stadttheilen hatten die improvisirten Kämpfer ihre Ausrüstung vervollständigt.

Die Garnison der Bastille bestand an jenem entscheidenden Tage, einschließlich einiger Artilleristen, aus 40 Schweizersoldaten und 80 Invaliden. Den Befehl über diese Besatzung führte der Gouverneur de Launay, dem ein Platzmajor de l'Ormes und zwei oder drei Subalternoffiziere zur Seite standen. Das Mitglied der französischen Nationalversammlung Thuriot de la Rosière, welchen sich die um die Bastille wogende Volksmasse, die auf viele Tausende angewachsen war, zu ihren Sprecher erkoren hatte, verschaffte sich Zutritt bei de Launay und verlangte vom Commandanten die Entfernung der Geschütze von der Terrasse, während er die Mannschaft der Besatzung beschwor, als Freunde des Volkes zu handeln. Der Gouverneur ließ darauf die Kanonen zwar aus den Schießscharten zurückziehen, erklärte aber dem Vermittler, daß er beim ersten Schuß, der aus der vor dem Schloß zusammengedrängten Menge gegen das Fort falle, auch seinerseits feuern lassen werde. Thuriot ging nun so weit, die Besatzungstruppen mit dürren Worten aufzufordern, daß sie sich dem Volke ergeben möchten, indem es bald hierzu zu spät sein werde. Theils durch diese Aufwiegelung seiner Untergebenen erbittert, theils durch eine ihm unbemerkt zugegangene Botschaft, welche baldigen Entsatz zusicherte, zu festem Widerstande ermuthigt, wies de Launay, den Volksvertreter, unter der Androhung, ihn, wenn er nicht sofort Gehorsam leiste, niederschießen zu lassen, zum Thore hinaus. Aber kaum war derselbe in die Mitte der zum Angriffe gerüsteten Volkskämpfer getreten und hatte denselben über das Scheitern seiner Sendung Mittheilung gemacht, so fiel plötzlich aus den Reihen des Volkes ein Flintenschuß, der einen der Begleiter des auf der Terrasse verweilenden Commandanten niederstreckte. Als Erwiderung dieser ersten Feindseligkeit krachte alsbald von der Feste aus ein Kartätschenschuß unter die Volksmenge, der, da er eine unerwartet große Verheerung unter derselben anrichtete, eine grenzenlose Wuth bei den Angreifern hervorrief. Ein Feuergefecht, welches sich nun zwischen dem Volke einerseits und der Festungsbesatzung andererseits entspann, blieb natürlich den dicken Wallmauern gegenüber fast ganz ohne Wirkung, obwohl die französischen Garden, welche auf die Seite des Volkes übergegangen waren, auch ein paar Feldgeschütze mit zur Verwendung brachten. Dagegen gelang es einigen verwegenen Volkskämpfern, auf Planken den Wallgraben zu überschreiten und die erste Zugbrücke zugänglich zu machen.

Unmittelbar nach diesem ersten Erfolg verschritt das in die größte Aufregung versetzte Volk zu einem Massenangriff gegen das erste Thor, stürmte über die gangbar gemachte Zugbrücke, steckte die Thorwache in Brand, zertrümmerte rasch die Thorflügel und gelangte, ohne beim Sturm erhebliche Verluste erlitten zu haben, in den ersten

Hof. Erst hier kostete ihnen das vom zweiten Thore aus auf sie gerichtete Kartätschenfeuer zahlreiche Todte und Verwundete. Doch währte der hier stattfindende Kampf nur kurze Zeit, da das Feuer von beiden Seiten bald schweigen mußte, weil eine vom Stadthause entsendete Deputation längere Zeit mit dem Gouverneur wegen endgiltiger Einstellung des Kampfes und Uebergabe der Bastille an die Stadt unterhandelte.

Leider war auch diesmal eine Einigung nicht zu erzielen und der Kampf begann daher nach einiger Zeit mit neuer Wuth. Bei einem nur gegen das zweite Thor unternommenen Angriffe deckten sich die Volksstreiter in geschickter Weise, indem sie herbeigeschaffte Karren vor sich herfuhren, worauf sich angezündetes Heu und andere brennbare Stoffe befanden. Hierdurch wurden die Holztheile der zweiten Zugbrücke so beschädigt, daß sich ihre Flügel herabsenkten und den Angreifern die Ueberschreitung ermöglichten.

Der Gouverneur, welcher an dem rechtzeitigen Eintreffen des Entsatzes zweifelte und dem gegenüber die Artilleristen sich weigerten, weiter auf das Volk zu feuern, ergriff eine Lunte, um die in den Kellern des Schlosses lagernden großen Pulvervorräthe anzuzünden und sich unter den Trümmern der Bastille zu begraben. Die Soldaten aber, welche seinen Vorsatz ahnten, verhinderten ihn gewaltsam an dessen Ausführung. De Launay, der unter den jetzigen Umständen keinen andern Ausweg sah, erbot sich, während das beiderseitige Feuer eine Zeit lang schwieg, nun selber zur Eingehung einer Kapitulation, deren Entwurf er sofort in Ermangelung eines Tisches auf seinen Knieen zu Papier brachte. Dieses Schriftstück wurde dann auf einer Degenspitze den in dem zweiten Schloßhofe befindlichen Freischärlern hinausgereicht, die es dann weiter an die vor der Feste befindlichen Leiter des Aufstandes, behufs der Erklärung über Annahme oder Ablehnung, befördern sollten. Aber während nun viele Personen den Ueberbringer des Entwurfes umdrängten, um letzteren zu lesen, trat eine jener Zufälligkeiten ein, wie sie bei ähnlichen Vorfällen schon öfter unerwartete Umschwünge veranlaßt haben. Obwohl nämlich schon längere Zeit Waffenruhe herrschte, wurde, ohne daß je die eigentliche Veranlassung hiervon zu ermitteln gewesen ist, plötzlich noch ein Kartätschenschuß von der Festungsterrasse abgefeuert, welcher eine große Anzahl von Parisern tödtete und verwundete. Die kaum etwas beschwichtigte Wuth des Volkes steigerte sich nun in solchem Grade, daß die vor dem Haupteingange Versammelten, ohne sich weiter um die Kapitulation, um eine mögliche Explosion oder sonstige Gefahren zu kümmern, nicht zu hunderten, sondern zu tausenden in die nicht mehr gesperrten Höfe stürzten, wo sie die Garnison mit offenen Armen empfing. So wurde die Bastille ohne Kapitulation mit Sturm genommen. Anfänglich fielen einige Soldaten den wüthenden Eindringlingen zum Opfer. Bald aber gelang es den Volksführern Elie und Hulin vorläufig wenigstens weitere Blutthaten zu verhindern. Die Erbitterung des Volkes richtete sich

besonders gegen die Schweizer. Diesen aber gelang es unbemerkt zu entkommen, indem sie graue Leinwandkittel anlegten, die ihnen das Aussehen von Hausdienern oder gemeinen Gefangenen gaben.

Die Eroberer der Bastille ließen eines ihrer ersten Geschäfte sein, die noch in der Feste detinirten acht Gefangenen zu befreien. Infolge ausgestandener langer Gefangenschaft war einer derselben, White genannt, wahnsinnig, ein anderer, namens Tavernier, stumpfsinnig geworden.

Im weiteren Verlaufe des Tages begaben sich die Volkskämpfer in endlosem, abenteuerlichem Aufzuge nach dem Stadthause, um daselbst die erbeutete, königliche Flagge der Bastille abzuliefern. Der Gouverneur de Launay und der allgemein hochgeachtete Platzmajor de l'Ormes wurden als Gefangene ebenfalls mit dahin gebracht. Hulin, der Anführer des Zugs, welcher einsah, daß das Leben de Launays aufs äußerste gefährdet war, da hunderttausende dessen Tod begehrten, suchte im Verein mit einigen seiner Freunde ihn zu beschützen. Dies gelang jedoch nur so lange, bis der Zug auf den Platz des Stadthauses einlenkte. Hier erwartete die Bastillenstürmer eine dichtgedrängte Menge wildaussehender Männer, bewaffnet mit Säbeln und Piken, deren Haltung darauf schließen ließ, daß sie es lediglich auf Mord und Plünderung abgesehen hatten. Dieser Rotte gelang es, die wohlwollenden Stürmer, welche bis dahin über die Sicherheit der beiden gefangenen Offiziere gewacht hatten, von ihren Schützlingen abzudrängen. Als nun de Launay, im Begriff, die Stufen zum Stadthause hinaufzusteigen, strauchelte und zu Falle kam, fielen sofort eine Anzahl Bewaffnete über ihn her, tödteten ihn und befestigten sein vom Rumpfe getrenntes Haupt auf eine Lanzenspitze. Der Major de l'Ormes erfuhr ein gleiches Schicksal. Der Vorstand der Kaufmannsinnung de Fleßelles, welchem man Schuld gab, daß er den Gouverneur der Bastille schriftlich zu hartnäckigem Widerstande gegen die Volksbewegung aufgefordert habe, wurde bei seinem Erscheinen auf dem Vorplatze des Stadthauses durch einen aus der Menge auf ihn abgefeuerten Pistolenschuß niedergestreckt. Auch sein Kopf wurde auf eine Pike gesteckt und gleich denen der beiden ermordeten Offiziere in den Pariser Straßen umhergetragen.

Nach diesen Scenen der Volksbewaffnung, des Tumultes, Kampfes und der Rache trafen die Pariser noch an demselben Abend Vorkehrungen, um sich gegen einen nächtlichen Ueberfall seitens der königlichen Truppen zu sichern, den man nach dem Inhalt aufgefangener Briefe befürchten zu müssen glaubte. Allein obwohl der die um Paris zusammengezogene Armee befehligende Marschall von Broglie mit unbeschränkter Vollmacht versehen gewesen sein soll, wurde von der Regierung nicht die mindeste entschiedene Maßregel ergriffen. Andererseits gelang hervorragenden Männern die schwierige Aufgabe, das aufgereizte Volk zu beruhigen und von weiteren Gewaltthaten abzuhalten. Der allgemeinen Volksstimmung trug man dadurch Rechnung, daß schon wenige Tage nach dem stattgehabten

Bastillensturm mit der Niederreißung und Einebnung der alten Zwingburg begonnen wurde. Die im Jahre 1830 auf dem Platz der vormaligen Bastille errichtete Gedenksäule (Julisäule) enthält unter anderm ein Verzeichniß von 654 Personen, welche bei der Erstürmung mitgewirkt haben. Doch sollen die betreffenden Angaben weder vollständig noch zuverlässig sein.

Die Kunde von der erfolgten Einnahme der Bastille erregte, obschon man die Tragweite dieses Ereignisses damals noch nicht zu übersehen vermochte, in ganz Europa das größte Aufsehen. Namentlich staunte man darüber, daß dieser Erfolg, ungeachtet der mangelhaften Bewaffnung der Angreifer, verhältnißmäßig so rasch errungen worden war. Fast noch unbegreiflicher aber, als dieser Sieg, erscheint der von der französischen Regierung der damaligen Volksbewegung gegenüber gezeigte Mangel an Thatkraft. Da der von verschiedenen Seiten unheilvoll beeinflußte König Ludwig XVI. zu Gewährung beruhigender Zugeständnisse nicht geneigt war und durch Zusammenziehung einer erheblichen Truppenmacht um Paris deutlich die Absicht an den Tag legte, etwaige Ausschreitungen des Volkes mit Gewalt niederhalten zu lassen, so konnte man angesichts der unzweideutigen Vorboten baldiger Zusammenstöße von dem mit dem Oberbefehl über die zusammengezogenen Truppen betrauten Marschall von Broglie als geringstes Maß alltäglicher Vorsicht wohl erwarten, daß er den unteren Führern seines Heeres für den Fall ausbrechender Unruhen ihr Verhalten und ihre ersten Bewegungen thunlichst vorgezeichnet haben werde. Dies scheint jedoch keineswegs geschehen zu sein. Außerdem würde, wären wirklich die um Paris kantonnirenden Truppen durch den Angriff des Volkes auf die Bastille völlig überrascht worden, nichts natürlicher gewesen sein, als, daß diejenigen Abtheilungen, welche Paris nahe genug umstanden, um den daselbst erschallenden Kanonendonner zu vernehmen, ohne besondern Befehl schleunigst nach derjenigen Richtung hin abmarschirt wären, von woher der Kanonendonner ertönte, um ihre dort vermuthlich mit Aufständischen kämpfenden Kameraden zu unterstützen. Die Geschichte meldet aber von so einem Versuche nichts und die Truppen scheinen, während um die Bastille gekämpft wurde, völlig unthätig geblieben zu sein. Dem französischen Adel, in dessen Händen sich damals die Oberleitung der Bourbonischen Armee befand, schien eben zu jener Zeit die Thatkraft völlig abhanden gekommen zu sein, und diesem Umstande dürfte es daher auch zuzuschreiben sein, daß die an und für sich tüchtigen und tapferen französischen Truppen dem wankenden Königsthrone im weiteren Verlaufe der Revolution so geringen Schutz gewährt haben.





New-Orleans.

Eine Skizze von L. Sch.

Es ist im allgemeinen nicht schwierig, eine amerikanische Stadt so zu beschreiben, daß sich auch ein Fremder ein Bild davon machen kann.

Die sich rechtwinklig schneidenden Straßen, die einförmige amerikanische Architektur, die einander gleichenden öffentlichen Gebäude sowie die nach ein und demselben Muster errichteten Kirchen und Schulen verleihen den amerikanischen Städten etwas eintöniges, so daß, wenn nicht gerade topographische Seltenheiten der fraglichen Stadt ein besonderes Aeußere geben, dieselbe mit einigen scharfen Umrissen zu zeichnen ist.

Mehr Mühe verursacht dies schon bei Städten, deren Geschichte bis in die Zeit der Kolonisation oder noch weiter zurückreicht, aber selbst Städte wie Boston und New-York lassen sich mit wenigen Worten beschreiben.

Gleichwohl giebt es eine Stadt in den Vereinigten Staaten, von welcher man behaupten möchte, daß sie jeder Beschreibung spottet und von der man sich erst eine richtige Vorstellung machen kann, wenn man sie mit eigenen Augen gesehen, darin gewohnt, die Straßen, Gassen und Parkanlagen durchwandelt und dabei sorgfältig auf alles geachtet hat — dies ist New-Orleans.

Bald glaubt man in Italien oder im südlichen Frankreich, bald wieder im spanischen Amerika zu sein, um einige hundert Schritte weiter durch eine moderne amerikanische Straße allen romantischen Illusionen wieder entrückt zu werden. Der Gesammteindruck ist ein unbeschreibliches Chaos von spanischer Romantik, französischer Liebenswürdigkeit, amerikanischer Langweiligkeit und, nicht zu vergessen — schmutziger Negerwirthschaft.

New-Orleans hat auch seine Geschichte, und zwar eine recht interessante, romantisch angehauchte Geschichte, die in der Zeit beginnt, wo John Law seinen großartigen finanziellen Operationen — oder besser gesagt

Schwindeleien — durch die Louisiana- und Mississippi-Kolonien einen schönfärbigen Hintergrund zu geben suchte, von der Zeit, wo ganz Frankreich mit den wunderlichen Flugschriften überschwemmt ward, in denen die Kolonien in hochtrabendem Reklamestil als ein Paradies, ein wahres Schlaraffenland, geschildert werden.

Die französische Compagnie sandte zu Anfang des Jahres 1718 drei Schiffe mit allerhand Abenteurern nach den Kolonien, welche im März im Mississippidelta landeten. Sie hatte den Kanadier Bienville, der durch langjährigen Aufenthalt den Landstrich genau kannte, zum Gouverneur der neuen Kolonie Louisiana ernannt, und dieser begann sogleich einen zum Mittelpunkte der Kolonie geeigneten Platz auszuwählen. Mit richtigem Blick in die Zukunft entschied sich Bienville für die Stelle am Mississippi, wo jetzt New-Orleans liegt. Das Terrain war mit dichter Waldung bedeckt, und von fünfzig Mann ließ er im März 1718 ein Stück ausroden, worauf er, ungeachtet des sehr morastigen Bodens und des ungesunden Fieberklimas, einige Blockhäuser erbaute, die den Anfang des heutigen stolzen New-Orleans bildeten. Bienville schaute weit in die Zukunft; gleichwie der Jesuitensendling Lasalle gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Wichtigkeit der Mississippithäler im allgemeinen als Handelsstraße erkannt hatte, fühlte auch jetzt Bienville, daß das untere Mississippithal das südliche Zentrum dieses großen Handelsweges werden mußte. Nicht unerwähnt möge hier die Legende bleiben, daß bei der Gründung der Stadt von den Eingeborenen nur ein alter indianischer Wahrsager zurückblieb, der in prophetische Verzückung gerieth und in geheimnißvoller Weise dem Gouverneur Bienville die einstige Größe und Herrlichkeit seiner Gründung vorhersagte.

Zunächst ging es der neuen Hauptstadt nicht besonders glücklich, die trotz des anfänglichen Widerspruchs der Kolonialregierung im Jahre 1723 offiziell zum Sitze der Verwaltung proklamirt wurde. In den ersten Jahren wurde die Kolonie durch einen schrecklichen Sturm und eine Ueberschwemmung gänzlich verwüstet. Dennoch wich Bienville nicht vom Platze und damals bestand New-Orleans, welches seinen Namen nach dem Regenten von Frankreich, dem Herzog von Orleans trägt, aus ungefähr hundert sehr primitiven Hütten und etwa dreihundert Einwohnern. Die ersten Jahre nahm die Niederlassung sehr langsam zu, was vielleicht theilweise seinen Grund darin hatte, daß im Jahre 1724 der unzweckmäßige Befehl erlassen wurde, daß bloß der katholische Gottesdienst geduldet werden sollte und Juden überhaupt nicht zugelassen würden. Auch die häufigen Ueberschwemmungen, unter denen die Stadt zu leiden hatte, verhinderten ein schnelles Emporblühen, und schon damals sah Bienville die Nothwendigkeit einer Vergrößerung der Mississippimündungen ein, doch wiewohl bereits im Jahre 1723 der Ingenieur Ponger erklärte, in der Ausführung dieses Werkes keine Schwierigkeit zu erkennen, ist dasselbe erst in unseren Tagen zustande gekommen.

Im Jahre 1762 traten die Franzosen Louisiana an Spanien

ab, 1769 kam es indessen wieder an Frankreich zurück. Anfangs dieses Jahrhunderts gelangte die Kolonie aufs neue in spanischen Besitz, doch nur auf kurze Zeit, denn 1803 ward sie von den Franzosen an die Vereinigten Staaten verkauft. New-Orleans war schon damals eine blühende Stadt von mehr denn 100,000 Einwohnern, und als südliche Handelsstadt der Vereinigten Staaten entwickelte sie sich nun mit erstaunlicher Schnelligkeit. In sehr mißliche Umstände gerieth die Stadt während des englisch-amerikanischen Krieges von 1812. Im Jahre 1814 versuchte die englische Flotte die Südstaaten anzugreifen und die Armee des englischen Generals Pekenham beabsichtigte New-Orleans mit Sturm zu nehmen und zu zerstören. General Andrew Jackson aber, die mythisch gewordene Heldenfigur aus jener Periode der Geschichte der Vereinigten Staaten, eilte der bedrängten Stadt zu Hilfe und schlug am 8. Januar 1815 das brittische Heer so vollständig, daß nur ein armseliger Ueberrest auf den Schiffen nach England flüchten konnte.

Das heutige New-Orleans ist also die Haupt- und die bedeutendste Stadt des Staates Louisiana und der wichtigste Platz des ganzen Südens. Sie erstreckt sich im Süden des mit dem Golf von Mexiko in Verbindung stehenden Meeres von Pontchartrain längs der beiden Ufer des Mississippi. Der Einwohnerzahl nach ist sie die zehntgrößte Stadt der Vereinigten Staaten und hatte bei der letzten Zählung 220,000 Seelen. Ursprünglich lag die Stadt auf dem linken Ufer des Stromes, an der konvexen Seite einer halbkreisförmigen Krümmung desselben. Infolge dessen erhielt sie den Namen „Crescent City“ (Halbmondstadt), diese Bezeichnung paßt jedoch jetzt nicht mehr, weil die Stadt sich nicht allein an der andern Seite der Krümmung, sondern auch an beiden Seiten der folgenden halbkreisförmigen Biegung ausgebreitet und dadurch die Gestalt eines riesigen S angenommen hat.

Die Stadt ist überaus geräumig gebaut und nimmt trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Einwohnerzahl die enorme Fläche von 105 englischen Quadratmeilen ein, während z. B. Philadelphia mit einer viermal so großen Bevölkerung nur einen Flächenraum von kaum 100 englischen Quadratmeilen hat.

In den Sommermonaten ist New-Orleans ein sehr gefürchteter Ort und steht, was die gesundheitlichen Verhältnisse anbelangt, in einem üblen Rufe; es ist aber besser als sein Ruf, denn nur wenn aus den tropischen Ländern Epidemien, das gelbe Fieber u. s. w. eingeschleppt werden, ist es dort gefährlich, während im Durchschnitt der Gesundheitszustand der Bevölkerung ein normaler ist und Krankheiten wie Dyphtheritis, Typhus und Malaria, welche infolge eines mangelhaften Kanalisationssystems, schlechter Wasserleitungen und verdorbener Luft entstehen, daselbst nur selten auftreten. Die ebene Lage von New-Orleans sowie der Umstand, daß das Niveau der Stadt niedriger ist, denn das des Flußes bei mittlerem Wasserstande, bilden eine Schattenseite dieses Platzes, es ist indessen Aussicht vorhanden,

daß binnen kurzem durch eine zweckentsprechende Kanalisation und das Erhöhen der Deiche, sowohl die von dem stagnirenden Wasser in den Straßen ausgehende Gefahr für die Gesundheit, als auch die Last der regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen beseitigt, oder wenigstens auf ein Minimum reduzirt werden wird.

Die Hauptschlagader in New-Orleans ist die Kanalstraße; hier konzentrirt sich in gewissem Sinne der Schwerpunkt des Verkehrs, auch trennt diese Straße die Ober- oder Neustadt von der Unter- oder Altstadt. Die Oberstadt bildet das recht langweilige amerikanische, die Unterstadt das wichtige Viertel der Kreolen.

Wie bereits erwähnt ist es beinahe unmöglich, eine alles veranschaulichende Beschreibung von New-Orleans zu liefern, weil es die Stadt der Gegensätze ist.

In keinem zweiten Orte Amerikas ist der Charakter des Altfränkischen und Romantischen so treu bewahrt und in so direkten Gegensatz mit dem Neuen gebracht, wie hier. Die alte, noch aus der französischen und spanischen Zeit stammende „City“, welche ursprünglich von einer Mauer umgeben war, enthält schmale Straßen und kleine Häuser, aber nichtsdestoweniger herrscht in dieser Gegend viel Lebendigkeit und die wichtigsten Gebäude, wie die berühmte Kathedrale, der alte spanische Gerichtshof, der französische Markt, die französische Oper und andere Sehenswürdigkeiten, die Münze, das Zollcomptoir, das alte Ursulinerkloster (jetzt das erzbischöfliche Palais), die größten Handelsgeschäfte und viele Häuser von geschichtlicher Berühmtheit trifft man dort an. Der ganze Stadttheil macht den Eindruck entschwundener Größe und ist nur interessant in seinem malerischen Verfall. Jenseits der „City“ schließt sich, wie ein Straßenpark, mit kleinen, abgesondert stehenden, von niedlichen Gärten umgebenen Häusern, das eigentliche Quartier der kreolischen Bevölkerung an, das sogenannte französische Stadtviertel. Die Bauart der alten Wohnungen der Kreolen erinnert lebhaft an Italien und den Süden von Frankreich; zu den Eigenthümlichkeiten derselben gehören das überall angebrachte kunstvoll geschmiedete eiserne Gitterwerk vor den Balkonen, den Fenstern und um die terrassenförmigen Gärten. Alles ist mit frischem Grün und Blumen bewachsen, und wenn man im März oder April die Stadt besucht, fühlt man sich unwillkürlich gedrungen, New-Orleans, die Stadt der Rosen, oder das amerikanische Schiras zu nennen. Man erblickt dann nichts als Rosen, von den Fenstern der Häuser, auf den Veranden, längs des Gitterwerks; jedes weibliche Wesen trägt ein Rosenbouquettchen am Busen oder im Gürtel, jeder Herr eine Rose im Knopfloch oder im Mund. An die Damen werden große Körbe voll abgeschnittener Rosen gesandt und gefeierte Künstlerinnen auf der Bühne unter Rosenbouquetten, Körbchen mit Rosen, ja sogar ganzen Rosenstöcken beinahe begraben. Rosen klimmen an den Häusern, an den Säulen der Veranden, am Gitterwerk und den Terrassen, selbst an den Bäumen in den Gärten und auf den Straßen empor, und wenn die kreolische Bevölkerung nur ein

wenig mehr Handelssinn und Unternehmungsgeist besäße, würde sie unzweifelhaft aus der Rosenkultur durch Anfertigung wohlriechender Oele Vortheil ziehen. Uebrigens findet man auch in dem modernen amerikanischen Stadttheile dergleichen Straßen mit kleinen, von Gärten umgebenen Villen, die bloß neuer aussehen und den romantischen Anstrich des langsamen Verfalls entbehren. Einen eigenartigen Charakter zeigen ferner die Straßen mit den kleinen, einstöckigen spanischen Häusern, welche meistens von Negern bewohnt werden.

Obgleich in den letzten Jahren die Eisenbahnen einen großen Theil des Gütertransports an sich gezogen haben, bilden die breiten Quais an beiden Ufern des Flusses doch noch stets den Mittelpunkt eines sehr regen Verkehrs und die lange Reihe stolzer Dampfboote, das Laden und Löschen, die am Ufer aufgestapelten Waaren, die großen Haufen von Baumwollenballen und Tabaksfässern, die schwarzen Quaiarbeiter u. s. w. bieten dem Beschauer ein höchst anmuthiges Bild in bunter Farbenpracht und beständiger Abwechselung.

Eigenartig und absonderlich wie die Stadt selbst ist auch das Leben darin. New-Orleans liegt fast ganz isolirt und infolge dessen hat sich die Individualität der verschiedenen Rassen, welche die Bevölkerung der Stadt ausmachen, ziemlich unverfälscht erhalten, das Eigenartige der Lebensweise ist jedoch ebenso schwer zu schildern, wie das Aussehen der Stadt. Der Grundzug ist unzweifelhaft die französische Lebhaftigkeit und vor dem Kriege, als die reichen Pflanzer aus dem Süden noch die Wintermonate in New-Orleans zubrachten, war es vielleicht die lustigste, lebhafteste und leichtsinnigste Stadt der Vereinigten Staaten. Damals gab das kreolische Element den Ton an und französische Bildung und Lebensanschauung kennzeichneten dasselbe. Die Kreolinnen sind wegen ihrer eigenartigen Schönheit und ihres aparten Wesens berühmt, das eine Mischung von französischer Lebendigkeit mit südländischer Träumerei und Unempfindlichkeit ist.

Die Kreolenmädchen aus den vornehmen Ständen werden in französischen Schulen und Klöstern erzogen, und wenn sie dann in die Welt eintreten, vereinigen sie ausgelassene Lebenslust mit sittlichem Ernst, die Sucht nach dem Genuß weltlicher Freuden mit einem ernsten kirchlichen Sinn.

Der Kreole selbst hat einen mehr oder weniger verschlossenen Charakter, er ist als Geschäftsmann sehr zurückhaltend, ohne Unternehmungsgeist und ein hartnäckiger Feind aller Neuerungen. Daher ist es kein Wunder, daß die amerikanischen Kaufleute sich schon längst des Handels bemächtigt und die Kreolen allmählich in den Hintergrund gedrängt haben. Wenn sich auch jetzt noch ein Theil des Handels in den Händen der Kreolen befindet, so läßt sich doch voraussehen, daß die Amerikaner nicht stehen bleiben, sondern die Kreolen immer mehr beiseite schieben werden. Die nationalen Eigenthümlichkeiten der Amerikaner sind aber hier infolge des tropischen Klimas und der Berührung mit den Kreolen fast gänzlich



verwischt. Der Amerikaner in New-Orleans hat das rastlose, allein an sein Geschäft denkende, geldgierige Wesen des nördlichen Yankee abgelegt, er ist geselliger, angenehmer im Umgang, besitzt eine freiere Lebensanschauung, ohne jedoch die Untugenden der kreolischen Rasse dabei anzunehmen, und wenn auch das amerikanische Element das Kreolische im Laufe der Zeit völlig verdrängen sollte, wird doch das amerikanische New-Orleans einen ganz andern Charakter behalten, wie Boston, Chicago oder San Francisco.

Die Blütezeit der Stadt ist längst entschwunden; das war die Zeit vor dem Kriege, als die Pflanzer das Geld, welches sie durch den Schweiß ihrer Sklaven erworben hatten, in tollem Uebermuth in dem fröhlichen New-Orleans verjubelten.

Es war eine ritterliche Gesellschaft, diese südlichen Sklavenbarone, lebenslustig, übermüthig, voll Stolz und Ritterlichkeit und im „Code d'honneur“ äußerst erfahren. Zu jener Zeit spielten noch die Quadronen und Oktronen, Frauen von bezaubernder Schönheit, die aber in der Gesellschaft nicht volle Rechte besaßen, weil ihr feuriges Blut ein wenig mit schwarzem Blut vermengt war, eine bedeutende Rolle. Im französischen Viertel zeigt man noch ein großes, stattliches Gebäude — jetzt eine Schule für schwarze Waisenkinder, die durch schwarze Nonnen geleitet wird — worin während der goldenen Tage die berühmten „Cordon bleu-Bälle“ gefeiert wurden.

Nicht selten kam es vor, daß hier die heißblütigen Südländer in Streitigkeiten geriethen, die entweder auf frischer That um die Mitternachtsstunde auf dem in der Nähe belegenen Platze hinter der Kathedrale, oder tags darauf auf dem berühmten Duellterrain „Unter den Eichen“ im Parke nördlich von der Stadt, nahe beim Meere von Pontchartrain, ausgefochten wurden. Gegenwärtig sind die Pflanzer ruhiger gestimmt, der Krieg hat sie lahm gelegt, die Schwarzen sind frei und Menschen geworden und das Leben hat dadurch ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Die Negerbevölkerung, welche ungefähr den vierten Theil der Einwohner ausmacht, hat sich übrigens durch die Emanzipationsakte, die sie zu freien Menschen machte, nicht auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben vermocht, es ist eine dumme, unverschämte Rasse, faul und lügenhaft, nichtsnutzig und schmutzig. Bezeichnend ist der abergläubische Zug in ihrem Charakter. Während des Erdbebens, welches im Jahre 1887 Charleston verwüstete, hatten die dortigen Neger den Verstand vollständig verloren, denn sie meinten nicht anders, als das Ende der Welt stände bevor, und als im vergangenen Sommer ein Wetterprophet auf einen bestimmten Tag ein Erdbeben für New-Orleans ansagte, war es hier mit den Negern, welche die größten Verkehrtheiten begingen, kaum zum aushalten.

Wie man mit Rücksicht auf den Ursprung der kreolischen Bevölkerung nicht anders erwarten kann, ist der Katholizismus in New-Orleans die vorherrschende Religion; mit den Amerikanern sind natürlich auch andere Sekten hierher gekommen, es besteht indessen eine sehr große Verträglichkeit und es ist nichts ungewöhnliches, daß

bei einem Katholikenbazar, einem „Foci“, wie man hier sagt, protestantische Damen ihren katholischen Freundinnen hilfreich zur Seite stehen, und umgekehrt. Die Kreolen sind aufrichtig, fromm und gottesfürchtig, die alte Kathedrale ist bei jedem Gottesdienste so voll als möglich, und wer sich eine Vorstellung von ihrer Pietät machen will, darf sich nur nach dem romantisch gelegenen katholischen Kirchhofe, dem Campo Santo der heiligen Dreifaltigkeit, begeben und in die dort befindliche St. Rochus-Kapelle treten. Auf dem Altar dieser Kapelle ist ein Bildniß des heiligen Rochus, eines Heiligen, der hauptsächlich bei ansteckenden Krankheiten wie Pest, gelbem Fieber, Cholera u. s. w. angerufen wird. Diesem Bilde wird eine wunderthätige Kraft zugeschrieben und die Kapelle ist voll von Geschenken, die aus Erkenntlichkeit für die durch den Heiligen in Form übernatürlicher Genesungen verrichteter Wunder gewidmet wurden.

In dieser Kapelle kann man die Gläubigen aus innerster Ueberzeugung beten sehen und der Glaube an die wunderbare Kraft des Heiligen ist so stark, daß selbst Protestanten sich an ihn wenden und, nach den aufgehangenen Geschenken zu urtheilen, ist der Heilige duldsam genug gewesen, um selbst Andersgläubige gesund zu machen. Auf diesem Kirchhofe werden die Todten in Leichenhäuser beigesetzt und nicht in die Erde bestattet, weil der Boden in der ganzen Gegend so naß und feucht ist, daß es absolut unmöglich sein soll, ein trockenes Grab aufzuwerfen. Aus diesem Grunde kennt man auch in New-Orleans keine Keller und daher kommt es denn, daß es auf den Höfen oft wie in einer Rumpelkammer aussieht, weil alles alte Gerümpel dort aufgestapelt wird.

Aeußerst unterhaltend ist es, durch die Straßen von New-Orleans zu schlendern, denn keine andere Stadt ist so reich an charakteristischen Gemälden und originellen Typen. Im Kreolenviertel sind es die Straßen selbst, die eigenthümliche Bauart, die hübschen Gärten, die Balkons und Veranden mit den bezaubernden Kreolinnen und — ein Blick auf den Hof, was hinlängliche Abwechselung bietet. Der Quais mit ihrem wogenden Gedränge haben wir schon gedacht, aber in welchen Stadttheil man auch gelangt, in das bunte Gewühl des französischen Marktes oder in ruhigere Gegenden, bei jedem Schritte fällt dem aufmerksamen Beobachter etwas fremdes ins Auge, bald einer der absonderlichen, mit Maulthieren bespannten Frachtwagen, die zum Transporte der Baumwolle gebraucht werden, bald ein auf einer zweirädrigen Karre in Schlaf versunkener Neger, der auf Bestellung wartet, oder eine behäbige dicke Negerin, bald wieder ein würdiger Vertreter des „Solid South“, welcher sich mit hochrothem baumwollenem Regenschirme gegen die Sonnenstrahlen schützt, ein Kuchenverkäufer, ein am Quai auf einem Haufen von Gütern schlummernder Neger, dann ein Mann, welcher mit der größten Gewandtheit verschiedenerlei Geräthschaften auf dem Kopfe balancirt und dazu am Arme einen schweren Korb trägt, hier ein an einer Ecke stehender blinder Mann mit einem mageren Hunde, dort eine kräftige Negerin, die einen schwer beladenen Korb

mit größter Leichtigkeit auf dem Haupte balancirt, blinde Bettler an den Thüren der Kirchen, schwarze Nonnen, nicht allein schwarz gekleidet, sondern auch dunkel von Gesicht, dies alles hat etwas eigenartiges für einen Bewohner nördlicher Gegenden.

Ob New-Orleans sich noch großartiger entfalten wird, muß die Zukunft lehren. Wenn auch durch die Ausbreitung des Eisenbahnnetzes im Süden der überseeische Gütertransport merklich abgenommen hat, so bürgt doch die geographische Lage der Stadt dafür, daß dieselbe jederzeit ein bedeutender Handelsplatz bleiben wird.

Abgesehen hiervon aber besteht die ganze Umgegend von New-Orleans aus einem sehr fruchtbaren Alluvium, das nur zu naß ist; es bedarf jedoch nur einer geschickten Drainirung, um die ganze Strecke zwischen der Stadt und dem Meere von Pontchartrain in einen fruchtbaren Garten zu verwandeln, dann wird neben dem Handel auch der Ackerbau, welcher jetzt im ganzen südlichen Theile von Lousiana brach liegt, eine große Rolle spielen.

Wie dem auch sei, New-Orleans ist und bleibt nicht allein eine der anziehendsten, sondern auch der wichtigsten Städte der Vereinigten Staaten —: die Metropole des ausgedehnten, sonnigen Südwesten.

Dichter und Dichterling.

Ein Dichter und ein Dichterling
Lustwandelten im Thale,
Es lag die weite duftige Au
In schimmerndem Mondenstrahle.

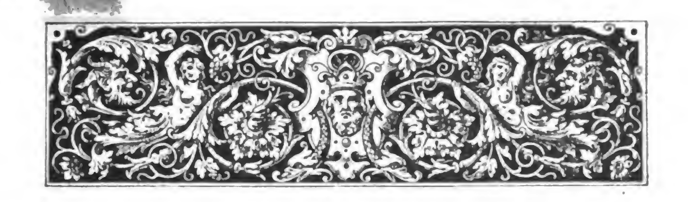
Waldblumen neigten verstohlen sich,
Liebtraute Vöglein sangen,
Die Wipfel rauschten leisen Gruß
Und muntre Bächlein sprangen.

Und jede Wonne der Lenzesnacht
Hat sich dem Dichter erschlossen;
Das Auge starr, die Liebe stumm
Hat er den Zauber genossen.

Indessen flickte der Dichterling,
Die Situation benutzend,
Zu einem Frühlingsnachtpoem
Zusammen der Strophen ein Dutzend.

D. Saul.





Sozialismus und Naturwissenschaft.

Von Dr. med. Simon Scherbel-Lissa.

Wie die Abstammungslehre oder der Darwinismus der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts das Gepräge giebt, so wird der Sozialismus der Kulturgeschichte, der Lehre von der gesellschaftlichen und staatlichen Entwickelung dieses und der folgenden Jahrhunderte, einst den Stempel aufdrücken. Ebenso wenig freilich wie die Descendenztheorie, der Minerva gleich, die dem Haupte des Jupiter entsprang, von Darwin zuerst entdeckt worden ist, ist die Sozialdemokratie ein Kind der Neuzeit. Darwin hat nur die Ideen weiter fortgeführt, entwickelt und mit seltener Folgerichtigkeit und Kühnheit in ein System gebracht, die ein Lamarck, ein Goethe u. a. bereits vor ihm ausgesprochen haben, und dieses Verdienst der Bahnbrecher haben eben auch nur Engels, Marx und Lassalle, denn sie stehen auf den Schultern eines St. Simon, eines Fourier u. s. w., welche nicht dahin gelangt waren, die vollen Konsequenzen ihrer kommunistischen Lehren zu ziehen.

In diesem Sinne also können beide revolutionären Erscheinungen, der Darwinismus und der Sozialismus, als Produkte unseres Jahrhunderts angesehen werden; und wie jener die bisherigen biologischen, theologischen und philosophischen Anschauungen vollständig umzuwandeln droht und viele Geister, die sich durch lange Zeit skeptisch verhielten, zu seiner Fahne heranzieht, so gewinnt die Sozialdemokratie immer mehr Anhang und Verbreitung, begünstigt und gefördert durch die allgemeine soziale Misere und durch das Entgegenkommen, welches ihre Prinzipien vonseiten der Regierungen in den sogenannten „staatssozialistischen" Maßnahmen und Einrichtungen finden.

Es ist vielleicht nicht genügend bekannt, daß der Sozialismus, um nicht allein die Massen, deren Gefolgschaft ja durch die bekannten Losungsworte nicht schwer zu erlangen ist, sondern auch die

höher stehenden Klassen der Gesellschaft für sich zu gewinnen, eine Stütze bei der Entwickelungslehre Darwins gesucht hat. Man kann sagen, daß sich gewissermaßen die Extreme berührten, wenn auch die Darwinisten den Kommunismus gleichsam wie einen unliebsamen Freund abzuschütteln suchten. Allerdings erhoffen die Jünger Darwins von der allgemeinen Annahme der Descendenztheorie und besonders von ihrer Aufnahme in den Schulunterricht, anstatt der bisherigen traditionellen Lehren, auch eine allmähliche heilsame Umgestaltung der gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse. „Der Sieg des Darwinismus wird“, wie Häckel sagt, „nicht nur zur weiteren fortschreitenden Entwickelung und zur sittlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechts beitragen, sondern auch von den weittragendsten sozialen Folgen sein“ und „wenn“, wie Rastel meint, „Politik, Moral, Rechtsgrundsätze, welche jetzt noch aus allen möglichen Quellen gespeist werden, nur den Naturgesetzen entsprechend gestaltet werden, dann wird das menschenwürdige Dasein, von welchem seit Jahrtausenden gefabelt wird, endlich zur Wahrheit werden.“

Doch ist aus allen Andeutungen der Darwinisten zu erkennen, daß ihr „Staat der Zukunft“ von den sozialdemokratischen Phantasiegebilden himmelweit entfernt ist.

Weniger Marx selber, als seine Anhänger, besonders Leopold Jacoby, haben den Versuch gemacht, die soziale Entwickelung und ihre Spitze, das sozialdemokratische Ideal, mit der Entwickelung der Natur in einen logischen Zusammenhang zu bringen.

„Darwin und Marx“, heißt es im „Volksstaat“, einer kommunistischen Zeitschrift, „sind durch tiefe geistreiche Forschung auf gänzlich verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten zu Resultaten gelangt, die, für die Menschheit von größter Wichtigkeit, zugleich einander nahe verwandt, sich gegenseitig stützen und ergänzen.“

Sehen wir nun zu, wie die Sozialisten dies im einzelnen zu begründen suchen. Sie behaupten also zunächst, daß es in der Thierwelt Einrichtungen giebt, die an das sozialistische Princip anklingen und daß, wenn der Mensch lediglich als eine höher entwickelte Thierstufe betrachtet wird, die Einführung sozialistischer Gesellschaftsformen für die Menschheit nur natürlich und folgerichtig sei.

Allein die meisten Thiere arbeiten einzeln für sich, sie sammeln, mit geringen Ausnahmen, nicht in Scheunen, und nur in den höheren Thierklassen finden wir Vergesellschaftung in Bezug auf die Arbeit, sowie Sorge der Eltern für die Zukunft der Nachkommen. Oskar Schmidt weist darauf hin, daß das gemeinschaftliche Jagen der Wölfe behufs Nahrungserwerbes, ebenso die Koloniebauten der Biber, die Massennester der Republikanervögel nur durch den Egoismus der einzelnen bedingt sind, und daß das gemeinsame Weiden der Heerdenthiere aus dem Schutzbedürfnisse jedes Individuums entspringt, daß dagegen dieser trügerische Schein sozialistischer Einrichtungen bei der niedern Thierwelt fehlt; denn hier werden durch die Fortpflanzung mittels Knospen, welche in Verbindung mit dem

Mutterthier bleiben, wirkliche Gesellschaften hergestellt, so daß also hier in der That eine gewisse Art von Kommunismus vorhanden ist. Das Einzelindividuum des Polypenstockes genießt nicht nur den Schutz der Sicherheit gegen mechanische Unbilden in dem von allen für alle abgesonderten Stocke, sondern es wird auch, wenn ihm seine örtliche Stellung im Stocke für die Nahrungsaufnahme nicht günstig ist, aus dem gemeinschaftlichen Nahrungskanal gespeist, in welchen der Ueberschuß der Einzelproduktion fließt. Eine noch komplizirtere sozialistische Einrichtung mit streng durchgeführter Theilung der Arbeit zeigen die Röhrenquallen. Also je niedriger die Gruppen in der Thierwelt stehen, bei denen der Kommunismus eingeführt ist, um so ausgeprägter ist er: die höheren Thiere huldigen nur scheinbar sozialistischen Tendenzen. Wenn daher die Sozialdemokratie sich auf Beispiele aus dem Thierleben beruft für die Verwirklichung ihrer Ideen, so verlangt sie damit gewissermaßen nicht einen Fortschritt, sondern einen Rückschritt in der Entwickelung.

Die soziale Entwickelung wird ferner von den Führern der sozialdemokratischen Partei als eine mit innerer Nothwendigkeit sich vollziehende Vervollkommnung nach einem bestimmten Ziele hin dargestellt und darin gleiche sie der Naturentwickelung, die in unbewußtem, aber unaufhaltsamem Drängen von der unorganischen bis zur organischen Natur und in der letzteren von den am tiefsten stehenden Organismen bis zu den hochentwickelten Thierklassen und schließlich bis zum Menschen, der Krone der „natürlichen Schöpfung", geführt hat, wie dies ja der Kern der darwinistischen Theorie ist. Dieses würde richtig sein, wenn uns in der geschichtlichen Entwickelung der organischen Natur bloß Fortschritt entgegenleuchtete; dann könnte man für den sozialen Entwickelungsprozeß der Menschheit ebenfalls den Fortschritt schlechthin als allgemeines Naturgesetz hinstellen. Allein bekanntlich ist bei der naturgeschichtlichen Entwickelung vieles Unvollkommene bestehen geblieben, wie uns die gesammte niedere und niederste Thierwelt zeigt, was sich jedoch leicht aus der Fortexistenz der für diese einmal vorhandenen Lebensbedingungen erklären läßt; und wenn bei der langsamen Aufeinanderfolge der Arten durch den „Kampf ums Dasein" und die „natürliche Auslese" auch naturgemäß eine langsame Vervollkommnung nach verschiedenen Richtungen hin stattfindet, so ist jedoch von einem G e s e t z e, welches diese Vervollkommnung vorausbestimmt, oder von einer Idee, welche zu ihrer Verwirklichung in der Entwickelung hindrängt, im Darwinismus keine Rede. Der letztere kennt in der Natur nur Kräfte, Gesetze, Ursachen und Wirkungen, dagegen liegt ihm eine Idee, welche in den Entwickelungserscheinungen der Lebewesen auf ihre Verwirklichung, gleichsam auf ein Wesen der höchsten Vollkommenheit hinarbeitet, gänzlich fern. Wenn also die Sozialdemokratie sich eine „Idee" der sozialen Entwickelung konstruirt hat, die mit Nothwendigkeit zum sozialistischen Zukunftsstaate hinführen müsse, so findet sie für diese „Idee" im Darwinismus nichts gleichartiges.

Schließlich beruft sich das sozialistische Programm auch in der Herstellung der Gleichheit, welche dem Menschen nach seinem eigensten Wesen zukomme, aber in der Unnatur und Verkehrtheit der Verhältnisse verloren gegangen sei, auf die Grundsätze der Abstammungslehre. Im „Volksstaat" heißt es: „Die Darwinsche Theorie ist eine wichtige Stütze für den Sozialismus. Sie ist sozusagen unbewußt die Sanktion desselben vonseiten der Naturwissenschaft; denn was ist wohl schließlich die Haupterrungenschaft oder die praktische Bedeutung der Darwinschen Lehre: neben dem tiefgeistigen Einblick in das Wirken der organischen Natur überhaupt doch gewiß nur die strikte Anerkennung des Satzes von der Gleichheit aller Menschen."

Die Sozialisten folgern weiter, daß, wenn es auch nur bisher bei der Fähigkeit zur gleichen Entwickelung jedes Menschen geblieben sei, da bis jetzt nur den unnatürlich Bevorzugten die Zeit zur Entwickelung ihres Bewußtseins gegeben war, im sozialistischen Staate dies sich ändern würde. Wenn die Menschen hier gleichmäßig richtig erzogen würden, dann würde die gleiche, dem Guten zugeneigte Entwickelung von selbst kommen; denn die Naturerkenntniß zwinge dazu, jeden einzelnen Menschen als ein von Anfang an in völlig gleichem Maße entwickelungsfähiges Wesen aufzufassen.

Dem gegenüber ist zu bemerken, daß der Darwinismus nichts weniger als die Gleichheit aller Menschen zum Dogma erhebt; er ist im Gegentheil die wissenschaftliche Begründung der Ungleichheit. Das Prinzip der Entwickelung ist die Aufhebung des Prinzips der Gleichheit, ja der Darwinismus geht in der Verneinung der Gleichheit so weit, daß er die Verwirklichung derselben einfach für eine Unmöglichkeit erklärt. Wo der „Kampf ums Dasein" zum Losungsworte erhoben ist, wo der Stärkere, der mit besseren Waffen und Lebensbedingungen Ausgerüstete triumphirt und seine Art fortpflanzt, wo der Schwächere besiegt zugrunde gehen muß, da erscheint es in der That absurd, von einem Grundgesetz der Gleichheit zu sprechen.

„Ausgehend von der thatsächlichen Ungleichheit der Individuen", sagt Häckel, „müssen wir überall nothwendig annehmen, daß nicht alle Individuen einer und derselben Art gleich günstige Aussichten haben. Schon von vornherein sind dieselben durch ihre verschiedenen Kräfte und Fähigkeiten verschieden im Wettkampfe gestellt, abgesehen davon, daß die Existenzbedingungen an jedem Punkte der Erdoberfläche verschieden sind und verschieden einwirken. Die bevorzugten Individuen werden über die andern den Sieg erlangen, und während die letzteren in mehr oder weniger früher Zeit zugrunde gehen, ohne Nachkommen zu hinterlassen, werden die ersteren allein jene überleben können und schließlich zur Fortpflanzung gelangen."

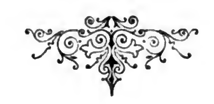
Wenn also die Sozialdemokratie nicht in sich selber die „starken Wurzeln" ihrer Kraft hat, wenn ihre Lehren nicht durch die eigene überzeugende Gewalt auf die Geister und Gemüter einzuwirken vermögen, mit der Berufung auf den Darwinismus und mit ihrer Anlehnung an denselben ist es schlecht bestellt. Es liegt uns nicht ob,



Der Sonntagsjäger.

Nach einem Originalgemälde von Rudolf Grützner.

hier ein Urtheil über den Werth des Kommunismus abzugeben, ebensowenig wie wir geneigt sind, als Vorkämpfer aufzutreten für die absolute Richtigkeit und Wahrhaftigkeit der darwinistischen Theorien. So nebelhaft und phantastisch, wie gegenwärtig noch der sozialdemokratische Zukunftsstaat erscheint, so lückenhaft und schwankend, wenn auch durch die Forschung ungleich gefestigter, stellt sich jetzt noch die Abstammungslehre Darwins dar. Groß ist hier wie dort die Zahl der Freunde und Anhänger, größer bisher noch die Zahl der Gegner und Widersacher. Man braucht jedoch kein Feind der sozialistischen Ideen zu sein, um mit einer nicht geringen Wahrscheinlichkeit prophezeien zu können, daß es dem Darwinismus um ein bedeutendes leichter sein wird, sich eine, wenn auch nicht unbeschränkte, Herrschaft auf wissenschaftlichem Gebiete zu erringen, ehe es der sozialistischen Bewegung gelingen wird, ihre Lehren auch nur auf kleinem Felde ins praktische zu übersetzen.





Frühlingsglaube.

Ein Skizzenblatt. Von Dr. Anselm Anselm.

Von deinem Schimmer ruht der Lago di Garda umfangen, Frühling, du holder Zauberer.

Du lächelst an den reizenden Ufern, die weichen Lüfte singen von deinem Glück und die tiefblauen Wellen rauschen von all den Märchen, die du der Jugend bringst.

Aus dem Hôtel al Sole d'Oro treten ein junger Mann und eine ältere Dame, deren streng und scharf gezeichnete Züge nicht die Aehnlichkeit der Mutter mit dem Nebenschreitenden verleugnen, obwohl derselbe mit freundlich heiterm Gesicht in die Welt blickt. Sie gehen zum Hafenplatz, wo die vielen Kähne in träger Ruhe schaukeln.

„Dove, mio principe“ schreit nun der alte Lapo und die große Eilfertigkeit, mit der er sein Fahrzeug den beiden Fremden bietet, läßt auf die Größe des gestrigen Trinkgeldes schließen.

Als die Barke sich den Weg durch die andern bahnt, wird sie zweimal gekreuzt von einem kleinen, bewimpelten Boot, in dem ein Mädchen mit der nachlässigen Grazie, die die volle und doch biegsame Gestalt der jungen Italienerin umgiebt, langsam die Ruder bewegt.

„Vuol venir con me*), Chiara bella?“ ruft Lapo ihr zu, aber sie hört ihn nicht; die hellen Augen sind groß und gespannt auf die Fremden gerichtet, bis die kräftigen Ruderschläge ihres alten Freundes diese rasch ihrem Blick entführen.

Der Ponalfall, wohin die Fremden fahren, ist ziemlich weit entfernt und bei ihrer Rückkehr liegen schon die ersten Schatten der Nacht auf den Wellen.

Als die Barke sich Riva nähert, wird sie wieder von einer andern gekreuzt, aber die Dunkelheit läßt niemand mehr erkennen und nur die geräuschlos flatternden Wimpel huschen wie kleine Seegeister über das Wasser.

* * *

Der nächste Tag ist Charfreitag.

Eine italienische Kirche ist an diesem Tage nicht wie unsere Kirchen ein Ort düstern Schauerns, sondern vielmehr der blühenden Schönheit.

Die kleine Stadt Riva, obwohl noch in der österreichischen Grenze

---

*) Wollt Ihr mitfahren?

liegend, hat, was das Volk, das großentheils aus Italienern besteht, betrifft, auch in seiner Lebensweise viele italienische Gebräuche.

Die Minoritenkirche gleicht an diesem Tage einem blühenden Garten, über dem, um die tropisch=glühenden Kinder zu schützen, eine hohe Kuppel sich wölbt, von goldenen, lachenden Engeln getragen.

Nahe dem Eingang, neben dem Becken für das geweihte Wasser, kniet eine Frauengestalt. Der schwarze Spitzenschleier ist tief über die Stirne gezogen, die sich im Gebete beugt. Die Knieende scheint ganz in Andacht versunken, die sie aber doch nicht hindert, nach jedem Eintretenden einen schnellen Blick zu werfen, der, je tiefer die Sonne sinkt, die einen Strahl durch das einzig unverhüllte Bogenfenster wirft, um so unruhiger wird. Schnell aber neigt sich der Kopf immer wieder und eiliger bewegen sich dann die Lippen, als gälte es den, dem Gebet entzogenen Moment, durch doppelte Innigkeit zu ersetzen.

So mag die stille Beterin wohl schon einige Stunden geweilt haben, als sich wieder die Thüre öffnet und Fürst Leo Arnstedt eintritt.

Er schreitet an der Knieenden, die er nicht bemerkt, vorüber, und erst als er sich aus dem von Weihrauch und Blumenduft durchströmten Dunkel, in dem die weiß und roth glühenden Azaleenhäupter geheimnißvoll hervorleuchten, wieder dem Ausgang zukehrt, wendet er sein Haupt schnell nach ihr, während ein Strahl aus dem geweihten Becken ihn trifft.

Ein Paar helle, lichtblaue Augen sehen unter dem Schleier hervor, um im nächsten Moment sich wieder tief über die gefalteten Finger, durch die die Perlen des Rosenkranzes gleiten, zu senken.

Nachdenklich schreitet Fürst Leo vor der Kirche auf und ab, gespannt jede Heraustretende musternd; immer aber sind es dunkle Augen, die die Blicke des eleganten Fremden voll und keck erwidern.

Endlich erscheint mit zögernden Schritten eine schlanke, jugendliche Mädchengestalt, die aus scheu blickenden, blauen Augen ängstlich zu ihm hinüber sieht.

Als sich Leo ihr nähert, überfliegt ein heißes Roth das schöne Gesichtchen, dessen bräunliche Hautfarbe in schwarzlockiger Umrahmung, einen pikanten Gegensatz bildet zu den Augen, die hell glänzen, wie wir sie uns denken, daß die stolzen Römerinnen sie an der deutschen Thusnelda beneidet haben.

„Ich danke Euch, Madonna, für Euern Segen“ sagt der Fürst, neben dem Mädchen hinschreitend.

Eine Weile bleibt sie ganz still und nur an dem Wogen der jungen Brust sieht man ein Antheilnehmen. Erst als nach einiger Zeit Leo wieder anhebt: „Euer Segen wird mir Heil bringen“, kommt es leise über ihre Lippen: „Das gebe die heilige Jungfrau — aber Ihr dürft mir nicht danken, denn den Segen der Heiligen muß man allen Menschen wünschen.“

„Ach, so habt Ihr ihn mir nur gespendet, weil Euer gutes Herz

es Euch hieß und Ihr gabt mir das geweihte Wasser nur wie Ihr es jedem Kirchenbesucher schenkt?“ frägt Leo und eine leise Enttäuschung klingt in seiner Stimme.

Aber nun hebt sich ihr Kopf mit energischem Schütteln. „Ach nein“, ruft der schalkhaft lächelnde Mund, während in den glänzenden Augen, die sich nun groß und weit ihm öffnen, ein ganzer Himmel der seligsten Bekenntniß liegt.

„Ei, und wie komme dann ich zu dieser Bevorzugung?“

„Ich mußte der heiligen Mutter doch gehorsam sein“, entgegnete die Kleine ernst, das Zeichen des Kreuzes schlagend.

„Gehorsam — und für mich?“ drängt Leo, das hübsche Mädchen, das er zum ersten Male spricht und das seine Fürbitterin sein will, mit immer größerem Interesse und Entzücken betrachtend.

„Die allgütigste Mutter will nicht, daß ein guter Mensch an Leib und Seele im See sterbe.“

„Sterben — ich? reizendste Orakelsprecherin, ich bitte, erklärt mir!“

„Hab' ich doch gesehen wie Ihr in der ersten Stunde Eures Hierseins die cardo di lago — die Seedistel — gebrochen habt und die das thun, müssen hinunter auf den Grund des Sees, wenn nicht geweihtes Wasser sie benetzt und damit die Heilige den Seenixen, die mit dieser Blume über die Menschen Gewalt haben, zuvorkommt. Aber ich wußte wohl, daß am Charfreitag kein Fremder die Kirche zu besuchen versäumt“, schließt sie, während ein seliges Lächeln über die gelungene That die frischen Lippen umspielt.

„Also habt Ihr mich von der Gefangenschaft der Nixen errettet“, ruft Leo innig und seine Dankesworte, der Blick, mit dem er den ihren sucht, könnten nicht wärmer sein, wenn die von ihrem kindlich-frommen Glauben geleitete Fürsorge ihn auch wirklich vor Gefahr bewahrt hätte.

„Wie viel Dank bin ich Euch schuldig“, fährt er fort „und ich weiß weder wer Ihr seid, noch wie Ihr heißt. Eurer Tracht, der Gesichtsfarbe und den Haaren nach würde ich Euch für eine Italienerin, den Augen und der Sprache nach, für eine Deutsche halten!“

„Chiara, meine Mutter war eine Deutsche, mein Vater ist aus Bologna und lebt hier als Fischer. Aber nun muß ich nach Hause“, sagt sie plötzlich, zu einer Seitenstraße sich wendend und löst ihre Hand, die er gefaßt hat, aus der seinen.

„Und werde ich Euch wiedersehen, Chiara?“

Ein reizendes Lächeln huscht über das kindliche Gesichtchen: „Die, welche die cardo di lago zusammenführte, müssen immer wieder zusammen kommen.“

Und das freundliche Männergesicht lächelt auch mit voller Ueberzeugung, daß es so sein müsse und nimmt ihn auf den Zauber der lachenden Augen und der duftenden Blüten mit seligem Frühlingsglauben.

* * *

Zwei Wochen sind vergangen. Immer holder und entzückender blüht der Frühling, immer wonniger und duftiger rauschen und wehen die Lüfte, immer goldiger verklärt die Sonne das Leben in jugendseliges Hoffen und Glauben.

Eine Barke schaukelt auf dem See, der in seinem tiefsten Blau glänzt, als hätte er den ganzen Himmel in sich aufgenommen. Leise singen und raunen die Wellen, aber die im Kahne Ruhenden hören es nicht; der berauschende Frühlingsduft hat sie gefangen — sie lauschen nicht dem Gesang der Wasser, sie sagen sich süße Worte, sie tauschen süße Küsse und tragen den Frühling im Herzen.

Leo hat seinen Arm um Chiara geschlungen, die an seiner Seite lehnt und die lachenden Kinderaugen voll zu ihm aufschlägt.

„Wohl hast Du mich von den Nixen da unten errettet, aber Deine Nixenaugen haben mich für ewig gefangen“, sagte er, die dunklen Löckchen ihr aus der ruhigen Stirne streichend.

„Ja, für ewig, Leo, Du weißt es, wenn Du mir nicht wiederkehrst, muß ich zu ihnen hinunter.“

„Mein süßes Lieb, hast Du mir nicht versprochen, die letzte Stunde vor dem Scheiden nicht zu trüben; hab' ich Dir nicht erklärt, daß, wenn ich auch jetzt der chère mère nach Hause folgen muß, ich doch bald wieder komme Dich für immer mir heimzuholen, und hast Du mir nicht zugesagt, mir zu glauben?“ ruft er, sie an sich schließend, während sein jugendfrohes, schönes Gesicht wahr und offen seine Ueberzeugung widerstrahlt, daß diese Worte sich erfüllen werden; — und die Frühlingsseele des Mädchens athmet die berauschenden Düfte und den süßen Glauben — Frühlingsglauben!

* * *

Die ersten deutschen Novemberstürme sausen über den großen Schloßpark. Hui, wie sie pfeifen und Blumen und Bäume schütteln, um auch die letzte Blüte, das letzte Blatt herabzujagen.

Husch, wie kalt es ist, wie trostlos und öde es ringsherum aussieht! Wie ist es nur möglich gewesen, daß vor kurzen Monaten Frühlingsdüfte hier gespielt hatten — wo bist Du hin, süßer Frühlingsodem?

Nun stoßen und blasen die Stürme an das Schloß; aber die Mauern stehen unbeweglich und die Fenster sind fest geschlossen und euer Sausen und Brausen, ihr unholden Gesellen, dringt nicht durch die seidenen Vorhänge, hinter denen lebendiges Sprechen und Lachen tönt.

„Haben Sie denn das Brautpaar — Fürst Leo und Prinzeß Mélanie — schon gesehen, Frau von Z.?“

„Mais, ma chérie, ich bitte Sie, sie sind ja bereits drei ganze Tage deklarirt!“ ruft Frau von Z., zu Leo hinübersehend, der neben dem Fauteuil steht, in dem seine Verlobte, die schöne, stolze und kalte Mélanie graziös hingegossen liegt.

„Wo Sie nur immer so erstaunliche Fragen herbringen, Jula", säuselt das kleine Komteßchen, das etwas passée ist und die allmählich schwindende Jugendfrische durch boshafte Bemerkungen ersetzt. „Ich glaube, Sie sind so naiv, auch darüber zu erstaunen, daß die Partie, die die Fürstin für ihren Sohn bestimmt hat, überhaupt zustande kam!"

Vom Flügel her wird das Gespräch unterbrochen, durch die einleitenden Akkorde zu Rubinsteins tiefschöner Komposition:

„Im blühenden Lenz dahinzugeh'n,
Am Arm seine zitternde Liebe. —
Und fest zu glauben im thörichten Wahn,
Daß es ewig, ewig so bliebe." —

„Wovon träumen Sie, Fürst?" frägt das kleine Komteßchen, an Leo herantretend, der, als der Gesang verklungen ist, vor sich hinstarrt. „Haben Sie das Lied, das Sie so nachdenklich gestimmt hat, gekannt?"

Leo erwacht —: „mich dünkt so — und ich meine es heißt: Frühlingsglaube."

Aus dem Wiener Künstlerhause.

Das erste Frühlingsahnen regt sich alljährlich in Wien, wenn die große Jahresausstellung im Künstlerhause eröffnet wird; elegante Karten auf Velinpapier fliegen da in jedes Haus, welches nur irgend wie mit der Kunst, oder den Künstlern in Kontakt steht, sich den Sinn rege erhält für deren Schaffen und Wirken. Schöne Mädchen und Frauen freuen sich seit Wochen auf den Moment, in welchem sie ihre neueste Frühjahrsrobe, ihren feinsten Frühjahrshut von abstraktester Form und unmöglichster Farbe in den Sälen des Musentempels in der Lothringerstraße zur Schau tragen können. Bei dieser Eröffnungsfeier, zu der Aristokratie und haute finance, kirchliche Würdenträger und ernste Staatsmänner geladen werden, die in zwanglosem Geplauder lustwandelnd durch die Säle schreiten, handelt es sich viel weniger darum, die Werke zu bewundern, welche die Wände schmücken, als vielmehr sich gegenseitig zu mustern und zu messen.

Die Jahresausstellung im Künstlerhause, welche immer mit einer gewissen Feierlichkeit vom Monarchen selbst oder von dessen Bruder, dem Protektor des Kunstinstituts eröffnet wird, kennzeichnet, wie gesagt, das Heranrücken des Frühjahrs viel genauer als die ersten Schwalben und das erste Veilchen, dessen Nachbildung wir auch unzählige Male in diesen geheiligten Hallen begegnen; nicht etwa im goldstrotzenden Rahmen an der Wand, sondern auf Hut-, Fächer- oder Muffbouquet; der düstere Trauerflor, welcher dieses Jahr ganz Wien umhüllt, hat seine Schatten auch auf das Lust und Leben athmende Frühlingsfest der Eröffnungsfeierlichkeit der Kunstausstellung geworfen,

denn selbstverständlich that sich das Künstlerhaus ohne jede Ceremonie auf und man ging am ersten Tage durch die weiten Räume, ganz eben so als ob man schon seit Wochen gewohnt sei, sie zu besuchen. Daß die Künstlergenossenschaft von aller Feier abgesehen, ist die geringste Aufmerksamkeit, welche man dem geliebten, schmerzgeprüften Herrscher zollen kann; sie soll ihm ein Zeichen sein, daß sein Volk mit ihm trauert und das heiße Weh begreift, das der Märtyrer auf dem österreichischen Kaiserthron über sich hat ergehen lassen müssen.

Man ist in diesem Jahre bei der Aufnahme der zur Ausstellung gelangten Werke viel kritischer vorgegangen als sonst und es gereicht dies dem Gesammteindrucke nur zum Nutzen. Die Wandfüllsel, welche sonst mitunter durch grelle Farbeneffekte, oder sonstige Mängel recht aufdringlich zutage traten, fehlen fast gänzlich und es giebt wohl keinen Kunstfreund, welcher ihnen nachweint. Man ist, wie gesagt, sehr strenge zu Werke gegangen und das Resultat davon war, daß sich eine kleine Künstlergilde zusammen gethan hat, welche nach dem Vorbilde des Pariser „Salon des refusés" eine Ausstellung zurückgewiesener Bilder veranstaltet, die viel von sich reden macht und in deren Zustandekommen man offene Rebellion gegen die maßgebenden Persönlichkeiten in der Künstlergenossenschaft sehen will. Ob das Inslebentreten dieser Idee ein Glück gewesen, darüber zu polemisiren ist nicht unsere Sache, soviel aber steht fest, daß trotz aller Strenge doch noch einige Bilder in das Künstlerhaus sich eingeschlichen haben, welche im österreichischen „Salon des refusés" besser am Platze sein würden als dort, wo sie uns thatsächlich begegnen.

Sehr angenehm berührt gleich beim Eintritte in den Säulensaal des Erdgeschosses das geschmackvolle Arrangement der grünen Bosketts des zierlichen Springbrunnens, dessen melodisches Plätschern stimmungsvoll zum ganzen paßt; in diesem Mittelsaal hat die Plastik ihren Raum gefunden — leider mehr in Gips als in Marmor ausgeführt, ist sie zum großen Theil mustergiltig vertreten. Kleins „Anachoret" z. B. weist auf geradezu staunenswerthe anatomische Studien hin, jede Muskel tritt da mit einer Deutlichkeit und Naturtreue zutage, deren Kenntniß von dem Arzte verlangt werden kann — bei dem Künstler aber überrascht; Myslbecks „heiliger Wenzel", ist eine fleißige Arbeit — in der Proportion aber nicht ganz glücklich zusammengestellt; wenn der Heilige aus dem Böhmerlande wirklich ein so unscheinbares, zaundürres Männlein gewesen, so hätte er sich kein so kolossales Streitroß aussuchen dürfen, wie dasjenige es ist, auf dem er sitzt und aussieht wie die Fliege auf dem Elephantenrücken. Tilgner hat ein paar prächtige Frauenbüsten beigestellt, Porträts, von denen das eine mit einem sanften elegischen Zug um den Mund als Versinnbildlichung der Melancholie gelten könnte, während die Dame mit der Perlenschnur um den Hals, der junonische Gestalt verräth, im Schnitt des Gesichts und im Ausdrucke desselben auf eine tadellose Ahnenreihe von reinstem Blaublute hinzuweisen scheint. Schörk hat ein allerliebstes pausbackiges, in Mar-

mor ausgefertigtes Kinderköpfchen gebracht, welches Anerkennung verdient. Sehr komisch wirkt Jarls „Affengruppe“ und allerliebst sind Strassers Terracottafiguren, das Mädchen mit dem Krüglein, welches zum Brunnen geht, und seine Bronzestatue des Gänsemädchens. Kühnes „Tirolerbauer beim Abendsegen“ und sein „Säender Landmann“ sind feine, gewissenhafte und naturtreue Arbeiten. Brencks Bronzerelief, ein facsimilirter Kunstguß, ausgeführt von der Kunsterzgießerei in Wien: Richard Wagners Porträt, würde das Herz eines jeden Wagnerianers erfreuen, so ähnlich ist es. Bohrns „Büste eines alten Blinden“, erinnert unwillkürlich an einen behäbigen Koch, der wohlig mit den Augen blinzelt, wenn er der Herrschaft den besten Bissen seines Leibgerichtes weggegessen, noch bevor es auf den Tisch gekommen; die Blinden sind zwar bekanntermaßen meist recht zufriedene Menschen, aber so feist und seelenvergnügt sieht doch kaum einer aus. Professor Hermann Klotz hat mit seinen holzgeschnitzten und farbiggebeizten Büsten Glück; sie sind eine genialersonnene Spezialität, die in der Durchführung tadellos ist und mehr Verbreitung verdient. Seyferts „Pfarrerstochter zu Taubenhein“ ist ein tragisches Motiv, das in seiner Drastik auch der Laie versteht. So gerne wir auch noch länger bei der plastischen Darstellung verweilen möchten — die Zeit drängt und so hasten wir in den nächsten Saal, in welchem Aquarelle, Pastelle und Kupferstiche unsere Aufmerksamkeit fesseln. Ludwig Michalek hat ein reizendes Pastellbild einer Dame in duftigster Frühjahrstoilette ausgestellt, welches uns veranlaßt, dem Künstler den Kupferstich zu verzeihen, den er im Auftrage des Obersthofmeisteramts verbrochen; es ist dies eine Nachahmung des berühmten Porträts Seiner Majestät des Kaisers von Heinrich von Angeli und zwar eine Nachahmung, welche leider nicht gut ausgefallen ist, was bei dem talentvollen, jungen Künstler in Erstaunen versetzt. Der Italiener Bompiani hat ein sehr flott gearbeitetes Aquarell ausgestellt, eine glutäugige Schöne sitzt beim Spinnrad auf der Straße vor dem Hause; eine alte Duenna ist etwas abseits beim Spindeldrehen eingeschlafen und „er“ rückt an die Junge heran, offenbar gewillt, in der Sprache Petrarcas einen Sturmlauf auf ihr Herz zu wagen, das nicht allzu steinhart sein dürfte, nach dem lächelnden Ausdruck des Gesichtes zu urtheilen. Alt, Trentin, Sala, Menchhausen u. a. haben wunderhübsche landschaftliche Aquarelle, Pastellarbeiten und Studienköpfe geliefert. Nennenswerth ist auch Engelhardts „d' Frau Soferl“ eine stehende Wiener Figur, welche durch den Dialekt-Schriftsteller Vincenz Chiavacci lokale Berühmtheit erlangt hat.

Im Saale III. befinden sich Julius v. Blaas' „Porträt des Kaisers von Oesterreich auf der Jagd im bayerischen Hochgebirge“ und „Der ungarische Markt“ des gleichen rühmlich bekannten Künstlers. Zetschke und Ameseder weisen hübsche Landschaften auf; Ajdukiewics's „Parforcejagd“ ist eigentlich ein Familienbild der Grafen Larisch, aber lange kein solches Meisterwerk wie das letzte Porträt des unglücklichen

Kronprinzen, welches der gleiche Maler ausstellt und das allein von Lorbeer und Blumen umgeben in einem der kleinen Seitensäle sich befindet, naturgemäß einen Hauptanziehungspunkt der Exposition bildend. Der Kronprinz ist da zu Pferde in Generalsuniform und so lebenswahr erfaßt, daß man glaubt, ihn aus dem Rahmen hervortreten zu sehen, das befehlende Wort von seinen Lippen zu vernehmen, welches den Fortgang des Manövers bestimmt. Auch Ajdukiewics Porträt des Kavallerie-Inspektors, Feldmarschallieutenants Leopold Prinz Croj, ist eine tüchtige anerkennenswerthe Leistung. Einen über alle Maßen unvortheilhaften Eindruck macht Courtens „Hyazinthenfeld" in der Umgegend von Haarlem, während die „Schneelandschaft" des gleichen belgischen Malers warmes Lob verdient; zu den unerquicklichsten grasgrünsten Spinatproduktionen gehört auch Nadlers „Gemüsegärten", während Kinzels „Auf der Folterbank" ein allerliebstes Genrebild ist, das ein armes männliches Opferlamm darstellt, welchem zwei mundfeste Damen die Ohren vollschwätzen. König-Lorinsers „Frühlingsblumen" und Gräfin Pöttings „Dorfsibylle" verdienen rühmlich genannt zu werden; die Damen haben sich überhaupt dieses Mal hervorgethan; allen voran Frau Olga Wisinger-Florian, die berühmte Blumenmalerin, welche mit großem Glück auch auf anderem Felde besteht; so ist z. B. ihr „Marktplatz in Gars" eine ganz respektable Leistung; ein einfaches Sujet, das aber bis in die kleinsten Einzelnheiten tadellos durchgeführt ist; wir finden Frau Wisinger denn auch mit fünf Nummern in der Ausstellung vertreten; ihr „Hochsommer" ist Eigenthum des Prinzregenten von Bayern, das Motiv aus Abazia gehört der Erzherzogin Clotilde von Oesterreich, „Der Bauernhof" mit den im Miste umherwühlenden Schweinchen, wird das Herz des Oekonomen erfreuen, aber trotz aller realistischen Auffassung und tadellosen Durchführung ziehen wir es vor, Frau Wisinger nur auf jenem Gebiete zu begegnen, auf welchem sie unübertreffliche Meisterin bleibt und das ist — im Reiche der Blumen. Von den malenden Damen nennen wir noch Vernon Bell mit ihrem balzenden Auerhahn, Camilla Zachs prächtiges bereits verkauftes Hundebild „Barry und Nero"; Bertha von Tarnoczy, E. von Kirchsberg, H. v. Preuschen, M. von Wenning-Ingenheim, Marianne von Eschenburg, Hanna v. Rottky und Marie Müller mit ihren reizenden Miniaturmalereien, Porträts auf Porzellan und Elfenbein; ihr Bruder Leopold Müller, hat sich nach langer Pause endlich wieder einmal herbeigelassen mit ein paar ganz prächtigen Leistungen an das Tageslicht zu treten; so z. B. mit seinem „Kameelmarkt" und seiner „Arabische Sängerin". Kallmorgen hat ein paar hübsche Genrebilder, den „Taufgang" und „Auf dem Heimwege", Holmberg das Porträt des Prinzregenten von Bayern ausgestellt. Angeli bringt ein prächtiges Damenporträt und Benczur aus Pest, jenes des Grafen Franz Nadasdy. Im ganzen genommen, sind aber diesesmal die Porträts viel weniger glänzend vertreten als sonst. Falkenbergs „Beichte", ist ein brillantes, lebenswahres Bild, man sieht den alten Priester

mit der Stola in einem offenen Beichtstuhl sitzen, ihm zur Seite kniet ein junges, elegantes Weib, offenbar eine Südländerin, und entlastet ihr Gewissen. Kellers „Hexenschlaf“ gehört unstreitig zu den besten Leistungen des Münchner Malers; vorn an den Pfahl gebunden, sieht man die junge Hexe mit dem gramerfüllten, abgezehrten Antlitz, unter der langsam die Flammen emporzüngeln; die Ihren drängen sich an sie heran, um noch einmal die Hand der halb Verzückten zu berühren; im Hintergrunde auf der Treppe stehen Richter und Henkersknechte, die fühllos, ja triumphirend ihrem teuflischen Werke zusehen. Margitays „Der Korb“ und Mathias Schmidts „Feuerbeschau“ sind jedes in seiner Art prächtige Leistungen; letzteres eine Atelier-Scene zartester Kategorie, humoristisch dargestellt. Zu den unverzeihlichsten und auch ungeheuerlichsten Geschmacklosigkeiten gehört Hirschls gen Himmel schwebende „Heilige Cäcilie“; das Bild ist eine Unmöglichkeit und Künstler wie Rezensenten schlagen die Hände über dem Kopfe zusammen, weil dieses Unikum an Farbenverbalhornung und steiflederner Zeichnung den Reichelpreis bekommen konnte; — wofür? das ist die Frage, welche jedem auf die Lippen tritt. Ein in seiner Art auch unschönes, aber gut gemachtes Bild ist Seligmanns „Billrothscher Hörsaal im Wiener Allgemeinem Krankenhause“, in dem die Aerzte eine Operation vollziehen, während die Schüler gespannt zusehen. Die Italiener haben sich dieses Mal recht tüchtig und geschmackvoll eingestellt; so Etorre Tito mit seinem „Rouge et noire“, Rotta mit „Bei der Arbeit“, Chierici mit dem hochkomischen Bilde „Eine Katastrophe“ und Vanutelli mit dem Bilde „Auf der Terrasse von Frascati“. Daß die Landschaftler Darnaut, Achenbach, Ruß, Schindler, Ditscheiner, Josef Hoffmann, entsprechend vertreten sind, bedarf wohl kaum der Erwähnung; auch Friedländer fehlt nicht mit seinen beliebten Invalidenbildern, bei denen sich dieses Mal auch ein gelungenes Selbstporträt befindet. Verres bringt die „Tränke des kleinen Noniusgestütes in Mezö-Hegyes“ und das prächtige Bild „Recognoscirung“, beide tüchtige Leistungen. Der Pole Kossack hat ein paar historische Gemälde ausgestellt; — eines derselben zeigt Napoleon I. auf dem Schlachtfelde von Smolensk, einen polnischen General mit dem Kreuz der Ehrenlegion schmückend. Alois Schramm zeigt uns Kaiser Maximilian I. bei der Rückkehr nach Gent von seiner Frau und seinem kleinen Knaben begrüßt.

So schwer es uns wird, müssen wir nun schließen, durch das Bewußtsein gequält, daß wir vieles nicht erwähnen konnten, was verdient hätte genannt zu werden, aber „Est modus in rebus sunt certi denique fines“. — „Maß ist den Dingen bestimmt und es giebt feststehende Grenzen“ — gegen die sich nicht ankämpfen läßt — möchten wir wohl hinzufügen, wenn man nicht den Rothstift der Redaction in unverantwortlicher Weise herausfordern will.

Max v. Weißenthurn.

Berliner Theaterbrief.

Ende April.

Berlin ist und bleibt nun einmal zur Zeit der Mittelpunkt des Theaterinteresses in Deutschland und beansprucht nachgerade dieselbe Bedeutung als geistige Zentrale wie Paris. Und doch ist wohl nirgends augenblicklich ein so chaotisches Durcheinander sich begegnender und kreuzender Kunstrichtungen und Kunststrebungen als gerade in Berlin. Das aus allen Richtungen der Windrose zusammengeschneite regenbogenfarbig angehauchte Personal der zwei neuen Theater (Berliner und Lessing!), die jetzt — die Folge vielseitiger Konkurrenz — viel schneller sich vollziehenden Repertoireschiebungen, das sklavisch sich den launischen Geschmack des Publikums fügende „Laviren“ der beiden neugebackenen Direktoren Barnay und Blumenthal, welche — noch immer nicht! — kurzerhand nach eigner selbstherrlicher Erkenntniß dem schlankweg Bedeutsamen, Gehaltvollen, Ursprünglichen sich zuwenden, der wahrhaft erfrischende Hauch, welcher, die Mitstrebenden anspornend, neue lebensfähige Keime zeugend, vom Schillerplatz und aus der Schumannstraße herweht — das alles stellt eine Reihe von Faktoren dar, welche dieses rege Interesse größerer Schichten durchaus begreiflich machen. Trotzdem könnte in Berlin — wenn hier eben nicht, wie überall mit Wasser gekocht würde, d. h. vorwiegend den praktischen Interessen des eigenen lieben Geldbeutels gedient würde — o Druck der Geldspekulation, der Du auf dem deutschen Theater wie ein Ida lastest, wann wirst Du weichen?! — noch viel, viel mehr geleistet werden! Schillers „Bühne als moralische Anstalt betrachtet“, liest sich heute nur noch — mag man nun Schauspieler oder Publikum im Auge haben — wie ein Hohnwort größter Satyre. Barnay brachte den „Julius Cäsar“ in sehr ungleichmäßiger Besetzung, überladen mit Regiemätzchen à la Meininger — daher ohne echten Erfolg bei Publikum und — man lese und staune! — der Presse! Das „Deutsche Theater“ brachte „Eine Lüge“ von ***. Hinter den drei Sternen verbarg sich der „rühmliche“ Autor der noch „rühmlicheren“ „Fremden Federn“, seligen Angedenkens. Auch dieses Stück des verdienstvollen Frankfurter Schauspielers Schönfeld bewies eine löbliche Virtuosität im Ausschreiben der Moser und Schönthan und sonstiger Modedramenfabrikanten. Das „Lessingtheater“ brachte „Cyprienne“ (alter Kohl, schmackhaft durch die in Leipzig wohlbekannte reizende Petri!) „Ein Fallissement“ von Björnson (Possart war geradezu meisterhaft in liebevoller Kleinmalerei à la Schweighofer oder Teniers-Ostade), endlich „Zwischen zwei Herzen“ (ein nervenfolterndes „Pendel“stück) und „Alexandra“ von Richard Voß, welch' letzteres Werk des hochbegabten Autors — aus dem seltsam-modernfaustisch angelegten Roman „Bergasyl“ gezogen — die beste dramatische Frucht, dieser hamletisch angelegten, von Byronscher „darkness“ durchglühten Dichterseele genannt werden dürfte. Clara Heese aus München, eine tüchtige Schauspielerin, spielte die Titelrolle mit viel Temperament.

H. D.

Nippsachen.

Der Spargel. Der König der Gemüse, eines der wenigen, welches nicht aus Asien stammt, sondern in den sumpfigen Gegenden des südlichen Europas wild wächst, ist bei uns eine Zierde der Haus- und Küchengärten. Man unterscheidet zwei Arten, den grünen, den man meist in Frankreich anbaut, und den dicken, weißen oder violetten Spargel. Wie der Spargel am besten wird, ob dann, wenn er noch in der Erde gestochen wird, oder nachdem er mehrere Centimeter höher gewachsen, darüber ist man verschiedener Ansicht. In Süddeutschland, namentlich aber in Frankreich, schätzt man den Spargel nur, nachdem er durch die Sonne grün oder violett gefärbt ist; man behauptet, dann habe sich in der Spitze das ganze Aroma entwickelt; in diesem Falle kann man freilich nur die Spitze essen, während der Rest hart, fasrig und ungenießbar wird. Der Norddeutsche zieht den weißen Spargel, welcher bis auf die Hälfte weich ist, vor. Wer von den beiden hat recht? Auch darüber, ob der Spargel weich oder härtlich, croquant, wie man in Frankreich sagt, gekocht werden muß, sind die Feinschmecker verschiedener Meinung. Herr von Rumohr, auf diesem Gebiete doch eine Autorität, sagt über die beste Art der Bereitung: „Reinige den Spargel nicht allzulange vor dem Gebrauch, wasche ihn schnell ab, ohne ihn lange im kalten Wasser liegen zu lassen und lege ihn nicht eher in das Kochgeschirr, als bis das Wasser im vollen Sieden ist; salze ihn reichlich und wenn Du Dich überzeugen willst, ob der Spargel gar sei, so prüfe ihn an den Köpfen, nicht an den Stielen, wie es Unerfahrene zu thun pflegen." Wir erinnern uns hierbei an eine französische Anekdote: Fontenelle und Dubos, zwei ausgezeichnete Feinschmecker, stritten einst darüber, ob der Spargel härtlich gekocht, nach italienischer Art, mit Oel und Essig, oder nach deutscher Art, weich, mit Butter oder einer Sauce besser sei. Da sie darüber nicht einig werden konnten, beschlossen sie, jeder seine Spargelportion nach seiner Weise zubereiten zu lassen. Fontenelle bestellte seinen Spargel auf italienische, Dubos den seinigen auf deutsche Art. Kurz vor dem Abendessen stürzte Fontenelles, vom Schlage getroffen vom Stuhle, Dubos springt auf, eilt zur Thür, ruft — man glaubt etwa nach einem Arzt — nein, nur nach dem Koch, dem er den Befehl ertheilt, jetzt allen Spargel à l'allemande zuzubereiten. — Die Güte des Spargels hängt von der Beschaffenheit des Bodens ab; in zu schweren Boden bleibt er kurz und hart, während er in sandigem Boden lange, weiße, zarte Sprößlinge treibt. Der märkische, insbesondere der Berliner, nach diesem der Braunschweiger Spargel, sind berühmt. In Süddeutschland bedeckt man die stärksten Triebe mit Glasflaschen, wodurch der Spargel ungewöhnlich dick wird; es ist aber nur die Spitze genießbar. Da derselbe entsprechend theuer, ist er ein kostspieliger Genuß, nur wenige Bissen sind zu essen, die dicken Stiele bleiben als ungenießbar auf dem Teller liegen. Im Departement der Meuse in Frankreich befolgt man dasselbe Verfahren, läßt den Spargel aber oft bis zum Flaschenboden und wieder zurückwachsen, bis die Flasche gefüllt ist. Das Konserviren des Spargels in Blechbüchsen oder Gläsern wird namentlich in Braunschweig in großem Maßstabe betrieben. Die Preise sind so niedrig, daß die Berliner Konkurrenz vollständig geschlagen ist. Die Medizin zählt den Spargel unter die harntreibenden Mittel; im Alterthum schätzte man ihn als ein Aphrodisiacum.

Dr. A. B.

Berliner Elementarschulen im Jahre 1781. Von einem Schullehrer aus dem Revier „Berlin" wird erzählt, daß er die Ruhe in seiner Klasse dadurch herzustellen suchte, daß er hinaus ging und mit einem alten Besen an der Wand hin und her kehrte. Seine Frau machte dann die Kinder auf dieses Geruschele aufmerksam: „Hört, der schwarze Mann ist draußen. Seid ja stille, sonst nimmt er Euch mit!" Dieses sonderbare pädagogische Mittel soll auch geholfen haben, denn, wie der betreffende Schulmeister selbst berichtet, „schaudernd krochen die Kleinen aneinander und waren so still wie die Mäuschen." — Ein Schullehrer auf der „Friedrichstadt", der als einer der Besten galt, ließ oft die Kinder während des Unterrichts allein, um ihren Gehorsam zu prüfen. Er ging nämlich in seine Nebenstube, behorchte und belauschte sie durch ein kleines verhängtes Fenster und klopfte bei dem geringsten Geräusch an die Thür. Auf diese Art gewöhnte er sie, wie er selbst angiebt, zum

Gehorsam und brachte es darin so weit, daß er ohne Bedenken — die Wochenmärkte besuchen und seiner Frau einkaufen helfen konnte. Wenn er wieder nach Hause kam, fand er seine lieben Schüler so ruhig, wie er sie verlassen hatte. Mit der freundlichsten Miene ging er dann zu ihnen hinein und sagte in sanftestem, väterlichen Tone: „Nun, meine lieben Kinder, das macht mir Freude, die ganze Zeit über habe ich Euch auf die Probe gestellt, Ihr seid alle recht gut, fahrt so fort.“

Recht ergötzlich sind auch die von einem Bewerber um die Konzession einer Privatschule gegebenen schriftlichen Prüfungsarbeiten aus dem Jahre 1794. Der Ober-Konsistorialrath Zöllner, als Examinator, hat dieselben aufbewahrt. Erste Frage: Welches sind die fürnehmsten Flüsse Deutschlands und welche stehen miteinander von Natur oder durch Kunst in Verbindung? Antwort: Die Elbe, Ronne, Schwienemünde. Zweite Frage: Was ist unter Kosmographie zu verstehen? Antwort: Die Weltbeschreibung, hierzu bedient man sich zweier Kugeln, die eine die Himmels- und die andere die Erdkugel, der Himmel wird in zwei Theile eingetheilt, erstlich in das Firmament, wo sich Sonne, Mond und Sterne befinden, zweitens in den empväischen oder höchsten Himmel, wo jener unermeßliche Raum, wozu unsre Einbildungskraft zu schwach, dieses zu ergründen, nachdem giebt es auch die Atmosphäre oder Dunstkreis, welches uns gleichsam zu einer Decke diene. Dritte Frage: Wie werden die natürlichen Körper (Naturalien) in der Naturgeschichte eingetheilt? Antwort: Auf den Körper des Menschen und in denen Pflanzen, und andere Produkte, als Kaffee, Reiß u. s. w. wie und wo selbige wachsen und wie dessen Früchte beschaffen.

Wie man sich früher Prozesse vom Halse schaffte. Als im 15. Jahrhundert die Burggrafen von Nürnberg die Reichsstadt Rothenburg an der Tauber mit Fehde überzogen, leistete das später in Nürnberg und Bamberg blühende Geschlecht der Hagelsheimer, genannt Held, der bedrohten Stadt so wirksamen Beistand, daß der Angriff zurückgeschlagen wurde. Der darüber erzürnte Burggraf nahm auf dem Rückzuge die Besitzungen der Hagelsheimer nach Zerstörung ihres Schlosses für sich in Anspruch, und das immer noch reiche Geschlecht zog nach Nürnberg. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts kam Friedrich Hagelsheimer der ältere auf den Einfall, sich doch einmal nach den Verhältnissen seiner Stammgüter und wie sie ihm verloren gingen, umzuschauen. Und nun erzählt die Chronik:

„Als nun die Burggrauen oder Marggrauen solches innen worden, haben sie auff ihn straiffen lassen, dann sie sich besorgt, do Er die gelegenheit vnd wie es an die Marggrauen, vormals, da sie Burggrauen gewesen, komen sei (erfahren), das sie rechtlich dorum angesprochen oder zu Ihnen geclagt werden mocht. alls aber Friedrich Heldt sollichs vernummen vnd gewarnt worden, auch gewiß, das Ihnen der weg vff Nirnberg zu verlegt, hatt er sich vff Bischoffsheim an der Tauber zu begeben, alls da Ime die Märkischen Reutter seine Feinde auffgestoßen vnd seinem knecht, welcher nitt als wol beritten, alls sein Herr gewesen, gefangen, Ime das Helmlein auffgethon vnd mit einem tolchen erstochen, vnd seinem Herrn, den Friderichen Heldt, so starckh nochgesetzt, das Er das thor zu Bischoffsheim nitt erreichen können, sondern darneben Er sampt dem roß mitteinander in graben gefallen vnd bede todt bliben. Haben seine feinde noh ettliche steine auff Ime hinach geworfen, darnach darvon geritten vnd also ihrem vermainen nach sich wol gerechnet.“

Am nächsten Tag wurde die Leiche des Verunglückten von den Bürgern von Bischoffsheim in Prozession hereingeholt und feierlich bestattet.

Salon-Büchertisch.

Berliner Federzeichnungen eines Deutschösterreichers von Karl Pröll. Berlin. Adolf Landsberger. 1888.

Berlin, die moderne deutsche Kaiserstadt, wie sie sich in den Augen eines Oesterreichers spiegelt, der indessen von ganzem Herzen ein Deutscher ist, und insbesondere wie sie in ihren großstädtischen Eigenthümlichkeiten von denen der österreichischen Kaiserstadt abweicht, dient den Skizzen, welche den Inhalt dieses Buches bilden, zum Vorwurf. Die Gemütlichkeit der Berliner, ihre Sommerausflüge, der Berliner Witz,

die Damenwelt beider Hauptstädte, die Museen, die Baulust und vieles andere wird einer vergleichenden Kritik unterzogen, wobei indeß die zweite Heimat des Verfassers, Berlin, größtentheils den Preis über die Kaiserstadt an der Donau davon trägt. Das Buch in einem heiteren feuilletonistischen Plauderton gehalten, entbehrt keineswegs des Ernstes und enthält durchaus nicht nur zu Papier gebrachte flüchtige Eindrücke, sondern vielmehr treten dem Leser die Spuren gründlicher Studien und Kenntnisse einer reichen Welt- und Menschenkenntniß und einer gereiften Urtheilskraft darin entgegen.

Kreuz und Quer. Wander- und Rasttage im Süden und Norden von Karl Pröll. Berlin. Adolf Landsberger. 1888.

Diese gesammelten Reiseschilderungen, obgleich sie nicht in ferne, wunderbare Gegenden führen, lesen sich angenehm und unterhaltend, sie sind mit viel liebenswürdiger Frische, harmlosem Humor und warmer Begeisterung geschrieben und zählen ebenso wenig zu der leichten Waare, wie die anderen Arbeiten des Verfassers. Dem bereits viel gereisten Leser lassen sie geschautes und erlebtes in freundlicher Erinnerung und manch neuer Beleuchtung frisch erstehen und locken den an der Scholle haften Gebliebenen hinaus in die sonnige Ferne. Nach einer Fahrt quer durch Schweden auf dem berühmten Götakanal geht es im Sprunge südlich nach Gastein, in die Ostseebäder, die Donauuferlandschaften entlang, nach Siebenbürgen, Kärnthen, dem Harz.

Den Schluß bildet ein interessanter Abschnitt: „Deutsche Volkslieder aus Böhmen", welcher über die Thätigkeit des in Prag bestehenden „Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" und den „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" berichtet, von welchen letzterer sich die Sammlung deutscher Volkslieder in Böhmen zur Aufgabe gestellt hat.

Das Glück. Novelle von Viktor von Strauß. Zweite Ausgabe. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.

Unter dem „Glück", welches vorliegender Novelle zum Titel dient, ist jenes, von der Welt sogenannte Glück, der Reichthum zu verstehen, für welchen alle für Geld käuflichen Genüsse des Lebens erreichbar sind. Ein armer Arbeiter, ehemals brav und fromm, aber von sozialdemokratischen Ideen angesteckt, gewinnt zu seinem weiteren Verderben einen Theil des großen Loses, welches er unter Mithilfe schnellgefundener nobler Freunde eilig wieder los wird und kehrt körperlich ruinirt aber geistig gerettet, todkrank in seine ehemaligen ärmlichen Verhältnisse zurück, um in den Armen seiner einstmals schnöde verlassenen Braut als reuiger Sünder zu sterben. Erscheint die schnelle Metamorphose des einfachen Arbeiters in den feinen Weltmann, der in vornehmen, adeligen und zum Theil hochgebildeten Kreisen verkehrt und gelitten wird, auch etwas unwahrscheinlich, so bietet die gutgeschriebene Novelle doch, für streng christlich gesinnte Leser nicht nur, sondern auch für Andersdenkende viel anregendes, manches beherzigenswerthe, beziehentlich warnende und ermahnende.

Eine Schuld. Renata. Zwei Novellen von Viktor von Strauß. Zweite Ausgabe. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.

Erstere Novelle deutet wie die oben erwähnte, warnend auf die Abgründe des Lebens und zeigt wie nicht nur die böse That, sondern schon der böse Gedanke, unbedacht ausgesprochen, zum Fluch werden kann, an welchem ein Menschenleben elend zugrunde geht. Heiterer und ohne religiösen tendenziösen Beigeschmack ist „Renata", die einfache Geschichte eines verarmten Edelfräuleins, welche es vorzieht, lieber in dienende Verhältnisse zu treten, als das bittere Gnadenbrod ihrer Verwandten zu essen. Das Leben im Schlosse der Baronin, der schwere Kampf des adeligen Vorurtheils gegen eine Ehe mit der vermeintlichen Bürgerlichen ist ganz reizend geschildert, nicht durch besonders spannende Situationen und Konflikte, sondern durch eine feine, liebenswürdige Art des Erzählens, durch oft ganz neue, überraschende Aussprüche und Bemerkungen und eine, wenn auch immerhin etwas veraltete, aber vornehme und elegante Stilform. Und so mögen diese drei Novellen des gelehrten Verfassers, insbesondere „Renata" unbedingt als Lektüre empfohlen sein.

Bildertisch.

Fechtmeisters Wanderlust.

Ein neues Lied des Bruder Straubinger.

Fechten, das ist keine Schande,
Viele Burschen thun's im Lande,
Darum unverzagt
Manchen Gang gewagt,
Auch die kleinste Gabe wird dankbar angenommen.

Zu Preußisch Berlin an der Spree,
Da ward mir leer das Portemonnaie.
Dieses fand ich stark,
Daß mir in der Mark
Auch nicht eine Mark war geblieben.

In dem Lande der Westfalen
Kann die Natur nicht g'rade prahlen,
Dorten gab's „viel Schwein",
Nahm viel Nickel ein,
Und es pumpernickelte sich so zusammen.

Zu Frankreich in dem Erbfeindland,
War man gegen mich nicht sehr galant,
Forderten das Ellensaß,
Das ging mir doch übern Spaß,
Ich sang die „Wacht am Rhein" aber mit dem Rücken nach Paris.

Konstantinopel in dem Türkenland,
Da war ich gänzlich abgebrannt,
Ging zu dem Groß-Sultan,
Der bot mir Mokka an,
Aber sagte, es ginge ihm ganz ebenso wie mir.

Auch im Jahre 89
Hoffe ich, die Sache macht sich,
Fechten schändet nicht,
's ist ja Christenpflicht;
„Geben ist seliger, denn Nehmen!"

Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Das Leben und Treiben der Erwachsenen nachzuahmen, ist das liebste Spiel der Jugend und gar köstliche Scenen kann man erleben, wenn geweckte, lebhafte Kinder mit unwiderstehlicher Komik in ernsthafter Grandezza die den Eltern oder Bekannten abgelauschten Manieren nachäffen. Da hat der Knirps, welchen Gaißer auf seinem prächtigen humoristischen Genrebilde zur Hauptperson machte, gesehen, wie der Vater zum Balkon des Nachbars höflich emporgrüßt, flugs wird aus dem großen Lehnstuhle eine Estrade gebildet, die jüngeren Geschwister müssen Platz nehmen und stolzen Schrittes, genau wie er's vom Vater gesehen, zieht er den großen Federhut, unter dem der ganze kleine Mann mit Haut und Haaren verschwinden könnte, zum feinen Gruß. Auch die Kalkpfeife ist nicht vergessen und lang schleppt der große Korbdegen am Bandelier über den spiegelblanken Boden, während der Reithandschuh wohl als zu groß beiseite geworfen wurde. Doch, wer weiß, vielleicht hat er in dem kindischen Spiele auch schon seine Bedeutung und dürfte vielleicht als Fehdezeichen gelten, wenn es dem jüngern Bruder gar einfallen sollte, den Gruß des kleinen Ritters nicht mit der nöthigen Würde zu erwidern. Im Erker aber sitzen die Eltern und freuen sich des kindlichen Spieles ihrer Lieblinge.

Mädchen am Brunnen. Der Brunnen hat von jeher einen Zauber ausgeübt auf die Herzen und — Zungen junger und alter Dorfschönen. Kein Ort ist so geeignet wie er, zum Austausch von Neuigkeiten und Herzensgeheimnissen. Während das Wasser mit leisem Plätschern rinnt und allmählich die Krüge füllt, muß doch die Zeit vertrieben werden, und je nach Umständen mit Klatsch oder Liebesgeschichten, je nach Alter und besonderen Verhältnissen herzlos oder böse oder liebreich und mitleidig. Wir kennen ja alle das Zwiegespräch zwischen Lieschen und Gretchen am Brunnen, mit dem Goethe in „Faust" diesen Punkt des Volkslebens charakterisirt, und wie dort über das Bärbelchen der Stab gebrochen wird, so wird noch heutigen Tages manche und mancher am Brunnen — verdienter oder unverdienterweise — gerichtet. Wo aber zwei junge liebliche Mägdelein zusammenkommen, wie Seifert sie in seinem prächtigen, frischen Bilde hinzaubert, da ist wohl der einzig mögliche Gesprächstoff die Liebe. Diese beiden schelmischen Gesichter wecken in uns das Bedauern, daß wir nicht theilnehmen können an dem kleinen köstlichen Geheimniß, welches da am Brunnen der Freundin zugeflüstert wird — und gewißlich ist es kein Bärbelchen, welches hier herhalten muß, sondern sicher ein Franz oder Fritz, der beiden wohlbekannt ist, der einen aber vermuthlich sehr nahe steht.

Der Sonntagsjäger. Der Sonntagsjäger und der Sonntagsreiter sind zwei Spezies des menschlichen Geschlechtes, welche die Spottlust allezeit bereit finden und zuweilen auch in der That recht komische Gesellen sind, über die man herzlich lachen kann. Wenn der Sonntagsjäger heimkehrt von der Pürsch und nicht den Schwanz eines Wildes gesehen; wenn er vor dem Thore die Flinte abschießt, um nicht zu verrathen, daß er ernstlich überhaupt gar nicht zum Schuß gekommen ist, und wenn er dann zögernd, mit ängstlichen Seitenblicken in den ersten besten Wildpretladen eintritt — so ist das eine so lächerliche, hochkomische Situation, daß selbst ein Hypochonder davon zum Lachen gerührt werden könnte. Verständnißinnig blickt die Verkäuferin den armen Tropf von Sonntagsjäger an und nur heimlich, wenn er sich ängstlich zur Ladenthüre umguckt, ob auch kein Späherauge ihn belauscht, huscht ein schelmisches Lächeln über das frische Gesicht. In Hast werden einige „Feldhühner" gekauft und in die leere Jagdtasche gestopft. Eins fällt zur Erde — schadet nichts, Karo, der ein ebenso guter Jagdhund ist, wie sein Herr ein gewaltiger Jäger, schnappt es auf und entwischt meuchlings damit. Endlich ist der Kauf perfekt, mit einem Satze ist der Herr Sonntagsjäger auf der Straße. Niemand hat ihn bemerkt — das nennt man Jagdglück! Stolz hebt sich wieder der Kopf unter dem „echten" Jägerhütchen, die bauschige Jagdtasche wird prahlerisch etwas nach vorne gerückt, schmunzelnd betritt er sein Haus, wirft ächzend die schwere Tasche auf den Tisch und guckt voll Stolz und Erwartung sein junges Weib an. „Das war eine famose Jagd. Fünf auf einen Schuß, die anderen nebenbei, so en passant — ja, ja, Glück muß der Jäger haben, ein scharfes Auge, eine sichere Faust!" Vorsichtig packt die Frau leuchtenden Auges über die ritterlichen Tugenden ihres Mannes die Tasche aus — — norwegische Schneehühner, in der Schlinge gefangen!





Neueste Moden.

Nr. 1. Capote „Jeanette".

Das kleine Käppchen ist mit graublauem Tuch in losen Falten belegt, vorn über der Stirn zusammengefaßt und mit drei großen Tuffen von grünem, rosa und graublauem Cometenband verziert. Den vordern Rand umgiebt ein glatt aufgesetzter



Nr. 1. Capote „Jeanette".

dunkelgrüner Sammetstreifen. Die Bindebänder aus gleichem Stoff gehen vom hintern Rand aus.

Nr. 2. Hut aus weißem Reißstroh.

Der aufgestülpte, an der einen Seite breitere Rand des Hutes ist innen mit dunkelgrünem Sammet belegt. Oben auf demselben ist ein langer Zweig Heckenrosen

befestigt, hinter welchem breite, am Kopftheil befindliche hellgrüne Bandschlupfen, verstreut unter den Blumen liegend, angebracht sind.

Nr. 3. Hut für junge Mädchen.

Der Hut aus grau-gelblichem Stroh hat eine sich nach vorn verbreiternde, hoch-



Nr. 2. Hut aus weißem Reißstroh.

stehende Krempe. Den Kopftheil umwindet rosa Faille. Zwei schöne große Federn in der Farbe des Hutes werden von einem gewundenen Failletheil gehalten. Die eine dieser Federn ist auf dem Kopftheil vorn hochstehend und sich dann zur Seite neigend befestigt. Die zweite Feder befindet sich vorn am äußersten Rand, auf welchem dieselbe oben mit dem helmartig gewundenen, vom Kopftheil nach der Krempe zu frei-

stehenden Failletheil gehalten wird. Vom obern Rand schlingt sich die Feder nach innen, wo sie sich leicht mit den Fältchen des rosa Gazefutters mischt.

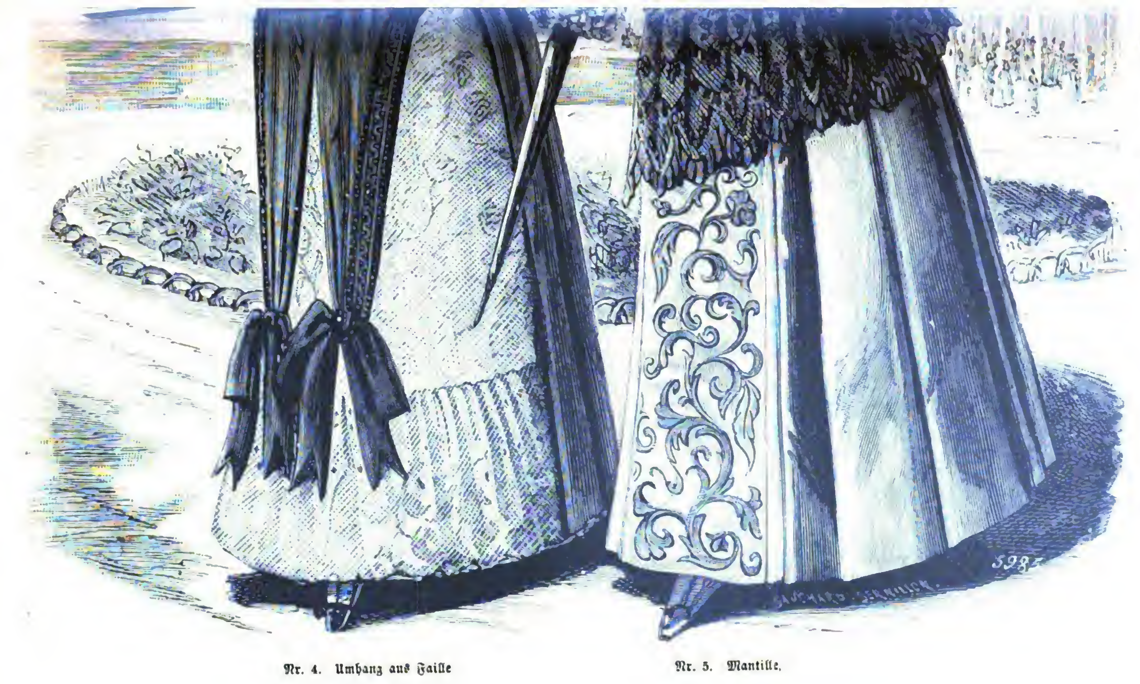
Nr. 4. Umhang aus Faille.

Dieser, in der Taille anschließende Umhang ist an den Vordertheilen lang ge-



Nr. 3. Hut für junge Mädchen.

schnitten. Der Oberstoff ist am Hals collerartig eingereiht und die über der Brust faltigen Theile, in der Taille fest eingereiht, an einem untergesetzten Futtertheil befestigt. Der Rücken ist anschließend und kurz. Eine breite, mit Schmelz bestickte Borde umrandet das Rückentheil, sowie die Seiten der langen Vordertheile, welche am untern Ende ebenfalls zusammengereiht sind und mittels Bandschlupfen mit



Nr. 4. Umhang aus Faille

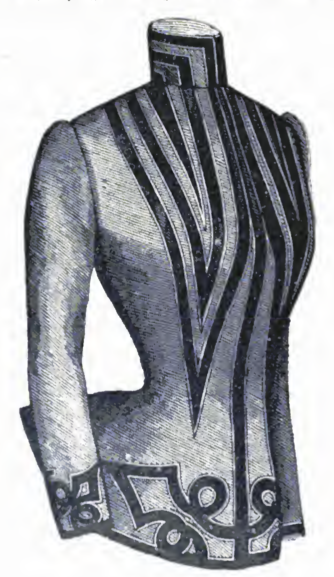
Nr. 5. Mantille.



langherabhängenden Enden abschließen. Der Stehkragen besteht aus Borde und die Aermeltheile werden aus einer breiten Spitzensalbel hergestellt, welche an der Schulter mit einer Doppelbandschleife gehalten werden. Runder Strohhut mit herabhängenden, an der Kante angesetzten Spitzen.

Nr. 5. Mantille.

Dieselbe ist aus Faille und Spitzen angefertigt. Die ziemlich anliegenden Taillentheile sind mit Futter versehen. An den Vordertheilen herab befindet sich ein in Falten gezogener Spitzenlatztheil, welcher am Hals an einem glatten, mit Spitzenfalbel besetzten Stehkragen befestigt ist. Die unten offenen, weiten Spitzenärmel sind an der Schulter faltig eingesetzt. Ueber den Ellbogen werden dieselben zusammengereiht und mit Schmelzpassementen gehalten. Auch vorn legt sich eine derartige



Nr. 6. Jacke.

Verzierung kettenartig über die Brust. Der untere Rand der Mantille ist ebenso besetzt und überdies noch von einer breiten, schönen Spitzenfalbel begrenzt. Das Kleid aus grauem Wollenstoff hat am Vordertheil eine breite, hochstehende, mit Sammetauflage verzierte Falte. Runder, sehr flacher Strohhut, vornauf mit einer schön gekrausten, farbigen Feder und Spitzenbäuschen verziert.

Nr. 6. Jacke.

Die aus glattem blauem Tuch angefertigte Jacke ist mit granatfarbigen Sammetstreifen besetzt. Diese Streifen gehen von den Schultern über die Brust herab und bilden in der Taille eine scharfe Spitze. Vorn herab und unten um die Jacke ist ein glatt und gerade aufgesetzter Streifen aufgenäht und an den vorderen Ecken unten, sowie unten am Aermel eine Verzierung davon hergestellt. Auch der Stehkragen ist ähnlich ausgestattet.

Nr. 7. Blouse für Kinder.

Die Blouse ist aus indischem, russisch-blauem Voile angefertigt. An ein am



Nr. 7. Blouse für Kinder.

Rand besticktes Collertheil sind die Falten gleichmäßig angesetzt. Die Rockfalten werden im Rücken vermittels eines unter dem Arm angesetzten Bandes festgehalten,



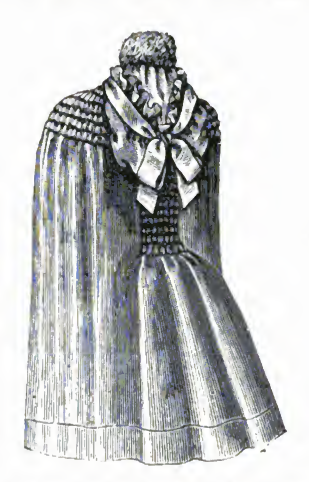
Nr. 8. Anstandsrock aus rosa Surah mit Spitzen.

während die Falten am Vordertheil lose herabhängen und nur innen mit einem Band festgehalten werden. Die Aermel haben kleine Puffen an der Schulter und

sind unten in ein besticktes Bündchen gefaßt. Der Stehkragen ist bestickt und in gleicher Art mit Schwarz und Gold verziert.

Nr. 8. Anstandsrock aus rosa Surah mit Spitzen.

Den unteren Rand dieses Rockes umgiebt eine Spitzenfalbel, über welcher sich mehrere Reihen schmale Falten befinden. Ueber diesen Falten befindet sich ein reich verziertes Theil, welches aus bestickten Stoffpatten mit Zackenenden und abwechselnd dazwischen liegenden kleinen Falten besteht. Die Zackenenden und Falten werden unten von einer, der ersten Falbel gleichenden, breiten Spitze eingefaßt und zwar



Nr. 9. Mantel für kleine Mädchen von 3 bis 4 Jahren

derartig, daß nur die Zackentheile faltig, die Falten dagegen glatt besetzt werden. Am obern Rand ist der Rock mit einem Zugband versehen; ebenso auch an den Rückentheilen über den Stoffeinsätzen.

Nr. 9. Mantel für kleine Mädchen von 3 bis 4 Jahren.

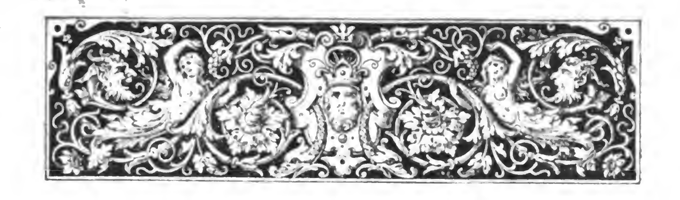
Der Mantel ist an den Vordertheilen collerartig eingereiht, ebenso die Schultern. Das Rückttheil ist zusammenhängend mit den Vordertheilen und wird nach der Taille zu ebenso eingereiht, von wo aus dann die Rockfalten entspringen. Ein innen angenähtes Band hält die Falten fest um die Taille und wird vorn in eine Schleife mit langen Enden gebunden. Der rund geschnittene Capuchon wird am Rand eingereiht und, mit Bandschleifen verziert, dem Stehkragen angefügt. Ein Streifen Federbesatz vervollständigt diesen.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.



Verrathen!

Nach dem Originalgemälde von Ferdinand Pacher.



Rénée.

Novellette von A. Baronin Gildern.

Die Marquise de Vervians war schlechter Laune. Sie konnte sich selbst keine Rechenschaft über diesen Zustand geben, der bei ihr ein vollkommen neuer war, aber leugnen konnte sie denselben noch weniger. Brachte das trübe, naßkalte Wetter, welches sie an das Zimmer fesselte, diese Gemütsstimmung hervor? Kaum möglich, denn Hortense de Vervians Charakter war noch niemals der Sklave äußerer Eindrücke gewesen.

Ruhelos eilte die noch immer schöne Frau im Zimmer auf und nieder. Die Falten des eleganten Plüschhauskleides glitten über den weichen Smyrnaer Teppich und die Flammen des Kamins warfen ab und zu Streiflichter auf den tiefrothen Stoff.

Hortense gehörte zu den wenigen Bevorzugten, deren Leben ohne Stürme, im fortwährenden Sonnenschein dahingeflossen war. Aus vornehmer Familie stammend, wurde sie sehr jung an einen bedeutend älteren Mann verheiratet, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte. Der Marquis vergötterte seine junge, schöne Frau, die ebenfalls mit herzlicher Neigung an dem Gatten hing. In der Gesellschaft spielte die reizende Marquise, durch den Reichthum Vervians glänzend umrahmt, eine hervorragende Rolle, sie war die Tonangeberin ihres Kreises und alles huldigte ihr. Jetzt zählte Hortense 38 Jahre und noch immer stand sie auf der Höhe des Lebens. Das vor mehreren Jahren erfolgte Hinscheiden des Marquis hatte keine besondere Aenderung in den Verhältnissen und Lebensgewohnheiten der kinderlosen Wittwe gebracht. Sie betrauerte den Verlust aufrichtig, doch war die Lücke, die der Tod gerissen, nicht so schmerzlich, da die Ehe der beiden Gatten sich mit den Jahren mehr und mehr zu einem freundschaftlichen Nebeneinandergehen gestaltet hatte.

Hortense empfing nach dem konventionellen Trauerjahre, welches sie zum größten Theil auf Reisen verlebt hatte, in dem eleganten

Hôtel der Avenue de Jéna ihre alten Freunde und Bekannten, öffnete ihre Salons zu reizenden Festen und nahm in kurzer Zeit nicht nur die Stellung in der Gesellschaft wieder ein, die sie vorher besessen, im Gegentheil, die schöne, in vollster Blüte stehende, zugleich geistreiche und liebenswürdige Wittwe wurde mehr denn je der Mittelpunkt des Interesses und der Bewerber.

Bis jetzt jedoch hatte die Marquise lächelnd jede Andeutung einer zweiten Ehe zurückgewiesen, sie fühlte sich vollkommen zufrieden, so wie es war.

Und doch heute diese sonderbare Schwermuth?

Hortense warf sich endlich ermattet in einen Sessel vor den Kamin und starrte in die Flammen.

Wo nur Gaston heute blieb? Gerade heute, wo er sie durch sein geistreiches Plaudern aufheitern und zerstreuen konnte.

Gaston? — War es nicht Gastons Name, der den ersten Grund zu ihrer Verstimmung gegeben — oder war es der Brief, den sie heute Morgen erhalten hatte? — Hortense wußte es selber nicht und düsterer und trauriger wurde der Ausdruck in den schönen regelmäßigen Zügen.

Freilich hatte es sie unangenehm berührt, als sie gestern auf dem Balle der Baronin St. Hillaire die Unterhaltung zweier Damen unbemerkt hören mußte, welche über sie und Gaston Vermuthungen und Ansichten austauschten. Sie und Gaston! — Keiner von ihnen beiden dachte wohl je an etwas anderes, wie an freundschaftliches Zusammensein, zumal er der Neffe ihres verstorbenen Gemals, mithin ein Verwandter war.

Gaston d'Héricourt war jung, jünger als Hortense, seit einem Jahr in Paris und beinah täglicher Gast im Hause seiner schönen Tante.

Nie hatte diese gezweifelt, daß auch die Welt in dem verwandtschaftlichen Verhältniß nichts anderes sehen und vermuthen würde, nie war ihr der Gedanke einer Heirat mit Gaston in den Sinn gekommen.

Und dennoch — diese unerklärliche Unruhe, die sie seit dem Gehörten bewegte, das Zittern ihrer Hand, als Gaston dieselbe zum Abschied an seine Lippen zog, das lange Verweilen vor dem Spiegel und Studiren ihrer noch immer jugendlichen Züge, die trübe Stimmung und das nervöse Warten auf den täglichen Besucher — waren es nicht sichere Zeichen, daß Gaston ihrem Herzen mehr war wie ein Freund und Verwandter? Ja, ja! Hortense fühlte ein neues Empfinden in ihrem Herzen erstehen, ein Empfinden, gemischt von Glück und Schmerz, und thränenden Auges erkannte sie, daß nur die Liebe es sein konnte, die endlich einmal eingezogen war — ungerufen, ungeahnt!

Mitten in ihren Grübeleien wurde die Marquise durch den Eintritt eines jungen eleganten Mannes unterbrochen — es war der Ersehnte, Gaston d'Héricourt, der in der ungezwungenen Art eines

nahen Verwandten ungemeldet in dem Salon seiner schönen Tante erschien.

Mit wenigen Schritten war er an der Seite derselben und indem er die schlanken Finger Hortensens an seine Lippen zog, blickten die schwarzen, lebhaften Augen forschend auf die bleichen, abgespannten Züge der sonst so frischen und anmuthigen Frau.

„Sie sind leidend, Hortense?“ fragte er mit leiser, einschmeichelnder Stimme und legte den zierlichen Strauß blühender Frühlingsblumen in die Hände der Angeredeten — „oder haben Sie Kummer?“ fuhr er fort, nachdem die Marquise mit stummem Schütteln des Hauptes seine Frage verneint hatte. Gaston ließ sich auf einen Fauteuil nieder und wartete auf eine Antwort, jedoch Hortense schwieg noch immer und senkte mit leichtem Erröthen die Augen vor den forschenden Blicken des jungen Mannes. Verlegen spielte sie mit dem Bouquet in ihren Händen und überlegte.

Sollte sie Gaston anvertrauen, was sie bedrückte, sollte sie ihm sagen, daß er ihr Haus meiden müsse, ihres Rufes wegen — und was dann?

Wenn er sie liebte? — wenn er sie bat, sein Weib zu werden? was dann? Zittern überflog die schöne, üppige Gestalt — tiefer neigte sich Gaston zu ihr, er beugte das Knie, vor der in ihrer Verlegenheit doppelt reizvollen Frau und umschloß die kalten Finger mit seinen Händen.

„Hortense“, flüsterte seine Stimme mit zärtlichem Ausdruck, „bin ich nicht Ihr Verwandter, Ihr bester Freund? Wollen Sie mir nicht vertrauen?“

Hortense hob mit wehmüthigem Lächeln das Haupt — da unterbrach ein leises Klopfen an der Thür die Aussprache. Ein Diener trat herein und meldete: „Das Fräulein von Madame Curteux.“

Unwillig erhob sich die Marquise:

„Verzeihen Sie einen Augenblick, Gaston — es handelt sich um meine Toilette für den heutigen Ball — ich bin sogleich wieder hier und dann plaudern wir ernsthaft, nicht wahr?“

Graziös mit der weißen Hand winkend, wandte sich Hortense der Thür zu, wo soeben ein junges, einfach gekleidetes Mädchen mit anmuthiger Verneigung eintrat und der Marquise in das Nebenzimmer folgte.

Wie einer Erscheinung starrte Gaston den zwischen den Portièren Verschwindenden nach.

Wo hatte er dieses blasse Gesichtchen mit den großen dunkeln Augen und den hellen Löckchen auf der Stirn schon einmal gesehen?

War es ein Traumbild? Jenes Traumbild, das ihn in seinen Fieberphantasien verfolgte — Renée? —

Mechanisch öffnete Gaston ein Etui und entnahm demselben eine Cigarrette, mechanisch zündete er dieselbe an, lehnte sich tief in den Fauteuil zurück, während leichte, blaue Dampfwölkchen sich emporringelten.

Deutlicher und immer deutlicher tauchte aus den blauen Ringeln ein zartes Mädchenantlitz empor — die ganze Poesie eines märchenhaften Abenteuers. —

Es war am denkwürdigen 18. August des Jahres 1870. Gaston d'Héricourt stand mit seinem Regiment südwestlich von Metz zur Vertheidigung der rühmlichst genannten Schlucht von Ars.

Ein heißer Tag war es — ein heißes Ringen.

Mit Erbitterung, mit einer an das Wunderbare aller Heldensagen erinnernde Energie und Todesverachtung wurde auf beiden Seiten gekämpft. Schrittweis, Mann gegen Mann drangen die Sieger herauf, wichen die Besiegten. Blut und Tod waren die Merkzeichen des Engpasses, ein zweites Thermopyläe; blutgetränkt der waldige Boden, die grünen Farren, die Blumen und Gräser. Die blutigroth untergehende Sonne blickte auf bleiche Gesichter, die der Todesengel geküßt, auf halbgebrochene Augen, auf schmerzverzerrte und gramdurchfurchte Züge.

Freund und Feind, friedlich im letzten Schlaf vereint — Freund und Feind sich helfend und stützend, wo das junge, hoffnungsvolle Leben den Kampf mit dem mächtigen Schnitter Tod aufnahm, wo die Lebenslust sich aufbäumte und nicht unterliegen wollte.

Auf einem moosigen Steine, beschattet von riesigen Farren und alten stolzen Bäumen, deren Zweige im Abendwinde geheimnißvoll rauschten lag Gaston erschöpft von Anstrengung und Blutverlust.

Unfähig ein Glied zu rühren, starrte er in den grünen Dom, der sich über ihm wölbte. Tod und Todeskampf um ihn her — und keine Hilfe.

Tiefer senkte sich der Abend und die Nacht brach an. Wie Glühwürmchen nahten sich von fern Lichter und Laternen. Waren es Helfer oder waren es jene entsetzlichen Hyänen des Schlachtfeldes, die Schreckgespenster der muthigsten Krieger, von denen Gaston oft mit Schauder gehört?

Aengstlich und aufgeregt folgte er den leuchtenden Punkten, matter und schwächer wurde sein Athem, bis ihn wohlthätige Bewußtlosigkeit umfing. — Wie lange er in diesem Zustande sich befunden hatte, konnte Gaston nie begreifen.

Wie aus tiefstem Schlafe weckte ihn auf einmal eine süße, sanfte Stimme und eine weiche Hand glitt wie kosend über seine fieberheiße Stirne.

„Mutter, er erwacht“, tönte es leise wie ein Hauch an sein Ohr.

„So geh', Rénée, mein Kind, laß mich allein“, antwortete ebenso leise eine tiefere Stimme.

Gaston öffnete die Augen. Nicht rauschendes Waldesdunkel umgab ihn, sondern ein freundlich erhelltes, einfaches Zimmer. Eine ältere Dame beugte sich über ihn, während ein von blonden Löckchen umrahmtes, süßes, blasses Mädchenantlitz, aus welchem ein paar große, dunkle Augen theilnahmsvoll auf den Schwerverwundeten schauten, langsam nach dem Hintergrunde verschwand.

„Rénée“, flüsterte Gaston, und wiederum versank er in tiefe Bewußtlosigkeit. Lange Zeit kämpfte das junge Leben mit dem Todesengel, wilde Phantasien erregten das Gehirn des Kranken und rathlos umstanden die Aerzte sein Lager.

Oftmals floß der Name Rénée von den Lippen Gastons und jedes Mal folgte demselben eine Linderung, eine Besänftigung der schrecklichen Ideen, die seine Sinne erfüllten.

Nach Wochen erst erwachte der junge Offizier in dem großen Lazareth zu Pont-à-Mousson, wohin man ihn transportirt hatte, aus seinen Fieberphantasien, und als die Genesung, unterstützt durch die kräftige Natur und die Lebenslust Gastons, rasche Fortschritte machte, hörte er von Aerzten und Kameraden den Verlauf seiner Verwundung.

Spät am Abend hatten deutsche Krankenträger den Bewußtlosen aufgefunden und in eine seitwärts des Schlachtfeldes, unweit Ars gelegene ländliche Besitzung gebracht, deren Bewohner durch das rasche Heranrücken der deutschen Armee an der Flucht gehindert waren. Dort hatte man ihn die ersten Tage gepflegt, bis seine Ueberführung unter stete ärztliche Aufsicht dringend nöthig wurde.

Wer diese Bewohner, wer Rénée gewesen, hatte Gaston nicht erfahren können, selbst als er nach seiner Genesung, sowie später nach dem Friedensschluß persönlich den Ort seiner Verwundung und das kleine Landhaus aufsuchte. Der Krieg hatte überall Veränderungen gebracht. Niemand entsann sich des Namens der damaligen Bewohner, des von seinem Besitzer stets vermietheten Häuschens. Auch dieses war durch Todesfall in andere Hände gelangt, sodaß jede Spur verloren schien.

Sechs Jahre waren seitdem vergangen und die Erinnerung verblaßte mit der Zeit, sodaß es Gaston oft schien, als wäre das zarte Kindergesicht mit den großen dunkeln Augen nur ein Bild seiner aufgeregten Sinne gewesen. Heute zum ersten Mal trat ein Mädchen mit den Zügen dieses Phantasiegebildes vor sein Auge und mächtiger denn je stieg der Wunsch in ihm auf, die Spur des lieblichen Kindes zu finden, das ihm wie ein Wesen aus höheren Sphären nach dem Kampfe und den Schrecknissen des blutigen Tages erschienen war.

Mit lebhafter Erregung schleuderte er die Reste seiner Cigarrette in die Flammen des Kamins und sprang von seinem Sessel empor. Er mußte dies Gesichtchen, das wie eine Fata Morgana ihn berückt hatte, noch einmal sehen, wenn das junge Mädchen das Zimmer der Marquise verließ und den Salon durchschritt.

Er warf sich zu diesem Zwecke in einen niedrigen Fauteuil, der von den schweren Vorhängen des Fensters halb verdeckt, der Thüre gerade gegenüber stand und blickte unverwandt dorthin, als berge die rothe Sammetportière die Pforte des verlorenen Paradieses.

Der Spätnachmittag war inzwischen herangekommen. Der Diener

brachte Lampen, schloß die Gardinen und verschwand ebenso geräuschlos, wie er seine Obliegenheiten ausführte.

Gaston starrte noch immer nach der Thüre.

Endlich öffnete sich dieselbe und strahlend in heiterer Laune stand die Marquise vor dem jungen Manne. Die Portière schloß sich -- niemand folgte.

Lächelnd schaute Hortense in das aufgeregte Antlitz Gastons.

„Habe ich Sie zu lange warten lassen, mein Freund? Verzeihung — aber ich wollte heute Abend schön sein — ganz besonders schön, Gaston“, sagte die Marquise mit leichtem Erröthen, indem sie ihm die weiße Hand entgegenstreckte.

Zerstreut führte Gaston dieselbe an seine Lippen und blickte immer noch auf die geschlossene Thür.

„Wo ist das junge Mädchen, Hortense?“

„Unbesorgt“, erwiderte lächelnd die Marquise, indem sie sich dem Kamine näherte und dort auf ihrem Fauteuil Platz nahm, „wir können ruhig und ungestört plaudern — das Fräulein hat das Zimmer durch mein Ankleidekabinett verlassen.“

„Kennen Sie den Namen der Dame, Hortense?“ fragte Gaston weiter und mit solcher Lebhaftigkeit, daß Frau v. Vervians erstaunt die Augen auf ihn richtete.

„Aber mein Gott, Gaston, was kümmert Sie eine kleine Modistin? — oder — kennen Sie dieselbe vielleicht?“

Lachend drohte die schöne Frau mit dem Finger, während ein unerklärliches Wehgefühl ihr Herz beschlich.

Gaston schüttelte unwillig mit dem Kopfe: „Dieses blasse Gesichtchen erinnerte mich an eine Kriegsepisode.“

„O, dann erzählen Sie — schnell, schnell.“ —

„Sie mißverstehen mich — es ist nichts interessantes, noch pikantes — doch Sie sollen es erfahren.“

Und mit wenigen Worten erklärte er der begierig Lauschenden sein vergebliches Suchen nach den beiden Frauen, die ihn, den Todwunden gepflegt und gewartet. Die Marquise versprach Erkundigungen einzuziehen und lenkte das Gespräch geschickt in andere, ihr sympathischere Bahnen. Zwar überwand Gaston schnell seine Zerstreutheit und plauderte in alter Weise mit der interessanten Frau, jedoch ohne, zu der Marquise Kummer, wieder in jenen sanften zärtlichen Ton zu verfallen, der ihr Herz, vor kurzer Zeit, so bewegt und beglückt hatte.

Der Moment war ungenützt entschwunden — ob für immer? Wer konnte es wissen? —

Nachdem man über dies und jenes gesprochen hatte, entsann sich Gaston plötzlich der traurigen Miene, mit welcher die Marquise ihn bei seinem Kommen begrüßt und ihres Versprechens, ihm Mittheilung darüber zu machen.

Hortense schwankte jetzt nicht mehr, sie wußte zu genau, daß Gaston mit keinem Gedanken an eine Verbindung mit ihr dachte, daß

sie ihn nur entfremden, die Behaglichkeit des Verkehrs stören und Oede und Leere um sich verbreiten würde.

Während Hortense noch überlegte, was sie dem jungen Manne anvertrauen sollte, fühlte sie in der Tasche ihres faltigen Ueberkleides einen Brief — denselben, den sie am Morgen erhalten hatte.

Mit rascher Bewegung, wie um jeder Sinnesänderung vorzubeugen, zog sie denselben hervor und begann, indem sie sich an Gaston wandte.

„Sie haben recht, Gaston, Sie sind mein Freund und Verwandter. Ihnen kann ich vertrauen — Sie sollen mir rathen und helfen.

Ich zweifle, ob Sie jemals gehört haben, daß ich eine Schwester besaß. Heloïse war bedeutend älter als ich und das Ideal meiner Kinderzeit.

Eines Tages nahm sie zärtlichen Abschied von mir — sie verreiste, wie man mir sagte, auf längere Zeit und ich sah sie seitdem nicht wieder. Man tröstete mich anfangs mit ihrer baldigen Wiederkehr und nach Kinderart vergaß ich nach wenigen Wochen meine Sehnsucht nach der schönen Schwester. Als ich älter geworden, antwortete meine Mutter auf meine Frage nach Heloïse, daß dieselbe längst gestorben sei. Ich beweinte sie aufrichtig, doch verbot mir meine Mutter den Namen der Schwester je zu nennen, um den Vater nicht zu erregen.

So versank das Andenken der schönen Heloïse in Vergessenheit. Erst nach dem Tode meiner Eltern gelangten mit dem Nachlaß derselben, Briefe meiner Schwester in meinen Besitz, woraus ich eine mich tief ergreifende Tragödie erfuhr. Heloïse, der Stolz meiner hochmüthigen Eltern, verliebte sich in einen jungen deutschen Musiker, der als Lehrer in unser Haus eingeführt war. Die beiden jungen Leute suchten die Einwilligung meiner Eltern zu erlangen, aber vergebens. Die Liebe war jedoch mächtiger als Standesrücksichten. — Heloïse folgte dem Geliebten, ohne Wissen und Zustimmung der Familie und wurde sein Weib.

Ihre Briefe schienen unbeantwortet geblieben zu sein — ihre heißen Bitten um Vergebung, die mein Herz rührten, hatten auf den Zorn der Eltern keinen besänftigenden Einfluß ausgeübt; selbst die Anzeige der Geburt eines Kindes ließ keine Aenderung in den Gefühlen der Großeltern aufkommen — Heloïse Steiner war für die stolze Familie der Sauriston gestorben.

Die letzten Briefe meiner Schwester sprachen von Kummer und Sorgen, von traurigen Geldverhältnissen und Krankheit — datirten jedoch zehn Jahre früher, ehe ich sie in meinen Händen hielt.

Seitdem — Sie wissen, daß meine Mutter kurz nach dem Marquis verschied, lasse ich nach meiner verschollenen Schwester suchen. Der Name, sowie ihr letzter Aufenthalt im Elsaß waren die einzigen Anhaltspunkte. Bis vor wenigen Jahren ist ihre Spur gefunden, dann hörte sie plötzlich auf und allen Bemühungen ist es nicht geglückt wieder eine Nachricht von ihr zu erlangen. Heute schreibt

mir nun der Agent, dem ich die ganze Angelegenheit anvertraute, daß nach seinem Dafürhalten Madame Steiner nicht mehr unter den Lebenden sein könne, da von ihr, sowie von ihrer Tochter jeglicher Ausweis verloren gegangen sei, trotzdem kein Mittel unversucht gelassen, den Faden weiter zu spinnen — und so giebt er den Rath, mich zu beruhigen und meine Nachforschungen einzustellen. Sie können meinen Schmerz begreifen, Gaston — und dennoch mehr wie ihr Tod, erregt mich der Gedanke, daß sie lebt — lebt, im Elend vielleicht, während ich in Ueberfluß schwelge, ohne ihr helfen zu können. Rathen Sie mir, mein Freund, was kann ich noch thun?"

Gaston war mit Aufmerksamkeit der Erzählung der Marquise gefolgt und blickte bei der Frage um seinen Rath nachdenklich vor sich hin. Ein eigenthümliches Zusammentreffen gleichartiger Interessen war es — er sowohl wie Hortense suchten seit Jahren eine verschollene Familie, ohne Anhaltspunkt und ohne Resultat. Er wollte ihr helfen und sie mußte ihm den gleichen Dienst leisten.

Mit lebhafter Bewegung erhob er sich von seinem Fauteuil:

„Ich kenne einen außerordentlich gewandten Agenten, den ich Ihnen zuführen werde, Hortense — aber Sie — nicht wahr, Sie vergessen nicht, sich nach dem jungen Mädchen zu erkundigen? Sie wissen, ich schulde den beiden Frauen mein Leben. Wir wollen treue Kameraden sein, Hortense — mit Rath und That!" —

Leuchtenden Auges zog der junge Mann die weiße Hand der schönen Frau an seine Lippen und verließ den Salon.

Lange Zeit saß Hortense in stummer Versunkenheit auf ihrem Platze und starrte in die Flammen des Kamins. Eine nach der andern erlosch — wie ihre Hoffnungen und Wünsche. Gaston ihr Kamerad — ihr Freund! Der schöne Traum war versunken und mit Thränen begrub sie denselben in ihrer Brust.

Der Diener, welcher meldete, daß der Frau Marquise servirt sei, störte sie aus ihren Grübeleien und nöthigte sie, mit Rücksicht auf ihre Domestiken die gewohnte Zeiteintheilung inne zu halten.

Mit äußerlicher Ruhe nahm sie ihr Diner in dem geschmackvoll und elegant eingerichteten Speisesaal ein und lenkte während der Mahlzeit ihre Gedanken und Pläne in ruhigere Bahnen.

Liebe und Liebesglück waren nur ein Traum gewesen — mußten ein Traum bleiben, niemals durfte Gaston ahnen, daß ein wärmeres Gefühl, wie das der Freundschaft, in Hortensens Herzen aufgegangen war — und um den Beweis ihrer Uneigennützigkeit zu liefern, beschloß sie, sofort zu Madame Cuerteux zu fahren, um Erkundigungen nach dem jungen Mädchen einzuziehen. Sie ertheilte dem aufwartenden Diener ihre Befehle, vertauschte in Eile die kostbare Haustoilette mit einem dunkeln Promenadenkostüm und saß kaum eine halbe Stunde später in dem eleganten Coupé, dessen feurige Rappen sie in kürzester Zeit, durch die breiten Avenuen der Stadt zuführten.

Die junge Modistin hatte inzwischen ihr Tagewerk vollendet und eilte schnellen Fußes durch die belebten Straßen der Place Courcelles

zu, in dessen Nähe sie mit ihrer Mutter ein bescheidenes Heim gegründet hatte. Von Sturm und Regen zerzaust, trat das junge Mädchen mit glücklichem Ausdruck in den lieblichen Zügen in das kleine, behagliche Wohnzimmer.

Im Kamin brannten helle Flammen und der Theekessel summte melodisch.

„Da bin ich, Mütterchen, und morgen ist Sonntag, da kann ich den ganzen Tag bei Dir bleiben, — und sieh! wie viel Geld ich Dir diese Woche bringe — 30 ganze Francs! — Wir können jetzt leben wie die Marquisen, denen ich die Blumen arrangire — und morgen garnire ich Dir einen schönen Hut, dann gehen wir spazieren — nein, wir fahren, mein süßes, liebes Mütterchen! O, wie bin ich glücklich!" —

Lachend und plaudernd kniete das liebliche Mädchen zu Füßen der alten Dame, denn eine solche war es trotz der einfachen, fast ärmlichen Kleidung und der bescheidenen Umgebung.

„Gott segne Dich, mein Liebling, sagte sie und glitt mit der feinen Hand kosend über die weiße Stirn und die goldigen Löckchen ihrer Tochter. „Doch nun laß uns Thee trinken und dann erzähle mir Deine Erlebnisse."

Mit gesundem Appetit verzehrte das junge Mädchen das einfache, aber sauber und zierlich bereitete Mahl, zwischendurch plaudernd und scherzend und von den Tagesbegebenheiten berichtend.

„Mütterchen, entsinnst Du Dich noch in Ars des jungen verwundeten Offiziers, der anscheinend leblos in unser Haus gebracht wurde — Gaston d'Héricourt hieß er? — Wir hörten nie mehr von ihm und glaubten, er sei gestorben. Heute war es mir, als hätte ich ihn gesehen — dieselben schönen dunkeln Augen blickten mich einen Augenblick an, als ich den Salon der Marquise de Vervians durchschritt — und Gaston nannte ihn die Marquise." —

„Du warst bei der Marquise de Vervians, Rénée?" Einem Aufschrei gleich, kam diese Frage von den Lippen Madame Pierrons, Rénées Mutter und mit flehender Stimme fügte sie hinzu: „Gehe nie wieder dorthin, mein Kind, ich beschwöre Dich." —

Erstaunt blickte Rénée auf die vor Erregung zitternde Frau, küßte ihre Hände und nannte sie mit den süßesten Schmeichelnamen, bis es ihr gelang die geliebte Mutter etwas zu beruhigen:

„Ich verspreche Dir alles, mein Mütterchen, alles, nur sei ruhig und vertraue Deiner Rénée, was Dich bedrückt!" —

Die alte Dame nickte mit dem Kopfe: „Du hast recht, mein Kind, ich will Dir die Geschichte meines Lebens erzählen, die Du doch einmal erfahren mußt; sie ist traurig und doch voll reichen Glücks gewesen." —

Nachdenklich lehnte sich Madame Pierron in den alten Lehnstuhl, während Rénée auf einem niedrigen Schemel zu Füßen der Mutter Platz nahm.

„Ich stamme aus einer sehr vornehmen Familie", begann diese,

„die stolz auf ihren unbefleckten Stammbaum war — stolz und hochmüthig.

Mein Vater besaß diese Eigenschaften ir erhöhtem Grade, ebenso meine Mutter, die einem alten Grafengeschlechte entsprossen. Da ich, wie alle Töchter unseres Hauses durch Generationen, ein schönes Mädchen war, setzten meine Eltern große Hoffnungen auf mich und wählten einen Gemal für mich unter den ersten Familien des Landes.

Mein Herz jedoch wählte anders und da eine Eigenschaft unseres Hauses, ein unbeugsamer Wille, sich auf mich vererbt hatte, so hielt ich an meiner Liebe fest, trotzte dem Zorne der Meinen, nachdem ich vergeblich um ihren Segen gefleht.

Der Erwählte meines Herzens war ein Künstler. Sein gottbegnadetes Talent, seine feine Bildung und sein vornehmes Aeußere hatten ihm in den ersten Kreisen eine hervorragende Stellung eingeräumt. Man überschüttete ihn mit Einladungen und seine Unterrichtsstunden gehörten zu den gesuchtesten. Er war wählerisch — und das erhöhte seinen Werth. — Ich hatte ein ausgesprochenes musikalisches Talent und so beeilte sich meine Mutter, den jungen Modekünstler als Lehrer für mich zu engagiren. Er entschuldigte sich, auf eine schriftliche Anfrage mit Mangel an Zeit — bis wir uns auf einem Balle begegneten. — Wir sahen uns und fühlten, daß unsere Herzen für einander geschaffen waren. Seitdem trafen wir uns täglich, beim Unterricht, auf der Promenade, in Gesellschaften. Die Liebe macht erfinderisch und so fand er immer neue Gründe, sich mir zu nahen.

Meine Eltern merkten nur meine Fortschritte in der Kunst und sammelten mit Stolz die Lobpreisungen der Gesellschaft — sie ahnten nicht, daß die Liebe mein Lehrmeister geworden und mein Lehrer der Geliebte meines Herzens.

Mit grausamem Hohn wies mein Vater die ehrliche Bitte des überall geachteten Mannes um meine Hand zurück und verlangte mit unbeugsamer Strenge meine Verlobung mit einem von ihm gewählten Standesgenossen. Ich konnte seinem Willen nicht folgen, es war wider Natur und Menschenrecht. —

Laß mich schweigen von den Kämpfen und Seelenschmerzen, die ich durchlitten, bis ich mich entschloß das Band zu zerreißen, das mich nach göttlichen Gesetzen mit den Meinen verband. Bei Gelegenheit einer Reise zu Verwandten, wo ich mit meinem mir angezwungenen Verlobten zusammentreffen und das Bündniß schließen sollte, entwich ich heimlich, traf meinen wahren Verlobten und des Priesters Segen verband uns zur selben Stunde.

Hatte ich die Qualen der Hölle gekostet, so lohnten mir die Freuden des Paradieses an der Seite Deines geliebten, edlen Vaters. Ich wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn nicht die Unversöhnlichkeit meiner Eltern einen dunkeln Schatten auf den Sonnenschein meines Eheglücks geworfen hätte.

Ich schrieb, ich bat — umsonst. Selbst als nach Jahren, Du, unser einziges Kind, geboren wurdest, als ich um den Segen für das

Enkelkind flehte, ward mir keine Antwort zutheil. Auch als späterhin durch die Krankheit meines Gatten schwere Sorgen über mich kamen, als ich in Angst um ihn und Dich, mein Kind, in demüthigster Weise mich an das Mutterherz wandte, kam mir eine schnöde, kalte Abfertigung zu: „Unsere älteste Tochter ist todt, wir haben nur noch ein Kind.“ — So schrieb meine Mutter und kein Zittern der Hand verrieth die Erregung; fest und klar, wie immer, standen die Buchstaben auf dem mit einer Grafenkrone geschmückten Papier.

An dem Tage versprach ich Deinem Vater, mit der Vergangenheit für immer zu brechen — ich habe mein Versprechen gehalten, trotzdem die Noth mich oftmals zwingen wollte anders zu handeln. Dein Vater starb nach langer Krankheit, welche unsere Ersparnisse der ersten Jahre vollkommen aufzehrte und uns in Sorgen um das tägliche Brod versetzte, in dem unglücklichen Kriegsjahre. Seitdem leben wir von dem Ertrage unserer Arbeit am Rhein und im Elsaß, bis mich das Heimweh nach dem geliebten Vaterlande zurückzog.

Da ich mit meinem deutschen Namen schwerlich imstande gewesen wäre hier einen Erwerb zu finden, derselbe vielleicht auch frühere Beziehungen heraufbeschworen hätte, vertauschte ich ihn, indem ich Steiner in Pierron übersetzte. Hier bin ich nun durch meinen leidenden Zustand nicht mehr die Ernährerin meines Kindes, hier sorgt meine Rénée für ihre arme alte Mutter.“ —

Gerührt schloß die Erzählerin das liebliche Mädchen, welches mit thränenden Augen dem Berichte der Mutter gefolgt war, in die Arme und drückte einen zärtlichen Kuß auf das zarte Gesichtchen.

„Und die Marquise de Vervians?“ flüsterte Rénée, indem die sonst blassen Wangen heiß errötheten.

„Die Marquise de Vervians ist meine einzige jüngere Schwester, eine Lauriston wie ich.“ —

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen, einfachen Raume. Jede der beiden Bewohnerinnen war in Nachdenken versunken. Während Frau Steiners Gedanken in fernen Zeiten weilten, eilten die Rénées zur Marquise, in deren Salon sie heute denjenigen gesehen, dessen dunkle Augen seit jenem furchtbaren Tage vor Metz ihr unvergeßlich geblieben waren. Einmal hatte er ihren Namen in Fieberphantasie, ohne sie zu kennen, genannt, aber der Ton seiner Stimme tönte fort in ihrem Ohr — und sechs Jahre waren seitdem vergangen — sechs Jahre anstrengender Arbeit und Sorgen.

Sechzehn Jahre zählte Rénée damals, und so jung sie war, sie hatte den bitteren Kampf um das Dasein kennen gelernt, wie selten ein Mädchen ihres Standes. „Arbeit“ hieß es immer und immer, und ein Glück war es, daß das junge Mädchen die Fähigkeit hatte, mit der Mutter vereint den Lebensunterhalt zu gewinnen. Hier in Paris, erst vor kurzer Zeit, entdeckte die Modistin, für welche Rénée Stickereien anfertigte, deren seltene Begabung für geschmackvolles Arrangiren von Blumen und Schleifen auf Kleider, Hüte u. dergl. Sie machte dem jungen Mädchen für dessen bisherige Verhältnisse

glänzende Bedingungen und versetzte die beiden Frauen dadurch in die glückliche Lage eines sorgenfreien Daseins.

Sorgenfrei! aber verlangt ein junges Mädchen nicht noch etwas anderes? — Bis jetzt freilich hatte Rénée nichts vermißt, das Zusammensein mit der geliebten Mutter unterdrückte den Wunsch nach andern Lebensgenüssen. — Erst heute, nachdem das flüchtige Bild ihrer Phantasie Gestaltung angenommen, seitdem sie die dunkeln Augen wiedergesehen hatte, erwachte eine unbeschreibliche Sehnsucht nach etwas unerklärlichem in ihrem Herzen und heiße Thränen glitten langsam über ihre Wangen. —

Mutter und Tochter hingen noch immer ihren Träumereien nach, als ein leichter Fuß die Treppen bis zum fünften Stockwerk erstieg und eine zarte Hand die Schelle in Bewegung setzte.

Rénée öffnete und eine elegante Dame trat aus dem dunkeln Flur in das freundlich erhellte Gemach.

Frau Steiner erhob sich, taumelte aber sofort mit dem Aufschrei: „Hortense", wieder auf ihren Sitz zurück.

Die Marquise blickte erstaunt auf die alte Dame, die ihren Namen gerufen — die Züge kamen ihr bekannt vor — wo — wo hatte sie dieselben gesehen? —

„Madame Pierron?" fragte sie zögernd, aber plötzlich lichtete sich ein Schleier vor ihrem Gedächtniß —

„Heloïse — meine Schwester — meine langgesuchte liebe Schwester!" rief sie jubelnd und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf die endlich Gefundene. —

Die Marquise de Vervians erschien, zum lebhaften Bedauern ihrer Freunde und Verehrer, nicht auf dem Balle der Vicomtesse Fleury. Gaston befand sich in einer unerklärlichen Unruhe. Er zog sich bald von dem Feste zurück und hörte im Hôtel der Avenue de Jéna, daß die Marquise erst spät von einer Ausfahrt heimgekehrt war und sich sofort zur Ruhe begeben hatte. —

Am nächsten Morgen eilte er, so früh es die Besuchsstunde erlaubte, zu seiner schönen Tante, um sich nach dem Resultate der gestrigen Ausfahrt, die er im innersten Herzen mit seiner Angelegenheit verknüpft hoffte, zu erkundigen. Im Salon trat ihm Hortense frisch und blühend mit heiterem Ausdruck entgegen — nichts erinnerte an den Sturm, der am gestrigen Tage über ihr Herz gebraust war. Sie reichte dem jungen Manne mit anmuthiger Bewegung die Hand, zugleich lächelnd den kostbaren Veilchenstrauß zurückweisend, den Gaston ihr darbot.

„Die Blumen, mein Freund, behalten Sie für eine alte Bekannte", sagte sie, indem sie die Portière zum Nebenzimmer zurückschlug, zog sie ein hocherröthendes, liebliches Mädchen in den Salon.

„Meine Nichte Rénée Steiner — Ihre Lebensretterin!" —

Wenige Monde sind seitdem vergangen. Den dringenden Bitten Hortensens war es endlich gelungen, Frau Steiner zur Uebersiedelung in das Haus der Avenue de Jéna zu bewegen. In glücklichster

Harmonie lebten die beiden Schwestern dort vereint und durch dieses innige Zusammensein schwand der letzte Stachel der Enttäuschung, die Hortense empfunden. Gaston galt ihr nach wie vor viel — als Freund und Verwandter — sie fühlte jedoch, daß er ihr nie hätte mehr werden können.

Rénées und Gastons Herzen fanden sich schnell — liebten sich doch beide, ohne es selbst zu wissen, schon vom ersten Sehen. Als die Rosen blühten, vereinte des Priesters Segen das junge Paar; das gleich nach der kirchlichen Feier den festlichen Kreis verließ, um mit seinem Glück allein zu sein.

Dort in jenem rebenumwachsenen Häuschen unweit Ars hatte Gaston d'Héricourt für sich und sein geliebtes Weib ein idyllisches Sommerheim geschaffen, — dort verlebten sie die Rosenzeit ihrer jungen Ehe. Und als am 18. August die Sonne sich dem Untergange neigte, wanderten zwei glückstrahlende Menschen, innig umschlungen hin zu jener einsamen waldigen Schlucht, wo vor wenigen Jahren Tod und Verderben herrschte, deren Boden vom edelsten Blut getränkt worden war.

Siegesfreudig rauschten die alten, hohen Bäume, üppig wucherten die mächtigen Farren und jubilirend sangen die Vögel in den Zweigen. Auf dem moosbewachsenen Steine, wo einst sein Haupt in Todesqualen gelegen hatte, ließ Gaston sich nieder und zog sein liebliches Weib in die Arme.

Zwei strahlende Augen blickten voll Liebe in die seinen, ein goldlockiges Haupt ruhte an der Brust, die die feindliche Kugel getroffen hatte. Nicht umsonst war der Kampf — der Siegespreis war sein.

„Rénée, mein Lieb'“, jubelten zwei bärtige Männerlippen — und „Lieb' Lieb'“, schallte das Echo doppelt zurück.

Die Vögel sangen die süßesten Weisen, der Abendwind säuselte in den Blättern und zwei glückliche Menschenkinder blickten in das goldige Abendroth — in eine frohe, herrliche Zukunft.

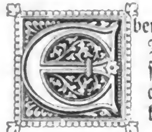




Neues zur Kenntniß russischer Literatur in Deutschland.

Von Dr. Erwin Bönncher.

(Schluß.)



Ebenfalls in niederen Kreisen spielen die Erzählungen Dostojewskis, welche uns im 17. Bande der „Russischen Taschenbibliothek“ geboten werden: „Herr Prochartschin“ und „Die Aufzeichnungen eines Unbekannten“.

Auch „Herr Prochartschin“ ist ein Beamter niederer Rangklasse, der in einer düstern und bescheidenen Stube der Wirthin Ustynja Fedorowna als ein ältlicher Mann haust. Ein hervorstechender Charakterzug an ihm ist eine bis zum Geiz getriebene Sparsamkeit, die ihn abhält, sich sauber zu kleiden und ordentlich zu essen, wie auch, sich an dem gesellig recht heiteren Leben seiner Pensionsgenossen zu betheiligen. Fünfzehn oder zwanzig Jahre hat Semjon Iwanowitsch bei der Wirthin in glücklicher Vergessenheit gewohnt, ist seinen Bureaustunden nachgegangen, und hat die sämmtliche übrige Zeit, gleich zwei andern alten Miethern, auf dem Bette hinter dem Bettschirm zugebracht. Eine neue Miethergesellschaft jedoch macht ihm das Leben schwer, er wird bald zum Stichblatt der jüngeren Bureaukollegen und blamirt sich dadurch auf dem Amte selbst. Einmal läuft er von dort fort, bleibt mehrere Tage aus, geräth in die schlechte Gesellschaft Simowejkins, wird endlich in Fieberschauern nach Hause gebracht und beleidigt hier alles durch seine tollen und einfältigen Fieberreden, bis ihn die Krisis der Krankheit zum Tode führt. Zwei der Miether Simowejkin und Remnjew haben in der letzten Nacht vor seinem Tode schon einen allerdings mißlungenen Raubversuch auf seine verborgene Habe versucht. Prochartschin stirbt am folgenden Morgen. Nach seinem Tode stellt es sich heraus, daß ein sorgfältig gehüteter Koffer nur Unrath enthält, während in einem Loche seiner unsaubern Matratze allerlei alte und neue Münzen, an 2500 Rubel, entdeckt wurden. Darob große Entrüstung der Miether und der Wirthin. Alles liegt wirr in dem Sterbezimmer Semjon

Iwanowitschs durcheinander, so daß dadurch versinnbildlicht wird, „wie der Tod den Schleier von allen unseren Geheimnissen, Intriguen und Schlichen wegreißt". Er selbst aber liegt jetzt als ein stiller Mann auf seinem Bett, der nicht mehr auf die Vorwürfe der Hauswirthin hört. „Im Gegentheil schien er, wie ein erfahrener, geriebener Kapitalist, der auch im Grabe keine Minute unthätig verlieren möchte, ganz in spekulativen Berechnungen aufzugehen."

„Aus den Aufzeichnungen eines Unbekannten" betitelt sich die zweite Erzählung, oder wie wir sie nach dem russischen Titel „Tchestnyi Wor" auch nennen können „Der ehrliche Dieb". In ihr, anspruchslos und einfach, wie sie bei aller Feinheit der seelischen Beobachtung erscheint, tritt uns ein Zug des russischen Volkscharakters entgegen, der dem Ausländer gewöhnlich fremd bleibt, der sich aber in der russischen Literatur des öfteren offenbart: eine grenzenlose Gutmüthigkeit Angehöriger der unteren Volksschichten gegen einander und gegen Herabgekommene, selbst wenn dies durch deren eigene Schuld geschehen ist. Astafij Iwanowitsch, ein armer Bedienter und Schneider, erzählt, wie er einmal einen völlig verkommenen Trunkenbold Jemlej Jemeljan Ilitsch, der sich an ihn gehängt, in seiner bescheidenen Wohnung aufgenommen, ihn beherbergt und beköstigt habe, ohne seinen Zweck zu erreichen, ihn zu bessern. Einmal fehlt ihm eine werthvolle Hose aus seinem Vorrath. Der Verdacht lenkt sich auf Jemeljan, der mit Thränen in den Augen betheuert, unschuldig zu sein. Doch bleibt derselbe jetzt ganze Tage aus und betrinkt sich fortwährend. Zurückgekehrt versichert er seinem Wohlthäter, daß er nicht mehr bei ihm wohnen könne wegen dessen Mißtrauen gegen ihn. Jemeljan geht. Am Morgen des fünften Tages sieht Iwanowitsch, der sich um den Lump in seiner Gutmüthigkeit viel Gedanken gemacht hat, denselben in völlig verwahrlostem Zustande eintreten. Dieser wird bald darauf krank. Mehrere Tage pflegt ihn der treue Wohlthäter. Aber Jemeljanuschka, wie er den Lump zärtlich nennt, fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht. Sein Gewissen quält ihn, denn er ist wirklich der Dieb des Kleidungsstückes gewesen. Er will sprechen und bittet den edlen Astafij, nach seinem Tode doch seinen Mantel zu dessen Nutzen zu verkaufen. Aus Zartgefühl gieb der Letztere zu, daß der elende zerlumpte Mantel noch Werth besitze. Die Schuld quält den Kranken aber weiter. „Brauchen Sie noch etwas, Jemeljanuschka?"

„Nein, Astafij Iwanytsch. Ich brauche nichts. Ich möchte bloß ..."

„Was?"

„Nun das —"

„Was denn, Jemeljanuschka?"

„Die Hose ... jene Hose ... ich habe sie Ihnen damals genommen ... Astafij Iwanytsch ..."

„Na", sage ich, „das wird Dir Gott verzeihen, Jemeljanuschka, Du armer Mensch, stirb in Frieden!"

Der Athem stockte mir, Herr, und Thränen stürzten mir aus

den Augen. Ich hatte mich einen Augenblick abgewandt. „Astafij Iwanytsch.“ Ich sehe, daß Jemelja mir etwas sagen will. Er versucht sich selbst aufzurichten, strengt sich an, bewegt die Lippen . . . Plötzlich wird er ganz roth, sieht mich an . . . Da sehe ich ihn mit einem Mal immer blässer werden, in einem Nu brach er zusammen, neigte den Kopf nach rückwärts, holte tief Athem . . . und da war seine Seele in Gottes Hand. —

Eine umfangreiche Erzählung faßt der 5. Band der Bibliothek: „Ein verlorenes Leben“ von Dmitrij Wasiljewitsch Grigórowitsch, dem Vertreter eines ungeschminkten Realismus, welchem ein gewisser warmer Humor nicht fremd ist.

Nicht weit vom Heumarkt, am Katharinenkanal in Petersburg, befindet sich seit undenklicher Zeit ein Bilderladen, dessen Inhalt die Angehörigen der verschiedensten Stände zum Stehenbleiben veranlaßt. Ein junger, sehr ärmlich gekleideter Mann, dem die Entbehrung anzusehen ist, befindet sich unter diesen. Er kämpft in sich einen schweren Kampf: sein Herz drängt ihn, einen alten Kupferstich, der eine der letzten Rafaelschen Madonnen darstellt, zu kaufen, seine Kasse sagt nein. Doch nach einigem Zaudern siegt die Künstlernatur in ihm, er kauft das Bild und trägt es freudenvoll und ganz behutsam nach Hause. Doch trübe Gedanken bemächtigen sich seiner, als er in den Kolomnaschen Stadttheil einlenkt, und traurigen Auges blickt er auf das von der Sonne vergoldete Petersburg und — auf seine Armuth. Der Abend führt den jungen Andrejew in seine Dachwohnung in einem Hofgebäude zurück. Ein schelmisches Mädchengesicht folgt seinen Schritten von einer Dachwohnung aus, die der seinen gegenüberliegt. Andrejews Zimmer ist ärmlich, sehr arm sogar, aber der Geist und das Walten einer echten Künstlernatur hat über die Armuth der Ausstattung ein versöhnendes, ja verklärendes Licht ausgebreitet. Ein ausführlicher Brief, den er an seine Lieblingsschwester draußen in der kleinen Gouvernementsstadt schreibt, eröffnet uns einen Einblick in seine Seele. Mit allem Feuer der Jugend strebt er nach der Künstlerlaufbahn eines Malers, wenn er nicht von seinem kärglichen Bureaugehalt hundert Rubel den Eltern schicken müßte. „Ach, Schwester, Schwester, wie traurig ist es, ein armer Teufel zu sein!“ dies ist das berechtigte Grundthema. Dann beginnt er den Madonnenkopf abzuzeichnen und ist darin ganz vertieft, als die Thüre sich öffnet und Katharina Andrejewna, genannt Katja, seine reizende Nachbarin — und seine erste Liebe erscheint, sich ihm leise nähert, um ihn plötzlich aufzuschrecken. Andrejew ist unwillig, ein kleiner Streit entspinnt sich, in welchem Katja ihm zu große Liebe zur Malerei und Vernachlässigung ihrer eignen, kleinen, wichtigen Person vorwirft; Katja weint, er hat sich wieder der Zeichnung zugewendet. Hinter ihm ist Katja auf dem Divan eingeschlafen. Die der Schuhe entkleideten Füßchen unter sich eingezogen, beide Hände unter die linke Wange gelegt, schläft sie den süßen Schlaf eines Kindes. Auf ihrer vollen Wange nur sieht man die Spuren einer

großen Thräne, welche im Grübchen am Kinn stecken geblieben war und dort wie ein Thautropfen auf einem Rosenblatt blitzt. Andrejew läßt sich leise vor dem Divan auf die Kniee nieder, ordnet ihr wirr gewordenes Haar, sieht ihr aufmerksam ins Gesicht und neigt sanft sein Haupt über Katjas glühende Wange. „So endete bei ihnen übrigens jeglicher Streit.“ Das nächste Kapitel giebt uns einen Einblick in Andrejews Verhältnisse, der aus einer armen Beamtenfamilie einer öden, entfernten Kreisstadt stammt, sowie in die Geschichte seiner Liebe zu Katja, einem heiteren, stets gut aufgelegten, aber auch leichtsinnigen und vergnügungssüchtigen Mädchen.

Auf Wassili Ostrow an der öffentlichen Mittagstafel der Frau Karolina Karlowna Jürgens findet sich alle Mittage ein heiteres Künstlervölkchen zusammen, das der Malakademie entströmend, sich hier am Mahle der guten Deutschen labt. Da werden wir mit den verschiedenartigsten Typen von Künstlern bekannt, die einen prahlerisch und marktschreierisch, dabei neidisch und ohne tieferes Kunstverständniß, die andern still, in sich gekehrt, voll echter Kunstbegeisterung und vornehm in ihrem Wesen. Zu den Letzteren gehören Petrowski und sein treuer Freund Borissow. Diese Tafel und die an ihr geführte Unterhaltung über Kunst ist für Andrejew das irdische Paradies, der sich hier in seinem wahren Elemente fühlt. Von Petrowski und Borissow ermuthigt, vertheidigt er seine künstlerischen Anschauungen gegen die prahlerischen Reden eines Tschibesow und Sidorenko, benutzt aber eine laute Scene um sich zurückzuziehen und auf der Jelagininsel am Finnischen Meerbusen bei Sonnenuntergang von seinen Kunstidealen zu träumen. Dort treffen ihn Petrowski und Borissow, die ihm Muth einsprechen und, als sie seine talentvollen Zeichnungen gesehen haben, ihn begeistert zu sich laden. Andrejew ist glücklich. Am folgenden Tage läßt er seinen Bureaudienst beiseite, und geht nach der Akademie klopfenden Herzens, seine gesammten Zeichnungen unter dem Arme, um das Urtheil Petrowskis zu erfahren. Nicht wenig erstaunt er über das Atelier der beiden Malerfreunde und dessen Unordnung. Petrowski aber ist entzückt und weissagt ihm eine große Zukunft. Andrejew erzählt, wie er seine künstlerische Ausbildung seiner Schwester verdanke, welche von einer Gräfin erzogen und mit auf Reisen genommen worden sei, nach deren Tode jedoch in einer ihr wenig entsprechenden Umgebung zu Hause leben müsse. Zu Hause erwartet ihn Katja, die ihm nach einer kleinen Scene wegen der Vernachlässigung bald wieder verzeiht und an seinem Arme hängend in die sternenhelle Nacht mit ihm hinausgeht. Die Urtheile der betreffs der Zeichnungen befragten Akademieprofessoren lauten überraschend günstig, und Petrowski, Borissow mit Andrejew schmieden Pläne, wie dem jungen Künstler zur Laufbahn verholfen werden soll. Leider scheint alles daran zu scheitern, daß Andrejew von seinen 500 Rubeln Gehalt 100 nach Hause schicken muß, zum nothwendigen Unterhalt der Familie. Doch soll er die akademischen Zeichenklassen besuchen, wobei Borissow in aufopferndster Weise für ihn eintritt.

Die glücklichste Zeit in Andrejews Leben ist angebrochen: nach dem langweiligen Bureaudienst widmet er sich seinen künstlerischen Arbeiten, gehegt und gepflegt durch die Liebe seiner Lehrer und Freunde. Doch in gleichem Maße nimmt das häusliche Glück ab: Katja, die sich vernachlässigt und zurückgesetzt fühlt, quält ihn. Sein Taufpathe, dem er die Anstellung verdankt, besucht ihn eines Abends, um ihm Vorstellungen zu machen wegen der von ihm gehaßten künstlerischen Bestrebungen. Als er Katja bei Andrejew findet, und letzterer dieselbe nicht preis giebt, steigt die gegenseitige Erbitterung aufs höchste. Auch die entrüstete Katja, die nach verbotenen Früchten ausschaut, verläßt ihn. Andrejew in Verzweiflung, vernachlässigt seinen Dienst, welcher ihm gekündigt wird. Darauf eröffnen ihm die Freunde ihr Heim, treten ihm bezahlte Arbeit ab; Andrejew, den sichern Erfolg vor Augen, arbeitet freudig. Da kommt ein Brief der geliebten Schwester, daß ihr Vater seine Stelle verloren habe, krank geworden sei, und sie nun veranlaßt wäre, um ihrer Familie zu helfen, einem 50jährigen Mann, den sie früher abgewiesen, die Hand zu reichen. Andrejew, in Verzweiflung, will nach Hause reisen; ein neuer Brief meldet ihm die bereits erfolgte Verheiratung. Seit dieser Zeit verfällt er in Tiefsinn, aus welchem ihn nur das bevorstehende Examen erweckt. Mit Auszeichnung und glänzenden Aussichten besteht er dasselbe, um bald darauf in die alte Lethargie zu verfallen. Eines Abends sitzt er düster in der Zeichenklasse, ohne den Bleistift anzurühren, mit seinen Blicken scheint er Abschied nehmen zu wollen. Als er die Akademie verläßt, stürzt ihm Borissow nach. Beide eilen nach Hause, wo Andrejew seinen Freunden einen Brief von zu Hause zeigt, wo seine Mutter ihn inständigst auffordert zurückzukehren, um das Amt eines — Postmeisters auszufüllen, welches sie für ihn erlangt hat, und welches nun die ganze Familie vor dem Hunger schützen soll. Denn die Hoffnung auf die Verheiratung der Schwester ist dahin, der Mann weigert sich, sie zu unterhalten, und die arme unglückliche Schwester siecht vergeblich dahin. So ist die Laufbahn Andrejews vernichtet. Schweigend läßt er und die Freunde das furchtbare Geschick, sein geistiges und künstlerisches Todesurtheil, über sich ergehen. Trauernd bleiben die Freunde zurück. Auch Katja hatte ihn schon lange um eines Bergwerksbesitzers willen aufgegeben.

Fünf Jahre sind vergangen. Petrowski, wie voraus zu sehen, ist ein berühmter Künstler geworden, der eben aus Italien zurückgekehrt ist, und seinen alten Freund Borissow, der arm und fröhlich wie ehedem geblieben, aufsucht, um ihm lohnende Aufträge zu geben. Auf der Fahrt nach einer südlichen Gouvernementsstadt besucht darauf Borissow, der Verabredung gemäß, den jetzt ganz verschollenen Postmeister Andrejew und berichtet darüber brieflich an Petrowski. Inmitten einer kleinlich gesinnten Umgebung, unverstanden von der Mutter, den Schwestern und der eigenen Frau (denn aus Gram über den Tod der Schwester hat er sich verheiratet) lebt er dahin, erhält ohne Dank alle Genannten und ist völlig von der geistigen

Höhe von ehedem herabgestiegen, selbst ohne künstlerische Schaffensfreude mehr. Rührend sind die Klagen des armen Andrejew, der dies alles recht wohl weiß, gegen das Geschick aber machtlos dasteht. „Mich tröstet der Gedanke, so tröstet er sich selbst, daß ich diese Begabung nicht freiwillig in mir unterdrückt, sie nicht unnütz verschwendet habe, und ohne gewisse Umstände — wäre ich ein Künstler." Eine Stunde später nimmt Borissow Abschied und drückt ihm vielleicht zum letzten Male die Hand.

„Wie viele solcher Dulder wandeln doch auch zwischen uns umher, vor denen das Leben traurig und trostlos liegt wie vor dem armen Andrejew, der still duldet, ohne Murren und ohne Neid — ein Leben voll großartiger Aufopferung, und für wen alles dies? . . . für eine Familie, welche nicht nur kein Verständniß für das große Opfer hat, sondern sich noch bemüht, jede Sekunde im Leben des armen Dulders zu vergiften".

Den berühmten Verfasser des russischen Gesellschaftsromans „Väter und Söhne", Iwan Sergejewitsch Turgenjew, finden wir im 6. Bande der Bibliothek vertreten, wo uns eine spannende Novelle, seine letzte Dichtung, geboten wird. „Das Ende" schildert den schließlichen Untergang Talagajews, der einer alten, einst sehr reichen Tulaer Familie angehört, welche aber von Generation zu Generation gesunken ist. Anschauliche Bilder aus dem Leben russischer Gutsbesitzer ziehen vor unserm geistigen Auge vorüber. — Den Dichter in seinem Hause zeigt uns die Schilderung Jakow Petrowitsch Polonskijs „Turgenjew in seinem Heim", welche demselben 6. Bande angehört. Wir lernen hierdurch Turgenjew auch von seiner liebenswürdigen, persönlichen Seite schätzen, indem wir in sein Haus eingeführt und mit seinen hauptsächlichen Charaktereigenschaften vertraut gemacht werden. In diesen heiteren Schilderungen hat der Dichter und Maler Polonsky seinem Freunde ein schönes Denkmal gesetzt.

Auch die ältere russische wissenschaftliche Literatur ist in einem ihrer hervorragendsten Vertreter berücksichtigt: in dem berühmten Journalisten, Dichter und Geschichtsschreiber Nikolai Michailowitsch Karamsin (1766—1826), dessen „Geschichte des russischen Staates" eine neue Epoche in der russischen Geschichtsschreibung bezeichnet. Mit 23 Jahren unternahm er 1789 eine längere Reise ins Ausland und besuchte Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Als Frucht dieser Studienreise brachte er seine Eindrücke als „Briefe eines russischen Reisenden" in dem von ihm begründeten „Moskauer Journal" (1791—1792) zum Abdruck. Band 7. der „Russischen Taschenbibliothek" giebt uns nun die „Reisebriefe Karamsins aus Deutschland" (Königsberg, Berlin, Dresden, Leipzig, Weimar, Frankfurt a. M.), sammt einem Vorwort des Uebersetzers. Für den Freund unserer deutschen klassischen Literaturperiode werden die Unterhaltungen Karamsins mit Ramler, Weiße, Herder und Wieland von Interesse sein, während dem Kulturhistoriker die Schilderung unserer mitteldeutschen Städte vor 100 Jahren besonders fesseln wird. Ein

späterer Band (Band 20) der „Russischen Taschenbibliothek" giebt die Eindrücke wieder, welche „Paris in der Revolution", denn zu jener Zeit war Karamsin in der französischen Hauptstadt, auf den Schriftsteller gemacht hat.

Tiefergreifende Schilderungen aus dem russischen Bauernleben bietet uns F. M. Reschetnikow in seinem Dorfroman „Die Podlipowzi", der den sechziger Jahren angehört (Band 9 und 10 der Sammlung). Völliges Elend und Mangel aller Art zwingt die Bauern aus den entlegensten Dörfern des nördlichen Rußlands zu den großen Strömen der Tschusowaja, Kama und anderen Nebenflüssen des „Mütterchens" Wolga zu ziehen, um dort als Barkenschlepper (Burlaki) ein trostloses Sklavenelend härtester, unmenschlichster Arbeit zu finden. Die Einfalt der Podlipowzy auf diesen Wanderungen, ihre Ergebenheit in jegliches Elend und ihr schließlicher Tod bei dem neuen Gewerbe bilden ein in seiner Einfachheit rührendes Gemälde. Nur ihren Kindern Pila und Sysoiko gelingt es, nach ihrer Trennung von den Eltern als Arbeiter auf Dampfschiffen und später als Heizer daselbst sich ihr Brod ehrlich zu verdienen, so daß sie später in ihrer Genügsamkeit noch ihr Geschick preisen. —

In Maksim Belinski (Pseudonym) finden wir die neuere Belletristik in der Novelle vertreten. Gleich die erste der vier uns in Band 11 der Sammlung gegebenen Novellen „Die Stadt der Todten" verräth uns die bizarr-phantastische Richtung des Autors: wild phantastische Aufzeichnungen eines alten Kirchhofwächters, der aus Schmerz über den Verlust einer geliebten Frau und seiner Kinder sich als Einsiedler und Sonderling in die Nähe der treuen Todten gezogen hat, um dort 40 Jahre lang den erlittenen Verlust zu beweinen. Wie tief und innig wird uns hier im Eingang der Unterschied der idealistischen Denkweise und des realen Lebensgenusses dargestellt; jene Treue den Todten gegenüber einerseits und die Leichtlebigkeit, die sich über alles hinwegzusetzen weiß! Die „Stadt der Todten" bildet in der Erinnerung und dem geistigen Leben eine Welt für sich, geschieden von der „Stadt der Lebenden".

Die drei anderen Novellen „Die Freundinnen", „Eine Nacht", „Kinder" dürfen mehr als Genregemälde gelten; sie zeigen uns das Leben von der trüben wie der heiteren Seite und ermöglichen uns, tiefe Blicke in das Seelenleben der handelnden Personen zu thun.

In die höchsten Gesellschaftskreise lassen wir uns wieder durch den Graf Wladimir Alexandrowitsch Sollogub führen, dessen „Vornehme Welt, eine Novelle in zwei Tänzen", Band 12 und 13 der Taschenbibliothek bieten. Die furchtbare Wahrheit von der inneren Verderbniß hoher Kreise, welche ihre Anhänger mit in den Strudel hinabreißt, wird uns hier in der Geschichte des „kleinen Leonin", eines Husarenoffiziers bei der Garde gegeben.

Leonin, le petit Leonin, verscherzt sein Lebensglück, die ihm bestimmte Heirat mit der einfachen, aber edlen Nadenka, indem er

einer herzlosen Weltdame, ihrer Schwester, der Gräfin Worotynski, sein jugendliches, unerfahrenes Herz schenkt und sich so jahrelang als geduldetes Mitglied in hohen Kreisen bewegt. In diesen Kreisen begegnet er auch dem reichen Spötter Sassjew, dem früher als armer Offizier die jetzige Gräfin Worotynski verlobt war, der aber von ihr aufgegeben wurde, weil sie ein Leben voller Entbehrungen selbst an seiner Seite fürchtete. Befreundet ist Leonin auch mit dem Fürsten Schtschetinin, einem glänzenden Kavalier von unzähligen Abenteuern, der sich infolge seiner Erlebnisse als Skeptiker giebt. Doch gelingt es ihm, die Liebe Nadenkas zu gewinnen, wodurch, wie er selbst gesteht, eine geistige Wiedergeburt bei ihm eintritt, um sich der Reinen, Unschuldsvollen würdig zu machen. Zu spät erkennt Leonin, wie Nadenka sein eigentliches Ideal ist, das er verscherzt hat. In hellen Flammen bricht der Haß gegen den Freund aus, ein Duell scheint unvermeidlich. Gräfin Worotynski aber weiß es zu hintertreiben, indem sie durch einen ihrer zahlreichen Verehrer, einen General, Leonin sofort weitweg von Petersburg versetzen läßt. Schtschetinin hat das Herz Nadenkas gefunden, die jetzt an ihrem 17. Geburtstage sich für den ihr bestimmten Leonin hätte entscheiden dürfen nach einer Testamentsbestimmung ihrer seligen Mutter, der Freundin von Leonins Großmutter Nastassja Alexandrowna, welche beide Kinder erzogen hat. Die alte Großmutter ist zu ihrem Mischa, Leonin, geeilt, sie trifft ihn in düsteren Gedanken vor dem Duell. Sassjew, der spöttische Freund, hält die Pistolen in der Hand, da wird der Versetzungsbefehl überbracht, und Leonin muß sofort aufbrechen mit der tiefen Wunde im Herzen.

Am Abend desselben Tages tanzt die Taglioni vor dem entzückten Petersburger Premièrenpublikum aus den höchsten Kreisen ein neues Ballet. Alle unsere Aristokraten sind versammelt, es geht das Gerücht von der Verlobung Nadenkas mit Fürst Schtschetinin; auch der ewig spöttische Sassjew ist da, die Gräfin Worotynski beobachtend, die heute ihr bezauberndstes Lächeln für den dicken General hat.

Um dieselbe Zeit schleppt sich auf der Moskauer Straße hinter Ishora eine ärmliche Kibitka weiter, beim traurigen Klang einer Wagenglocke. Düster ist die Natur, düster ist es in der Seele des jungen Offiziers, der im Wagen liegt und über die verlorene Jugend, das verscherzte Lebensglück nachsinnt und das Bewußtsein eines unersetzlichen Verlustes, den Gedanken an Nadenka, mit sich nimmt. In Petersburg aber brennt die ganze Nacht in seiner Wohnung eine Kerze vor dem Heiligenbilde. Eine alte Frau liegt vor demselben auf den Knieen, leise Gebete für ihren Mischa murmelnd, während unwillkürlich Thränen, große Thränen ihren altersschwachen Augen entquellen.

Unter dem Titel „Ein unbeendeter Roman“ wird uns am Schlusse des 13. Bandes noch die traurige Herzensgeschichte des Iwan Iwanowitsch gegeben, die ähnliche Motive wie der Roman Grigórowitschs enthält.

Nach solchen trüben realistischen Darstellungen, denen wir um ihrer Kraft willen unsere Anerkennung nicht versagen können, möchte es uns scheinen, als ob heiterer Scherz, Humor und Posse dem Charakter der russischen Literatur fremd sei. Weit gefehlt! „Die lustigen Kaufmannsgeschichten“ von N. A. Leikin (Band 18 der Sammlung) enthalten eine solche Fülle naturwüchsigen, oft etwas derben Humors, daß wir nach dieser Seite hin eine andere Ueberzeugung gewinnen. Die Humoresken „Zeitgemäß“, „Die schwere Sünde“, „Belustigung eines Erwachsenen“, „Aus dem Tagebuche einer Kaufmannstochter“ und „Auf Abwegen“ üben stellenweise eine zwerchfellerschütternde Wirkung aus. Dabei ist eine feine Charakterisirung der betreffenden Verhältnisse stets so in den Vordergrund gerückt, daß der Leser auch von fremdartigen Verhältnissen sich bald ein Bild gestalten kann. Köstlich ist die Geschichte „Auf Abwegen“, da der Kaufmann Prow Semjonytsch Knishkin mit seinem Sohne Petruschka auf die Brautfahrt ausfährt, wobei, sehr gegen ihren Willen, die Frau Agrafena Astafjewna zu Hause gelassen wird. Da ohne die Mutter aus einer rechten Brautfahrt nichts werden kann, so „verunglücken“ denn auch beide. Als sie bei den Traktirs (Gasthöfen) vorbeifahren, kann der Vater nicht widerstehen, einige Gläschen mit Balsamine zu trinken. Der Sohn folgt bald nach, und alsbald beginnt eine ziemlich wüste Orgie, in der die beiden Würdigen alles demoliren, sich gegenseitig unterstützen und von Traktir zu Traktir ziehen. Am nächsten Morgen wird Petruschka, der auf Freiersfüßen wandelnde Sohn, von seiner Mutter unter Wehklagen geweckt, da der Vater noch nicht erschienen, den er in der Droschke vergessen. Richtig hat dieser auch im Gefährt übernachtet und unter den Spottreden der Kutscher macht er sich von dannen. Agrafena Astafjewna aber empfängt beide mit gewaltiger Strafpredigt: „Da hast Du die Brautschau! Da hast Du die reiche Braut! Ihr seid mir schöne Leute, Vater und Sohn! ... Na, habe ich es nicht gleich gesagt, daß eine Brautschau ohne die Mutter nicht stattfinden kann? Mein Herz hat es geahnt! geahnt!“

Unsere diesmalige Besprechung schließen wir ab mit dem so versöhnlich ausklingenden Roman „Petja Skuratow“ des Fürsten W. W. Meschtscherski (Band 21 und 22 der Russischen Taschenbibliothek). In ihr haben wir es weniger mit einem Erzeugniß der Realistik, als mit einer von idealistischen Prinzipien getragenen Schöpfung zu thun, obschon nicht verkannt werden darf, daß zahlreiche Schilderungen sich an realistische Muster anschließen. Der Erzähler, denn das Ganze ist in der Form des Ich-Romans geschrieben, berichtet uns, wie er, auf der Reise ins Ausland begriffen, in Wilna den Zug versäumt hat, und nun gezwungenerweise sich in der Stadt einige Stunden aufhalten muß. Im Hôtel Europa, in welches er sich begeben, erblickt er bald eine schlanke Frauengestalt und bei ihr einen seiner früheren Petersburger Freunde, den ewig heiteren Petja Skuratow, den Vertreter der dortigen goldenen Jugend, den Liebling aller Frauen. Aber ach, der arme Petja hat seine Charakterschwäche den

Lebensgenüssen gegenüber schwer zu büßen; mit allen Anzeichen der Schwindsucht im letzten Stadium behaftet, bietet er dem Freunde einen ergreifenden Anblick. Das junge Mädchen, welches ihn gepflegt, Wera Semjonowna Sarnizyna, ist im edelsten Sinne ihm Freundin geworden, nachdem er ihr einst in Wien ihre Ehre gerettet hat. In ihr nur lebt der arme Kranke, der keinen Augenblick sie von sich lassen will. Als drohendes Verhängniß fürchten beide die Ankunft der adelsstolzen Mutter, der Fürstin Alexandra Andrejewna Skuratow, welche sich in ihrem Leben nie um den Sohn gekümmert hat, ihn ruhig in zweifelhafter Gesellschaft sein Leben vergeuden und seine Gesundheit gefährden sah, die nun aber, da sie eine Verbindung Petjas mit der armen Wera fürchtet, zu seiner Pflege herbeieilt, d. h. nur um beide zu trennen und somit dem Sohne das noch zu rauben, was ihn ans Leben fesselt, und um dessentwillen er lebt. Wirklich tritt das Gefürchtete nach der Ankunft der Gräfin ein, die ihren tiefen Schreck über den hoffnungslosen Zustand ihres Sohnes unter religiösen Ermahnungen zu verbergen sucht. Da aber verwendet sich für Petja und Wera entschieden der Freund und macht die stolze Fürstin aufmerksam auf das entsetzliche Unrecht ihres Vorhabens. Wera aber ist zur Klarheit gekommen durch die Worte der Fürstin: sie läßt sich als Krankenpflegerin aufnehmen und erscheint im Anzug der barmherzigen Schwestern wieder. So setzen es denn alle durch, daß Wera weiter Petja pflegt und mit ihm auf das Land geht nach Leikino, dem Besitzthum des Fürsten Skuratow im Gouvernement Orel. Freilich kann die Fürstin nicht daran gehindert werden, alle zu begleiten, aber ihr Einfluß wird durch Wera und den Freund aufgehoben. Von wohlthätigster Wirkung auf den armen Kranken ist schon die milde Frühlingsluft und das nun endlich gestillte Verlangen, mit Wera das geliebte Leikino, den Aufenthalt seiner fröhlichen Jugendjahre wiederzusehen. Rührend ist der Empfang seitens der schlichten, mitfühlenden Dorfbewohner. Auch der alte Freund Petjas, der Doktor Iwan Iwanowitsch Justow, genannt Justik, läßt nicht lange auf sich warten. Ein sonderbarer Kautz, dieser Doktor und doch von sympathischem Eindruck auf die Umgebung des armen Kranken. Auf den ersten Blick sieht er, daß hier von Schwindsucht keine Rede sein kann, nur ein stark akut gewordener Katarrh, verursacht durch Petjas Lebensweise, ein Leiden, das allerdings Gefahr droht. Durch eine einfache Milchkur gelingt es ihm, Petja dem Leben, seinen humanen Plänen und Wera wieder zu geben. An Petjas Geburtstag, zugleich Kirchenfest mit Jahrmarkt und Volksbelustigungen in Leikino, soll der Feiertag mit Hochamt und Abendmahlsfeier begangen werden. Trotz anfänglicher Weigerung Petja gegenüber, gelingt es dem Freunde, die Fürstin-Mutter dem Bunde des Sohnes und Weras geneigt zu machen, unter der Bedingung, daß beide ihre Petersburger Stellung aufgeben und auf dem Lande leben. So ist denn alles nach Petjas Wunsche geschlichtet, und mit heißem Dankgefühl im Herzen preist er jetzt das Leben. Als bei dem großen

Festmahl Petja einen Toast ausbringt: „Auf meine Braut, Wera Semjonowna Sarnizyna“, da stößt auch die Fürstin fröhlich mit Wera an: „Gott sei mit Euch, vous faites une grosse bêtise. Lebet glücklich!“ Auch der Doktor Fustow wird im Glücke nicht vergessen. Auf seine Anregung hin errichtet der Gutsbesitzer später ein Krankenhaus. Der Freund kehrt heim und erhält denn auch bald von Petja Nachrichten über sein glückliches Landleben und über die Vollendung seines ehelichen Glückes durch Wera, während die „gute“ Petersburger Gesellschaft gelegentlich über beide weiter medisirt. Der Freund aber erkennt die Vorsehung, die ihn einst mit Petja bekannt machte und ihn in Wilna den Zug versäumen ließ.

Welch ein rührendes Gemälde lieblicher Einfachheit! Wie bangt der Leser mit Wera für den armen Petja, wie freut er sich, daß Wera bei ihm bleibt, wie lebt er mit ihm in der Landluft auf und endlich wie überzeugt hört er von dem tiefinnerlichen Glücke, das den genesenen Petja mit der treuen, aufopfernden Wera vereint! Auch die Gestalt der Fürstin, in ihrer kühlen Haltung, entbehrt gegen Schluß hin nicht der sympathischen Momente. Eine wahre, echte Dichtung, dieser Petja Skuratow, die vom Herzen geht und zum Herzen spricht.

Mit wenigen Worten des Dankes gedenken wir noch der Kunst des Uebersetzers, die uns solch herrliche Dichtungen erschlossen hat, und zwar in einer Weise erschlossen hat, daß die Originalwerke in nichts ihren poetischen Hauch verlieren. Durch jahrelanges Studium und ausgedehnte Reisen im europäischen wie asiatischen Rußland und seine hierdurch gewonnene Kenntniß des russischen Volkes, dessen Leben und Literatur, ist Dr. Roskoschny wie wenige andere in Stand gesetzt, dem germanischen Westen das Verständniß des slavischen Ostens zu vermitteln.

Von der „Russischen Taschenbibliothek erschien in letzter Zeit noch Nr. 23 „Sergeant Iwano“ von N. W. Kukolnik, Nr. 24 „Die Pflegetochter“ von Graf W. A. Sollogub und Nr. 25 „Erzählungen von A. Marlinski“, (A. A. Bestoshew).





Plaudereien in Münchener Ateliers und Studirzimmern.

Von Adolf Fleischmann.

Ich kam von der internationalen Münchener Kunstausstellung (Sommer 1888) und schritt langsam über den Königsplatz nach Professor v. Lenbachs Heim, da ich ihn in der Ausstellung nicht angetroffen hatte. Es war heute sehr still allenthalben. Trauerflaggen um den in diesen Tagen entschlafenen guten Kaiser. Auch von drüben, aus des Professors Besitzung, wehte eine vom Dach herab. Ich hätte ihn gerade heute gern gesprochen. Die prächtige Statue im großen Vestibül des Glaspalastes, Kaiser Wilhelm, mitten unter Kunstwerken, — der Held, den wir uns kaum anders denken, als mit der Siegespalme geschmückt, und nur von den Genossen des Krieges umgeben. Und hier steht er, wie der Schutzgott der Kunst, hoch aufgerichtet in lebendig sprechender Aehnlichkeit. Wie doch solch ein Anblick die mannigfachsten Gedanken anregt! Hätte man nicht lieber das Standbild eines Heros der Kunst, eines Dürer, oder eines mit der Kunst in unmittelbarer Berührung stehenden Fürsten, eines Königs Ludwig I. erwartet? Oder hat vielleicht doch das neue Reich, in jener Statue Kaiser Wilhelms personifizirt, einen Zusammenhang mit Pflege und Entwickelung der Kunst in Deutschland? Denn das muß ich offen eingestehen: mag auch die Kunstausstellung eine internationale gewesen sein, den tiefsten Eindruck und das wärmste Interesse erregten in mir eben doch die deutschen Säle und vielen andern erging es ebenso. Von einer Kunstpflege in Deutschland — so dachte ich weiter — kann man je nachdem man eben das Wort versteht — erst in neuester Zeit reden. In früheren Jahrhunderten kannte man sie nur in Italien, als in Rom die weltliche Macht über die Welt, mit der Kirche verbunden, in den Händen der Päpste lag. Das alte deutsche Reich und die Kunst hatten keinen Zusammenhang miteinander. Gerade als jenes zu siechen begann, entstanden in Deutschland die schönsten Gebilde der Kunst und des Kunstgewerbes. Erblühten sie pflegelos ganz aus

dem Genius ihrer Meister? Und wer pflegte die Muse unserer Dichterfürsten? Karl August erfreute sich ihrer und ergänzte durch sie. Daß er sie gepflegt — kann man eigentlich nicht sagen. Vielleicht liegt am Ende doch die Antwort auf unsere Frage in Gegensatz und Fortsetzung jenes Schillerschen Ausspruches: „Ueberall, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler verfallen". Da muß ich einmal mit dem Professor v. Lenbach reden, dachte ich — und durchschritt, wie im vorigen Sommer, den traulichen Laubgang zu seinem Atelier. Man trifft ihn selten allein. So war es auch heute. Er war mit dem Porträt eines hochgestellten Herrn und bekannten einflußreichen Kunstkenners beschäftigt, der selbst anwesend war. Dieser begrüßte mich in seiner zuvorkommenden Weise und sagte:

„Sie haben recht, daß Sie nicht bloß im Theater, sondern auch hier verkehren. Ich mache es auch so. Man muß die Kunst pflegen, wo man sie findet."

Da zuckte es um des Professors Lippen. Es dauerte auch nicht lange, so folgte das Wort:

„Jawohl, Exzellenz! Vor einer Viertelstunde sagten Sie, daß man mit den „Meistersingern" noch nie ein ausverkauftes Haus erzielt hätte, es müsse gestrichen werden. Es dauere gar zu lange. Pflegt man so die Kunst? Kunstwerk ist Kunstwerk; entweder ist's eines, oder es ist keines. Streichen Sie doch aus Ihrem Porträt auch ein Stück heraus, was Sie nicht gerade für nöthig finden. Wenn Sie an einem Kunstwerk streichen, so sind Sie der Wahl überhoben. Denn ein Kunstwerk verträgt gar keinen Strich. Sie können ja aus den Meistersingern gleich den Hans Sachs weglassen. Dann dauert die Oper gewiß nicht mehr zu lange. Ich weiß, ich bin sehr exklusiv; aber so wird man eben. Ich habe nichts gegen unsere Kunstausstellung; aber groß kann ich nur von Phidias, Raphael, Tizian und ähnlichen denken. In Tizian versenke ich mich besonders gern. Dort steht ein Original von ihm; es ist nicht einmal fertig. Es ist das Porträt Königs Philipp II. von Spanien, deren er fünf gemalt hat. Wer hat denn Tizians Kunst gepflegt und wer Albrecht Dürers? Sie sahen Schönes; Schönes aller Art umgab sie. In ihrem Genius spiegelte sich dies alles aber anders ab, als im Geist der andern Menschen. Von Menschenhand kam ihre Pflege nicht; sie lag gleichsam in der Luft, denn gleichzeitig in Italien, in Deutschland, in Holland erblühte sie. Freilich das Mäzenatenthum ist schon etwas werth und ohne die Päpste wären gewiß manche Werke der italienischen Meister anders, vielleicht minder großartig und minder expansiv nach außen, aber nicht minder werthvoll nach innen ausgefallen. So ist denn das, was sie auf ihrem Felde geschaffen haben — ich meine die Religion und die Kirche — und nichts anderes die eigentliche Pflege der späteren Kunst, zu ihren Werken sahen die späteren Künstler hinauf und bis jetzt hat sie keiner — nicht einer — erreicht. Wer hier sich davon abwenden und hier neue Bahnen betreten wollte, könnte es nur, weil er wenigstens so-

viel begreift, daß er auf dem Wege, ihnen zu folgen, Fiasko gemacht hat und nun den Erfolg im Gegensatze sucht, indem er sich dem frostigsten Realismus in die Arme wirft. Da malt er den Heiland, der allerdings nicht wußte, wo er sein Haupt hinlege, wie einen armen Schulmeister und die Jünger, die armen Fischer und die Männer der rauhen Arbeit, bevor sie dem Herrn folgten, wie Strolche mit Gesichtern moderner Straßenbummler. „So ist's die Wahrheit"! rufen sie triumphirend aus. Da lobe ich mir das Epigonengeschlecht unserer Dramatiker. Noch keinem ist es eingefallen, wieder einen Egmont, einen Wallenstein, einen Tell — nach ihrer Auffassung — auf die Bühne zu bringen, obgleich man es ihnen bei den großen klärenden Ergebnissen unserer Geschichtsforschung am Ende nicht einmal so sehr übel nehmen könnte. Aber — sie thun es doch nicht und fürchten das unnahbar Große."

Ruhig malte er weiter. Die Züge des Porträts wurden immer sprechender. Jener Herr empfahl sich und ich saß allein auf dem Sopha. An dem, was er gesagt hatte, war imgrunde nichts, am wenigsten von seinem hohen Standpunkte aus etwas auszusetzen; aber meine Gedanken von vorhin waren noch nicht befriedigt, nicht einmal ausgesprochen. Er hatte sie nur zum Theil gestreift. Ich fing an, sie ihm mitzutheilen.

„Warum denn so national?" warf er gleich ein. „Eine nationale Kunst giebt es nicht. Und wenn die Münchener den Kaiser Wilhelm für einen Pfleger der Kunst hielten, wäre es ihnen gewiß nunmehr eingefallen, in ihrer Stadt ein Kaiserdenkmal zu errichten. Aber — das Bier! — Wenn ihn unsere Künstler verherrlichen, so verherrlichen sie ihn als Kriegshelden und nicht als Pfleger der Kunst. Und doch war er auch dies, wenigstens in seiner reinen Liebe zur Kunst. Die Mächtigen, die sie lieben, wie er; die pflegen sie auch, wenn auch unbewußt, ja — willenlos. Welche Kunst er am meisten liebte, ist ganz einerlei; Kunst ist Kunst. Die Künstler aber, die wissen und fühlen, daß ihr Kaiser die Kunst liebt, mag er ein Deutscher oder ein anderer sein, fühlen sich schon von diesem Bewußtsein gehoben, denn wahre Kunstliebe seitens der Mächtigen schließt Kunstpflege in sich ein; es kommt nur darauf an, daß sie wirklich wahr ist. Wahr ist sie aber noch nicht, wenn man viel Geld dafür ausgiebt, Stipendien stiftet u. dergl., und wahr kann sie sein, ohne beides, denn unter Pflege der Kunst verstehe ich mehr, als Schulen und Akademien an sich. In ihnen kann freilich die Kunst Pflege finden und sollte es immer. Aber es ist nicht immer der Fall. Lehrer und Pfleger ist zweierlei. Die Kunst kann man nicht lehren, nur die Technik und selbst diese macht sich der Künstler oft ganz anders zurecht, als er sie gelernt hat. Man brauchte nur den Kaiser im Theater oder am 22. März in seinem Geburtstagszimmer gesehen zu haben, da fühlte man, wie sein Herz an der Kunst hing und wie sie ihm wohl that und darin liegt es. Zu „verstehen" brauchte er sie nicht. Das überließ er den Künstlern selbst und den Professoren.

Er erkämpfte den Frieden und der Friede ist der beste Pfleger der Kunst, wenn ihr auch der Krieg Anregung und Vorwürfe liefert.

Da fiel mir das Bild von Ferdinand Keller in Karlsruhe ein „Die Apotheose Kaiser Wilhelms". Es nahm in der internationalen Kunstausstellung eine ganze Wand ein. Reell sind nur die Porträts, Kaiser, Kronprinz (nachheriger Kaiser Friedrich), Prinz Friedrich Karl, Fürst Bismarck, Graf Moltke, im Hintergrunde v. Roon — und die massigen Formen des Brandenburger Thores, durch welches soeben der Siegeszug sich bewegt. Der Krieg und der Friede sind zugleich darin ausgedrückt, abgesehen vom Hauptgedanken: „Kaiser Wilhelm ist der Siegreiche". Der Kaiser, baarhaupt; zwei große Engelsgestalten, welche in der einen Hand je eine Tuba halten, gleichsam in schwellenden Tönen seinen Ruhm in die weite Welt hinaus verkündend, und im Begriffe, dem Kaiser, auf ihn herabschwebend, einen Lorbeerkranz aufs Haupt zu setzen, während höher in den Lüften heitere Engelskindergestalten die Krone tragen und eine andere in wehmüthigem Gesichtsausdruck das Reliefporträt der Königin Luise trägt. Der Kaiser, in Hermelin gehüllt, steht auf einem von vier mächtigen Schimmeln gezogenen antiken Siegeswagen, wie wir sie uns vor Troja denken; er steckt das Schwert eben in die Scheide. Die Rosse führt ein bärtiger Germane in wild-phantastischem Siegesschmuck. Den Rossen voran schreitet die blinde Themis mit Schwert und Gesetzbuch. Zu beiden Seiten des Kaisers reiten, die Blicke auf diesen gerichtet, der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, ebenfalls baarhaupt und laubumkränzt. Hinter dem Kaiser Fürst Bismarck, Graf Moltke und im Hintergrunde v. Roon. Im Vordergrunde üppig volles Laubgewinde sich um niedrige Pfeiler schlingend und die Inschrift: „Wir fürchten nur Gott, sonst nichts auf der Welt". Der Ton des Bildes ist sehr licht gehalten, mit sonnigen Streifen in der Luft. Dem ganzen Zug voraus schreitet ein Krieger in völlig mittelalterlicher Rittereisenrüstung. Mögen die geneigten Leser, die das Bild gewiß längst aus der wunderbar schönen photographischen Vervielfältigung, die es gefunden, kennen, entschuldigen, daß ich es hier noch einmal beschrieben habe. Aber es ist ein gar zu wohlthuendes Gefühl, das Bild jetzt nach einigen Monaten in der Beschreibung gleichsam nochmals zu betrachten und zu genießen. Es wirkt mächtig auf alle, die sich unbefangen und nicht von vornherein zur Kritik gerüstet, seinem Eindruck hingeben. Ich erwähnte dies Bild und mein Professor bemerkte, wie warm ich davon gesprochen hatte, besonders weil ich sagte: ein Kunstwerk, sei es dasjenige des bildenden oder des dichtenden Meisters, müsse sich selbst rechtfertigen; wo die That nicht spreche, könnten Worte nicht helfen. Und diese Rechtfertigung seiner selbst scheine mir jenes Bild zu vollziehen, erläuternde oder anpreisende Worte seien ganz unnöthig. Das Publikum brauche nichts als Empfänglichkeit und diese besitze es. Werde diese, wie durch das erwähnte Bild, vom Künstler befriedigt, so stehe er auf der Höhe der Kunst und gehöre zu ihren besten Pflegern.

Es ist ganz richtig, sagte der Künstler, die eigentlichen Pfleger der Kunst sind wir selbst. Die wahre Kunst aber hat es nicht auf ein nur vorübergehendes Spiel abgesehen. Nehmen wir das Theater. Wer dort am wenigsten erwartet, der will doch wenigstens sein Geschäft, sein gewöhnliches Leben, ja seine eigene Individualität vergessen. Kehrt er in das Leben nach beendigter Vorstellung zurück, so fühlt er sich wieder von seiner ganzen Enge umgeben. Denn die Wirklichkeit ist ja geblieben, was sie war, geradeso wie er selbst. In Wirklichkeit hat er also von jener Kunst, die ihm nur einen glücklichen Augenblick verschaffte, nichts gewonnen. Die wahre Kunst will ihn befähigen und gewöhnen, das Materielle durch die Idee dauernd zu beherrschen. Erst wenn es die Menschen so weit gebracht haben, hat die Kunst ihre veredelnde Wirkung an ihnen gethan. Dazu ist aber nöthig, daß es der Künstler mit dem Wahren, mit dem Wirklichen, Sinnlichen gerade so ernst nimmt, wie mit dem Idealen, Forderungen, die nur nach der gemeinen Meinung, nicht aber in Wirklichkeit sich zu widersprechen und aufzuheben scheinen. Das von Ihnen erwähnte Bild Kellers sucht augenscheinlich beiden gerecht zu werden und nimmt die Allegorie zu Hilfe. Das ist aber gerade der Punkt, über den sich streiten ließe. Soll man ein kurz hinter uns liegendes, von uns miterlebtes geschichtliches Ereigniß in der Weise ideell auffassen, daß man ihm ein allegorisches Gewand giebt? Hier steht uns die Wirklichkeit so klar, so erhebend und wohlthuend gegenüber, daß wir kein Bedürfniß fühlen, sie zu idealisiren. So fühlen wenigstens wir deutschen Künstler und wohl auch der Laie und zu dem Gedanken: Kaiser Wilhelm ist der Siegreiche, er hat uns den Frieden geschafft, bedarf es auch keiner Allegorie. Auf diesem Wege erreicht es also die Kunst nicht, den Menschen zu gewöhnen, das Ideale dauernd zu beherrschen, denn — ich möchte sagen — bei dem von Keller dargestellten Gegenstand deckt sich Ideales und Wirkliches und er erreicht nichts weiter, als daß der Beschauer des Bildes eine vorübergehende, wenn auch noch so wohlthuende Empfindung genießt. Das ist schon viel, aber noch nicht genug. Mit der Richtung also, die hier Keller eingeschlagen, auf dem Wege, den er betreten hat, wird das hohe Ziel nicht erreicht. Die alten Meister haben auch viel Allegorie gemalt, aber aus ihrer ihnen naheliegenden und gegenwärtigen Geschichte haben sie nie den Stoff dazu entlehnt und die Wirklichkeit haben sie nie als eine thatsächliche, sondern als eine mögliche aufgefaßt. Hätten wir Deutschen eine andere, d. h. glücklichere politische Geschichtsentwickelung hinter uns, so würde die Kunstpflege, welche von jenen alten Heroen ausgegangen ist, eine sehr wahrnehmbare Wirkung in unserem Kulturzustand erzeugt haben. Aber Krieg, Demüthigung, Schmach, Servilismus und dazu die traurige Potenz des nackten Realismus, von dem sich unter allen Künsten nur die Musik freihält — was kann man hiervon erwarten? Brächten wir eine Kunstausstellung zusammen, welche nur oder doch wenigstens vorherrschend wahre Kunstwerke enthielte, so müßte

man sie sofort in Permanenz erklären. Sie wäre die beste Kunstpflegerin.

Während er weiter arbeitete, war Herr Professor Herter der Berliner Bildhauer, ins Atelier gekommen. Der Gegenstand des Gespräches wurde wieder aufgenommen. Er erzählte dabei von einem Auftrage der Kaiserin und von dem Heine-Denkmal, welches in Düsseldorf errichtet werden solle und wozu er einen Entwurf vorgelegt habe. Er wolle auch mehr auf idealem und allegorischem, als auf realem Wege der Aufgabe zu entsprechen suchen und sagte dabei: Wir Künstler müssen immer der Mahnung des Dichters eingedenk sein:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!"

Realismus und Menschenwürde passen nicht recht zusammen.

Lenbach fuhr dann fort: „Gesagt ist's leichter, wie gethan. Die Schwierigkeit liegt darin, wie man es anfängt, daß man sowohl dem Realen, wie dem Idealen und zwar zugleich in einem und demselben Werke Rechnung trägt. Hierbei kommt es aber nicht auf das Lernen, nicht auf Vorsatz und Willen, sondern auf die Veranlagung des Künstlers an. Also ist auch die eigentliche und fruchtbare Pflege der Kunst Sache dieser letzteren. Dem Einen ist ein treuer Sinn für Beobachtung und Wahrnehmung gegeben, aber wenig oder gar keine Einbildungskraft. Er wird also von selbst, durch seine Veranlagung, zum Realismus getrieben und giebt uns nichts, als die Wirklichkeit. Der Genuß aber, die Wirklichkeit noch einmal auf der Leinwand wiederholt zu sehen, ist doch kein Kunstgenuß. Wir werden die Treue dieser Wiederholung, das Geschick der Mache, nicht aber einen Künstler bewundern. Erhaben und erwärmt werden wir uns nicht fühlen. Dem Anderen ist eine rege Einbildungskraft verliehen, die ihn beherrscht und seinen Blick für das Wirkliche abstumpft, schwächt, ja in Banden legt. Er spielt mit dem Weltstoffe und reiht ein phantastisches Gebilde an das andere. Er wird uns also für den Augenblick unterhalten, aber unser Gemüt wird er nicht erbauen. Es kommt also alles darauf hinaus, daß der Künstler die Natur richtig nachahmt. Das thut er aber noch lange nicht, wenn er ihre Erscheinungen, unter deren Decke sie gleichsam selbst liegt, kopirt. Auf dem Porträt hier finden sie zwar manches nicht, was Sie an dem Original wahrnehmen werden. Andererseits sehen Sie manches, was dort nicht ist. Aber dennoch müssen Sie, wenn anders mein Porträt ein Kunstwerk sein soll, in demselben sehen, was unter der Decke der äußeren Wirklichkeit verborgen liegt und was wir den Gesichtsausdruck nennen. Dieser ist die Natur, die nachzuahmen meine Aufgabe ist, ohne daß ich ihre Erscheinung kopire, sondern davon nur nehme, was ich zur Wiedergabe dieses Ausdrucks brauche. Jenes Abendmahl also, wo der Heiland und die Jünger kopirt sind, wie sie vielleicht, er als Lehrer des Volkes und diese letzteren als arme Fischer wirklich ausgesehen haben, nicht aber, wie sie von dem Geiste verklärt sind, der

in ihnen leuchtet, ist verfehlt. Denn dieser Geist gerade ist die Natur, die nachgeahmt werden muß, wie es Leonardo da Vinci gethan hat und dessen Physiognomien der Jünger und des Meisters doch nicht ausschließen, daß sie so ausgesehen haben können, wie er sie dargestellt hat. Wer die Natur nicht zu sehen vermag, welche unter der Decke ihrer Erscheinungen liegt und die sich als Geist nie selbst offenbart, der ist eben kein Künstler. Die Pflege der Kunst liegt also darin, daß ihre Jünger durch diese Decke hindurch zu sehen lernen. Ob das ein Mensch zu lehren versteht? Ich bezweifle es".

„Mich haben Sie aber soeben belehrt, Herr Professor", entgegnete ich. „Also werden auch andere begreifen, was Sie mir klar gemacht haben und wie Sie die „Nachahmung der Natur" verstehen und auffassen. Ich glaube, wenn ich Maler wäre, würde ich durch die That beweisen können, daß die Theorie, die Sie mir soeben entwickelt haben, doch nicht so gar grau ist. Das aber sehe ich jetzt immer klarer, daß, wenn auch das Lehren zur Pflege der Kunst gehört, sowohl Lehre wie That vom wirklichen Künstler ausgehen muß. Nur dann kann sie befruchtend wirken und schlummernde Talente wecken. Also hat Schiller ganz recht, daß, wo die Kunst verfiel, stets die Künstler selbst die Schuld trugen, daß folglich — den Satz umgedreht — die Kunst da und zu der Zeit, wo sie blüht und gedeiht, also gehegt und gepflegt wird, dies nur das Verdienst der Künstler ist und daß Mäzenatenthum, Fürstengunst, Ausstellungen und dergleichen in ihrem Werthe nicht daneben aufzukommen vermögen."

Der Plan des Heine-Denkmals, um den sich nunmehr die Unterhaltung drehte, besteht aus zwei Entwürfen. Der Künstler theilte uns mit, daß er vor der Alternative stehe, entweder, wie er schon bemerkt hatte, den Weg der Allegorie zu betreten oder eine wirkliche Porträtstatue Heines vorzuschlagen. Der allegorische Entwurf will einen Monumentalbrunnen herstellen. Die Gestalt der Loreley soll die Brunnengruppe krönen. Sie erscheint in wallendem Lockenschmuck. Heines Porträt-Medaillon schmückt den Sockel. Zu Füßen des Sockels stehen die Frauengestalten, deren Körper in den Schuppenschwanz der Nixen enden. Sie stellen das deutsche Lied, den tieftraurigen Weltschmerz und die Satire des Dichters vor. Der andere Entwurf zeigt (ohne jegliche Allegorie) den Dichter sitzend, tiefes Nachsinnen in den Zügen. Der Künstler wünschte des Professors Ansicht zu hören, welchem Entwurf wohl er seinen Beifall schenken und welche Wahl er treffen würde.

„Ich stimme", sagte jener, „für den allegorischen Entwurf. Es ist gar viel werth, die dichterischen Verdienste, die Richtung und die Werke des Mannes in schöner sinnbildlicher Darstellung betrachten zu dürfen, zumal das Medaillon-Porträt uns auch seine Persönlichkeit vergegenwärtigt. In erster Linie sind es ja doch immer die Leistungen des Mannes, für die wir Bewunderung empfinden. Das Interesse an seiner persönlichen Erscheinung, so warm es auch sein

mag, kann ich doch nur ein sekundäres nennen. Und — da wir einmal von der Kunstpflege in Deutschland sprechen — König Ludwig I. hat sie ja auch in der Weise geübt, daß er Kunstwerke in die Oeffentlichkeit, auf Straßen und Märkte, hineinstellte und der Kunst hierdurch Nahrung schaffte. Ich meine: geistige Nahrung, Lebensfähigkeit, Liebe im Volke. Diese Liebe im Volke kann man in Bayern auf Schritt und Tritt wahrnehmen; am sichtlichsten da, wo solche Kunstwerke stehen. Der König Ludwig ist überhaupt in diesem Punkte, was Kunstpflege betrifft, einzig in seiner Art; ein zweites Beispiel kennt die Geschichte nicht und die Hauptsache war bei ihm nicht Freigebigkeit und Großmuth in seiner finanziellen Hilfe, sondern der Scharfblick, mit welchem er das Talent erkannte und unter den Tausenden, die sich an ihn drängten, mit sicherer Hand herausgriff. Denn ohne das Talent, ohne die Künstler selbst, hätte ihm sein Kunstsinn und seine Kunstpflege so wenig genützt, als Kaiser Wilhelm ohne seinen Generalstab eine Schlacht gewonnen hätte. Die Centenarfeier, die wir im vorigen Sommer so glänzend begingen, hat bewiesen, wie das Volk hier in München von diesem König und von seiner Kunstpflege heute noch denkt. Es weiß sehr wohl, daß das jetzige München den Ausgangspunkt seiner Größe in jener Zeit zu suchen hat."

Ich entgegnete ihm: „Wenn das alles richtig ist — und ich halte es dafür — so darf es eigentlich in der Kunst keine „Mode" geben und doch ist sie da. Sie hat sich eingeschlichen wie die Sorge durchs Schlüsselloch, die zu dem greisen Faust sagt:

„Bin einmal da!
Erfahre nun, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von Dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde Du's am Ende! —

Die Mode in der Kunst ist entstanden aus der Sorge um ihren Ertrag an Ruhm und Geld. Sie hat sich fest eingefressen, und wie die Sorge Fausten mit ihrem Hauch erblinden läßt, gerade so macht die Mode die Menschen blind für das Wesen in der Kunst. Keine, weder die bildende, noch die dichtende, noch die klingende, hat sich von ihr befreit, nur dem wahren Künstler kann sie mit ihrem Gifthauch nichts anhaben. Wegschaffen kann auch er sie nicht. Sie ist einmal da. Aber er kann sie beherrschen und veredeln. Eigentlich ist's aber gut, daß sie da ist, denn man kann von gewissen Kunstwerken mit Recht sagen: sie kommen nicht aus der Mode. Hier hat jedoch das Wort einen anderen Sinn. Es ist die Mode, die das Publikum macht. Wenn sich der allgemeine Geschmack, sei es des ganzen Publikums, sei es gewisser Kreise desselben, einer Kunstleistung, einer Kunstrichtung, ja einer Manier zuwendet, so ist letztere vom Publikum in die Mode gebracht worden. So sind in gewissen Kreisen die Dramen Ibsens, die Romane Zolas Mode geworden. Sie



Der junge Held.

Nach einem Originalgemälde von Max Lebling.

werden gerade so wieder aus der Mode kommen, wie eine Kleidung, die nicht mehr gefällt. Unsere klassischen Dramen kommen nie aus der Mode, obgleich Wallenstein jetzt seit neunzig und Maria Stuart seit achtzig Jahren über die Bühne gehen. Hier stehen wir auf den Höhen der Kunst, hier giebt es also auch thatsächlich in ihr keine Mode, d. h. das Publikum, und zwar das ganze, liebt und besucht sie heute noch mit derselben warmen Verehrung wie damals. Damit ist aber nicht gesagt, daß unsere Klassiker sich von der Neigung, dem Publikum sogar mit Aufopferung oder wenigstens Einschränkung höherer Kunstrücksichten und Kunstgesetze Konzessionen zu machen, also — was dasselbe ist — eine Mode einzuführen, oder einer bestehenden zu huldigen, ganz frei gehalten hätten. Schiller z. B. gesteht dies ganz offen zu. Er schreibt einmal kurz nach Vollendung des Wallenstein an einen Freund: Er hoffe, in seinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, aber vielleicht einen Seitenschritt, indem es ihm begegnet sein könne, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters würden schneller als alle anderen vom Zeitstrom ergriffen; er komme selbst wider Willen mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei welcher er nicht immer rein bleiben könne. Anfangs gefalle es, den Herrscher zu machen über die Gemüter; aber welchem Herrscher begegne es nicht, daß er der Diener seiner Diener werde, um seine Herrschaft zu behaupten?"

„Sehen Sie?" entgegnete ein mir nicht vorgestellter Herr, der gekommen war — „auch in der höchsten Vollkommenheit künstlerischen Schaffens besteht ein gewisser Modegeist zu Recht. Wenn der ideale Schiller solch poetischen Rücksichten sich nicht verschlossen hat, so müssen sie doch etwas für sich haben. Und was er vom dramatischen Dichter sagt, gilt wohl von jeder Kunstgattung, denn jeder Künstler braucht das Publikum, was Schiller von seinem Olymp herab „die große Masse" nennt. Noch vor wenigen Jahrzehnten malten wir noch vorherrschend in dunklen Tönen. Seit neuester Zeit haben wir uns der Freilichtmalerei befleißigt und zwar — wenn wir die Hand aufs Herz legen — nicht allein aus Ueberzeugung von ihrer größeren Berechtigung, sondern auch, weil uns das Publikum fühlen ließ, daß ihm unsere dunklen Töne nicht mehr so recht behagen wollten und nicht mit Unrecht. Freilich sind viele Narren darunter. Aber im großen und ganzen ist es ein verflucht gescheiter Kerl mit feinster Nase. Doch — kommen wir noch einmal auf Schiller zurück — es disputirt sich überhaupt besser über die Großen, wie über die Kleinen — hat er nicht lediglich der Mode gehuldigt, als er in sein großes historisches Werk, den Wallenstein, eine ganz unhistorische Liebesgeschichte zwischen einem Paar, was nie existirt hat; als er in seinen Tell, in seine Jungfrau von Orleans ganz unnöthigerweise Liebesgeschichten hineingeflochten hat? Unnöthigerweise: weil der dramatische Stoff groß und reich und sein Genie

mächtig genug war, seinen Dramen ohne diese Beimischung doch den höchsten Reiz zu verleihen. Hat nicht Goethe im Egmont dasselbe gethan?"

„Das kann ich nur zum kleinsten Theil zugeben", entgegnete ich. „Mag sein, daß wir im Tell die Liebesgeschichte gar nicht vermissen würden, wenn sie fehlte. Aber der Dichter brauchte nothwendig die Figuren des Rudenz und der Bertha — wenn sie auch gar keine historische Grundlage haben sollten — was ich nicht weiß — um sein Zeitbild zu vervollständigen. Denn sicherlich haben nicht nur die einfachen Leute des Landes sich gegen Plackerei und Tyrannei der Vögte, sondern es hat sich auch der wohlgesinnte Adel dagegen empört. Einen Bauernaufstand wollte und konnte er nicht malen, wenn er der Strömung der Zeit gewissenhaft Rechnung tragen wollte. Daß er aus Rudenz und Bertha ein Liebespaar macht, ist an sich und in Bezug auf die Oekonomie des Stückes nebensächlich. Ob ihm nicht die Chronik, aus welcher er es entnommen hat, oder irgend eine andere Quelle thatsächlichen Anhalt dazu gegeben hat, wissen wir nicht einmal. Die Jungfrau von Orleans ist eine so wunderbare Mischung von Dichtung und Wahrheit, daß der Geist der Geschichte uns treu vor Augen tritt, wenn auch der Träger desselben, die Thatsachen, theilweise erdichtet sind. Daß er gerade in diesem Stück die Macht der Liebe hat walten lassen, erhöht nur seinen Reiz, ohne der höheren Kunstrücksicht irgend einen Abbruch zu thun. Eine Konzession an die Mode möchte ich gerade hier am wenigsten darin erblicken, wo er diese Macht in voller menschlicher Wahrheit benutzt, um Johannas tragischen Ausgang daran zu knüpfen und eine Darstellung der höchst unschönen geschichtlichen Wahrheit zu vermeiden. Im Wallenstein bedurfte er unbedingt ein Organ, welches die Stimme des Rechtes erhob und sich im Gegensatz zu der Sophistik der Gräfin Terzky stellte. Was im Gewissen des Helden vorgeht, mußte ausgesprochen und poetisch verwerthet werden. Im Monolog war hierzu nicht Raum genug: soweit er aber zur Noth vorhanden war, hat ihn der Dichter benutzt. Man zergliedere nur den Monolog: „Wär's möglich" u. s. w., das konnte dem Dichter zu jenem großen Zweck nicht ausreichen. Um nun der Stimme des Gewissens, der Wahrheit und des Rechts einen mächtigen Klang zu verleihen, hat er hierzu eine besondere Figur, den Max und in gewisser Beziehung auch Thekla, geschaffen. Die Liebe beider ist ebenso gleichgiltig für die große Oekonomie des Stückes, wie im Tell. Aber die rechtliche Gesinnung beider gegenüber dem Helden, dem Freunde und dem Vater, liefert dem Dichter Farben zu seinem Zeitgemälde, welche der Wahrheit keinen Eintrag thun, sondern sie erhöhen."

Nach dieser Unterredung fand ich Gelegenheit mit Herrn Professor v. Riehl in ein Gespräch zu kommen, indem ich ihn auf seinem Arbeitszimmer besuchte. Ich erzählte das eben Mitgetheilte seinem wesentlichen Inhalte nach. Da er neben seiner vielseitigen Beschäftigung als Professor an der Universität und Direktor des Münchener

Nationalmuseums, jener großartigen Schöpfung Königs Maximilian II. und Generalkonservator der Kunstdenkmale und Alterthümer Bayerns, ein tiefer Kenner und fleißiger Pfleger der Musik ist, diese Kunst aber auch in meinem Leben eine Rolle gespielt und mich vielfach beschäftigt hat, gab es sich von selbst, daß er sie zum Anknüpfungspunkt wählte, um die ihm soeben mitgetheilten Gedanken für die Musik zu verwerthen.

„Wohl in keiner Kunst", so sagte er etwa, „hat das, was Sie Mode nennen, eine so ausgeprägte Form angenommen, wie in der Musik. Die großen Meister: Haydn, Mozart und Beethoven stehen noch auf dem wahren und wenigstens mir einzig sympathischen Boden der gesunden Naivetät. Ich nehme dies Wort im bekannten Schillerschen Sinn, der es im Gegensatz zum „Sentimentalischen" brauchte. Er faßte die Naivetät als eine Eigenschaft kindlich rein gestimmter Menschen auf und verlangte sie auch vom Hörer, wenn er diese Meister verstehen will. Er charakterisirt sie nicht als etwas absolut heiteres, wie wir es im gewöhnlichen Sprachgebrauch thun, sondern als etwas rein natürliches, nicht gewolltes und studirtes, sondern als etwas sich von selbst ergebendes, durch sich selbst vorhandenes. Das Naive ist ihm eine einfache Unmittelbarkeit da, wo sie nicht mehr erwartet wird; das freiwillige Dasein; das Bestehen durch sich selbst, nach eigenen, unabänderlichen Gesetzen. Das ist" fuhr er fort, „die Richtung jener drei alten Meister, denen man auch noch Gluck als Vorgänger zuzählen kann. An sie schloß sich noch Franz Schubert an; er ist aber der letzte. Nach ihm finden wir keine vorherrschende Naivetät mehr in der Musik. Sie dauerte nur kurze Zeit wie der Frühling. Wem Sommer und Herbst lieber sind, dem mag auch der spätere Stil sympathischer sein. Man darf aber beileibe nicht in den Irrthum verfallen, als schließe die Naivetät das Großartige und Gewaltige der Konzeption aus. Auch dieses schufen sie, weil sie mußten, und weil sie fühlten, daß sie mußten, wollten sie auch. Gerade deßhalb nennen wir sie naiv, wofür wir kein deutsches Wort finden werden. Es ist merkwürdig, welche Parallele sich hier zeigt, ohne daß sich die Linien geistig berühren und miteinander verwandt sind. Unsere großen Dichter jener Zeit standen mit den erwähnten Musikern in so entfernten Beziehungen, daß ein gegenseitiges persönliches Aufeinanderwirken nur wenig denkbar ist. Auch waren jene Musiker nichts weniger als Literaten oder tiefere Kenner der Literatur ihrer Zeit; Haydn und Mozart waren keine Philosophen. Aber ihre Richtung war in den Grundzügen ganz dieselbe. Das Schaffen dieser und jener war von demselben Geist natürlichster Auffassung, klarsten Denkens bei reinster Pflege des wirklich Schönen und ureigener Formgebung durchdrungen und geleitet. Bei dieser Kongenialität auf ganz verschiedenen Gebieten künstlerischer Arbeit konnte also bei ihnen von Mode gar nicht die Rede sein. Bei den Musikern am allerwenigsten in den Liedern Schuberts. In seinem Stillleben kam er nur mit wenigen Persönlichkeiten der gebildeten

und namentlich künstlerisch und literarisch gebildetsten Kreise in Berührung; aber er war in guter Gesellschaft aufgewachsen. Das war bei Weber, Mendelssohn, Schumann u. a. ganz anders; sie standen mit der Literatur in nahem Kontakt und die Mode in ihr war nicht ohne Einfluß auf ihr musikalisches Schaffen. Noch anders bei Beethoven. Einmal seine Taubheit und sodann die seit 1815 eintretende neue Strömung in der Musik zwangen ihn, sich mehr in sich selbst zu vertiefen. Er war ein Sohn seiner philosophischen Zeit, ein Denker und sprach nur seine Stimmungen und Gefühle in seiner Sprache, d. h. in seinen Tönen aus, was außer der Musik keine Kunst in dem Maße vermag wie sie. Gedanken, die sich in Worten ausdrücken lassen, spricht sie nicht aus. Aber aus seinem Gedankenleben quollen seine Stimmungen und Gefühle. Deßwegen finden wir sie in späterer Zeit geheimnißvoll und höchst individuell, z. B. in seinen letzten Quartetten und in der IX. Symphonie. Sie mag, musikalisch angesehen manches bedenkliche enthalten und in Abrundung und naiver Klassizität hinter der C-moll-Symphonie zurückstehen. Aber sie ist ein herrliches Seelenbild. So angesehen ist er also in den späteren Werken nicht mehr naiv, sondern individuell."

Ich entgegnete: „Wenn Sie Weber nicht mehr naiv nennen, so müssen Sie doch seinen „Freischütz" ausnehmen, der fern von aller Mode und naiv par excellence ist. Seine Harmonien klingen in unserem Ohre so, daß wir uns wundern würden, wenn sie anders klängen. Dies Gefühl habe ich von jeher gehabt, so oft ich ihn hörte, während ich mich bei Werken anderer Meister wunderte, daß sie eben so klingen, wie sie klingen."

„Den Freischütz", entgegnete Herr v. Riehl, „nehme ich allerdings aus. Aber mit ihm schloß Weber nicht ab. Mit „Euryanthe" und „Oberon" wollte er mehr Erfolg und erreichte weniger. Mit der größeren Anspannung seiner Willenskräfte verlor er den Boden des Naiven unter den Füßen. Die Menschen hörten immer mehr auf, naiv zu sein. Man wollte ihnen aber doch die Kunst mundgerecht machen und so verfiel man in die Moden. Aber Weber, ohne diese Absicht Er trat vielmehr dem Rossini- und Spontini-Kultus gerade in der „Euryanthe" offen entgegen."

„Da wir einmal von der Mode in der Kunst reden", fuhr ich fort, „so finde ich es ganz richtig, daß man sich an großen Bühnen heute bemüht, von den Werken der klassischen Musiker alles abzustreifen, was sie allenfalls aus Moderücksichten gethan haben, z. B. die Burleskereien und die persönlichen Teufel bei den Aufführungen des Don Juan. Die Aufführungen hier in München geben beredtes Zeugniß von diesem Bestreben."

„Was Sie da meinen", entgegnete er, „hat weder Mozart, noch der Libretto-Dichter, sondern die Theaterdirektoren haben's größtentheils gethan. Nach der ursprünglichen Form war die Oper ganz frei von diesen Lächerlichkeiten; sie hatte auch keinen Dialog, sondern Rezitative mit Klavierbegleitung, wie sie auch neuerdings wieder ein-

geführt sind. Don Juan versank mit dem steinernen Gast und hiermit war er gerichtet. Aber die Oper war nicht aus, sondern nun kam jenes Nachspiel, was man jetzt wegläßt, was aber ganz echt und nicht etwa ein Anhängsel eines Späteren ist und dem Gedanken — ähnlich wie der Chor in der griechischen Tragödie — vollen Ausdruck giebt, der nur kurz in den Texteswortén ausgesprochen ist:

„Lasterglück flieht schnell, wie Rauch;
Wie Du lebest, stirbst Du auch."

Mag sein, daß die Form dieses Nachspiels, wo nun alle Personen des Stückes noch einmal zusammenkommen und ihre Erlebnisse mit Don Juan erzählen, ganz undramatisch und in der Form veraltet ist. In der Form veraltet auch wohl jedes Kunstwerk. Im ganzen und dem Sinne nach gefällt es mir doch besser, als der jetzige Abschluß, wo man eben — ebenfalls wieder aus Mode — sozusagen mit dem „Knalleffekt" den Schluß machen zu müssen glaubt. Der Prunksaal, in welchem Don Juan mit den Tänzerinnen seine letzten Stunden vergeudet, will mir ebenfalls zu der großen Einfachheit der herannahenden Katastrophe nicht recht passend erscheinen. Er zieht unsere Sinne nach verschiedenen Seiten hin, statt sie auf den Hauptpunkt zu konzentriren. Bei solchen Scenen sollte man nie durch Dekorationspracht den Zuschauer zerstreuen, statt ihm zu helfen, sich zu sammeln."

Ich warf ein: „Aber das thut Wagner doch erst recht. Er will ja gerade alle Sinne zugleich beschäftigen, befriedigen und sättigen oder besser: „Verwirren". Er befolgt das Wort: „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer", höchst gewissenhaft."

„Von Wagner", entgegnete Riehl, „wollen wir heute einmal nicht reden. Sicher ist, daß nie alle Künste in einem Werke mit gleicher Kraft wirken können. So ist's auch bei den Liedern. Bei Reinhards Liedern behält das Wort, bei Schubert die Musik die Oberhand. Deßhalb zog Goethe die ersteren vor den letzteren, von denen er schon einige kannte, namentlich dann, wenn seine Gedichte komponirt waren, weit vor. Abgesehen von diesem allen — finde ich in unseren Dekorationen und Bühnenausstattungen überhaupt so oft die künstlerische Wahrheit arg verletzt, was dem Auge weh thut. Unter den Tischen ist, wenn sie vorn stehen, das größte Licht, weil die Lampen an der Rampe von unten hinauf leuchten. Unter den Tischen ist's aber in der Wirklichkeit immer dunkel. Diese Lichtwirkung schädigt das ganze Bild. Sie findet nicht nur unter den Tischen statt, sondern auch die Beleuchtung der Menschen und der sie umgebenden Dinge wird unschön und naturwidrig verschoben. Hier ist der Realismus voll berechtigt, mag man es sonst mit ihm halten, wie man will. Sie erwähnten vorhin jenes realistische Abendmahlsbild. Mir fiel dabei sofort auf, wie die Fensterscheiben gemalt sind. Solche Fenster gab es damals nicht. Wenn also der Künstler alles

so wiedergeben wollte, wie es war, so muß er es nicht nur an den Köpfen der Menschen versuchen. Auch die Kostüme sind grundfalsch auf jenem Bilde. Das hat der Künstler so gut gewußt, wie ich. Den kulturgeschichtlichen Realismus, den die Franzosen pflegen, will er eben nicht, sondern er rückt sein Bild absichtlich in die Sphäre der Gegenwart."

Ich entgegnete: „Es ist der Geschmack wirklich ein seltsam Ding. Seine goldenen Zeiten sind nicht vom Willen der Menschen bedingt. In seinen verschiedenen Phasen ist er wie die Saiten, die nur in einigen konsonen Punkten harmonisch klingen. Zwischen ihnen liegen die Dissonanzen. Solch eine Dissonanz ist's auch, wenn an der hiesigen Bühne in ein und derselben Saison einerseits der erste Theil von Goethes Faust mit Prolog auf dem Theater und Vorspiel im Himmel, Wort für Wort gegeben wird, was der Dichter gar nicht verlangt hat. Es dauert von 6 — 1/2 12 Uhr. Das Vorspiel im Himmel macht einen unbeschreiblich schönen und großen Eindruck, aber eigentlich erst voll und ganz, wenn der zweite Theil folgt. Andererseits fällt bei der Aufführung der Jungfrau von Orleans die ganze Scene mit Montgomery fort. Warum? Weil sonst das Stück zu lange dauert. Die Darstellung dieser Scene hat aber der Dichter verlangt, wie jede andere in seinem Trauerspiel. Es ist für die Bühne berechnet und geschrieben, aber Faust nicht. Und die Scene mit Montgomery ist die Grundlage zu Johannas Selbstanklage und zu der Scheinvertheidigung, mit der sie ihr Gewissen über den Vorwurf beruhigen will, der ihr aus der Hinopferung des Walliser Jünglings erwächst. Man streicht eben, weil es Mode ist, und man streicht nicht, wo es geschehen sollte; ebenfalls weil es Mode ist, gerade den Faust einmal voll und ganz auf der Bühne zu sehen, wo ihn Goethe gar nicht haben wollte."

„Man kann", entgegnete Herr v. Riehl, „überhaupt einem Kunstwerke durch Streichungen nicht aufhelfen. Faust ist freilich ein großes dramatisches Kunstwerk, aber nur zum kleinsten Theile bühnengerecht. Will man es also aufführen, so mag vieles wegfallen. Die Jungfrau von Orleans ist aber ein rein dramatisches, für die Bühne berechnetes Kunstwerk und will es sein; also darf man an ihm nichts streichen. Was vom Dichter verfehlt sein sollte, mag er selbst vor dem Publikum büßen, indem er sich seinem Spruche unterwirft. Dann muß es eben aber auch das Ganze sehen, geradeso wie der Richter die ganzen Akten gelesen haben muß."

Vor einigen Monaten kam mir ein Werk von Jul. Grosse hier in die Hand: „Episoden und Epiloge. Kleine erzählende Dichtungen ꝛc." Jedes Gedicht des Bandes erregte mein lebhaftes Interesse und berührte mich warm, die ernsten — ebenso wie die heiteren. Eines aber packte mich fest und ließ mich gar nicht wieder los, es war so frei von allen Anklängen an anderes, in der Form knapp, apart, wohlklingend — kurz erhaben über jede Mode. Es heißt: „Faustine". Ich las in der Vorbemerkung, daß es sich auf ein Werk Buona-

ventura Genellis, eine Reihenfolge von zehn Zeichnungen mit der Bezeichnung „Das Leben einer Hexe“ gründe. Die Darstellungen seien oft ganz räthselhaft und gerade der Versuch, diese Räthsel zu lösen, sei die Absicht des Gedichtes. Als ich bald darauf den Dichter sprach, machte er mich auf ein zweites ähnliches Werk Genellis „Das Leben eines Wüstlings“ aufmerksam und veranlaßte mich, mir in der Pinakothek nicht bloß jene beiden Werke, sondern alles vorlegen zu lassen, was von ihm da sei. Er repräsentire ein ganz originales und merkwürdiges Genre der Kunst. Die Zeichnungen seien geniale Konturen, theils antik, theils romantisch gehalten, durchgehends räthselhaft-phantastisch. Dies gelte namentlich von „Das Leben einer Hexe“, worauf wir uns diesmal in unserer Plauderei beschränken müssen. Wie gesagt: in diese Räthsel Licht zu bringen, sie auf Thatsachen zurückzuführen und diese mit einem, den Zeichnungen entsprechenden Gewand zu bekleiden, war des Dichters Absicht. Ich will deßhalb, bevor er selbst darüber spricht, mir selbst einige Worte über das Gedicht erlauben. Es ist ein faustischer Farbeton über dasselbe verbreitet. Faustine ist die Hexe, d. h. das durch Schönheit bezaubernde Weib. Sie wird als Kind geraubt, von Zigeunern aufgezogen, im Singen und Tanzen unterrichtet und erblüht in wunderbarer Schönheit. Belfegor, eine Mephistonatur, ist ihr Verführer, nachdem er sie von ihren sie in Taumel wiegenden Bühnenerfolgen auf einen Opernball geführt hat.

„Mephisto wär' der dümmste Teufel traun,
Wenn er das Gretchen selbst zuvor nicht küßte!“

Als sie erwacht, hat er sie verlassen. Sie ist allein auf der Welt, entehrt, verrathen und sucht den Tod in den Fluten. Da kommen Flößer aus dem Gebirge. Das Floß hält an, als die Leute die auf den Wellen treibende Frauengestalt sehen. Alle Hände regen sich zur Rettung. Ein Herr ist dabei, der befiehlt. Er ist Gelehrter, namens Adrian, und hat im Gebirge Forschungen gemacht.

Betroffen staunend, wie noch nie im Leben
Beugt sich der Herr — sein Herz aufwallt entzückt,
Daß solche Schönheit seiner Hand gegeben.
Es ist ein blasser Mann, gleichsam gebückt
— — — — — — — — — — — — — — —
Sein Herz ist stark, obgleich es nie beglückt. ꝛc.

Faustine wird gerettet, ins Leben zurückgerufen und wird sein Weib. Sie will ihm ihre Vergangenheit offenbaren. Er lehnt es ab:

„O schweige, süße Seele, reiner Sinn
Lebt Dir im Auge, lebt in Deinen Worten;
Was auch Dein Leben birgt, ich nehm' es hin,
Und öffne nimmer des Vergang'nen Pforten;
Soll ich mißachten einen Rosenstrauch,
Weil an demselben Strauch schon Rosen dorrten?“

Da naht die Klatscherei und Plauderei. Adrian vertritt die Tugend seines Weibes. Zweikampf, in dem er erschossen wird. Faustine

geht den früheren Weg der Verzweiflung und stirbt. In der Form lehnt sich das Gedicht an den Stil, in welchem die Zeichnungen gehalten sind — phantastisch, aber in der Fabel klar — halb erzählend, halb dramatisch, lebendig, kurz. Worte wie: „sagte er“ u. dgl. kommen gar nicht vor. Auf 58 Seiten sind neun Gesänge vertheilt und die eben kurz geschilderte Form bleibt sich gleich vom ersten bis zum letzten Wort. Wie es sich an die Zeichnung anschließt, möge ein Beispiel klar machen. Was es für Wesen sind, die das Kind rauben, erkennt man nicht aus dem Bilde. Der Dichter sagt:

„Da war's, als sich von fern Gestalten nahten,
Unheimliche, gleich Hexen anzuseh'n,
Im Märchen gelten sie als böse Pathen.

Ob's Geister sind, Zigeuner oder Feen,
Die helle Lose mit den dunklen tauschen
Im Mutterbett der Wonnen und der Weh'n,

Ich weiß es nicht, denn niemand konnt's erlauschen. ꝛc.“

Als ich mich mit dem Dichter selbst über das Werk unterhielt, sprach er sich über dasselbe und über meine Auffassung, die ich ihm mittheilte, aus und sagte: „Bei solchen Gedichten — aber eigentlich bei allen, liegt mir viel an der zu wählenden Form. Der Hexameter, den ich in anderen gern und oft anwendete, paßte mir nicht recht. Ich wollte ein Versmaß haben, welches auch die Möglichkeit der Phrase ausschließt. So kam ich zu den Terzinen (Dantes „Göttliche Komödie) mit weiblichen und männlichen Reimen. Populär oder modern ist diese Form nicht und wird es auch nie werden. Ob mir's gelungen ist, sie dem Leser angenehm und seinem Ohre wohlthuend zu machen, weiß ich nicht.“

Da erzählte ich ihm, daß das Gedicht in einer Gesellschaft von Herren und Damen, wo man gute Musik zu machen pflege, vorgelesen worden sei. Eine Dame habe gesagt: „Merkwürdig! Diese Verse klingen wie C-dur und selbst wo Thatsache und Gedanke eine moll-Tonart zu fordern scheinen, schmiegt sich ihnen doch dieses markige C-dur wundervoll an.“ Das war auch das allgemeine Urtheil der kleinen gewählten und in Sachen der Kunst und Literatur ziemlich anspruchsvollen Gesellschaft.

„Das freut mich“, erwiderte der Dichter, „denn bei seinem ersten Erscheinen hatte das Gedicht wenig Erfolg. Erst als es mit den andern in Buchform erschien, erregte es allgemeineres Interesse und wurde mehrfach in der Presse besprochen. Freilich fehlte zuweilen die Anschauung der Zeichnungen Genellis und gerade sie ist von Werth. Denn glauben Sie ja nicht, daß jeder, der sie sieht, dieselbe Erzählung daraus herauslesen wird oder muß, wie ich es gethan habe. Wenn Sie sich dieselben in der Kupferstichsammlung der Königl. Pinakothek vorlegen lassen, so bitte ich, mein Gedicht auf eine halbe Stunde ganz zu vergessen. Da werden Sie möglicherweise eine ganz andere Geschichte darin finden. Das ist das Eigenartige bei der

Muse dieses wunderbaren, aber nie gelohnten Künstlers. Er wirft Skizzen hin von der genialsten Konzeption. Er erschöpft sich gerade in der Konzeption; die Ausführung unterbleibt. So machte er's auch in späteren Jahren, als ihn der Graf v. Schack hier für seine Galerie einträgliche Aufträge gab. Die Ausführungen in Oel sind immer skizzenhaft und für die Maler unserer Tage unbegreiflich."

Nach dieser Unterhaltung beeilte ich mich, die Zeichnungen zu Gesicht zu bekommen und ich muß mir hier einige Worte darüber erlauben:

Mein erster Gedanke war: Wenn ein Dichter aus diesen Bildern ein Gedicht herausgelesen hat, so muß es für einen geistvollen Zeichner ebenso verlockend sein, aus einem räthselhaften Gedichte einen Cyklus von Zeichnungen herzustellen, was natürlich eine ganz andere Aufgabe sein würde, als die gewöhnlichen Illustrationen berühmter Dramen u. dgl. Dabei fiel mir das Goethesche Gedicht: „Die Geheimnisse, ein Fragment" ein. Ich nahm mir vor, diesen Gedanken weiter zu verfolgen und begann, die Zeichnungen Genellis durchzusehen. — Im ersten Bilde giebt Genelli den Raub des Kindes. Die Mutter und ihre Begleiterinnen sind eingeschlafen, scheinbar auf einer Wanderung begriffen, von der Tageshitze übermannt. Die Räuberin, eine räthselhafte Frauengestalt, schwebt soeben davon. Im zweiten Bilde pflegt dieselbe Figur, umgeben von Ruinengemäuer, einem jungen Teufel das Haar. Ein halberwachsenes Mädchen (Faustine) sitzt dabei. Tauben sitzen in ihrem Schoß und picken Körner aus einem Napf. Im dritten Bilde sehen wir eine erblühte Jungfrau (wiederum Faustine), unterstützt von einer hexenartigen Figur in der Luft schweben, einer andern ein Buch (vielleicht ein Zauberbuch) entreißend. Das vierte Bild führt Faustine, vom Teufel geleitet, auf den Blocksberg. Im fünften Bilde liegt sie nackt und wollustberauscht im Moos, der Teufel schleicht sich soeben von ihr fort. In der Ferne reitet Faust auf dem Centauren, Chiron, vorüber. Im sechsten Bilde sehen wir sie einem Jüngling aus der Hand wahrsagend, den sie liebend ansieht; im siebenten Bilde auf einem Floß, einen Stickrahmen in der Hand. Derselbe Jüngling hat sich ihr auch hier genähert; weiter zurück eine drohende Teufelsgestalt. Im achten Bilde scheint sie mit dem Teufel einen Schatz zu heben; der Jüngling liegt sterbend am Boden; ein Blitzstrahl zuckt durch das Bild. Das neunte Bild zeigt die verklärte Gestalt des Jünglings mit einem Christuskopf; sie selbst im Begriff, sich in die Tiefe zu stürzen, dann im zehnten Bilde wird sie entseelt von der alten Hexe (der Räuberin) aufgefunden, die nun den daher schwebenden Teufel mit Vorwürfen überhäuft

Dr. Hermann Ulrici hat ein erläuterndes Vorwort zu dem Hefte geschrieben.

Herr Dr. Grosse sagte nun, als ich ihn wieder sprach: „Es kam mir bei dem Gedicht darauf an, typisch die Tragik des modernen Bühnenlebens für ein schönes Mädchen darzustellen. Die bezaubernde

Macht der Frauenschönheit, verbunden mit der Kunst des Gesanges, des Tanzes, des Spieles — das sind die beiden Angelpunkte, um welches sich alles gruppiren mußte. Ihre Wirkungen sind oft eben so unbegreiflich, wie die imaginären Erfolge der Hexen. Dabei mag letztere in einigen Zügen bei dem Bilde vertreten sein. In Wahrheit aber hält sich das Gedicht thatsächlich fern davon, viel ferner, als Genellis Bilder. Das achte hat mir dabei die meisten Schwierigkeiten gemacht, wenn ich seinen Inhalt, die Hebung eines Schatzes in Gegenwart einer Anzahl zweifelhafter und zweideutiger Figuren als Zuschauer und das Hinsinken des Jünglings in den Tod, in den Kreis meiner Gedanken hineinpassen wollte. Ich dachte mir es so: Faustine ist durch die wahre Liebe dem selbstgesuchten Tode, in welche die Werke des Teufels sie getrieben, entrissen worden. Ihr Zauber, den sie geübt und die Erfolge, die sie davon errungen, waren ja nicht die Früchte höherer, wirklicher Kunst, sondern des Lampenscheins, des Theaterflitters und ihrer Schönheit. Sie ist Hausfrau geworden. Hiermit hat sie den Schatz vergraben, der sie verführte. Da naht der Mangel. Mit ihm naht sich der Teufel ihrem Manne und verführt nun ihn, sein Weib ihrer Zauberkunst zurückzugeben. So hebt sie also ihren Schatz wieder unter dem Beistand des Bösen vor den Augen all der Männer, die sie früher durch ihren unreinen Beifall blind gemacht haben. Das sind die Börsenmänner, die Gründer, die blasirten Schwindler u. dergl. Gelichter. Hieran geht ihre Liebe zu ihrem Manne zugrunde. Er unterliegt den Ränken und der tödtlichen Kugel jener Gesellschaft und dies treibt die Unglückliche in Wahnsinn und Tod. Das ist die Gegenwart und die Poesie der Gegenwart. Und die Mischung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, einer mittelalterlichen mit einer modernen Scenerie habe ich mir nicht nur bei diesem Gedichte, sondern öfter zur Aufgabe gemacht, namentlich bei meinem neuesten Epos, „Das Volkramslied“, welches in wenigen Monaten als Buch erscheinen soll und bis jetzt zu etwa drei Viertheilen im „Deutschen Dichterheim“ erschienen ist.“

Ich entgegnete, daß mir auch hierin eine Bestätigung des faustischen Farbetones zu liegen scheine, dessen Verbreitung über das ganze Gedicht ich vorhin erwähnte und daß man überhaupt sich der Wahrnehmung nicht verschließen könne, wie die Dichter der jüngsten, nicht der früheren Gegenwart gleichsam unter dem Banne der Goetheschen Faustdichtung standen; er selbst habe z. B in die Faustine den Vers herübergenommen:

„Du glaubst zu schieben und Du wirst geschoben“.

„Das ist ganz richtig“, erwiderte er, „aber es ist kein Vorwurf. Ich wenigstens mache mir keinen daraus. Die große Dichtung steckt uns eben im Blute. Ich muß Ihnen aber noch einen kleinen Zug aus dem Schicksal meines Gedichtes erzählen. Im Jahre 1877 forderte mich die Redaction des „Salon“ auf, ihr einen Beitrag zu schicken. Damals hieß das Gedicht noch „Gisella“ und war

noch nicht gedruckt. Ich übersandte also der Redaction das Manuskript. Aber — man hat es nicht veröffentlicht. Heute denkt man anders darüber, so rasend schnell vollzieht sich der Wandel der öffentlichen Meinung. Die Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 2. August 1888, Beilage, widmet dem Gedicht eine sehr ehrenvolle Kritik und es gereicht mir zum Vergnügen, daß jetzt nach zwölf Jahren auch im „Salon" seiner noch gedacht wird. Auch von einer anderen Seite wurde mir das Gedicht wegen seiner „Unsittlichkeit" mit Protest zurückgeschickt. Nun — darüber kann ich ruhig sein und bin auch ruhig geblieben, denn es ist geradeso sittlich und geradeso unsittlich, wie der Faust."

Moses.

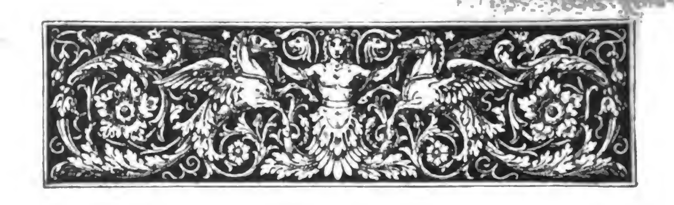
Geheimnißvoll mit dicken Schleiern
Umhüllt eine Wolke des Berges Spitze,
Dahinter ist Gott, durch die Schleier fahren
Des göttlichen Auges zuckende Blitze.

Der Prophet, der Mann mit der flammenden Stirne
Steigt hinauf den Berg und Gott darf er schauen,
Mit Gott darf er sein und am Mund ihm hangen
Dort hinter der Wolke heiligem Grauen.

Indessen die Schauer des göttlichen Wortes
Des Propheten große Seele schwellen,
Drunten im Staube die lärmenden Völker
Ihr goldenes Kalb, ihr Idol, umbellen

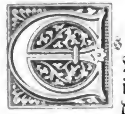
Benno Rüttenauer.





Eine Sphynx des achtzehnten Jahrhunderts.

Von M. Berko.



Es hat zu allen Zeiten Frauen gegeben, welche lieber hätten Männer sein mögen; nicht weil sie an und für sich mit ihrem Geschlechte unzufrieden waren, sondern weil sie das ihnen vom Herkommen nun einmal angewiesene Feld zu eng für ihre ungewöhnliche Thatenlust fanden. Von den Amazonen des Alterthums bis zu Jeanne d'Arc, von den Heldinnen der Befreiungskriege bis zu den neuesten Erscheinungen der Emanzipation, den studirenden Russinnen und Amerikanerinnen, legten alle diese starkgeistigen Damen, welche sich muthig ins feindliche Leben zu stürzen wünschten, eine besondere Vorliebe für die männliche Kleidung an den Tag; wahrscheinlich wollten sie durch Anlegung derselben ihre Unabhängigkeit von Nadel und Spinnrad symbolisch andeuten. Nicht jede konnte oder wollte freilich die Welt über ihre Person täuschen und das Geheimniß von Nam' und Art bis zum Tode bewahren, wie jene Eleonore Prochaska, welche auf dem Schlachtfelde fallend rief: „Ich bin ein Mädchen!"

Die meisten begnügten sich mit einer harmlosen Maskerade, die niemand irre führen wollte, hingegen der Trägerin das angenehme Gefühl verschaffte, der Herrschaft des Korsetts und des Reifrockes in figürlichem und buchstäblichem Sinne entronnen zu sein. So trugen George Sand und Rosa Bonheur Jacket, Beinkleid und Weste, fühlten sich wohl darin, und was die Hauptsache war, — es stand ihnen gut. Herrenhüte sehen am besten aus, wenn sie auf Damenköpfen sitzen, sagt Frau v. Thauzette in Dumas' Denise, als sie sich in ihrem Reitkostüm im Spiegel betrachtet.

Die heutigen Studentinnen finden, daß ein Doktorhut unter Umständen noch besser steht als ein Reitcylinder, und über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Auch die Jungfrau von Orleans gefiel sich am besten in Harnisch und Helm, und sie gefällt

noch heute, wenn sie stahlgepanzert und die Oriflamme schwingend über die Bühne schreitet.

Auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, brachte man von jeher den Künstlerinnen, welche männliche Partien übernahmen, ein besonderes Tendre entgegen und begünstigte dadurch die Entstehung einer besonderen Spezialität, der sogenannten Hosenrollen. Am weitesten hat es hierin wohl eine bereits verstorbene Schauspielerin, Felicitas v. Vestvali, welche ausschließlich Männer darstellte, gebracht. Hamlet, Romeo und Petrucchio aus der bezähmten Widerspänstigen waren die Hauptrollen ihres Repertoires, in denen sie nicht nur ein tadellos sitzendes Trikot, sondern auch die Charaktereigenschaften ihrer Helden, und namentlich die prononcirt männlichen Eigenthümlichkeiten des Petrucchio, bestens zur Anschauung zu bringen wußte.

Wenn die Frauen nun also eine besondere Sehnsucht danach haben, den Männern ins Handwerk zu pfuschen, so steht ihnen eine große Entschuldigung zur Seite, nämlich das offenbare Talent, das sie dazu besitzen. Kehren wir nun den Fall einmal um und stellen wir uns einen Mann in Frauentracht, ein männliches Gretchen, eine Julia oder Ophelia vor! Das Haar sträubt sich bei dem Gedanken an ein im Baß gebrummtes oder in Falsett gequitschtes „Er liebt mich!" Höchstens würde es ein geschickter Mime zur Darstellung einer Martha Schwertlein bringen, vor der selbst dem Teufel bange wird.

Haben die Herren der Schöpfung also schon mit der äußern Nachahmung des ewig Weiblichen kein großes Glück, so kommen sie, wenn sie sich mit den Beschäftigungen der Frauen zu befreunden versuchen, noch weit schlimmer weg. Damit soll nicht gesagt sein, daß es einem Manne unmöglich wäre, mit Erfolg Nähnadel und Kochlöffel zu schwingen; im Gegentheil giebt es viele, die dazu bedeutend besser beanlagt sind, als für die hohe Wissenschaft. Aber Ruhm werden sie damit nicht erwerben; es steht ihnen nicht, gefällt nicht, und ist somit eigentlich auch nicht erlaubt, um Goethes bekannten Ausspruch einmal in verneinender Form anzuwenden.

Man denke an das ehrsame Schneiderhandwerk und die vielen guten und schlechten Witze, die es über sich hat ergehen lassen müssen.

Die Franzosen wissen diese Wahrheit in sehr possirlicher Weise bei der Erziehung der Jugend zu verwerthen. Will man in den Pariser Kindergärten einen kleinen, ganz hartgesottenen Sünder bestrafen, so erklärt man ihm feierlich, er sei nicht mehr würdig ein Knabe zu sein, und weist ihm seinen Platz auf der Seite der Mädchen an. Rebellirt er dagegen, so sagt man im strengen Tone: „Ruhig, Mademoiselle!" Das schmettert ihn völlig nieder; es kommt ihm mit einem Male zum Bewußtsein, welche klägliche Figur er unter den kleinen Mädchen spielt, er ahnt, daß er ein tausendjähriges Privilegium seines Geschlechts verloren hat und weint vor Reue wie Esau, als er seine Erstgeburt für ein Gericht Linsen verkauft hatte. Vielleicht fühlt er es zum ersten Male, daß es eine schöne Sache um Privilegien ist, daß sie eine Art von Rettungsgürtel sind, den

man um so nöthiger braucht, je weniger man zu schwimmen versteht. Man kann damit ganz hübsch bequem auf dem Rücken liegen und braucht nicht einmal mit den Beinen zu zappeln, während manch' tapferer Schwimmer ohne den famosen Kork vergeblich mit den Wellen ringt.

Man sollte glauben, daß eine Klugheitsregel, die bereits die Köpfe der ABCschützen erleuchtet, von allen Adamssöhnen ausnahmslos beherzigt würde; aber nein; sie hat wie manche andere Regel, die berühmte eine Ausnahme, die sie bestätigen soll.

So fabelhaft es klingt, es hat einen Mann gegeben, der, nachdem er Offizier, Diplomat und Minister gewesen, die Uniform mit Schlepprock und Mieder vertauscht, und den Himmel mit all seinen Heerschaaren zu Zeugen anrief, daß er wirklich und wahrhaftig ein Mädchen sei. Wie nicht anders zu erwarten, fiel das Experiment sehr unglücklich aus; und doch war der, welcher es unternommen hatte, ein Mann von Geist und Talent: der Chevalier d'Eon de Beaumont, eine der vielgenanntesten und räthselhaftesten Personen des vorigen Jahrhunderts, dessen sonderbares Schicksal einer kurzen Betrachtung wohl werth ist.

Eon wurde am 5. Oktober 1728 in Tonnerre, einer kleinen weinbautreibenden Stadt im südlichen Frankreich, als Sprößling einer hochgeachteten Familie, geboren. Sein Vater war Parlamentsadvokat und Bürgermeister von Tonnere, und fast alle seine Vorfahren hatten im Militär- und Civilstande hohe Stellungen inne gehabt.

Bei seiner in der Pfarrkirche seiner Vaterstadt vollzogenen Taufe wurde er als Sohn des Herrn Louis d'Eon ins Taufregister eingetragen. Diese Thatsache wurde ihm später in seiner weiblichen Lebensepoche recht unbequem, da er sie jedoch nicht in Abrede stellen konnte, so half er sich durch die Andeutung, daß seine Eltern, welche sich einen Sohn wünschten, die Behörde getäuscht, und ihn, obgleich ein Mädchen, als Knaben hätten erziehen lassen. Die Unmöglichkeit, eine solche Täuschung, in einer kleinen Stadt Jahre hindurch aufrecht zu halten, ist jedoch einleuchtend.

Nachdem unser Held das Kollege Mazarin in Paris besucht hatte, studirte er die Rechte, um sich dann der diplomatischen Karrière zu widmen. Als Schüler und Student zeigte sich Eon übrigens nichts weniger als zimperlich; er war im Gegentheil ein flotter Bursche, der auf dem Fechtboden nicht weniger Bescheid wußte als im Kolleg, und dessen Klinge allgemein gefürchtet wurde. In sentimentalen Stunden machte er auch lyrische Gedichte, kurz er benahm sich ganz wie ein normaler Jüngling. Indessen vernachlässigte er darüber keineswegs das Studiren, denn er wurde bereits so früh zum Doktor der Rechte und Parlamentsadvokaten befördert, daß man einen Dispens für ihn erwirken mußte, weil er noch nicht das vorschriftsmäßige Alter erreicht hatte. Eon war fleißig, denn er war ehrgeizig; er wußte, daß seine Zukunft von seiner Intelligenz und der dadurch auf andere hervorgebrachten Wirkung abhängen würde.

Als Frucht seiner sorgfältigen Studien und seines eigenen Nachdenkens gab er zwei Abhandlungen über die Finanzen und über die Verwaltung bei alten und neuen Völkern heraus, welche durch originelle Behandlung des Gegenstandes die Aufmerksamkeit auf den jungen Autor lenkten und ihm die Bekanntschaft mehrerer hervorragender Persönlichkeiten verschafften.

Auf diese Weise wurde er auch mit dem Prinzen Conti bekannt, und dadurch entschied sich das Schicksal seines Lebens. Conti, ein geschickter General und Vater jener durch ihre romantischen Erlebnisse berühmten Frau, welche Goethe die Anregung zu der „Natürlichen Tochter" gab, war zu jener Zeit der Vertraute Ludwig XV., und Mitarbeiter seiner geheimsten Pläne, die er sogar vor seinen Ministern verborgen hielt. Da Conti in dem Chevalier v. Eon den rechten Mann gefunden zu haben glaubte, stellte er ihn dem Könige vor, und dieser beauftragte ihn mit einer sehr wichtigen geheimen Mission, die in nichts geringerem bestand, als in einer Sendung nach Petersburg zur Anbahnung einer Annäherung beider Höfe. Seit vierzehn Jahren war nämlich jede Verbindung zwischen der russischen und französischen Regierung aufgehoben und das Verhältniß zwischen beiden Ländern das denkbar schlechteste. Die Kaiserin Elisabeth, welche ihre Thronbesteigung zum großen Theile der thätigen Hilfe des französischen Gesandten, des Marquis von Chetardie, der die Verschwörung gegen den Babykaiser Iwan leitete, verdankte, zeigte sich später undankbar gegen denselben, und Chetardie rächte sich durch allerlei boshafte Enthüllungen über das Privatleben der Kaiserin, das allerdings den schützenden Mantel christlicher Nachsicht dringend bedurfte. Obwohl Chetardie für seine Indiskretionen von seiner Regierung bestraft wurde, grollte Elisabeth, und seit jener Zeit bestand der Bruch zwischen beiden Höfen, die nicht mehr bei einander vertreten waren. Am Vorabend des siebenjährigen Krieges, nachdem Ludwig seine bisherige Politik aufgegeben und Oesterreichs Partie ergriffen hatte, war es ein Gebot der Nothwendigkeit für ihn, auch Rußland zu gewinnen. Als Ludwig seinen bisherigen Verbündeten Friedrich den Großen verließ und, allen Traditionen Frankreichs entgegen, Oesterreich unterstützte, wurde er theils von Haß gegen England, das mit Friedrich focht, theils von der Liebe zur Pompadour geleitet. Diese war ihrerseits für Oesterreich gewonnen, denn Maria Theresia hatte ihr einen eigenhändigen Brief geschrieben, in dem sie sie „Meine liebe Freundin" anredete und sie bat, bei dem Könige für sie zu sprechen. Friedrich der Große dagegen hatte sie durch allerlei ironische Bemerkungen tief beleidigt und sie öffentlich Unterrock Nr. 2 genannt. Ebensosehr zürnte die Kaiserin Elisabeth dem gekrönten Spötter, der sich ohne Rücksicht auf die Kollegialität über ihre schwachen Seiten lustig gemacht hatte. Elisabeth, Maria Theresia, die Pompadour, drei Frauen, waren in ihrem Zorne gegen Friedrich aber nicht nur wie ein Mann, sondern wie drei Kriegsheere, und der große König hätte sich manches Ungemach ersparen können, wenn seine Zunge

nicht so spitz gewesen wäre wie sein Degen. Ludwig XV. konnte also unter diesen Umständen auf das Entgegenkommen Elisabeths rechnen, die Schwierigkeit bestand nur darin, einen Gesandten bis zu ihr gelangen zu lassen. Die Staatsgeschäfte lagen ganz in den Händen des Grafen Bestuschew, der ein entschiedener Feind Frankreichs war und sich eher Preußen zuneigte. Die Kaiserin selbst war indolent und kümmerte sich um die Politik nur, wenn ihre persönlichen Interessen ins Spiel kamen. Sie hatte von Peter dem Großen weniger die Neigung für geistige Beschäftigungen, als vielmehr die für geistige Getränke geerbt, und wurde überdies von Bestuschew, der jeden fremden Einfluß fürchtete, förmlich bewacht und von allen fremden Elementen abgeschlossen. Ein Abgesandter Ludwigs, v. Villeneuve, der es versucht hatte zu ihr zu dringen, büßte das Wagniß in der Festung Schlüsselburg. Ein gleiches Schicksal erwartete den Chevalier v. Eon, falls man ihm als Franzosen und Gesandten des Königs auf die Spur gekommen wäre. Seine Sendung mußte also vor allem streng geheim gehalten werden, so geheim, daß außer dem Könige, seinem Sekretär und dem Prinzen Konti niemand etwas davon erfuhr, nicht einmal der erste Minister, Rouillé. Eon ging mit dem ganzen Feuer der Jugend und des Ehrgeizes auf den gefährlichen Plan ein und begab sich auf die Reise nach Rußland, wo es ihm bald gelang, sich der Kaiserin zu nähern und ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen. Aber auf welche Weise gelang es ihm, die vielen entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen, welche Mittel wandte er an, um Bestuschews Wachsamkeit zu täuschen? Hier steht man vor dem ersten ungelösten Räthsel. Daß er eine Verkleidung benutzt haben muß, die jeden Argwohn entfernte, liegt auf der Hand; welche Rolle er jedoch spielte, ist bei der Heimlichkeit, mit welcher die ganze Sache umgeben blieb, nie ans Tageslicht gekommen. Er selbst sagt in seinen Schriften nur, daß er in einem „sehr geheimen Charakter" in Rußland gewesen sei, geht aber über die Details absichtlich kurz hinweg. In späterer Zeit tauchte das Gerücht auf, er sei in der Kleidung einer Frau dort erschienen, und diese Vermuthung gewinnt bei näherer Betrachtung an Wahrscheinlichkeit, denn welche andere Verkleidung wäre geeigneter gewesen, seine Harmlosigkeit besser auszudrücken, und ihn gleichzeitig der Kaiserin näher zu bringen! Außerdem behauptete die Fürstin Daschkow, die Freundin der nachherigen Kaiserin Katharina II., als sie viele Jahre später in London die Bekanntschaft des Chevalier v. Eon machte, ihn schon damals am russischen Hofe gesehen zu haben, und zwar als Vorleserin der Kaiserin Elisabeth.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls that Eon das Seinige um die ihm aufgetragenen Geschäfte zum glücklichen Abschluß zu bringen. Er gewann nicht nur die Kaiserin für seine Pläne, sondern knüpfte auch Beziehungen mit dem Vicekanzler Woronzow, der Bestuschew haßte und zu stürzen wünschte, an. Uebrigens arbeitete er nicht allein, sondern erhielt einen Verbündeten in dem Ritter Douglas, der schein-

bar ohne Zusammenhang mit ihm, auch seinerseits thätig war und ihm in die Hände arbeitete.

Als das Interesse der Kaiserin für Frankreich immer mehr wuchs, wurden indessen auch die beiden Diplomaten kühner und ließen endlich ganz die Maske fallen. Douglas wurde öffentlich als bevollmächtigter Minister Ludwigs XV. anerkannt, und Eon erhielt die Ernennung zum Legationssekretär durch den Minister Rouillé, der indessen noch immer nichts von dessen geheimer Bedeutung wußte und nur auf Umwegen dahin gebracht wurde, ihm diesen Posten zu bestimmen.

Natürlich war Eon nun genöthigt, den „geheimen Charakter" und also auch die bisherige Verkleidung abzulegen. Vielleicht war er geschickt genug, alle Spuren seines früheren Daseins zu verwischen, und als eine ganz neue Person auf der Bildfläche zu erscheinen. Er hatte seine Zeit bisher gut benutzt und so viele Fäden zwischen der Kaiserin und sich geschlungen, daß sein Schiffchen fortan lautlos und emsig hin- und herfliegen und die schönsten Intriguen weben konnte, ohne daß jemand etwas davon gewahr wurde. In der That war nicht der Gesandte, sondern der Legationssekretär die Hauptperson in diesem Schauspiel; er war es, der den Briefwechsel zwischen der Kaiserin und Ludwig vermittelte und gleichzeitig in einer fünf Jahre hindurch geführten Korrespondenz den König von allen Rußland betreffenden Angelegenheiten in Kenntniß setzte. Endlich wurde die mühsame Arbeit vom Erfolge gekrönt. Elisabeth trat dem österreichisch-französischen Bunde bei und gab Befehl, 80,000 Russen, welche Bestuschew bereits in Livland angesammelt hatte, um Friedrich zu unterstützen, in Preußen einfallen zu lassen. Der Chevalier v. Eon, der den Bündnißvertrag nach Wien und Versailles zu bringen hatte, erfuhr, in Wien angekommen, die Nachricht von der am 6. März 1757 von Oesterreichern und Franzosen gewonnenen Schlacht von Prag, und beeilte sich, dieselbe seinem Könige zu überbringen.

Seine Reise war eine förmliche Jagd. Obwohl er das Unglück hatte, unterwegs ein Bein zu brechen, ließ er sich dadurch nicht aufhalten, sondern fuhr, nachdem er sich einen nothdürftigen Verband hatte anlegen lassen, weiter und kam mit seiner Nachricht 36 Stunden früher nach Versailles, als der österreichische Kurier.

Ludwig zeigte sich gegen den Chevalier von Eon äußerst gnädig und machte ihm die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Während dieser nun sein krankes Bein in Paris pflegte und seine unfreiwillige Muße durch literarische Beschäftigung versüßte, kam die Angelegenheit, um deretwillen er sich so viel Mühe gegeben hatte, wieder ins Stocken. Die 80,000 Russen der Kaiserin Elisabeth waren zwar in Preußen eingefallen, sie schienen aber von tiefer Friedensliebe beseelt und nur hingezogen, um die Reize der Gegend zu genießen, denn sie gingen jedem Zusammenstoß so viel wie möglich aus dem Wege. Die Höfe von Wien und Versailles fingen an, sich über dies auffallende Phlegma zu beunruhigen, und die Erklärung, welche Eon

darüber abgab, war nicht tröstlich. Elisabeth war seit einiger Zeit leidend und ihre Gesundheit schien dem völligen Ruin nahe. Bestuschew, der sich nur widerwillig der franzosenfreundlichen Politik der Kaiserin gefügt hatte, hielt es nun für gerathener, den Wünschen des Thronfolgers, Peter, der bekanntlich ein Bewunderer Friedrich des Großen war, nachzugeben, und ertheilte den an der Spitze der Truppen stehenden, ihm ganz ergebenen Generälen Apraxim und Totleben den Befehl, sich so passiv als möglich zu verhalten. Eon hatte auf irgend eine Art Kenntniß von einer zwischen Bestuschew und Friedrich dem Großen stattfindenden Korrespondenz erhalten, und dadurch alle diese geheimen Ränke erfahren. Er allein war imstande, denselben entgegenzuarbeiten, und mußte auf des Königs Befehl sofort wieder nach Rußland auf seinen Posten. Zwar protestirte Bestuschew, dem eine Ahnung von den Absichten des französischen Legationssekretärs aufzudämmern schien, gegen seine Rückkehr, und nannte ihn ein staatsgefährliches Subjekt mit Umsturzideen, aber natürlich ohne Erfolg.

Mit einem aufs doppelte erhöhten Gehalt, einem Dragonerlieutenants-Patent und einer goldenen Dose mit des Königs Bildniß in der Tasche, trat der Chevalier von Eon seine letzte Reise nach Rußland an. Dort angekommen, setzte er sich sofort mit dem Vicekanzler Woronzow in Verbindung, und beide zettelten eine förmliche Verschwörung gegen Bestuschew an, die endlich dessen Sturz zur Folge hatte. Die mißtrauisch gewordene Kaiserin ließ den Kanzler Bestuschew in ihrem Palais, mitten in einem Ministerkonseil, verhaften und seine Papiere beschlagnahmen. Darunter fand sich denn auch die verrätherische Korrespondenz mit dem König von Preußen, durch welche auch die beiden Generäle derart kompromittirt wurden, daß man sie sofort absetzte und den Truppen andere Befehlshaber gab. Bestuschew ging in die Verbannung nach Sibirien und Woronzow wurde an seiner Stelle Großkanzler des Reichs. In welcher Gefahr er fortwährend geschwebt hatte, erfuhr Eon erst, als er in Bestuschews Papieren seinen und Douglas Namen auf der Liste der für Sibirien bestimmten fand; er lachte und gedachte des Sprüchleins „Wer andern eine Grube gräbt, u. s. w.“ Der Chevalier hatte es verstanden, sich bei der Kaiserin in ganz besondere Gunst zu setzen, so daß sie ihm wiederholt die glänzendsten Anerbietungen machte, wenn er in ihre Dienste treten wollte; er mochte jedoch erfahren haben, welch heißer Boden der russische Hof war, und erwiderte stets mit Betheuerungen seiner unbegrenzten Verehrung, daß er in dem Dienste seines guten Königs Ludwig leben und sterben wollte.

Im Jahre 1759 erfolgte endlich seine Rückberufung, angeblich eines Augenleidens wegen, wahrscheinlich aber weil seine Mission dort erfüllt war und das Garn sich glatt abwickeln ließ, nachdem er alle Knoten daraus entfernt hatte.

Da augenblicklich keine Beschäftigung für ihn vorhanden war und er die Ruhe mehr als irgend etwas in der Welt haßte, besann

er sich auf sein Lieutenantspatent und seine alte Liebe für das Degenfechten, und trat in die Armee, wo er bald Kapitän und Adjutant des Marschall von Broglie wurde. Auch als Soldat bewies er Muth und Klugheit; er zeichnete sich in verschiedenen Gefechten aus und erhielt auch einige leichte Wunden. Bei Einbeck schlug er mit wenigen Grenadieren die Schotten in die Flucht und einmal nahm er sogar bei Osterwiek ein ganzes preußisches Bataillon gefangen. Wer weiß, welche Heldenthaten er noch ausgeführt hätte, wenn nicht der plötzliche Friedensschluß seine militärische Laufbahn beschlossen und ihm die diplomatische wieder geöffnet haben würde.

Der siebenjährige Krieg war zu Ende; Friedrich hatte alle seine Feinde bezwungen. Frankreich, das besonders in seinen amerikanischen Besitzen durch England hart bedrängt war, stand am Ende seiner Kraft und mußte um jeden Preis den Frieden haben. Die Engländer, welche die völlige Erschöpfung des unterliegenden Gegners kannten, waren entschlossen dieselbe voll auszunutzen und keine Großmuth walten zu lassen. Der vonseiten Frankreichs als außerordentlicher Botschafter zu den Friedensunterhandlungen nach London gesandte Herzog von Nivernais hatte also kein leichtes Amt übernommen. Was zu retten war, konnte nur durch List gelingen, deßhalb gab man ihm den in solchen Dingen schon erfahrenen Chevalier von Eon als Legationssekretär mit.

Kaum in London angekommen, fand dieser schon Gelegenheit seine Kunst zu beweisen und ein Stückchen à la Bellachini auszuführen. Der englische Unterstaatssekretär Wode kam nämlich zu dem Herzog v. Nivernais, um mit ihm über einige streitige Punkte zu unterhandeln. Man wußte, daß er einen Brief von Lord Egremont an den englischen Botschafter in Versailles, in dem diesem die letzten Instruktionen bezüglich des Friedensschlusses mitgetheilt wurden, bei sich trug, und es handelte sich darum, Einsicht in dies Papier zu bekommen.

Während der Herzog nun mit Wode zu Tische saß, den liebenswürdigen Wirth machte, und auf die Verbrüderung beider Nationen anstieß, entwendete der Chevalier v. Eon dem Engländer sein Portefeuille, kopirte das wichtige Schriftstück in aller Eile und stellte es dem Eigenthümer wieder unbemerkt zu. Diese Kopie wurde durch einen Kurier nach Versailles gesandt und erreichte den König einen Tag früher als das Original. Ludwig kannte genau die Absichten der englischen Regierung, war auf alles vorbereitet und konnte, als der englische Botschafter bei ihm erschien, all seine Einwände entkräften und alle Hindernisse beseitigen. Zwei Tage später wurden die Präliminarien unterzeichnet.

Dieser neue Beweis seiner Gewandtheit verschaffte dem Chevalier von Eon die höchste Gunst des Königs. Als bald darauf der Friede definitiv geschlossen wurde, erhielt er den Auftrag, den Traktat nach Versailles zu überbringen und wurde hier mit Ehren überhäuft. Außer anerkennenden Briefen des Königs und des Herzogs von

Choiseul empfing er reiche Geschenke, und als höchste Auszeichnung das St. Ludwigskreuz, ein Orden, der nur für Tapferkeit vor dem Feinde verliehen wurde. Da Eon die sonst erforderliche Anzahl von Dienstjahren noch nicht besaß, so kann man wohl annehmen, daß er den Ludwigsorden weniger für seine militärischen Großthaten, als vielmehr für seine diplomatischen Verdienste, die man auf andere Weise nicht gut belohnen konnte, da sie sich der Oeffentlichkeit entzogen, erhielt. Dennoch wurde ihm binnen kurzem eine unerwartete Beförderung zutheil, er wurde nach der bald darauf stattfindenden Rückkehr des Herzogs v. Nivernais nach Frankreich zu dessen Stellvertreter und bevollmächtigtem Minister Königs Ludwig XV. in England ernannt. Er hatte jetzt in der That den höchsten Gipfel des Glückes erstiegen und bedachte nicht, daß jeder weitere Schritt abwärts führen mußte. Ehrgeizig, wie er war, hatte er stets danach gestrebt, die seiner Begabung entsprechende hohe Stellung im Leben zu erringen, und jedes Mittel zur Erreichung seines Zieles war ihm recht gewesen. Da ihm die an seinem Hofe mehr als irgendwo sonst nöthige Protektion gefehlt hatte, so bemühte er sich, sich selbst zu empfehlen und dem Könige unablässig Beweise seiner Ergebenheit und Brauchbarkeit zu geben. Es war aber keineswegs sein Ideal, lebenslänglich ein geheimer politischer Agent zu bleiben, die schwersten Gefahren auf sein Haupt herabzubeschwören um den Ruhm der glücklich durchgeführten Unternehmung nachher andern zu überlassen und bescheiden im Dunkel zu verschwinden. Oeffentliche Anerkennung war es, wonach er dürstete, und so betrachtete er die ihm gewordene Beförderung nur als einen schuldigen Lohn für sein Verdienst. Er vergaß dabei jedoch, daß Dankbarkeit nicht die Tugend der Könige ist, und daß ein hoher Titel, wie der eines Herzog oder Marquis, in Ludwigs Augen viel nöthiger für einen Gesandten war, als staatsmännisches Genie. Was ihm davon abging, konnte ja durch den klugen Legationssekretär ersetzt werden.

Andererseits war die eigenthümliche Begabung Eons derart, daß durch die Würde und Oeffentlichkeit einer solchen Stellung seine besten Kräfte eigentlich lahm gelegt wurden, während er an unbeachteter Stelle dem Staate weit größere Dienste thun, und was die Hauptsache war, entlassen werden konnte, sobald er anfing unbequem zu werden.

Eon glaubte, daß sein Mitwissen um die geheimsten Angelegenheiten des Staats ihn vor diesem Schicksal schützen würde; er sollte aber die Erfahrung machen, daß es nicht allein gefährlich ist, mit großen Herren Kirschen zu essen, sondern auch Geheimnisse zu theilen; wenn die Last eines solchen einmal zu Boden stürzt, zermalmt sie stets den Schwächeren, und das konnte in diesem Falle natürlich nur der Chevalier v. Eon sein. Die Verhältnisse in England trugen auch dazu bei, seinen Fall zu beschleunigen. Obgleich der Friedensschluß für Frankreich sehr schlimm und für England äußerst günstig ausgefallen war, da ersteres fast sämmtliche amerikanische Besitzungen

an letzteres hatte abtreten müssen, so war das englische Volk dennoch sehr unzufrieden; man war seiner Meinung nach noch zu bescheiden in seinen Forderungen gewesen, man hätte mehr Vortheil von Frankreichs Ohnmacht ziehen und wenigstens mehr Geld fordern sollen, das ja ohnehin nur der Dubarry und dem Hirschpark geopfert wurde. Die später in den berühmten Juniusbriefen mit solcher Kühnheit in die Welt geschleuderten Anklagen wurden schon damals laut; man beschuldigte die Prinzessin von Wales, Georgs III. Mutter, seinen Minister Lord Bute, den Herzog von Bedford und andere Würdenträger, französischem Gelde zugänglich gewesen zu sein und den Friedensschluß demgemäß befördert zu haben.

In all diesen Affairen wurde der Name des Chevalier v. Eon als der eines Vermittlers genannt; auch der Streich, den er Wode gespielt, wurde bekannt und in den Zeitungen besprochen. Seine schnelle Beförderung schien eine Bestätigung dieser Vermuthungen, und sein Anblick mochte, wenn dieselben begründet waren, beim englischen Hof peinliche Erinnerungen wecken. Nachdem Ludwig XV. alle diese Umstände in Erwägung gezogen hatte, hielt er es für besser, den Chevalier von Eon, dessen Ansprüche er durch diese kurze Herrlichkeit vollständig befriedigt zu haben glaubte, durch eine weniger kompromittirte Persönlichkeit zu ersetzen, und ernannte den Grafen von Guerchy zu seinem Botschafter in London. Diese Ernennung, welche die seinige illusorisch machte, traf Eon wie ein Donnerschlag. Er erkannte, daß man ein Spiel mit ihm getrieben, ihn wie ein Kind mit einer Seifenblase zu blenden gesucht, und beschloß sich mit den verzweifeltsten Mitteln dagegen zu wehren.

Er verweigerte dem Könige den Gehorsam, indem er sich auf die Versprechungen desselben berief und ihn an seine geheimen Verpflichtungen erinnerte, die er wie eine leise Drohung durch alle seine Ergebenheitsbetheuerungen hindurch klingen ließ. Ludwig befand sich in einem argen Dilemma, denn aufs äußerste durfte er seinen ehemaligen Vertrauten nicht bringen. Doch gewöhnt, doppeltes Spiel zu spielen, fand er bald einen Ausweg. An demselben Tage, an welchem er das Rückberufungsschreiben Eons unterzeichnete, schrieb er demselben einen geheimen und vertraulichen Brief, in welchem er ihn aufforderte dort zu bleiben und ihn durch allerlei Versprechungen hinhielt. Eon blieb also und begann aufs neue zu hoffen. Indessen war der Graf von Guerchy in London angekommen und bemühte sich, den lästigen Nebenbuhler, der durchaus nicht von seinem Ministerposten weichen wollte, los zu werden. Da er Eons geheimen Rückhalt nicht kannte, so schien ihm der Widerstand desselben thöricht und unbegreiflich; er begann, um ihn mürbe zu machen, vorderhand einen kleinen Krieg gegen ihn, der aber allmählich immer weitere Dimensionen annahm und von Eon mit Heftigkeit erwidert, endlich zur Vernichtung beider Gegner führte.

Zuerst beschuldigte Guerchy den Chevalier, während seiner Verwaltung des Gesandtschaftshôtels zuviel Geld ausgegeben zu haben,

und verlangte von ihm die Rückerstattung desselben. Eon nannte dies verächtlich eine Küchennegoziation und machte dagegen geltend, daß der Staat ihm noch die Kosten für seine Reisen nach Rußland schuldig sei, zu denen er Geld auf sein väterliches Besitzthum habe aufnehmen müssen. Endlich ließ sich der Graf von Guerchy dazu hinreißen, Eon verhaften zu lassen, und zwar im Hause des englischen Staatssekretärs Lord Halifax auf einer Abendgesellschaft. Den Vorwand gab eine von Eon gegen einen gewissen Vergy, einen Spion Guerchys, ausgestoßene Drohung, sich mit ihm zu duelliren. Als Eon die Gesellschaft verlassen wollte, fand er die Thüren verschlossen und man nöthigte ihn unter Anwendung von Gewalt, ein Billet zu unterzeichnen, welches ihn verpflichtete, auf das Duell zu verzichten. Eon unterschrieb und wurde freigelassen, protestirte jedoch laut gegen eine so ungebührliche Behandlung eines bevollmächtigten Ministers des Königs von Frankreich, als der er sich noch immer gerirte. Es ist übrigens bezeichnend, daß dieser Lord Halifax, der einer Intrigue zu Liebe das Gastrecht so gröblich verletzte, einer jener Beamten war, denen die Volksstimme vorwarf, durch Ludwigs Geld erkauft zu sein. Auch der englische Hof schien Eons Abreise dringend zu wünschen, denn man bestimmte ihm sehr schnell einen Tag zu seiner Abschiedsaudienz, noch ehe er darum ersucht hatte. Ueberhaupt schien es sich hauptsächlich darum zu handeln, alle Zeugen des berüchtigten Friedensschlusses zu entfernen, und Guerchy handelte darin in Uebereinstimmung mit der englischen Regierung. So schickte er unter andern den früheren Sekretär des Herzog von Nivernais, le Boucher, trotz dessen Weigerung nach Frankreich zurück, wo er verhaftet und nach der Oberbretagne gebracht wurde, mit der Weisung, den Mund nur zum Athmen und Essen zu öffnen. Mit Eon hatte er aber nicht so leichtes Spiel. Als seine Position schon fast unhaltbar war, sah sich der König gezwungen, ihm zu Hilfe zu kommen, und ließ ihm durch den Herzog v. Choiseul eine Arbeit auftragen, worin indirekt die Erlaubniß zum Bleiben enthalten war. Guerchy knirschte, Eon triumphirte; er besuchte von nun an wieder alle Salons und konnte sich sogar nicht die Genugthuung versagen, im Gesandtschaftshôtel zu erscheinen und an der Tafel des Grafen Guerchy seinen alten Platz einzunehmen. Da geschah etwas unerhörtes. Der Chevalier wurde plötzlich unwohl und behauptete, in dem Weine von Tonnerre, seiner Vaterstadt, den er, wie der Graf wußte, stets trank, Gift erhalten zu haben. Guerchy war entrüstet darüber und erklärte, Eon sei wahnsinnig, oder verdiene in Bicêtre eingesperrt zu werden. Dieser blieb jedoch bei seiner Behauptung, veröffentlichte sie durch alle Zeitungen und gab, als Guerchy ihn durch bezahlte Hetzartikel angriff, seine lettres et mémoires heraus, in welchen er den Grafen durch seine schneidende Ironie völlig vernichtete, und durch die etwas indiskrete Bekanntmachung einiger Briefe des Herzogs v. Nivernais an den Herzog v. Praslin lächerlich machte. Es war darin von der diplomatischen Unfähigkeit Guerchys und der Nothwendigkeit, ihm einen

gescheiten Sekretär zu geben, die Rede. Dadurch wurde der Haß Guerchys entflammt und die Angelegenheit von einer politischen zu einer persönlichen. Der Graf suchte sich nun ernstlich seines Feindes zu bemächtigen, und verlangte von der englischen Regierung die Auslieferung desselben; da er sich aber keines Verbrechens schuldig gemacht hatte, so mußte ihm dieselbe verweigert werden. Eon hielt seit dieser Zeit seine Person für bedroht, verschanzte sich förmlich in seinem Hause, und bat den Polizeiminister um seinen Schutz, da er nicht wagen dürfe die Straßen zu betreten, weil überall die Häscher Guerchys auf ihn lauerten, um ihn zu überwältigen und in einem auf der Themse bereitstehenden Boot nach Frankreich zu entführen. Aber auch diese Bitte lehnte der Minister in kühlem Tone unter Berufung auf die außerordentliche Delikatesse der Umstände ab. So von allen Seiten verlassen, raffte sich der Chevalier zu einem kühnen Streiche auf. Er erschien eines Tages vor dem Gerichte von Old Bailey und klagte den Grafen Guerchy der versuchten Vergiftung und Anstiftung zum Meuchelmord an.

Sein Hauptzeuge war jener Vergy, der schon oben erwähnte Spion Guerchys, der sich nun mit demselben entzweit hatte, und beschwören wollte, von ihm zur Ermordung Eons gedungen zu sein.

Man kann sich denken, welches Aufsehen eine solche Anklage gegen den Botschafter des Königs von Frankreich erregen mußte! Ob Guerchy wirklich des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig war, das wird wohl nie ans Tageslicht kommen. Vergy war nach der eigenen Aussage des Chevalier von Eon Abenteurer und Spion, also kein glaubwürdiger Zeuge. Andererseits benahm sich Graf Guerchy nicht wie jemand, der ein reines Gewissen hat. Statt der unerhörten Anklage kühn die Stirn zu bieten und seine Ehre öffentlich, wie sie angegriffen worden, zu vertheidigen, verschanzte er sich hinter seinen Vorrechten als Botschafter, die ihn von der englischen Gerichtsbarkeit unabhängig machten. Er hielt es für unvereinbar mit der Würde seines Amtes, sich dem Spruche bürgerlicher Geschworenen zu unterwerfen, erklärte sich jedoch bereit, seine Sache dem Urtheile des Königs von England zu unterbreiten, wenn derselbe geruhen wollte, die Untersuchung in seine Hand zu nehmen. Damit war Eons Niederlage besiegelt. Georg III. stellte einige Male pro forma ein kurzes Verhör an, dann hörte man nichts weiter, und die cause célèbre wurde sang- und klanglos im Kabinett von St. James begraben.

Graf Guerchy hatte gesiegt, aber es war ein Pyrrhussieg, den er davongetragen hatte. Je weniger Eifer er gezeigt, um seine Unschuld zu beweisen, desto mehr fing man an, an derselben zu zweifeln, besonders da noch ein anderer Umstand hinzukam, der gegen ihn sprach. Sein Haushofmeister Chazal nämlich, welcher nach Eons Angabe das Gift in den Wein gethan haben sollte, und also ein Hauptzeuge war, verschwand kurz vor dem Prozeß, und war nicht mehr zu ermitteln. Die öffentliche Meinung verdammte Guerchy und

nahm offen für Eon Partei, der sich als verfolgte Unschuld trefflich zu benehmen verstand und aus der Verborgenheit heraus manchen vergifteten Pfeil der Satyre auf seinen Gegner abschoß.

In seinem Ansehen geschädigt, seinem Charakter verdächtigt, durch unzählige Flugschriften lächerlich gemacht, und durch beständige Aufregungen in seiner Gesundheit erschüttert, streckte Graf Guerchy endlich die Waffen. Er nahm seinen Abschied und kehrte nach Frankreich zurück, wo er bereits ein Jahr darauf starb. Auch der Chevalier von Eon, welcher den Kampfplatz behauptet hatte, verließ ihn nur als ein Schwerverwundeter; er hatte alle seine Aemter und Würden und seine Hoffnungen auf die Zukunft dabei eingebüßt. So endete dieser seltsame Kampf zwischen zwei Gesandten desselben Königs, der angesichts der ganzen Welt mit beispielloser Rücksichtslosigkeit und den niedrigsten Waffen geführt worden war, mit der Niederwerfung beider Gegner.

Warum litt Ludwig XV. diesen Skandal, der doch wahrlich nicht dazu angethan war, das Ansehen Frankreichs zu heben? so fragte sich jedermann. Ludwig hatte ohne Zweifel den Chevalier von Eon unterschätzt; er glaubte, derselbe würde nach Guerchys Ernennung ruhig nach Frankreich zurückkehren, die kompromittirenden Papiere abliefern und geduldig seiner weiteren Anstellung harren. Als er sich hierin getäuscht sah, fing er mit ihm zu unterhandeln an, und schickte sogar einen Vertrauensmann zu ihm, dem er die Papiere ausliefern sollte; aber Eon war zu schlau und ließ sich auf nichts ein, fortwährend dabei dem Könige seine tiefste Ergebenheit betheuernd. Der Chevalier hatte dabei noch eine besondere Zwickmühle offen, mit der er Ludwig ängstigte. Er konnte seine Papiere nämlich an die englische Opposition verkaufen, die ihm bereits eine sehr große Summe dafür geboten hatte. Die Volksstimmung war zur Zeit sehr drohend und ein Aufstand schien nahe; vor das Fenster des Königs war ein Karren mit der Abbildung Karls I. Hinrichtung geschoben worden. Wenn die früher gegen die Regierung gerichteten Anschuldigungen jetzt durch Eons Enthüllungen bestätigt worden wären, so hätte das auch für Frankreich unabsehbare Folgen haben können, denen Ludwig zuvorkommen mußte.

Warum verkaufte aber Eon nicht wirklich seine Papiere an die englische Opposition oder auch an die englische Regierung, für die sie ja auch einen unschätzbaren Werth haben mußten, besonders da er doch schon wissen mußte, was von Versprechungen Ludwigs zu halten sei? Vielleicht aus Patriotismus, vielleicht auch, weil der Handel trotz alledem kein guter gewesen wäre. Eon war keineswegs gleichgiltig gegen das Geld, aber der letzte Zweck war es für ihn nicht; der Ehrgeiz war die Triebfeder aller seiner Handlungen.

Was konnte er noch hoffen, wenn die Papiere einmal verkauft waren? In England nichts, denn er war durch dieselben ebenfalls so kompromittirt, daß er dort keine Stellung irgend welcher Art bekleiden konnte. In Frankreich durfte er sich als Verräther nie mehr

blicken lassen. Blieben sie dagegen in seinen Händen, so hatte er König Ludwig in der Gewalt und konnte ihn am Ende zwingen, ihn zu befördern.

Und er schien seine Rechnung richtig gemacht zu haben. Im April 1766 erhielt er von Ludwig XV. ein Schreiben, worin er sich verpflichtete, dem Chevalier Eon zum Lohn für seine in Rußland und anderwärts geleisteten Dienste ein Gehalt von 12,000 Livres jährlich zu bezahlen, bis er ihm eine andere noch ansehnlicher besoldete Stellung verschaffen würde. Dieses Schriftstück, das noch die Versicherung besonderer königlicher Gnade enthielt, betrachtete Eon als ein theures Denkmal seiner Unschuld und seines Ruhmes.

Er war wieder getröstet und sah hoffnungsvoller in die Zukunft. Vom Verrath der Papiere war keine Rede mehr, im Gegentheil, als bei einer heftigen Unterhausdebatte die Friedensunterhandlungen nochmals zur Sprache kamen und Eon als Mitwisser genannt wurde, trat dieser entschieden für die Regierung in die Schranken, nannte den Redner einen Wahnsinnigen und bewirkte seine Ausschließung aus dem Parlamente.

So verging ein Jahr nach dem andern, während Ludwig zwar das versprochene Gehalt zahlte, aber die Anstellung gänzlich vergessen zu haben schien. Fortwährend aber stand er mit dem Chevalier von Eon im Briefwechsel, der sehr geheim gehalten wurde, und in welchem letzterer dem Könige alles, was in England vorging berichtete. Politische Angelegenheiten und Hofklatsch, alles wofür sich Ludwig interessirte, meldete ihm sein geheimer Berichterstatter getreulich, und scheute, seinen eigenen Worten gemäß, weder Mühe noch Kosten, um Erkundigungen einzuziehen.

Es war in der That eine eigenthümliche Stellung, die der Chevalier von Eon einnahm. Vor der Welt gerichtet, in Ungnade gefallen, und verbannt, erhielt er heimliche Vertrauensbeweise seines Königs, die er, wie er wohl wußte, nur dem geheimnißvollen Zauber seiner Brieftasche verdankte. Aber dieser Talisman wirkte nur aus der Entfernung. Den Boden Frankreichs durfte er nicht zu betreten wagen, man hätte ihn sonst behandelt wie den Sekretär des Herzogs von Nivernais, oder schlimmer.

Zwar versuchte der König mehrmals, Eon zur Rückkehr zu bewegen, aber alle Unterhandlungen scheiterten an dessen Widerstande. So vergingen 14 Jahre, während welcher der Chevalier in England lebte, zurückgezogen und anscheinend nur mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Er war, wie er selbst erzählt, 15 Stunden täglich in seiner Bibliothek thätig, und empfing nur am Sonntage Besuche. Er nahm nur eine einzige Mahlzeit täglich um zwölf Uhr mittags ein, und arbeitete dann weiter. So lebte er im Winter; den Sommer brachte er gewöhnlich auf dem Landsitz des englischen Admirals Lord Ferrers zu, der ihm auch im Unglück stets ein treuer Freund blieb. Endlich machte der König einen erneuten Versuch, Eon zurückzuberufen, aber ehe die Sache zum Abschluß gediehen war, starb

Ludwig XV. am 10. Mai 1774. Sein Enkel und Nachfolger Ludwig XVI., der seine verhängnißvolle Erbschaft antrat, fand unter andern, wenig erquicklichen Dingen, die noch der Erledigung harrten, auch die Angelegenheit des Chevaliers von Eon.

Bieder und schlicht, theilte der neue König nicht im mindesten die Neigung seines Großvaters für pikante Neuigkeiten und Zuträgereien aller Art, er dachte also gar nicht daran, die geheime Korrespondenz fortzusetzen, sondern wünschte nur, der ärgerlichen Sache einmal ein Ende zu machen und sich mit dem Chevalier abzufinden, um die geheimen Papiere und die Briefe seines Großvaters zurück zu erhalten.

Er ließ Eon deßhalb verschiedene Male durch seinen Minister, den Grafen von Vergennes, auffordern, nach Frankreich zurückzukehren, und machte ihm darauf bezügliche Vorschläge, die dieser aber unannehmbar fand.

Der arme Chevalier fing indessen an zu fühlen, daß die Zeit, dem Könige Bedingungen zu stellen, vorüber war. Ludwig XV. war todt und mit dem Hinabsinken dieses Gestirns war auch der letzte rosige Hoffnungsschimmer an seinem Horizonte erloschen. Was gingen den neuen König eigentlich die Verpflichtungen des alten an, und weßhalb sollte er Enthüllungen über eine Regierung fürchten, für welche er nicht verantwortlich war! Es war freilich besser, dieselben zu verhindern, und er gab sich Mühe darum, aber eine Lebensfrage war es nicht, und allzugroße Opfer durfte man nicht erwarten. Eon begriff, daß er in dem verwegenen Spiel, das er gespielt, seine Trümpfe zu lange aufgespart hatte; jetzt hatten die Ereignisse dieselben werthlos gemacht. Er begann also seine Forderungen herabzustimmen und zeigte sich endlich zu Unterhandlungen geneigt. Einen Punkt gab es jedoch, auf dem er mit Hartnäckigkeit bestand, und daran schien jede Vereinigung scheitern zu sollen. Er verlangte nicht die Verzeihung alles Vorgegangenen, die der König ihm anbot, sondern eine öffentliche Ehrenerklärung und völlige Anerkennung seiner Unschuld. Dazu konnte sich Ludwig XVI. nicht entschließen, denn in einer solchen Rehabilitirung lag indirekt ein Verdammungsurtheil des todten Grafen Guerchy, das seine noch lebende Familie aufs tiefste kränken mußte. Um alle diese Schwierigkeiten zum Ausgleich zu bringen, sandte der König endlich im Jahre 1776 einen Unterhändler besonderer Art nach London. Es war der Verfasser des „Barbier von Sevilla“, Caron de Beaumarchais, un der löste seine Aufgabe wie ein Dichter, mit einem überraschenden Theatercoup. Man war gespannt auf den Ausgang der verwickelten Scenen, die sich so lange Jahre hindurch vor den Augen der Welt abgespielt hatten; aber wie pikant man sich denselben auch vorgestellt, so mußte selbst die kühnste Phantasie vor der Wirklichkeit erbleichen. Nie hat der fünfte Akt einer Komödie eine tollere phantastischere Lösung gebracht, als diejenige, mit welcher Beaumarchais nun das staunende Publikum verblüffte: Es gab gar keinen Chevalier von Eon, sondern nur eine Chevaliere.

Seit ihrer Geburt hatte diese unternehmende Dame die Welt getäuscht, in männlicher Kleidung Ehren und Würden erlangt, und war nun, da ihr Geschlecht entdeckt worden war, genöthigt, dasselbe einzugestehen. Anfangs hielt ganz London diese Geschichte für einen schlechten Witz; man lachte, zuckte die Achseln, protestirte. Aber Beaumarchais machte sein ernstestes Gesicht und betheuerte die Wahrheit seiner Behauptung. Man wendete sich nun an die Hauptperson, den Chevalier von Eon selbst, und siehe da, er nahm eine verschämte Miene an, schlug die Augen nieder, sprach von seinem Unglück und der Achtung, die man der jungfräulichen Tugend schuldig sei, kurz, erklärte, daß er eine Dame sei.

Das war den Engländern zu viel. Eon hatte seit 16 Jahren unter ihnen gelebt und sie waren fest davon überzeugt, daß er ein Mann sei. Dagegen gab es wieder andere, die da meinten, er selbst müßte es wohl am besten wissen, und geneigt waren ihm zu glauben, wenn er eine Dame zu sein behauptete. Besonders waren die Franzosen zu dieser letztern Annahme bereit.

Darüber entstand denn ein heftiger Streit im Publikum, und bald bildeten sich zwei Parteien, die sich täglich befehdeten. Hie Chevalier, hie Chevaliere! Die nationale Krankheit der Engländer, die Wettlust, hatte ein neues Opfer gefunden, das schon durch seine Seltsamkeit mehr Chancen hatte, als ein Rennpferd oder ein Segelboot. Es wurden riesige Wetten entrirt, an denen sich auch die Franzosen, an ihrer Spitze Beaumarchais selbst mit großen Summen betheiligten, und zwar wetteten letztere auf die Weiblichkeit Eons.

Die Aufregung, die durch den Zeitungskrieg beständig genährt wurde, stieg immer höher und die verwetteten Summen hatten bereits sieben Millionen Livres erreicht. Wie aber sollte diese Wette entschieden werden? das war die große Frage des Tages. Eon war, seit er sich ins weibliche übersetzt hatte, die Tugend und Zurückhaltung in Person, von ihm war also keinerlei Aufklärung zu hoffen.

Er wies nicht nur alle von den verschiedenen Parteien für Feststellung seines Geschlechts ihm angebotenen Gelder mit Entrüstung zurück, sondern protestirte öffentlich gegen die schamlose Geldgier, die das Unglück einer Frau zum Gegenstand von Wetten zu machen fähig sei, und beschuldigte Beaumarchais, das Geheimniß, das ihm allein anvertraut sei, verrathen, und aus schnöder Gewinnsucht die Wetten veranlaßt zu haben. Endlich trat Eon sogar als Kläger vor Gericht auf, wies nach, daß er sich nicht mehr auf der Straße zu zeigen vermöge, ohne eine Schaar unverschämter Neugieriger hinter sich zu haben, die seine Person in einer seine Freiheit beeinträchtigenden Art belästigten, und beantragte ein gerichtliches Verbot aller ihn betreffenden Wetten, die jeder Sitte Hohn sprächen. Das Gericht erkannte auch die Berechtigung seiner Beschwerde an und erklärte wirklich die abgeschlossenen Wetten für ungesetzlich und unverbindlich, wodurch dieselben auf einmal beseitigt wurden, und Eon wieder Luft schöpfen konnte.

Es ist sehr ergötzlich, wie der Chevalier, oder vielmehr die Chevaliere, diesen Triumph genoß. Sie erließ einen Brief „An die Frauen“, der mit den Worten begann: „Triumph, meine Geschlechtsgenossinnen, Triumph und viermal Triumph, meine Ehre, Ihre Ehre hat gesiegt!“ Dann folgte eine Erzählung der näheren Umstände des Prozesses, und am Schlusse die Worte: „Obrigkeiten, die ihr meine Eide empfangen, Minister, die ihr mich akkreditirt, Generale, die ihr mich commandirt habt, königlicher und militärischer St. Ludwigsorden, der Du mich aufgenommen hast, nehmt Theil an meiner Freude! Schatten Ludwigs XV., erkenne das Wesen, das Deine Macht geschaffen hat! Ich habe England dem Gesetze der Ehre unterworfen! Ihr Frauen, nehmt mich auf in Euren Schoß, ich bin Eurer würdig!“

Unterzeichnet war dieser Brief: die Chevaliere d'Eon. Kommen wir aber nochmals auf die Unterhandlungen mit Beaumarchais zurück, welche dieser merkwürdigen Metamorphose unseres Helden vorausgingen. Sie waren meistens sehr stürmischer Natur und dauerten zwei Jahre. Eon wollte retten, was zu retten war, und verlangte für seine Papiere wenigstens einen anständigen Preis; er forderte die Summe von 318,477 Livres, die ihm der Hof, wie er behauptete, schuldig war. Der König fand dies zu hoch, und Beaumarchais gab, seiner Anweisung gemäß, das Geld nur in homöopathischen Dosen ab, besonders, da er stets fürchtete, von seinem schlauen Gegner überlistet zu werden. Dieser besaß aber ein gutes Mittel, um die Quelle immer wieder zum Fließen zu bringen; er behielt jedesmal einige Schriftstücke zurück, mit denen er dann nach einiger Zeit zum Vorschein kam und die ihm aufs neue abgekauft werden mußten. Eon entschuldigte diese Handlungsweise mit der Knauserei des Beaumarchais, der, wie er behauptete, die Vollmacht hatte, ihm mehr zu zahlen.

Beaumarchais spielte überhaupt keine beneidenswerthe Rolle bei dieser ganzen Affäre, denn über seinem Haupte entlud sich die ganze Schale des Grolles, den Eon seit Jahren in sich aufgehäuft hatte. Jeden Vorwurf, den er der Regierung zu machen, jedes Unrecht, das er zu rächen hatte, ließ er an dem unglücklichen Mittelsmann aus, da er die eigentlichen Urheber seines Unglücks nicht anklagen durfte.

Beaumarchais war ein Geizhals und Spitzbube, denn er hatte ihm statt 318,477 Livres nur 61,714 gegeben. Um den Rest war er betrogen — von der Regierung? Bewahre, von Beaumarchais!

Beaumarchais war ein Libertin, dessen galante Sünden der Chevalier gewissenhaft registrirte; wie konnte man einen solchen Mann wählen, um die Angelegenheiten einer tugendhaften Dame zu ordnen!

Beaumarchais hatte das Geschlecht der Chevaliere öffentlich bekannt gemacht, um sich durch die Wetten auf dasselbe zu bereichern und sie sogar bereden wollen, selbst Theil daran zu nehmen und von ihrer eigenen Schande Vortheil zu ziehen. Natürlich hatte die Chevaliere diese Zumuthung mit Entrüstung von sich gewiesen.

Zuletzt hatte Beaumarchais noch allen seinen Schändlichkeiten die Krone aufgesetzt, indem er erklärte, das Fräulein von Eon heiraten zu wollen! Der Gedanke, Beaumarchais vierte Frau werden zu sollen, brachte aber die Chevaliere so in Rage, daß ihr Anbeter, wie sie sich ausdrückt, sich bald mit ihrem Stock vermält hätte.

Alle diese Anklagen schrieb Eon theils an den Minister, Grafen Vergennes, theils veröffentlichte er sie durch die Zeitungen, worüber sich Beaumarchais gewaltig ärgerte. Trotzdem kam es zu einer Verständigung, und Eon zeigte sogar Lust, nach Frankreich zurückzukehren. Der Graf von Vergennes schrieb ihm in Bezug darauf einen Brief, in welchem er stets die Anrede „Madame" gebrauchte, und ihm rieth, die ihm zum letzten Male gebotene Hand anzunehmen und nach Frankreich zu kommen, wo ihm noch die Thüren offen ständen. Die Bedingungen wären ein vollständiges Stillschweigen in Ansehung des Vergangenen, ein gänzliches Meiden aller Personen, die Madame d'Eon als die Ursache ihres Unglücks betrachte, und die Anlegung weiblicher Kleidung, da die Sitte in diesem Punkte unerbittlich sei. Der König verpflichte sich alsdann, die ihr von Ludwig XV. ausgesetzte Pension weiter zu zahlen, sie vor jeder Belästigung und Kränkung zu schützen und ihre persönliche Freiheit zu gewährleisten, derart, daß sie, wenn ihr der Aufenthalt in Frankreich nicht dauernd zusage, auch ein anderes Land zu ihrem Wohnsitz wählen könne. Der Minister setzte noch hinzu, daß er alles dieses auf Befehl des Königs schreibe.

Auf dieses königliche Versprechen hin entschied sich der Chevalier von Eon endlich, nach sechzehn Jahren der Verbannung, sein Vaterland wieder zu betreten, freilich unter ganz andern Umständen, als er dereinst im jugendlichen Enthusiasmus gehofft. Es war nicht der Minister und Diplomat, der heimkehrte, nicht einmal der Dragonerlieutenant und Edelmann, sondern eine Frau, die Chevaliere von Eon!

Sucht man nun das seltsame Räthsel zu lösen, das dieser Mann und sein Schicksal der Welt aufgegeben, so stößt man immer nur auf dieselben undurchdringlichen Finsternisse, die schon oft dem Scharfsinn vieler gespottet haben.

Welches Interesse konnte, so fragt man sich, Ludwig XVI. daran haben, den Chevalier von Eon für eine Frau auszugeben? Die bedenklichen Papiere waren ausgeliefert, was konnte die Person des Unterhändlers noch bedeuten! Der einzig denkbare Grund konnte nur der sein, Eon der Familie des Grafen Guerchy gegenüber unschädlich zu machen. Als Frau war er nicht satisfaktionsfähig, und eine Erneuerung der alten Feindseligkeiten daher unmöglich. Es ist aber kaum denkbar, daß sich der König sowie der Graf von Vergennes, aus Rücksicht für die Familie Guerchy zu einem so frevelhaften Gaukelspiele hergegeben haben sollten. Jedenfalls hätten sich doch andere Mittel finden lassen, die alten Feinde auszusöhnen.

Wenn Eon später in seinen Schriften behauptete, Ludwig XVI.

habe schon bei seiner Thronbesteigung aus den Papieren seines Großvaters sein Geschlecht erfahren, so läßt sich dies aus den von ihm selbst veröffentlichten Briefen des Grafen Vergennes widerlegen. Dieselben sind alle an den Chevalier von Eon gerichtet und reden ihn als Mann an.

Der erste von Vergennes an Madame d'Eon gerichtete, oben erwähnte Brief, wurde während der Verhandlungen mit Beaumarchais geschrieben, also ging seine Umwandlung erst in dieser Zeit vor sich.

Das Gerücht, daß Eon weiblichen Geschlechts sei, war freilich schon viel früher aufgetaucht, zum ersten Mal während seiner Zwistigkeiten mit Guerchy. Dieser mochte vielleicht etwas von der Vergangenheit Eons und den von ihm gebrauchten Verkleidungen erfahren haben, und benutzte dies, um seinen Gegner lächerlich zu machen. Viel später, im Jahre 1771, erneuerten sich jedoch diese Gerüchte, und gaben bereits zu so viel Aufsehen Veranlassung, daß man schon damals den Versuch machte, Wetten darauf abzuschließen. Guerchy war schon lange todt; wer konnte also diese Fabel unter die Leute gebracht haben? Und warum trat Eon nicht mit aller Energie dagegen auf? Man glaubte, der Wille Ludwig XV. hindere ihn daran. Aber was konnte es dem Könige nützen, wenn man Eon für eine Frau hielt! Wurde er dadurch weniger gefährlich, und verloren die von ihm aufbewahrten Papiere dadurch an Beweiskraft? Doch kaum. Dokumente bleiben eben Dokumente, in wessen Händen sie sich auch befinden mögen.

Wenn man alle diese Umstände zusammenhält, so kann man sich einer Vermuthung nicht erwehren, die anfänglich absurd erscheint, aber doch manches für sich hat, daß nämlich Eon selbst es war, welcher Beaumarchais zu dem Glauben brachte, daß er eine Frau sei, und ihn wie den König und die ganze Welt absichtlich täuschte. Wie hätte Beaumarchais, der nach Eons Ausspruch die schönen Augen eines Geldschrankes über alles liebte, so hervorragende Summen für eine so leicht zu entdeckende Täuschung aufs Spiel setzen mögen, ja wie hätte er Eon vorschlagen können, behufs Entscheidung der Wetten einen Beweis seines Geschlechtes zu geben, wenn er nicht vollständig von dessen Weiblichkeit überzeugt gewesen wäre! Und diese Ueberzeugung hatte Beaumarchais erst während seiner Unterhandlungen mit Eon erlangt, also offenbar durch ihn selbst.

Andererseits muß man sich die nicht ganz leicht zu beantwortende Frage vorlegen, was Eon mit diesem Schachzuge, der alle seine früheren Pläne über den Haufen werfen mußte, zu erreichen trachtete. Die Hoffnungen auf Avancement hatte er gewiß schon längst zu den Todten geworfen. Es handelte sich für ihn nur noch darum, gerechtfertigt vor den Augen der Welt dazustehen, eine ehrenvolle Ruhe zu genießen und sich an dem Ruhme seiner Vergangenheit zu erfreuen, da die Zukunft ihm keine mehr bot. Vielleicht konnte er nun als Frau leichter die Ehrenerklärung erlangen, um die es ihm so sehr zu thun war; nervöse Reizbarkeit verzeiht man ja dem schönen Ge-

schlechte eher, und eine Frau war dem gräflichen Geschlechte derer von Guerchy nicht gefährlich. Die Hauptsache war aber, daß seine ganze Persönlichkeit dadurch in ein neues poetisch-romantisches Licht gerückt wurde, das seiner Eitelkeit sehr zusagte. Als Mann hatte er im Leben Schiffbruch gelitten und bedeutete trotz seiner Fähigkeiten weniger als tausende andere, als Frau war er eine einzige Erscheinung, die in ihrem Jahrhundert nicht ihresgleichen fand. Wo gab es eine patriotische Jungfrau, die ihrem Könige in Krieg und Frieden solche Dienste geleistet, mit der Feder und dem Schwerte für ihn gefochten, und sich ebenso tapfer und klug, als charakterfest und gelehrt gezeigt hatte! Welch geheimnißvoller Nimbus mußte das Haupt eines Wesens umgeben, dessen räthselhafte Beziehungen zu Ludwig XV. der Welt gegenüber mit einem dichten Schleier verhüllt blieben, den die Neugier vergeblich zu durchdringen bemüht war. Der Chevalier warf derselben von Zeit zu Zeit einen orakelhaften Ausspruch als einen willkommenen Brocken hin. In dem früher citirten Briefe an die Frauen nennt er sich das Wesen, das Ludwigs Macht geschaffen habe; in einem andern Schriftstück sagt er, er sei die Wittwe Ludwig XV., und später nennt er sich wieder ein Opfer der Leidenschaften der Großen. Diese Aussprüche lassen der Auslegung natürlich den weitesten Spielraum. Ueberhaupt rühmte Eon sich beständig des Vertrauens, das der König ihm geschenkt habe; in einem Schmähbriefe an Beaumarchais verspottet er diesen, weil er einen Auftrag Ludwigs XVI. in einer goldenen Kapsel prahlerisch am Halse trage, und sagt, wenn er, Eon, alle Aufträge und Briefe des verstorbenen Königs bei sich tragen wollte, so wäre ein Ochse nöthig, um ihn fortzuschleppen. Obgleich der Chevalier so lebhaft wünschte für eine Frau zu gelten, zeigte er dennoch nicht die mindeste Lust, seine geliebte Dragoneruniform abzulegen, sondern traf, so militärisch ausgerüstet, in Paris ein. Man deutete ihm sofort an, daß er weibliche Kleidung anzulegen habe, er ignorirte dieses indessen und ging, um weiteren Aufforderungen auszuweichen, nach Tonnerre zu seiner Mutter, die er seit seinen Jünglingsjahren nur ein einziges Mal gesehen hatte. Nach Paris zurückgekehrt, wurde ihm jedoch ein so bestimmter Befehl, daß er nicht zu widerstreben vermochte und sich in das Unvermeidliche fügen mußte. Es war ein harter Schlag für den Armen, dem er, wie es scheint, zu entgehen gehofft hatte. Hätte er sich, gestiefelt und gespornt wie bisher, der Welt präsentiren können, so hätte er sich den Heiligenschein um das jungfräuliche Heldenhaupt bewahrt; nun man ihn zwang, Frauenkleider anzulegen, war die Glorie dahin, und es blieb nichts als eine dreiundfünfzigjährige alte Jungfer übrig. Der unglückliche Chevalier mußte die Erfahrung machen, daß Kleider nicht nur Leute machen, sondern noch öfter Leute zugrunde richten.

Was half es ihm, daß er ein männliches Herz im Busen fühlte, daß männliche Thatkraft und Entschlossenheit seine Adern schwellte, daß er alle jene geistigen Eigenschaften besaß, und zehnfach bewiesen

hatte, welche nun einmal vorzugsweise den Männern zugeschrieben werden! Ein Mieder und eine Haube genügten, um das alles umzubringen!

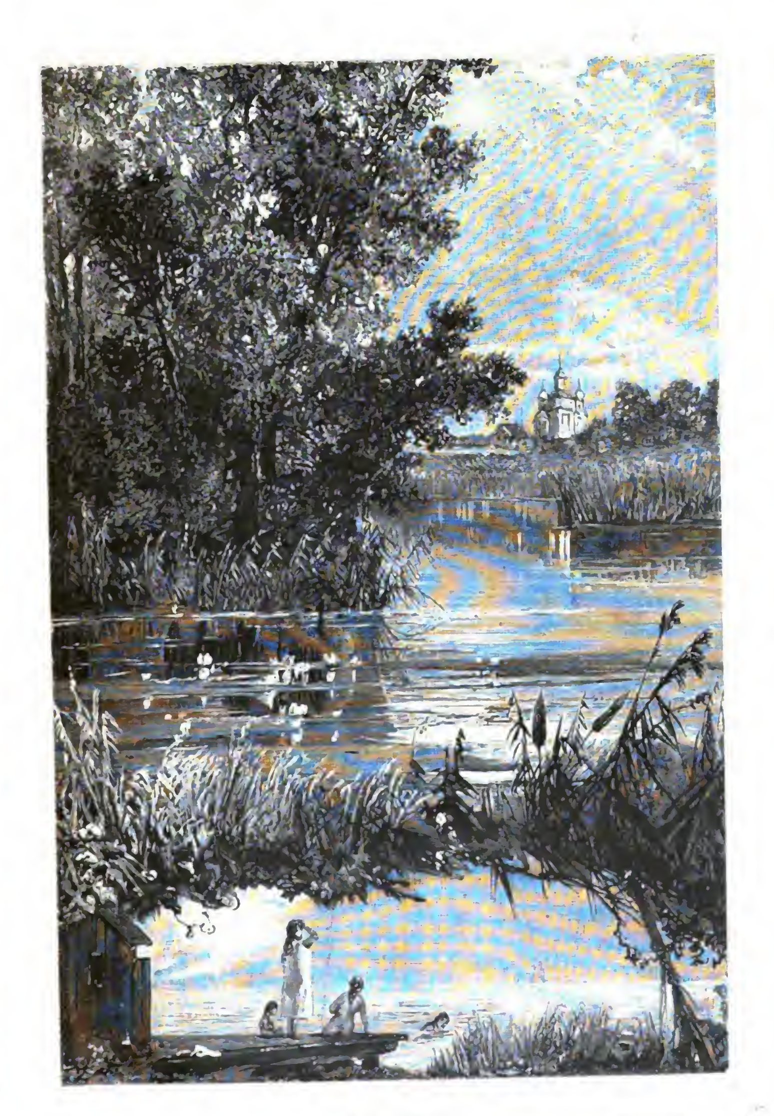
Um den Neugierigen und Spottvögeln von Paris, die ihn unablässig zur Zielscheibe ihrer faden Witze machten, zu entgehen, zog Eon sich ganz in die Einsamkeit zurück. Nachdem er sich ein Jahr in seiner Einsiedelei, wie er es nannte, aufgehalten, schrieb er einen verzweifelten Brief an den Grafen Vergennes, der das tiefste Mitleid erregte. Er habe, schrieb er, nachdem das Jahr seines Noviziats abgelaufen sei, eingesehen, daß es ihm unmöglich wäre, zur Profession selbst überzugehen. Von Jugend an sei er daran gewöhnt, ein thätiges Leben zu führen, die Ruhe richte ihn geistig und körperlich zugrunde. Wie ein Aufschrei klingt es: „Helfen Sie mir, gnädiger Herr, aus dem schlafsüchtigen Zustande, in den man mich versetzt hat!" Die Hilfe, die Eon anrief, bestand in nichts geringerem, als in der Erlaubniß, wieder Männerkleidung anlegen und auf der königlichen Flotte dienen zu dürfen. Der Krieg zwischen Amerika und England war ausgebrochen und König Ludwig sandte seine Seemacht den Amerikanern zu Hilfe.

„Aus Gehorsam gegen den König habe ich", schrieb Eon, „zwar in Friedenszeiten weibliche Kleider getragen, allein in Kriegszeiten ist mir dies unmöglich. Ich schäme mich, mich in einer solchen Tracht zu zeigen. Ich bin trostlos, daß ich in diesem Kriege zu Paris ruhig das Gehalt verzehre, das der hochselige König mir anzuweisen geruht hat, während ich stets bereit bin, dem Dienste seines erhabenen Enkels Leben und Blut zu weihen. Der Herr Graf muß einsehen, daß mein stillschweigender Gehorsam ein großes Verdienst in seinen Augen haben muß; daß ich in meinem weiblichen Zustande bei den Wohlthaten des hochseligen Königs, die für einen Dragonerlieutenant hinlänglich waren, aber nicht für den Stand, den man mich anzunehmen gezwungen hat, im Elende lebe. — Es muß ihm besonders begreiflich sein, daß die Rolle eines unverheirateten Frauenzimmers bei Hofe die abgeschmackteste Rolle ist, die ich spielen kann, so lange ich noch bei der Armee die Rolle eines Löwen zu spielen vermag." Der Brief schloß mit Betheuerungen der Ehrfurcht und der Erkenntlichkeit und war unterzeichnet „die Chevaliere d'Eon."

Von diesem Briefe ließ Eon verschiedene Abschriften, denen noch ein besonderes Schreiben beilag, an die Hofdamen vertheilen. In diesem Begleitschreiben wurden dieselben aufgefordert, für die Anstellung der Chevaliere bei der Flotte ein gutes Wort bei Hofe einzulegen. Es hieß darin:

„Als eine Dame lieben Sie den Ruhm ihres Geschlechts. Ich habe mich bemüht, denselben seit 25 Jahren im Kriege und bei diplomatischen Verhandlungen zu Ehren zu bringen. Nichts ist mir mehr übrig, als zur See zu fechten, und hoffe mich dabei so zu benehmen, daß Sie nicht bereuen, werden in Schutz genommen zu haben

die Chevaliere d'Eon."



Am Weiher.

Aber all' diese Liebesmühe war umsonst. Die einzige Antwort, die Eon auf sein Bittgesuch erhielt, war seine Verbannung nach Tonnerre. Er gehorchte und begab sich dorthin, schrieb aber nochmals an den König und stellte ihm die Unmöglichkeit seiner Lage vor:

„Ich bin krank in meinem Bette, gänzlich ohne Geld, Mobilien in meinem Hause zu Tonnerre, das ich vor mehr als 25 Jahren wegen des geheimen und öffentlichen Dienstes des hoch-seligen Königs, meines guten Herrn, Ludwig XV. verlassen habe. Geschehen in meinem Bette den 2. März 1779.

Die Chevaliere d'Eon."

Die Schilderung seines Elends brachte den König und seine Minister jedoch noch mehr in Harnisch, anstatt sie zum Mitleid zu bewegen. Was wollte dieses Frauenzimmer eigentlich? War es nicht genug, daß man ihr ihre früheren, so gegen alles Herkommen errungenen Erfolge gnädig verzieh! Der König hatte seinen Schutz nur der Chevaliere d'Eon versprochen, nun sie wieder ein Mann sein wollte, hielt er sich dadurch nicht für gebunden. Wenn man es schon einer Jeanne d'Arc als ein todeswürdiges Verbrechen angerechnet hatte, daß sie der Versuchung, wieder männliche Kleidung anzulegen, nicht widerstehen konnte, wie viel strafbarer war dann Mademoiselle d'Eon! Man verhaftete sie also und schleppte sie nach der Festung Dijon.

Nun sah Eon endlich ein, daß alles verloren war. Er befand sich vollständig hilflos in der Gewalt des Königs, und er fürchtete nicht nur für sich, sondern auch für die Seinigen. Er hatte nämlich von seiner Pension seine Mutter und Schwester zu unterhalten und drei Vettern zu unterstützen. Da jeder weitere Widerstand nutzlos war, erklärte er, sich ganz dem Willen des Königs unterwerfen zu wollen, unterschrieb alles, was man von ihm verlangte, und wurde wieder freigelassen.

Seit dieser Zeit lebte er, unglücklich und verlassen, in der größten Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt Tonnerre. Das Gewand, das er trug, vergiftete sein Leben, es wurde ihm zum Nessushemd, das er nicht mehr ablegen konnte, ohne sich damit das Fleisch vom Leibe zu reißen. Nachdem er sich einmal vor der Welt für eine Dame ausgegeben hatte, mußte er es bleiben, ja, er mußte sogar wünschen, den Irrthum unentdeckt ins Grab zu nehmen, um sein Andenken der Lächerlichkeit zu entziehen. Er hatte freiwillig dem Gürtel entsagt, der das Schwimmen auf dem Meere des öffentlichen Lebens allein ermöglicht, nichts konnte ihn mehr über Wasser halten.

Als im Jahre 1782 der amerikanische Unabhängigkeitskrieg beendet war und England mit Frankreich Frieden schloß, siedelte Eon wieder nach London über, wo ihm seine Pension auch weiter gezahlt wurde, bis der Ausbruch der Revolution in Frankreich dem Königsthum ein Ende machte. Auch unter der neuen Ordnung der Dinge zeigte Eon, bereits 64 Jahre alt, seine Thatenlust, denn er bot sofort der Regierung seinen Degen zur Vertheidigung des Vaterlandes an. Die Republik war aber nicht romantisch und wollte von frie-

gerischen Jungfrauen nichts wissen, sie lehnte somit seine Dienste ab und setzte den Namen der Chevaliere d'Eon auf die Emigrantenliste.

Nun brach für Eon eine Zeit der bittersten Noth herein. Die Quelle, aus der er bisher seinen Unterhalt geschöpft, war versiegt, und das Alter beugte ihn darnieder. Während die gewaltigen historischen Ereignisse zermalmend ihren vorgeschriebenen Weg gingen, Kronen zersplitterten und Millionen von Menschenleben vernichteten, hatte natürlich niemand Theilnahme für das Schicksal eines alten einsamen Mannes. Man ging über den Chevalier von Eon zur Tagesordnung über und hatte ihn zu Ende seines Lebens schon gänzlich vergessen. Erst als er im Jahre 1810, 82 Jahre alt, zu London im größten Elende starb, erinnerte man sich, wie viel er einst von sich reden gemacht, und die alte Neugier erwachte wieder. Man wollte einmal Gewißheit haben, und was Eon einst so empört zurückgewiesen und seinem Ausspruche nach, in einem Lande, in dem Sitten herrschen, nicht einmal für seine Leiche zu befürchten nöthig glaubte, geschah dennoch; eine gerichtsärztliche Kommission stellte sein männliches Geschlecht unzweifelhaft fest.

Damit war denn das Märchen von Mademoiselle d'Eon, an das seinerzeit so viele geglaubt hatten, ein für allemal aus der Welt geschafft, und der Schleier von einem Lebenslauf, wie er seltsamer und abenteuerlicher gar nicht gedacht werden kann, hinweggezogen. Trotz der Klarheit, welche durch die Entdeckung der Hauptthatsache verbreitet wurde, blieben aber immer noch genug räthselhafte Punkte in dem Leben des merkwürdigen Mannes, um die Phantasie der Mit- und Nachwelt auf lange Zeit hin zu beschäftigen. Die Sage bemächtigte sich seiner, er wurde der Held aller möglichen Romane und Erzählungen, und man schob ihm sogar 27 Jahre nach seinem Tode, unechte Memoiren voll der albernsten Liebesgeschichten unter.

Die äußern Umstände seines Lebens sind in dem 1779, also noch zu seinen Lebzeiten erschienenen Werke von la Fortelle: „La vie militaire, politique, et privée de Mademoiselle d'Eon“, kurz angegeben, da das Buch jedoch, wenn nicht von Eon selbst verfaßt, so doch beeinflußt und zu dem Zwecke geschrieben ist, den Glauben an seine Weiblichkeit zu verbreiten, so giebt es keine große Aufklärung. Das Titelkupfer zeigt ihn in weiblicher Kleidung mit dem Ludwigskreuz auf der Brust und einer riesigen Dormeuse auf dem gepuderten Kopfe. Das Gesicht hat angenehme Züge, das Auge blickt geistvoll, der Mund ist fast weiblich zart, nur die Nase ist zu lang und spitz, sie hat etwas diplomatisches an sich und scheint eigens dazu gemacht, in anderer Leute Angelegenheiten hineingesteckt zu werden. Ob Eon wirklich gar keine Aufzeichnungen über sein vielbewegtes und schicksalsreiches Leben hinterlassen hat, wer kann es sagen! Jedenfalls ist nichts davon an die Oeffentlichkeit gedrungen. Auch diejenigen, welchen die Umstände einen nähern Einblick in seine Verhältnisse gestatten, und ihre Zahl war gar nicht so ganz klein, schwiegen beharrlich. Es waren dies Graf Broglie, der geheime

Minister Ludwigs XV., mit dem Eon auch in jahrelanger Korrespondenz stand, die geheimen Sekretäre des Königs, theilweise auch andere Staatsbeamte und Beaumarchais, vor allem aber die Familie Eons. So blieb der Chevalier von Eon, was er sein Leben lang gewesen, eine Sphynx, die der Welt noch heute ein Räthsel aufgiebt.

Raben.

Raben flogen am Himmel hin,
Einer machte den Weiser.
Rufe hört' ich, mir ohne Sinn,
Raben krächzten sich heiser.

Rechts und links hin, nach Süd und Nord,
Flogen sie blitzend zusammen;
Einmal schossen sie Meilen fort,
Glichen dann schwarzen Flammen.

Schlugen den Fittich im lichten Blau,
Hoben sich ab von den Wäldern,
Rasteten auf zerfallenem Bau,
Sanken hungrig zu Feldern.

Hoben sich wie ein Drachen dann
Pfeilschnell aus den Fluren;
Einer führt wieder die Phalanx an,
Und eilende andre Figuren!

Nun zertheilt sich die flatternde Schaar
In drei kleine Heere.
Doch — ein Ruf — und es ist, wie es war —
Wellen sind sie im Meere!

Einer führte die Raben an,
Die sich hoben und sanken,
Raben! Die ich nicht bannen kann,
Ihr seid meine Gedanken!

Alfred Friedmann.





Kopenhagener Brief.

Von Ludwig Cesari.

5. April 1889.

Wahrlich, es ist eine schöne Sache um das Reisen und wohl dem, der, wenn er aus fremden Landen zurückkehrt, „etwas zu erzählen weiß“, die Fülle der neuen Eindrücke und Erlebnisse im Worte plastisch fixiren und der Allgemeinheit verständlich vermitteln kann . . . . Kopenhagen — um es gleich zu sagen — ist eine echte, rechte Weltstadt; der volle Strom modernen Lebens rauscht durch die Adern der dänischen Metropole, welche nach ihrer wundervollen köstlichen Lage — weit und frei überall, von Wasser durchzogen und umgeben — und dem prächtig-gesunden Klima zu den begünstigtesten Hauptstädten des Kontinents gezählt werden darf. Kopenhagen ist naturgemäß zunächst Handels-, Hafen- und Industriestadt, dann aber auch ein eigenartiges geistiges Zentrum, welches für das nordische Inselreich dasselbe was Paris für Frankreich bedeutet . . . Theater, Literatur, Malerei, alle drei Künste finden hier ihren intensivsten, unmittelbarsten Ausdruck . . . Alle Faktoren zum Inslebentreten geistiger Strömungen und Großthaten sind hier in reichstem Maße vorhanden. Das Theater allerdings — sieht man von den embryohaften Strömungen der jungen Realisten-Schule von Strindbergs „Freiem Theater“ und ähnlichen Versuchen ab — zehrt noch von den „Beauxrestes“ der klassischen Periode des Dänischen Theaters, welche in dem großen Humoristen Holberg, diesem tiefgründigen Menschenkenner, ihren dramatischen Gipfelpunkt und ihre Ewigkeitsgestalt fand. „Jacob von Tyboe“ und anderes im „Koneglig Teatret“ klassisch dargestellt, entfesselt wie vor hundert Jahren die fröhlichste Heiterkeit, — die von Herzen geht und zu Herzen kommt — und erzeugt wahre Lachparoxymen . . . . Und sieht man die dänischen Schauspieler, die Lebhaftigkeit ihres Mienenspiels und ihrer Gesten, die bis ins kleinste Detail feine Ausarbeitung des sogenannten „stummen Spiels“ — dieses wunden Punktes deutscher Theaterdarstellung — so wird man an ähnliche Subtilitäten der italienischen

Bühne erinnert und man begreift, daß hier verhältnißmäßig so viel Harmlos-Naives, Trocken-Verständiges und doch wieder so viel echter Humor zur lebendigen Geltung und Wechselwirkung kommt . . .

Der dänische Volkscharakter — um gleich von diesem Punkt zu sprechen — hat überhaupt mannigfach verwandte Seiten und Berührungsmomente — so paradox dies auch klingen mag — mit dem des ausgesprochen südlichsten Romanenvolkes, den Italienern. Jeder der mit dem Auge des Psychologen im Lande der Citronen wunschlos-glücklich gebummelt hat, werden die Analogien, sobald er auf der neuen direktesten Verbindungsstrecke über Rostock — Warnemünde die Grenzstation Gjedser erreicht hat, auf Schritt und Tritt, in Hülle und Fülle unwillkürlich, ohne langes Suchen aufstoßen, so daß er sich, sobald er aus dem Coupéfenster schaut, ihrer kaum erwehren kann. Das auffällige Vorherrschen der Landesfarbe (Carminroth) berührt seltsam — sogar die Kleider der Damen tragen vielfach diese Farbe! — Abgesehen von der Beamtentracht, begegnet einem dieselbe alle Augenblicke an den alltäglichsten Nützlichkeitsgegenständen . . . Und dazu die bunte, farbenschreiende Art der Reklame (die ganzen Bahnhofshallen sind von unten bis oben mit Zetteln beklebt), die etwas moderirtere, ebenso freie, ungemein lebhafte, gestenreiche Art des Verkehrs, alles dies erinnert an die Söhne des Südens; dabei dies höfliche Entgegenkommen, das dem Fremden wie dem Einheimischen entgegengebracht wird, dieser Hauch goldener Freiheit und persönlicher Integrität, welcher auch dem geringsten Manne den Stempel des Gentleman bis zu einem gewissen Grade aufdrückt und seinen sprechendsten Ausdruck in den Debatten des Folkething, in dem praktischen Christenthum großartiger Arbeiterassociationen (vide alte und neue „Arbeiderquartiren in Kjöbenhavn") gefunden hat, der „chic" in all und jedem, was das öffentliche Wohl und das praktische Interesse der Gesellschaft erheischen, dies und hundert andere Faktoren zeugen von einer südlich lebhaften Intelligenz, hoher Kultur — mit strengstem Maßstab gemessen! — von einem von günstigster Geist- und Naturanlage und frisch-freiheitlichen politischen Entwickelungsbedingungen getragenen Volksleben, dem die goldene Saat des unglücklichen Struensee, dieses größten und aufgeklärtesten Politikers, den das achtzehnte Jahrhundert nach dem „alten Fritz" und dem Wiener „Bürgerkönig" aufzuweisen hat, in voller Blüte aufzugehen sich anschickt . . . . Dänemark hat den Verlust seines 1864 nach tapferem Kampfe verlorenen Schleswiger Besitzthums noch nicht verschmerzt, das bewies u. a. das taktlose Zischen und Pfeifen der Konservativen im Hafen beim Empfang unseres jungen Kaisers im Vorjahre, aber die seit 15 Jahren gewonnene Neutralität ist die Basis einer beispiellos harmonischen Industrie- und Kulturentwicklung geworden, welche als staunenswerthes Resultat allerdings eine so großartige „Weltudstillung" — wie die im Vorjahre — als „reife Frucht" zeitigen konnte . . . . Ohne hier weiter ins Detail zu gehen, sei dieser von kompetenter Seite bestätigten Thatsache auch hier Ausdruck ge-

geben, — ohne daß etwa eine tendenziöse Spitze gegen irgend wen vom Verfasser beabsichtigt wäre! . . .

Von der Industrie ist der Sprung zur Malerei nicht eben weit und schwer, wie schon die Inschrift „For Kunst og Industrie" auf dem — diesen gemeinsamen Zwecken dienenden, riesigen Backsteingebäude Vesterbrogade neben dem weltbekannten Vergnügungsetablissement Tivoli besagt. Statten wir deßhalb den Räumen der „Permanent skandinavisk Udstilling" einen Besuch ab. Wenig bedeutendes, viel schlechtes, das ist der Totaleindruck, welcher auch anderwärts derselbe war. Auch die hiesige „Schule" entwickelt sich „Hand in Hand" mit der Literatur kraß-naturalistisch. Leider tritt hier auf dem Felde der bildenden Kunst als Resultat in dem Feldzug nach der „absoluten Wahrheit" nur der Ungeschmack und die Fratze zutage. Diese „Pleinairisten" haben nachgerade für den Vernünftigen abgewirthschaftet. Durchweg malen die dänischen Künstler, verbohrt in die Konsequenzen ihrer hohlen Prinzipienreiterei, Fabrikwaaren. Im Bestreben originell zu sein, werden sie — und das fast ohne Ausnahme — trivial, flach, unbedeutend, mit einem Worte künstlerische Nullen. So findet sich in Saal I eine Mondlandschaft von Harald Slot-Möller (Preis 200 Kronen!) — welche hier als abschreckendes Beispiel aufgeführt zu werden verdient. Man denke sich in dunkelblauem Seidenrahmen einen einzigen scheußlichen dunkelgrün-blau-schwarzen Klex ohne jede Nuancirung; keine Spur von künstlerischem Farbenauftrag, nicht einmal die Umrisse von irgend etwas irgendwo zeigt diese Leinwand, mittendrin einen goldgelben Fleck, der ebenso gut einen Käse, wie einen Mond darstellen kann, und dann links in der Ecke ein Loch, welches den Mondesstrahl im Ozean, alias Dungtümpel, alias Latrine (oder Gott weiß was!) reflektirt, versinnbildlichen soll; und dann wird man von dieser Kunst und dieser Richtung, welche an völlige Gedankenlosigkeit und an Blödsinn grenzen, genug haben!! Daneben, um der Wahrheit die Ehre zu geben, finden sich einige Talente ersten Ranges: La Cour, welcher z. B. im Oeschiner-See (Berner Oberland, Preis 2000 Kronen) ein Meisterstück titanischer Landschafterei lieferte. Der in Italien weilende Schötz-Jensens bietet in seinen Arbeiten, jedenfalls unter der Nachwirkung des Einflusses der sogenannten „hellen Nächte" seiner nordischen Heimat entstanden — denn sie zeichnen sich durch eine noch durchsichtigere Luftstimmung als die der größten italienischen Pastellandschafter (an der Spitze ein Passini) aus — besonders in seiner „Straße in Pompeji" und in seinem „Volksbild von Capri" unstreitig urwüchsige Talentproben, Würfe ersten Ranges, die einen echten Künstlergeist verrathen. Skovgaards Waldlandschaft (Knüppelholz, am Horizont verschwimmende Fichtenhügel), ein Bild, das der Natur ihre heimlichsten Reize mit andächtigem Meisterpinsel ablauschte, Inninger, dessen „brüllender Löwe" ein Kabinettstück für Feinschmecker genannt werden darf sind hier zu nennen; auf dem Gebiete der Plastik unzweifelhaft Hameleff mit seinem Don Quixote-

Modell, Bracony mit seinem Modell einer Tänzerin, einer bei der Arbeit befindlichen Bildhauerin und ähnlichem; Ole Pedersen mit seinen Genrebildern; Knud Larson, ein feiner Porträtist. Sonst sind neben den heimischen Stoffgebieten zumal Island, Grönland, Insel Bornholm, Norwegen, die Studiengebiete Italiens und Marokkos vertreten. Als hochinteressanter Versuch endlich muß noch Clausens „Kypmakergarde bei Nacht", ein Straßenbild, welches nordisches Großstadtleben in abendlichem Nebel mit obligaten Gaslichteffekten (die Figuren in Lebensgröße!) wiedergiebt, Erwähnung finden. Sonst, wie gesagt, erscheint das Meiste als völlig überflüssig, als künstlerisch nullwerthig und poesieverlassen.

Ganz anders liegt die Sache, faßt man die hochbedeutende, gerade jetzt in mächtigen Wogen neuen Zielen zustrebende Literaturentwickelung, welche einen Brandes seinen ständigen Wohnsitz hier wählen ließ, ins Auge, welches Thema ich jedoch beiseite lasse, weil es jüngst schon im „Salon" ziemlich erschöpfend behandelt worden ist, um bei dem räumlich so eng beschränkten „Dänischen Theater" zu verweilen. Unser vorsommeriges, deutsches Schauspielensemble unter van Hell, dessen Hauptstützen Kainz, die Barkany (leider!) und Engels seinerzeit waren, hatte einen schweren Stand, als es sein durch den Berliner Börsen-Courier zur Zeit coram publico in rosigsten Farben geschildertes „Gastspiel" im Dagmar-Theater vorzeitig absolvirte, zumal der Däne nicht eben für die idealistisch-pathetische, schwere Kost eines Schiller und Shakespeare inklinirt (darin allerdings ein Gegensatz zum Italiener!), wenn auch Hamlets Grab in Helsingör von Kopenhagen zu erreichen nicht eben schwer ist .... Der Däne ist vor allen Dingen Freund eines grobkörnigen, aber würzereichen Humors, etlicher Rührung, garnirt mit „Sang og Dans" und vor allem — wie der Italiener — Musikfreund bis „über die Ohren." Der Literatur, soviel Geltung ihr namentlich auch im Auslande wird, steht er imgrunde fremd gegenüber, aber die Theater füllen sich allabendlich bis auf den letzten Platz. Kopenhagen zählt acht Hauptmusentempel, das Königliche Theater, Dagmar, Folkenet (Volkstheater), Kasino, National, Boulevard, „Circus Variété", Tivoli — die vier letzten ausschließlich der leicht geschürzten Muse des Lust- und Singspiels geweiht. Das französische Sittenstück und die Operette sind dagegen erfreulicherweise „hors de concours." — Ungefähr $^1/_2$9 Uhr beginnt in diesen herrlich elektrisch beleuchteten Etablissements — nach Voraufgang verschiedener Musikpiècen — die eigentliche „Forstilling", welche selten vor 12 Uhr endigt. Unvergleichlich sind namentlich die köstlichen Sommernächte im Tivoli-Garten-Etablissement, deren zauberischer Totaleindruck auch nicht von Petersburgs und Moskaus Centralvergnügungsstätten in Schatten gestellt werden kann. In den Theatern selbst sitzt man, vor sich eine bequeme Ebenholzplatte, auf welcher dann das Nationalgericht, die „Smörbrods" mit Tuborg — oder Carlsberg-Oel oder ähnliches, auch Süßes, z. B. der bei den Damen so beliebte „Butterkuchen" mit

Rahm servirt wird, und nimmt die Lockungen der Muse freundlich auf, — eine Einrichtung, die das Publikum naturgemäß in bester Stimmung erhält und die wirklich nicht im geringsten stört. — In den Theatern mit sogenannter „höherer Richtung" sind diese kulinarischen Genüsse selbstverständlich ausgeschlossen. Dort herrscht der Salon-Anzug für die besseren Plätze, sodaß das „Koneglig Theatret" fast an jedem Abend einen wirklich hübschen Anblick gewährt, indem die prächtige, vom Prinzen von Wales bevorzugte Gardehusaren-Uniform noch besonders hervorsticht. Das Künstlerpersonal der königlichen Bühne ist ein äußerst zahlreiches. Charakteristisch ist es, daß die weiblichen Mitglieder fast alle verheiratet sind, was der Zettel mit einem „Fru" markirt. Jeder Vorstellung geht eine Ouverture von einem Nationalkomponisten wie Gade, Hartmann u. s. w. gleichsam als Prolog vorauf, der die Stimmung des Stückes vorbereitet. Den ästhetischen Unsinn der „Zwischenmusik" in den Pausen kennt man dagegen glücklicherweise nicht! Ersetzt Ludwig Holberg mit seinem souveränen Humor den Dänen Shakespeare vollauf, so bedeutet Adam Oehlenschläger — der „nordische Dichterkönig" — für sie das, was uns Goethe und Schiller als Repräsentanten edler Klassik sind. Ist auch nur der süßliche „Corregio" dieses Dichters bei uns ephemerisch auf dem Repertoir vertreten, hier lebt er in allen seinen, eine ideale Weihe ausströmenden Werken im vollsten Sinne des Wortes! Seine „Dronning Margareta", Tragödie in fünf Akten, sah ich mit höchstem Interesse am Hoftheater in Scene gehen. Obgleich ich nur wenige Worte gleichsam blitzartig verstand, so kam ich doch nicht einen Augenblick aus Stimmung und Interesse. Die Pracht der Kostüme, die fabelhafte Natürlichkeit in den landschaftlichen Scenerien, die harmonische Abtönung des Zusammenspiels — die eingelegten opernhaften Gesänge — alles vereinigte sich zu vollgehaltigem, ästhetischem Genuß. Die unzähligen Verwandlungen gingen auf offener, dunkel gehaltener Bühne vor sich, so blitzschnell, daß man — kaum zur Besinnung gekommen — schon wieder vom vollen Fluß der dramatischen Handlung umrauscht war ... Leider stockt dieser bei Oehlenschläger zuweilen, da der Dichter imgrunde doch mehr epische und lyrische Elemente in sich vereinigt. Rühmend hervorzuheben sind Frau Nyrop als Nonne und — „Mutter" Ragnhild (das ist schauspielerisches Temperament!), Frau Hennings als Ingeborg, eine jungfräulich-duftige Gestalt leidender Liebe von rührender Zartheit, Innigkeit und Poesie, und namentlich Herr Zangenberg als Oluf, ein Held mit gesunden, schönen Mitteln. Dieser Schauspieler erregt derzeit neben dem kühnen Forschungsreisenden — Dr. Fritjof Nansen — und dem magnetischen Heilkünstler — L. v. Huth — und seinen Wunderkuren das öffentliche Interesse in hervorragender Weise. Er giebt — wie jüngst noch in Dresden Matkowsky oder Byrn und Brummel im London von 1808 — mit dem Prinzen von Wales, dem „Prince gentleman of old England", die Mode an und hängt unzählige Male porträtirt in „Reih' und Glied" mit der gesammten

Pastoren-Corona in den Schaufenstern der Buch- und Kunsthandlungen aus .... So angenehm aber das Dänische z. B. in den traurig-zarten, hauchartig gesprochenen Abschiedsworten der Ingeborg „Ihr aedele Riddere stolte Maend“ klang, so virtuos Zangenberg-Oluf den Oehlenschlägerschen himmlischen Reimwohllaut in den Liebesscenen zur Geltung zu bringen wußte, im allgemeinen, besonders im Affekt, wirkt die „dansk Sprog“ mit ihrem rauhen Kehlgepolter und ihren nasalen Zischlauten wenig sympathisch für ein deutsches Ohr. — Gerechterweise seien endlich noch einige Eindrücke eines Abends im „National“ wiedergegeben. Bemerkenswerth war zunächst die Schönheit der jugendlichen Schauspielerinnen, der französische „chic“ in Toilette und Gehaben. Ferner fiel ein brillanter Bonvivant angenehm auf. Der Einakter „Modelle“, in welchem eine Künstlerin ihre Reize schier „adamitisch“ coram publico enthüllte, wäre bei uns allerdings nicht möglich gewesen! .... Hier erinnerte die Sprechweise im schnellen Tempo an mailänder Platt, ebenso die dramatische Ausgestaltung des Stoffes, wie denn beide Sprachen merkwürdigerweise ganz gleichlautende Worte besitzen! Als Hauptanziehungspunkt gab es dann eine große zweiaktige Farce „Schönheitskonkurrenzen“, welche in trefflicher Weise die jetzt allerorten grassirende Manie, mit preisgekrönten Schönheiten zu prunken, lächerlich macht!

In der Figur des Ben Ali muß allerdings unsere — vielleicht nicht mit Unrecht auch von dem Komponisten Gade getadelte — „Selbstgefälligkeit“ herhalten, indem in den aufschneiderischen Reklamerodomontaden dieses deutsch-sprechenden „Schönheiten-Unternehmers“ eine gute Portion Persiflage steckt, welche sich allerdings in ziemlich harmloser Weise gegen den „Tydsk“ wendet. Im übrigen kann man den Dänen absolut nicht böse sein! Es geht hier alles so freundlich-bestimmt seinen festen, ruhigen, gediegenen Gang, daß es eine wahre Freude ist. Der Bürger giebt seiner Meinung durch den Stimmzettel unverhohlen und unbeeinflußt Ausdruck, im übrigen ist er gentleman. Nichts von ehrsüchtigem, wüstem Agitiren, und deßhalb hier auch täglich in Riesenformat ein Blatt wie der „Sozialdemokrat“ mit der Devise Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit erscheinen. Der König, wie alle Mitglieder der königlichen Familie, zeigt sich nur bei offiziellen Gelegenheiten — gleichsam in amtlicher Eigenschaft — in Uniform, sonst geht er schlicht wie jeder andere ehrliche Bürgersmann. So war es mir möglich, den Thronfolger, ohne es zu wissen, auf der Esplanade am Oeresund anzusprechen und während seine Frau mit ihrem englischen Boxerhündchen zu thun hatte, gab er mir bereitwillig Antwort. Der König, wie alle Prinzen wohnen in Amalienborg, nahe dem Hafen und der „Marmorkirk.“ Ein Privatmann läßt dieses, im 16. Jahrhundert angelegte Bauwerk jetzt auf seine Kosten fertig stellen, nachdem dasselbe schon Millionen gekostet hat. Auch sonst ist Kopenhagen reich an hervorragenden öffentlichen Gebäuden. Besonderes Interesse nehmen das durch die Flammen im

Innern ausgebrannte imposante Riesenschloß „Christiansborg" und das neunthürmige, in rothem Backstein ausgeführte Börsengebäude in Anspruch. Das letztere, obgleich modernen Ursprungs, schließt sich im Stil einheitlich an die Umgebung an. Auf dem „Kongens Nytow" — gleich neben dem Hoftheater — liegt auch das Königliche Kunstausstellungsgebäude, eine würdige Stätte für die bildenden Künste: hohe, lichte Räume, welche einen köstlichen Inhalt bergen. Waren die nordischen Künstler in der „Skandinavisk-Udstillung" völlig unter sich, und mußte daher unser Urtheil scharf ausfallen — hier können wir es mit Freuden mildern und ohne besonders analytisch vorzugehen, kann man hier eine Fülle echter Erbauung mit sich nehmen.

Namentlich E. Liebert und A. Fritz mit ihren zauberischen, die Natur und ihre holden Wunder meisterhaft spiegelnden Werken; Ole Pedersen, Fischer, Vermehren mit ihren virtuosen Kopenhagener Straßenbildern, deren lila Tinten so treulich die traumhaft-phantastische Nebelstimmung der Inselstadt in Abend-, Nacht- und Morgenstunden wiedergeben; Bertha Weymann, Nicoline Tuxen („Alma") mit ihren hochrealistischen Meisterporträts (— merkwürdig ist überhaupt das große Kontingent von Künstlerinnen, die aber [anders wie unsere Damen!] wirklich etwas leisten —) und vieles andere fesselt gleichermaßen und lockt zu immer neuem Genießen, zu stiller Einkehr ins Reich der Schönheit.

Doch draußen wogt das wirre Gewühl der Straße und faßt Dich wie ein Wirbelstrom und zieht Dich mit fort über große, weite Plätze, breite Boulevards, herrliche Anlagen — bald Hügel, bald Thal — an imposanten Erzdenkmälern (so ehrt ein Volk seine großen Todten) in den vielmastigen Hafen an den Oeresund zum Kastell, dem letzten Ueberbleibsel der früheren Festungsanlagen, welches 1801 und 1807 der Englischen Flotte zum Zielpunkt und 1864 ca. 3000 unserer gefangenen Landsleute als Inhaftirungsstätte diente, immer weiter, bis zur sogenannten Klampenborgstation.

Von dort entführt Dich das Dampfroß im Fluge an die See, in jene reizvollen-eigenartigen Villenkolonien, welche, ähnlich wie Majorenhof und Dubbeln bei Riga, im Sommer die ganze bessere Gesellschaft im Rahmen der ungezwungendsten Idylle beherbergen. Du bist am Meer, allerdings nur an einem kleinen Ausschnitt desselben, drüben grüßt der dunkle Fichtensaum der schwedischen Küste... Und Du trinkst den feuchten Hauch der Lüfte, den herrlichen Ozon der Wälder, schlenderst an der Küste bis Skodsborg, zu des Königs Schloß, und summst irgend eine jener herrlichen Volksmelodien, welche Du durch das Svensk Damen-Sextett kennen gelernt hast. Dabei fällt Dir eine schnakische Inschrift ein, welche Du irgendwo gelesen hast:

„Ueberbürdet von Genuß
Bist Du bald im Ueberfluß;
Doch genießest Du mit Maß —
Steine werden Götterfraß!"

Ja, „Steine werden Götterfraß!“ Und Du lachst in Dich hinein und murmelst: „Hier könnte man Poet werden.“ In Skodsburg reichen sich bewaldete Hügelketten, die freundliche Ortschaft und wogende See in buntem Wechsel traulich die Hände. Doch hält der Wald den Vergleich mit der wunderbaren Schönheit der Charlottenlunder Baumriesen nicht aus. Dieser Sommersitz der Kopenhagener liegt ganz einzig im tiefen Wald, nachdem man vorher durch ermüdendes Flachland bis zu dieser letzten Station vor Klampenborg gefahren ist. Auch sonst winken dem Naturfreund in nächster Nähe der Stadt eine Reihe schattenspendender Schloßgärten (Gott sei Dank, nicht in englischem Geschmack!), so — abgesehen von den schon erwähnten köstlichen öffentlichen Gärten und Anlagen — Frederiksborg, Marienlyst u. s. w. Man fährt dahin durch die sogenannten „Aleen“ mit dem Tramwagen. Die ganze Stadt wird von einem höchst sinnreichen Schienennetz durchzogen, welches nie aussetzt, sodaß man für 10 Oere unendliche Strecken fahren kann. Auch eine sogenannte Tramway-Ringbahn — wie in Mailand — existirt, wenn sie auch hier nicht einen besonderen Namen führt; die Billigkeit des Instituts und der äußere Anstrich ist gleich frisch und elegant. — Leicht läßt sich im Marienborg-Park irgend eine lauschig versteckte Bank aufsuchen und während die nordische Sonne lüstern mit den dichten Zweigen buhlt, blätterst Du in Schaudorphs genialem Roman „Ut den Midpunct“ (ins Deutsche übersetzt unter dem Titel „Ohne inneren Halt“) oder des Schweden Bellmanns herrlichen Liedern und erbaust Dich an den Wort- und Gefühlsraketen dieses Genius, dem spielend eine dämonische Einbildungskraft köstliche Lyrik von unvergleichlichem Feuer und strotzender Bilderfülle gebar, dem aber ein frühes Ende wie Günther und Lenz beschieden war, weil der Dichter bis zur Erschöpfung in den Tiefen der Sinnlichkeit wühlend, sein Temperament nicht zu mäßigen und zu zähmen wußte. Burns, Alexei Kolzow und Bellmann — welches Feuer strahlen diese Sterne am Poesiehimmel aus! — Diese drei genialen Naturkinder: nach all den rauhen Stürmen ihres tragischen Erdenwanderns wallen sie selig und still im klaren Lichte des Götterolympes, ist auch ihr sterblich Theil schon lange in modernde Atome zerfallen . . .

Ueber mir wölbt sich tiefblau der Himmel; das erste Grün knospt schüchtern an den Bäumen hervor, die Wasser rauschen, fern summt bis zum — fast unhörbaren — Pianissimo gedämpft der Lärm der Weltstadt und — ich denke der Heimat . . . .!





Felice.

Von Pauline Schanz.

I.

Die zwei Fenster einer sonnigen, hellen Dachstube sind geöffnet und ein warmer Sommerwind fächelt herein, die grünen Gardinen leise bewegend.

Man sieht von hieraus auf eine Menge von Dächern und Schornsteinen, zunächst über einen freien Raum hinweg, in die steinernen Schnörkel, Zacken und Blumen eines kleinen, zierlichen, gothischen Kirchthurms, durch welche eben die rothen Lichter der untergehenden Julisonne seltsam blitzen und leuchten. Einzelne Halme und Blättchen kann man im Steingefüge erkennen, aus Samen entstanden, welchen Vögel in ihren Schnäbeln oder der Wind auf seinen Schwingen dahinauf geführt und die nun da, ihre Wurzelchen ängstlich an die staubigen Fugen klammernd, ein vergessenes, einsames, verlorenes Leben in der windigen Steinöde fristen. Auch Schwalbennester hängen in dem alten Thurme und wenn man sich aus dem Dachfenster hinausbiegt, so kann man einen gewaltigen, ungestalten Drachenkopf sehen, der bei Regenwetter Ströme Wassers hinabsprudelt.

Weiter hinaus, den Horizont umgrenzend, ragen Berggipfel blau, violett, rosig gen Himmel, je nachdem das Licht sie färbt.

Jetzt sind die Berge von einer zarten Rosenglut angehaucht, denn die Sonne ist noch nicht ganz hinabgesunken.

An den Dachfenstern, von denen man dies alles und noch vielerlei andere Dinge überblicken kann, blühen keine Blumen in Töpfen, kein Ephen schlingt sich an den kahlen Wänden auf, kein Vogel läßt aus blankem Käfig sein wehmüthiges Liedchen, welches die Bewohner ärmlicher Dachstuben so gern zu hören pflegen, erschallen. Auch im Innern des Zimmers fehlt jene stille Behaglichkeit, wie sie eine waltende Frauenhand selbst in dürftigsten Verhältnissen zu verbreiten pflegt; eine bunte Unordnung hat sich keck und lustig auf Tischen, Stühlen und dem Fußboden breit gemacht.

Neben dem Fenster sitzt ein ältlicher Mann auf einem abgenutzten Lehnstuhl, die Augen dem Fenster zugewandt. Sein langes Haar ist weiß, sein feines, durchfurchtes Gesicht bleich und schmal, sein Anzug altmodisch und peinlich sauber.

„Guten Abend, Signore!“ ruft eine helle, frische Stimme und ein junger Mann, kaum dem Knabenalter entwachsen, tritt eilig in die kleine Stube.

Der Alte fährt freudig auf und streckt dann dem Kommenden eine seiner feinen Hände entgegen.

Bald hört man die Töne einer Geige durch die geöffneten Fenster in die laue Abendluft hinausschallen. Jetzt fällt die andere Geige ein, Lehrer und Schüler spielen zusammen, zuweilen stocken die sanft schmelzenden, klagenden oder jubelnden Töne, man probirt noch ein Mal, bis es glatt und eben dahinströmt, wie ein flutender Silberbach.

Der Alte, der so still und ernst in die Abendsonne hinausgeblickt, ist nun bewegt, heiter, lebendig. Sein Herz singt, jubilirt mit seiner Geige, und sein Schüler folgt mit lauschender Andacht den klingenden Tonwellen; seine erst so bleichen Wangen röthen sich allgemach, er schüttelt wiederholt die langen, dunkelblonden Locken aus der Stirn, die, der Bewegung seines hübschen, jungen Kopfes folgend, stets aufs neue herabfallen.

Die Sonne ist gesunken, Schatten beginnen sich in den Steinrosen des alten Thurmes einzunisten. Einzelne Schwalben flattern ab und zu, huschen am Fenster hin und verschwinden.

Immer noch spielen die Beiden.

Plötzlich fällt eine singende, silberhelle Kinderstimme in die Geigentöne ein, sich mit ihnen in die klare, stille Luft hinausschwingend.

Der junge Mann wendet den Kopf ungeduldig herum. In einer Ecke der Stube sieht er eine erhobene Kinderhand, auf deren Mittelfinger ein großer, schwarzer Vogel sitzt.

„Still, Felice!“ ruft er gebieterisch.

Der Vogel kreischt auf, schlägt die Flügel, die Geigen spielen fort. Nach einem Weilchen fällt die Kinderstimme abermals ein und süß, lerchenhaft mischen sich die wirbelnden Noten mit der Musik.

„Nun ist's genug, hör' auf, Felice, ich leide nicht, daß Du uns störst!“

Der Knabe hat den Kopf zornig zurückgeworfen, die Lippen zusammengepreßt und der Sängerin einen trotzigen Blick zugeworfen.

Da springt eine leichte, flüchtige Gestalt hinter dem Stuhle in der Ecke, wo sie zusammengeduckt gesessen, auf, schleudert den Vogel von der Hand, auf der er geruht, hoch in die Luft und dann schlägt die Thüre, die sich vorhin leise, unhörbar geöffnet, um die Kleine einzulassen, laut und krachend ins Schloß.

Der Rabe schwirrt über den Köpfen der beiden Spieler hin und fliegt dann, mit den breiten Flügeln schlagend, zum Fenster hinaus.

Der alte Mann spielte zu Ende, dann setzte er den Bogen ab, ließ die Geige sinken und sah seinen Schüler mit einem traurigen, fragenden Blicke an.

„Gotthard, warum hassest Du mein armes Kind und erschrickst vor seiner Stimme, als ob Du eines Nachtvogels Kreischen vernähmest?“ fragte er nach einer Weile mit einer zitternden, fremd accentuirten Stimme.

Gotthards Wangen rötheten sich und er sah, den Blicken seines Lehrers ausweichend, in die Dämmerung hinaus, durch deren tiefer sinkende Schatten die letzten Gluten des Abendrothes schimmerten.

„Hassen“, sagte er sinnend, „ich hasse Felice nicht, denn sie ist Euer Kind, Maëstro, und Euch und Eure Geige liebe ich. Sie ist auch Violas Freundin, die mir theuer ist wie eine Schwester. Aber diese Felice ist mir zu wild und fremd und nun gar dieser abscheuliche Vogel, der immer bei ihr ist!“

„Sie hat das Thier vom Tode errettet; Du weißt, Gotthard, daß sie es im Winter bei grimmer Kälte erstarrt auf dem Dache gefunden hat“, sagte der alte Mann mit sanfter, klagender Stimme.

Dann klappte er das Notenheft, das vor ihm auf dem Notenpult gelegen, zusammen, schob letzteres beiseite und begann auf der Violine zu phantasiren, während Gotthard am Fenster stehend und dem Spieler das Gesicht zugewendet, entzückt und alles um sich her vergessend, die geliebten Klänge in sich sog.

Endlich verstummte das Spiel, beide erwachten aus ihren Träumen, Gotthard reichte dem Alten die Hand.

„Wie schön das war, wie schön“, rief er herzlich. „Gute Nacht, Maëstro, und Dank, vielen Dank!“

Dann packte er seine Geige in ihr Futteral, nahm dies und ein Päckchen Bücher, die er beim Kommen auf ein Tischchen gelegt, und ging fort.

Der alte Mann aber spielte wieder und geigte noch, als die Nacht kam und das wüste, kleine Stübchen mit ihrem milden, blauen Schleier umwob.

Indessen eilte Gotthard durch die belebtesten Straßen der Stadt seinem Vaterhause zu. Dasselbe lag in der breiten, saubern, mit zwei Reihen Linden besetzten Hauptstraße des Ortes und war eines jener alten, behaglichen, stattlichen Patrizierhäuser, nur für eine Familie berechnet, wie sie mit so viel Raumaufwand an Vorplätzen, Treppen und Hallen die Neuzeit nicht mehr zu bauen pflegt. An der Hausthür stand auf einem schwarzen Schilde mit weißen Buchstaben: „Andreas Gotthard Haller, Rechtskonsulent und Notar.“

Gotthard durchschritt den Hausflur und trat durch eine, am anderen Ende desselben gelegenen Glasthüre, durch deren Scheiben man die im Abendwind wehenden Baumwipfel erblickte, in den an der Rückseite des Hauses gelegenen Garten.

Ein süßer Duft von Sommerblumen strömte ihm entgegen, vermischt mit dem kräftigen, feuchten Erdgeruch der frischbegossenen Beete.

Hier hielt sich der Vater Gotthards des Abends gewöhnlich auf. Letzterer wollte eben die Stufen, welche nach dem tiefer gelegenen Garten führten, hinabspringen, als er neben sich aus der mit dichtem Rebenlaub umsponnenen Veranda, die unmittelbar durch eine eben offen stehende Thür in die Wohnstube führte, seinen Namen nennen hörte.

Unwillkürlich blieb er stehen, dicht an das grüne Laubgitter gedrückt. Ein paar Herren saßen da am Steintische, behaglich ihre Pfeifen rauchend, eine halbgeleerte Flasche mit Gläsern vor sich auf dem Tische.

Man hätte sie recht gut für Zwillinge halten können, so sehr glichen sie einander, indessen waren die Brüder doch um einige Jahre im Alter verschieden.

„Der Gotthard ist ein Taugenichts, ja leider", war der Ausspruch des Vaters, welcher Gotthards Ohr gefesselt hatte.

„Ich habe heute wieder schlimmes Lob vom Rektor gehört", fuhr er fort, „man wird ihn nächstens von der Schule fortschicken. Was soll dann mit ihm geschehen? Ich hatte es so schön mit ihm im Sinne, er sollte meine reiche Praxis dereinst übernehmen, wenn er tüchtig und ein rechter Jurist geworden wäre. So aber wird's nichts damit. Niemand lobt ihn als sein alter Geigenlehrer, der für sein Talent schwärmt."

„So schlimm, wie Du Gotthard schilderst, erscheint er mir denn doch nicht", meinte der Andere, nachdem er nachdenklich eine dicke Tabakswolke vor sich hingeblasen.

„Guter, alter, prächtiger Onkel Joseph!" flüsterte der Horcher für sich.

„Hinter seinen Künstlerträumen und seiner Scheu vor praktischer Arbeit scheint mir ein gutes Theil Kraft und Energie zu schlummern, die nur des rechten Weckrufs harrt, um hervorzutreten. Möglich, daß weder Du selbst, noch der Rektor die geeignete Art ihn zu behandeln, bisher gefunden habt. Laß nur, ich will ihn einmal ins Gebet nehmen und Du sollst sehen, daß Gotthard noch unser Aller Stolz und Freude sein wird."

„Ja, ja, Alterchen", fuhr der Sprecher nach einer Weile fort, als der Bruder, die Pfeife aus dem Munde nehmend, ihn erstaunt ansah, „ich gedenke Dich noch beim Wort zu nehmen und ihn, unserer früheren Verabredung und dem Wunsche Deiner verstorbenen Frau gemäß, zu meinem Schwiegersohn zu machen, indem ich ihm Viola zur Frau gebe. Natürlich, wenn er einschlägt und ein tüchtiger Mann wird. Mag er doch immer nebenher seine Musik treiben, so etwas läßt sich nicht mit Gewalt brechen. Aber ein bürgerliches Amt und Brod muß er haben, wenn ich ihm mein einzig Kind geben soll."

„Das walte Gott!" sagte der Vater.

Ein Paar leuchtende, erschrockene Augen blitzten durchs Gezweig. Gotthard hörte nichts weiter. Sein Blut wallte, sein Herz schlug

laut. Viola war ihm zur Frau bestimmt, wenn er das that, was er bisher gehaßt hatte! Ein seltsames, wunderliches Gefühl zuckte in ihm auf, das ihn verwirrte und betäubte. Er hatte diese Viola, dieses milde, sonnige Geschöpf mit dem blonden Flechtenkranz auf der klaren Kinderstirn, diesen Gegensatz der wilden, nachtschwarzen Felice, mit seinem Knabenherzen geliebt, seit er denken konnte. Aber nie hatte er darüber nachgedacht, diese Liebe hatte so ganz unbewußt einen Theil seines Wesens ausgemacht. Des Onkels Worte rissen ihn in eine Gedanken- und Gefühlswelt hinein, die ihn mit Schreck und Wonne erfüllte.

Er wollte nichts weiter vom Gespräch der beiden Herren hören. Er mußte allein sein, in sein Stübchen flüchten oder hinauseilen, weit fort in den Sommerabend hinaus, damit der säuselnde Wind seine Gedanken kühle und sein Blut beruhige.

Er sprang die Stufen vollends hinab, da flog ein Schatten vor ihm auf, ein Vogel schwirrte über ihn dahin.

„Schlange!" rief Gotthard. Ueberall verfolgte ihn diese Felice. Hätte er sie erfaßt, sie hätte es ihm bezahlen sollen, daß sie seine schönsten Träume durchkreuzte. Aber er fand sie nirgends mehr und nachdem er den Garten durchsucht und die Pforte geschlossen, sank er auf eine Gartenbank nieder und sann und sann.

Er sollte ringen und arbeiten, arbeiten wie es die geschäftigen Leute alle thaten, der Vater, der Onkel; ein verhaßtes Gewerbe sollte er treiben, das nannten sie ein tüchtiger Mann sein. Und seinen Künstlerträumen, seinen lieben, holden Plänen, wie er sie im stillen mit dem alten Maëstro besprochen und die ihn syrenenhaft in eine selige, lockende Ferne winkten, ihm einen Lorbeerkranz zeigten, wie ihn die vergötterten Meister trugen, in deren Werken er sich berauschte, dem allen sollte er entsagen, entsagen um — Viola zu gewinnen, Viola zu gewinnen!

Eine heiße, süße Angst stürmte durch seine Sinne. Der Duft der Nachtviolen machte ihn wie trunken.

Glaubten sie vielleicht, er könne das nicht? Oho, er könne nicht, was er bisher nicht gewollt? Ja, da in seinem Hirn, in seinem Arm lag eine Welt von Kraft, Willen, Ausdauer. Und mit dieser eisernen Kraft wollte er sie packen, diese langweiligen, bittergehaßten Dinge, bis sie sein eigen waren. Das fühlte er, das wollte er denen zeigen, die's bisher nicht glauben wollten. Um solchen Preis! Um Violas willen!

Gotthard sprang auf, er riß eine voll aufgeblühte Rose vom Stengel, die vor ihm duftete, er preßte ihre weichen, thaufeuchten Blätter an seine Lippen, an seine Augen, an seine heiße Stirn, bis sie welk ward.

Endlich ging er langsam ins Haus zurück. Die Veranda war leer, aus der offenen Thür des Wohnzimmers schien aber helles Licht. Onkel Joseph saß noch immer beim Vater drinnen.

„Guter, alter, prächtiger Onkel Joseph!"

Auf den Stufen lagen noch seine Schulbücher neben dem Geigenkasten, wo er alles beim Kommen hingelegt. Er nahm es auf und ging in sein Stübchen, ernst und still, entschlossen wie ein Mann, der, ein unverrückbares Ziel im Auge, genau weiß, was er zu thun hat.

Noch in der nämlichen Nacht begann er, mit Aufgebot all seiner Kräfte, seine Schularbeiten zu erledigen. Er wußte sehr genau, daß der Rektor recht gehabt, wenn er ihn bitter getadelt; er wußte, daß er viel und lange nachzuarbeiten habe, wenn er von nun an mit seinen Mitschülern Schritt halten wollte. Bisher hatten ihn alle Klagen und Ermahnungen seiner Lehrer nicht aus seiner Trägheit aufzurütteln vermocht, oder seinen Widerwillen gegen das Erlernen trockner, abstrakter Dinge, nothwendig für ein Amt, das dem seines Vaters glich und ihm in tiefster Seele verhaßt war, besiegen können; er hatte dies Studium als eine nutzlose Marter angesehen, die er ertragen müsse, bis die Stunde käme, da er sie von sich schütteln könne. Genug, wenn der Maëstro ihn lobte, ihn für seinen Lieblingsschüler erklärte, ihm eine reiche Zukunft verhieß, wenn es ihm vergönnt war, immer tiefer und tiefer in die wundersamen Mysterien der Kunst einzudringen.

Und während dieser Nacht ward er ein anderer. Ein eiserner, unermüdlicher Arbeiter, ein musterhafter Schüler, der mit Hilfe einer trotzigen Ausdauer seine Mitschüler nicht nur bald eingeholt, sondern sogar überflügelt hatte.

Der Rektor und die Lehrer des Gymnasiums erstaunten über diese Wandlung und ehe noch Onkel Joseph die passende Zeit gefunden, seinem Neffen, wie er sich vorgenommen, ins Gewissen zu reden, erreichte ihn schon die frohe Nachricht, daß Gotthard sich aufs glänzendste geändert habe.

Er lächelte pfiffig bei dieser Kunde. Hatte er es nicht längst geahnt und vorhergesagt, daß nicht Mangel am Können seinen Neffen hindere, tüchtig zu werden, daß unter der weichen, träumerischen Künstlernatur ein eiserner Wille verborgen sei und die schlummernde Kraft nur geweckt zu werden brauche, um That zu werden?

II.

Vor Jahren war Signore Gaspari mit seiner Frau und einem kleinen Kinde nach der Stadt gekommen, in der er jetzt noch lebte und hatte durch Plakate an den Straßenecken bekannt gemacht, daß er Konzerte zu geben beabsichtige, um seine Frau als Sängerin und sich selbst als Violinkünstler vorzuführen.

Die Honoratioren und Musikliebhaber der Stadt drängten sich zu diesen Aufführungen und man bewunderte beides, sowohl die Gesangskunst der Signora, wie das Geigenspiel des Mannes, obwohl erstere doch schon im Vaterlande der Sängerin als etwas an Fülle und Schönheit zurückgegangen angesehen worden war, als die

Gatten den Entschluß faßten, eine Kunstreise durch Deutschland zu machen.

Allein der deutsche Winter, der jenseit der Alpen sein Wesen trieb, hinderte die Fortsetzung der beabsichtigten Tour. Schon beim zweiten Konzert bemerkte man eine Heiserkeit, welche sich die Sängerin durch Erkältung zugezogen. Sie begann zu kränkeln und als sie endlich bei dem lange verschobenen dritten Konzert auftrat, ward sie nach einer anstrengenden Arie ohnmächtig.

Nach einiger Zeit stellte sich heraus, daß die schöne Frau an der galoppirenden Schwindsucht litt und einem schnellen Tod entgegenging und die ganze Stadt nahm Antheil, als sie nach einem kurzen, leidenvollen Kranksein starb und in der ersten deutschen Stadt, die der Anfang und Ausgangspunkt ihrer Triumphe sein sollte, ein stilles, einsames Grab in fremder Erde fand.

Der Wittwer gab seine Weiterreise vorläufig und dann für immer auf und blieb mit seinem Kinde da, wo er seine Frau verloren und begraben hatte, nicht sowohl aus Pietät und Trauer, sondern weil ihm vor der Hand nichts anderes übrig blieb, da seine Mittel nicht nur erschöpft waren, vielmehr eine Menge Schulden während der Krankheit seiner Frau sich angesammelt hatten.

Er fing nun an, Musik- und Sprachunterricht zu ertheilen und als er hierfür nicht Schüler genug bekam, um von dem Ertrag leben zu können, ward er nebenbei noch Tanzlehrer, was ihm wirklich aus der Verlegenheit half.

Insgeheim bat der Maëstro seiner geliebten Geige zwar immer wieder reumüthig ab, daß er, durch die Noth des Lebens gezwungen, sie und sich selbst durch so schnöden Erwerb erniedrige, indeß würde er sich und ihr wohl noch manches Jahr besagten Erwerb zugemuthet haben, wenn ihn ein böser Fall nicht eine dauernde Schwäche und Steifheit seines rechten Knies zugezogen hätte, die ihm das Tanzen für alle fernere Zeit unmöglich machte.

Er war nun wieder auf den Unterricht im Violinspiel und der italienischen Sprache allein angewiesen und seine Finanzverhältnisse gingen ersichtlich wieder zurück, einmal, weil die mäßig große Stadt überhaupt nicht viel Schüler für diese Unterrichtsfächer bot und dann, weil der Lehrer, trotz seiner Armuth die Eigenheit besaß, nur talentvolle Schüler unterrichten zu wollen und den unbefähigten oft schon nach den ersten Stunden erklärte, daß sie besser thäten, den Unterricht aufzugeben.

So verkam der Maëstro eigentlich Jahr für Jahr äußerlich immer mehr und mehr, seine Röcke, aus besseren Zeiten stammend, wurden schäbiger, seine Gestalt gebeugter, wenn er auf seinen Stock gestützt — denn er lahmte seit jenem unglücklichen Falle — durch die Straßen schritt und eine gewisse armselige Eleganz, die seiner Person trotz seiner zunehmenden Bedürftigkeit eigen blieb, machte seine Erscheinung noch rührender.

In all dieser Zeit war Felice neben ihrem Vater aufgewachsen,

wie eine wilde Ranke, wie sie eben wollte und konnte. Er hatte sich anfangs wohl Mühe gegeben und redlich versucht, dem armen, kleinen, mutterlosen Kinde eine Art von Erziehung zu geben oder seine Liebe zu gewinnen, was ihm aber nicht gelang, theils weil ihm wirklich die Zeit fehlte, theils weil er sich von dem herben, spröden, wilden Wesen des armen Geschöpfes abgestoßen fühlte.

Er hatte kein Verständniß für das Wollen, Meinen, Bedürfen des Kindes, welches in seine Hand und Hut gegeben war; das unbewußte, tastende, ängstliche Suchen nach Liebe, das wie verschleiert unter dem unheimlichen, zuckenden Gebahren desselben lag, erkannte er nicht.

Und wenn er sich traurig von Felice abgestoßen fühlte, so kehrte er desto inbrünstiger zu seiner Geige zurück, deren innerstes Wesen, deren leisesten Ton er verstand, die ihn tröstete, mit ihm klagte und trauerte, mit ihm lachte und weinte, der er alles anvertrauen konnte, was seine arme, einsame Seele bewegte, und so war seine Geige recht eigentlich seines Herzens Lieblingskind und Felice sein Stiefkind.

Felice besuchte die Schule, aber ordnungslos, denn sie trotzte jedem Müssen; aber sie lernte spielend, was anderen Mühe machte, sie lernte fast unwillkürlich, es flog ihr an, obgleich sie weder Freude daran, noch Trieb dazu hatte. Uebrigens hatte Felice, außer ihrer süßen, weichen, lerchenhaften Stimme nichts an sich, was sie liebenswerth machte. Ihr Körper war mager, aufgeschossen, ohne Grazie, es hatte ihm von früh auf an Pflege und guter Ernährung gefehlt. Ihr Gesicht war scharf geschnitten, nur der kleine, rothe, schwellende Mund schien zu dem Uebrigen nicht zu passen. Ihr Haar war schwarz und glanzlos, lauter Schatten, ohne jenen bläulich-purpurnen Lichtschein, der tiefschwarzes Haar schön macht.

Sie hatte keine Freude an kleinen Mädchentändeleien; Spielzeug hatte sie nie gekannt, sich nie gewünscht. Sie wußte wohl, daß sie nicht schön war und schien sich darin zu gefallen, sich durch nachlässigen Anzug noch häßlicher zu machen. Jener Mädcheninstinkt für Ordnung und Nettigkeit ging ihr ab, sie liebte und pflegte keine Blumen und war nie bemüht, die wirre, wüste Umgebung, in welcher sie mit ihrem Vater lebte, freundlicher zu machen.

Viola, Gotthards Cousine, war die einzige Altersgenossin Felices, an welche diese sich einigermaßen anschloß. Viola lernte seit Jahren Italienisch bei Felices Vater und so sahen sich die Mädchen oft. Im Anfang mußte Viola eine Art Bangen und Scheu besiegen, ehe Mitleid und Herzensgüte sie mehr und mehr zu dem verkommenen, vernachlässigten, ungeliebten Kinde hinzogen.

Sie war von einer sorgsamen, etwas peinlichen und kleinlichen Mutter in strenger Zucht und Ordnung aufgezogen, kannte nur die festgeregelte, behagliche, pedantisch saubere Lebensweise und Einrichtung eines wohlhabenden Bürgerhauses und die wüste Unordnung im Hause ihres Lehrers erschien ihr als etwas unerhörtes. Als sie etwas bekannter dort wurde und ihren ersten Abscheu überwunden

hatte, faßte sie sich ein Herz und begann aufzuräumen und unterwies Felice, wie diese es anfangen müsse, um die kleine Stube nett zu halten. Sie stellte auch Blumen ans Fenster, nachdem sie diese vom Staube gereinigt. Allein Felice fand keinen Geschmack am Aufräumen und ließ die Blumen, die sie nicht leiden mochte, vertrocknen, dann trug sie sie weg, froh, daß sie ihr die Aussicht nach dem Thurm mit seinem Steingezack, durch welches die Abendlichter so roth blitzten, die ziehenden Wolken und fernen Berge nicht mehr verdeckten.

Viola kränkte dies und sie schüttelte unmuthig und staunend ihr schönes, blondes Köpfchen. Aber sie war zu herzensgut, um deßhalb die kleine Wilde aufzugeben. Sie war auch die Einzige, die nicht spottete, als Felice ihr Herz an den häßlichen Vogel hing, den sie erstarrt auf dem Dache gefunden und so lange mit den warmen Händen an ihre Brust gedrückt und mit ihrem warmen Oden angehaucht hatte, bis er wieder zu leben begonnen. Sie fand den Vogel wohl abscheulich, aber sie ahnte das Liebesuchen des Kindes, welches der Vater nicht begriff. Der Rabe ließ sich auch von Viola streicheln, während er bei dem Nahen anderer die ruppigen Federn sträubte und mit dem Schnabel um sich hackte.

Viola erschmeichelte auch mit Mühe von der Mutter die Erlaubniß, Felice mit nach Hause bringen zu dürfen und mehr Mühe hatte sie noch, ehe sie Felice bewegen konnte, dieser Erlaubniß Folge zu leisten.

Felice war nicht schüchtern, nur finster und stumm, wo sie sich fremd fühlte. Die Mutter erschrak beinahe über das seltsame Geschöpf in seinem schlechtsitzenden, verblichenen Kleide, mit den langen ungeflochtenen, ungelockten Haaren, welches ihr Töchterchen sich zur Gesellschaft mitgebracht hatte.

Das schöne Haus, die breiten Treppen, die Marmorhallen im Erdgeschoß, das große, helle Wohnzimmer mit seiner behaglichen Einrichtung, die ganze Atmosphäre des Reichthums, alles das sah und fühlte das Kind der Armuth nicht, es war ihm gleichgiltig.

Auf die liebevollen, theilnehmenden Fragen der Hausfrau antwortete Felice kurz und rauh, es geschah ihr sogar, daß sie eine der kostbaren Theetassen zerbrach, ohne zu erschrecken oder sich mit höflichen Worten zu entschuldigen.

Da hielt Violas Mutter es für angemessen, ihrem guterzogenen Töchterchen solch' unfeinen Umgang zu verbieten und des alten Lehrers Kind nicht mehr in ihr Haus aufzunehmen. Aber dann sah sie Viola und Felice abwechselnd an, die so wie Tag und Nacht neben einander saßen, da quoll ein mütterlich warmes Mitleiden mit Felice in ihrem Herzen auf.

„Wie mager und spitz ihr Gesicht neben Violas runden Wangen aussieht. Wie verhungert an Leib und Seele sie sein mag! Niemand streichelte ihr ja die magern Wangen, niemand küßte ihren Mund, kein Mutterarm hielt sie umfangen“; so dachte Frau Antonia Haller und, ihren hartherzigen Entschluß bereuend, nahm sie sich vor.

dem trotzigen, verwahrlosten Kinde ein wenig Mutterliebe zu gewähren.

Dann kam Gotthard mit seiner Geige herüber. Viola spielte auf dem Klavier, Gotthard begleitete sie und Felice begann die Melodie, die sie zu Hause oft gehört, leise mitzusingen.

Sie sah Gotthards zorniges Auffahren, sie sah, wie ihn Viola mit ihren schönen, stillen Augen bittend ansah und wie Gotthard seinen Groll verbiß, die Augen senkte und wie die Hand, die den Bogen führte, vor verhaltener Aufregung zitterte. Da sang Felice lauter und lustig mit und ihre Stimme flatterte in sein Spiel und umher wie ein Vögelchen vor einem gefesselten Adler, der nach ihm hacken oder greifen würde, wenn er nur könnte.

Doch als sie schwieg, that ihr etwas so weh, so weh in der Brust. Es war ihr, als hätte sie aufschreien müssen, und sie biß die kleinen, scharfen Zähne in die Lippen.

Dann bat Viola, daß Felice ein Lied singen möge und Gotthard solle sie begleiten. „Nein, Viola“, fuhr Gotthard auf, „das thue ich nicht“, und legte zornig die Geige weg.

Viola schlug die großen, blauen Augen staunend auf. Sie legte ihre weiche, schlanke Hand leise auf seine Wange und sah ihm schmeichelnd und bittend ins Gesicht. Da glühte die Wange auf, er warf den Kopf zurück, stemmte die Geige ein und begann zu spielen. Felice fiel mit ihrer Silberstimme ein. Lustig wirbelten die Töne ineinander und Felice wußte, daß er sie jetzt hören mußte, daß er ihr Singen jetzt nicht wehren durfte mit seinen kurzen, harten, befehlenden Worten, mit denen er gewöhnt war, ihre Stimme, die er haßte, zurückzuschrecken.

Er durfte jetzt nicht, er mußte dulden, daß die Töne seiner geliebten Geige sich mit ihrer Stimme mischten. Felice ahnte den Bann, der ihn gefesselt hielt; o, sie wußte, warum seine Wange so purpurn erglüht war, da die Finger des blonden Mädchens sie berührt.

Eine lustige Wuth tobte in ihr, sie sang immer heller hinaus, sie sang alles von ihrem armen, kleinen Herzen herunter, was an unbegriffenem Leid darauf lastete. Sie sang, daß die Deckenwölbung zu niedrig schien für den Vogelflug ihrer Stimme und die erstaunte Hausfrau ihre Geschäfte im Haushalt ließ und herbeikam, um zu lauschen.

„Du magst bald wiederkommen, mein Kind“, sagte Frau Antonia gütig beim Abschied zu Felice und diese kam von da an öfter in das vornehme Kaufherrenhaus, obgleich Frau Antonia ebensowenig Erfolg bei ihren mütterlichen Bemühungen, die kleine Wilde zu kultiviren, hatte, wie ihn Viola gehabt, da ihr Schönheitssinn sich im Hause ihres Lehrers geltend zu machen versucht hatte.

Onkel Joseph sah indessen von seinem Schlafstubenfenster Nacht für Nacht Licht in seines Neffen Zimmer und jedesmal in der Morgenfrühe wehte ihm der Wind verlorene Klänge einer Geige

herüber und er wunderte sich nicht, als ihm der Rektor wiederholt versicherte, daß Gotthard seine Trägheit abgelegt habe und sein bester Schüler geworden sei. Ja, der Rektor fand sogar, daß Gotthard fast zu angestrengt arbeite, sodaß er anfange, bleich und müde auszusehen und seiner Arbeitshast einigermaßen Zügel anlegen müsse, wenn er seiner Gesundheit nicht schaden wolle.

Onkel Joseph freute sich recht von Herzen, daß er betreffs der tüchtigen Anlagen Gotthards recht gehabt. Er sah der beiden Kinder wegen beruhigt in die Zukunft. Indeß ermahnte er doch den Bruder, Gotthard sich auf einmal nicht allzu viel zumuthen zu lassen und auch an seine Gesundheit zu denken.

Gotthard nahm aber die väterliche Warnung lachend auf. Lachend und leise erröthend. Wußte denn der Vater, wußten sie es denn alle nicht, welche Wunderkraft ihm Hirn und Sehnen stärkte unter dem Joch dieser tage- und nächtelangen, verhaßten, mühsamen, aufreibenden Arbeit?

Seine Violinstunden nahm Gotthard wohl regelmäßig bei seinem alten Meister fort, doch das Plaudern von schönen Zukunftsträumen in des alten Mannes Sinn hatte aufgehört. Dieser hatte mit bitterem Schmerz erfahren, daß Gotthards Geige ihm nie sein ein und alles, sondern nur Erholung sein werde, nach der Erfüllung freudloser Amtspflichten, daß sich sein junger Adler, statt nach der Sonne zu fliegen, hatte ins Alltagsjoch spannen lassen.

So waren Jahre vergangen und Gotthards Abgang zur Universität stand bevor.

Näher, näher rückte er seinem ersehnten Ziel. Oft war er in Versuchung geführt, Viola zu gestehen, was er an jenem Sommerabend erlauscht und was seitdem seine Seele mit heißen, sehnsüchtigen Träumen erfüllte, ihr seine Liebe zu offenbaren, die ihm längst Bestimmte an sein Herz zu ziehen als seine verlobte Braut. Aber ein ehrenhafter Stolz hielt ihn zurück. Er hatte sich gelobt, erst dann, wenn alle Zweifel an seinem Können gehoben, erst als fertiger, in sicherer Lebensstellung stehender Mann, nicht als ein Ringender, Werdender vor Onkel Joseph hinzutreten, und um des Hauses Kleinod, die Längstgeliebte zu werben. Auch erschien es ihm fast grausam, diese holde, kaum aus dem Knospentraum der Kindheit erwachte Mädchenseele durch ein vorschnelles Wort zu erschrecken und so verschob er es immer wieder, das auszusprechen, was seine ganze Seele erfüllte, sein Denken, Sehnen und Hoffen war.

Er wußte ja, daß sie ihn liebte, sein war mit all ihrer schüchternen, lieblichen Unschuld, sein war durch das Wort der todten Mutter, das Gelöbniß der Väter.

Als sie einst, ihn traurig ansehend, zärtlich gesagt: „Du wirst so blaß jetzt, Gotthard, der Vater meint, Du arbeitest zu viel und bis spät in die Nächte;“ da war er unter ihrem Blick aufgeglüht und unter der Macht des Bewußtseins, daß er ihretwegen blässer werde Tag für Tag, hatte er ihre Hand erfaßt und sie heftig an

seine Lippen gepreßt und sie hatte ihn mit süß erschrockenen Augen angeblickt und erröthend ihre Hand weggezogen. Damals war das Bewußtsein in ihr aufgeblitzt, daß der nicht mehr ihr Bruder sei, dessen bleicher werdende Wangen ihr Herz betrübten.

Es war sehr leer und öde im Vaterhause, seit Gotthard fern war. Dem Vater fehlte das einzige Kind und fast mehr noch der alten Beate, die noch seit der seligen Mutter her im Hause war und ihn in allen Ecken und Enden suchte und oft mit verweinten Augen in dem leeren, verwaisten Stübchen stand, aus dessen Fenstern des Nachts kein Lichtschein mehr blitzte, kein Geigenspiel mehr klang.

Am traurigsten war es aber nach Gotthards Abreise in dem verwilderten Dachstübchen dem Thurm gegenüber, wo der alte Mann nun einsam auf seiner Geige spielte und sich nur mit Hilfe seiner treuesten Freundin über die große Lücke in seinem armen Leben, die durch Gotthards Abwesenheit entstanden, hinweg zu helfen bemühte.

Einst war wieder Aufregung und Erwartung in der Stadt, wie an jenem Tage, da der Maëstro Gaspari mit seiner Gemalin sein erstes Konzert angekündigt.

Man hatte, um den Fond zum Bau einer Altersversorgungsanstalt, woran es der Stadt noch gebrach, zu vergrößern, eine Musikaufführung beschlossen und eine vornehme Fremde, die sich auf ihrer Reise von Italien nach einem deutschen Bade daselbst aufhielt, hatte, dem guten Zweck zuliebe, freiwillig ihre Mitwirkung zugesagt.

Die Marchesa Bassaro, jetzt Wittwe und unabhängig, hatte vor nicht allzu langer Zeit als Signorina von den Brettern herab ihre Landsleute bezaubert und war schmerzlich vermißt worden, als eine reiche Heirat sie der Ausübung ihrer Kunst entzog. Jetzt, obgleich noch im Vollbesitz ihrer Mittel, jung, schön, gefeiert, sang sie nur noch bei besonderen Veranlassungen und die Hoffnung auf diesen seltenen Kunstgenuß war es, was die Stadt in besondere Bewegung brachte.

Auch Viola mit ihrer Mutter, die Felice mit sich genommen, befanden sich an jenem Abend unter den Zuhörern.

Alles schwelgte in Entzücken, als die schöne, strahlende Frau ihren ersten Vortrag beendet, man jubelte ihr Beifall zu. Violas blaue Augen leuchteten, Felice war todtenblaß; sie gab keinen Laut von sich und hatte sich tief herabgebeugt, um ihre Thränen zu verbergen. Sie schämte sich so sehr, sie hatte nie geweint, ihr Körper erzitterte in den Schauern, die zu ihr herabwehten aus den Regionen einer Künstlerschaft, die sie bisher nicht geahnt. Wie trunken verließ sie den Saal.

Am nächsten Tage verließ die Marchesa die Stadt in ihrem schönen Reisewagen, den sie mit sich führte. Als sie sich in einiger Entfernung von den letzten Häusern befand, wo die Straße in eine tiefe Thalsohle einbiegt, die sich zwischen hohen, grünen Bergen hinzieht, sah sie eine dunkle Gestalt von einem Stein am Wege aufspringen und auf den Wagen zulaufen. Sie erkannte ein schlankes

Mädchen mit schwarzem Haar, auf dessen Schulter ein Vogel mit ausgespreizten Flügeln saß.

„Wie seltsam! Sieh' doch!" rief die Dame ihrem Kammermädchen zu, das mit im Wagen saß, und deutete auf die Gestalt draußen. Aber schon war diese verschwunden und der Wagen fuhr weiter.

Als man jedoch die Eisenbahnstation erreicht hatte, wo man ausstieg und Wagen und Pferde aufladen ließ, um selbst im Coupé weiterzufahren, erblickte die Dame plötzlich das Mädchen wieder, welches sich an sie drängte.

„Wer bist Du denn?" fragte sie lachend und neugierig, „und wie bist Du denn mit mir zugleich hier angekommen?"

„Ich bin Ihnen gefolgt", sagte Felice, indem sie ihrem Vogel, der nach dem weißen Finger der Dame hackte, einen Schlag gab und mit einem Gemisch von Scheu, Sehnsucht und Keckheit unter ihren langen Wimpern hervorschaute; „ich saß auf dem Trittbrett Ihres Wagens, welches ich mir schon gestern zum Reisesitz erwählt hatte, nachdem ich Sie singen gehört hatte und entschlossen war, Ihnen zu folgen."

„Aber wer bist Du denn? Hast Du keine Eltern und was soll ich mit Dir anfangen, wenn Du mit mir gehst?" fragte die Marchesa, halb ärgerlich, halb angezogen von dem seltsamen, fremdartigen Geschöpf.

Indem war der Zug zur Abfahrt fertig, eine Bewegung machte sich auf dem Perron bemerkbar und die Marchesa stand auf, ihren Platz zu sichern.

„Nehmen Sie mich mit! Ich kann nicht wieder nach Hause, ich kann daheim nicht länger leben, wo mich niemand liebt, niemand vermissen wird; auch mein Vater nicht. Ach nur zuweilen, nur von fern möcht' ich Ihre Stimme wieder hören!" rief Felice, indem ein Ausdruck wilder Angst über ihre Züge glitt und sie wie Hilfe suchend ihre Hände nach der Marchese ausstreckte.

Die schöne Frau blieb stehen. Sie hatte ein gutes Herz und litt an langer Weile, nachdem sie der Genüsse des Lebens überdrüssig geworden. Felice war etwas ganz fremdes, neues, frisches. Die Todesangst des Mädchens rührte sie; und daß es der Zauber ihrer Stimme war, dem die kleine Abenteuerin nachgelaufen, schmeichelte ihr.

„Umkehren kannst Du nicht, der Weg wäre zu weit", sagte sie mitleidig, „ich will Dich in der Noth, in die Du Dich meinethalb begeben, nicht verlassen und einstweilen mitnehmen. Vielleicht kann ich Dich später durch irgendeine Gelegenheit zurücksenden. Wie wär's, Jacobina", wendete sie sich an ihre Begleiterin, „wenn wir die Kleine in Dein Amt einlernten, damit sie Dich ersetze, wenn Du mich verlassen wirst?"

Jacobina sah Felice von oben bis unten ziemlich geringschätzend an, ohne vorläufig ihre Zustimmung zu dem Vorschlag zu geben.

„Gleichviel", rief die Marchesa, „ich will Dich einstweilen mit

mir nehmen. Bist Du nicht eine Italienerin?" fragte sie, das Mädchen schärfer ansehend.

„Ja, Signora", sagte Felice fröhlich in ihrer Muttersprache, „ich bin das Kind italienischer Eltern und nur in Deutschland erzogen worden."

Da läutete es zum Einsteigen. „So komm", rief die Dame, „Du sollst Dich zu mir ins Coupé setzen und mir Deine Lebensgeschichte erzählen. Doch natürlich, in unserer Muttersprache."

Mehrere Tage nach diesem sonderbaren Auftritt bekam der Signore Gaspari einen kleinen, feinen Brief, in welchem ihm die Marchesa Bassaro die Mittheilung machte, daß sich Felice bei ihr und unter ihrem Schutz befinde und daß sie gesonnen sei, im Fall ihr Vater einwillige, für des jungen Mädchens Zukunft zu sorgen, da die Marchesa eine seltene prachtvolle Stimme an Felice entdeckt habe, die nur der Ausbildung bedürfe, um die Welt in Erstaunen zu setzen.

Der alte Mann, der, wie der Baum im Herbst, Blatt um Blatt von sich abfallen sah, hielt still und traurig das Blatt mit der seltsamen Kunde in der Hand, daß sein einziges Kind ihn so ohne Lebewohl verlassen hatte und einer fremden Sängerin nachgelaufen war.

Freilich, er hatte es nie verstanden, sich dieses Kindes Liebe zu erringen und mit Felices Flucht aus dem Vaterhause fiel eine Last von Sorge und Bekümmerniß von seiner Seele. Und doch erschien ihm das Dachstübchen doppelt öde und wüst, seit Felice und der Vogel fort waren und so langte er wie immer, wenn er Trost brauchte, seine Geige von der Wand herunter, um ihr sein Leid zu klagen und der alten, bewährten Freundin sanfte, milde, tröstende Stimme zu hören.

Nachdem man des alten Geigers Kind eine Weile in der Nachbarschaft gesucht, vermißt, sich dann noch eine Weile über dessen unverhofftes Glück gewundert hatte, vergaß man es allmählich und sprach von anderen Sachen.

Viola aber kränkte sich bitter über Felices Kälte und Lieblosigkeit. Hatte sie die Ungeliebte nicht so treu und zärtlich an ihr warmes Schwesterherz gezogen und nun war sie davongegangen ohne ihr auch nur ein Wort des Abschieds zu gönnen! Doch Frau Antonia wunderte sich gar nicht. Das Mädchen war ihr vom ersten Tage an abschreckend, unbegreiflich, unheimlich erschienen und war es immer geblieben, da sie ihren mütterlichen Rathschlägen so energischen Widerstand entgegengesetzt. Imgrunde war es ein wahrer Glücksumstand, daß alles nun so gekommen und die Freundschaft zwischen den beiden Mädchen sich ohne ihr Zuthun auf diese Weise gelöst hatte.

III.

Glücklich der, den der Talisman einer reinen, warmen Liebe aus dem stillen Hafen des Vaterhauses ins offene Meer des Lebens hinausbegleitet!

Gotthard hatte nicht Violas Ja, nicht ihren Treuschwur vernommen. Ihr schmerzliches Lebewohl, ihr Auge voll Thränen, ihr Händedruck waren ihm Verheißungen ihrer Liebe und ihr süßes, unschuldiges Bild stand Tag und Nacht als Schutzengel neben ihm. Er hielt ihn mit zwingender Liebesmacht von wüsten Gelagen und lustig durchschwelgten Nächten fern und scheuchte den Gifthauch des Lasters aus seiner Nähe.

In seine Bücher vergraben verbrachte er die Nächte, die andere im lustigen Kreise der Genossen durchlebten; denn er lernte nicht leicht und eignete sich nicht mühelos das Wissen an, was seiner eigentlichen Natur zuwider, seinem innersten Wesen verhaßt war und blieb. Es kam ihm wohl zuweilen ein Gefühl, als ob seine Gesundheit wankte, aber von der Sehnsucht gespornt, sein vorgestecktes Ziel zu erreichen, dachte er an kein Schonen seiner Kräfte.

Nein, auch nicht der leiseste Zweifel durchkreuzte je seine Zukunftsträume.

Der Umstand, daß die Reise von der Universitätsstadt nach Hause eine weite und damals eine umständliche war, gestattete ihm nicht, öfters während seiner Studienzeit die Ferien daheim zu verleben.

Doch als er einst kam, fand er Viola schöner, holdseliger, jungfräulicher erblüht; süßer lächelte ihm ihr blaues Auge und jauchzte ihm ihr rother Mund den Willkommengruß zu.

„Bald darf ich reden“, dachte er, aber er zögerte noch an der Schwelle der verheißenen Glückseligkeit, den Brautkuß auf ihre Lippen zu drücken. Noch konnte er scheitern kurz vor dem Ziel, all sein Streben konnte ein vergebliches sein, er durfte der Geliebten Zukunft nicht an sein noch ungefestetes Leben ketten.

Er verkehrte wie sonst in dem bekannten Kreise, aus welchem Felice geschieden. Was war ihm die arme Felice und ihr wundersames Schicksal, von dem sie ihm erzählten wie von einem wichtigen Ereigniß in den engen Verhältnissen der kleinen Stadt? Höchstens däuchte es ihm, als sei ein Gewölk hinweggezogen, welches sich unheimlich zwischen ihn und seine Sonne Viola gedrängt.

Er musicirte mit Viola und ging mit ihr zwischen den Rosenbeeten des Gartens umher und ahnte nicht, daß das schöne Mädchen in zitternder Angst des Wortes harrte, welches ihr Herz erlösen sollte von dem Banne des Zweifels und es aufjubeln lassen würde in unaussprechlichem Entzücken. Denn Viola hatte den Traum der Kindheit ausgeträumt und ihr Herz war erwacht.

Ach, liebte er sie denn, oder war doch alles nur ein Traum?

Mit fieberhafter, leidenschaftlicher Arbeitshast verbrachte Gotthard sein letztes Studienjahr, welches ihn noch von seinem Abgangsexamen und jenem Lebensabschnitt trennte, der ihm Leben oder Tod bedeutete. Mehr und mehr bäumte sich der physische Mensch in ihm gegen den Zügel seiner Willenskraft auf. Die übermäßig angestrengten Nerven geboten Einhalt, doch er überhörte den Warnungsruf

der gequälten Natur, er unterdrückte eine immer mehr sich geltend machende Schwäche, so lange er es vermochte, doch endlich unterlag er dem andrängenden Feind. Sein Examen mußte verschoben werden, ein schleichendes Fieber hielt ihn ans Krankenbett gefesselt.

Und während Gotthards junge Kraft mit der dräuenden Vernichtung rang, war auch daheim das Unglück thätig gewesen und in glückliche Häuser und Herzen eingezogen.

Joseph Haller war ein wohlhabender Mann und sein Tuchgeschäft das einzige der Stadt und Umgegend. Sein Glück schien auf festen Pfeilern zu stehen und doch wankten diese eines Tages und der Bau schien über ihm zusammenstürzen zu wollen.

Er hatte sich in neuerer Zeit, vom Spekulationsfieber ergriffen, in überseeische Geschäfte eingelassen, die ihm reichlichen Gewinn eintrugen und ihn kühner und kühner machten. Plötzlich verlor er jedoch durch den Sturz eines amerikanischen Hauses eine so beträchtliche Summe mit einem Schlage, daß er in ernstliche Verlegenheit gerieth. Indeß er suchte sich zu helfen, sein Kredit war noch unerschüttert und sicher hätte er diese Klippe noch glücklich umschiffen können, wenn nicht noch andere kleinere Verluste hinzugekommen wären, die ihn in früheren Verhältnissen nicht tief getroffen haben würden, so aber jetzt seine Lage bedeutend verschlimmerten und er nun schon eine ansehnliche Summe brauchte, um sich vorläufig wieder frei zu fühlen.

Er wandte sich an seinen Bruder Andreas, der, obgleich ein wohlhabender Mann, doch augenblicklich nicht über eine flüssige Summe eigenen Vermögens verfügen konnte und ihm nur anvertraute Gelder, die bis zu einem festbestimmten Termine wieder in seinen Händen sein mußten, auf kurze Zeit zu leihen vermochte.

Joseph Haller ging hierauf ein und war sicher, durch bis dahin eingegangene Außenstände sein Wort halten zu können. Dies würde er auch sicher ausgeführt haben, aber es geschah etwas, was es ihm nicht nur vollständig unmöglich machte, sein gegebenes Wort zu halten, sondern was auch noch eine Menge anderer trauriger Folgen nach sich zog.

Waren es nun Sorgen, die ihn drückten, die ihm früher, bei dem ruhigen Gange seines Geschäftes ganz fremd gebliebenen Aufregungen oder was auch sonst für Ursachen thätig gewesen sein mochten, Joseph Haller starb schnell und unerwartet am Schlagfluß, ohne daß er zuvor imstande gewesen wäre, sein Haus zu bestellen oder irgend welche Bestimmungen zu treffen.

Frau Antonia, die stets eine vortreffliche Gattin, Mutter und Hausfrau gewesen, hatte sich nie um den Gang des Geschäftes bekümmert und stand daher ganz wehrlos und ungerüstet der Masse von Anforderungen gegenüber, die nach dem plötzlichen Heimgange ihres Gatten auf sie einstürmten.

Sie nahm ihren Schwager Andreas zu Hilfe, der die ganze Geschäftslage verwickelter und bedenklicher fand, als er vermuthet

hatte. Das, was aber die Wittwe am tiefsten in die Seele traf, war, daß der dringendste Gläubiger, der am ersten befriedigt werden mußte, ihr Schwager selbst war. Sie verstand nichts von dem Zwingenden der Umstände, die Andreas darauf bestehen ließen, auf Rückzahlung zu dringen; sie sah nur das Schroffe, Harte, Unmenschliche der Handlungsweise des Mannes, der ihr bisher der beste, brüderliche Freund gewesen und in ihrem gekränkten Herzen sah sie die Unbill nicht nur sich und ihrem Kinde, sondern auch dem Verstorbenen angethan.

Sie sah in ihrem Schwager fortan ihren Feind und traf danach ihre Maßregeln, brach jede Verbindung mit ihm ab und übergab die Abwicklung ihrer Geschäfte einem anderen Juristen.

Andreas ward zur rechten Zeit befriedigt. Das Geschäft ward aufgelöst, das Haus verkauft und, nachdem alle Forderungen bezahlt waren, blieb der Wittwe wenig mehr, als ein kleines, mütterliches Erbe, das ihr sichergestellt gewesen.

Sie beschloß nach diesen herben Erfahrungen, die Stadt, wo sie so lange glücklich gewesen und so schweres erlitten hatte, zu verlassen und nach ihrer Vaterstadt mit ihrer Tochter zu ziehen, wo sie noch Verwandte und Jugendfreunde hatte.

Nach Art geistig beschränkter Menschen beharrte sie starrsinnig bei ihrer Meinung von der Grausamkeit ihres Schwagers und wies dessen Rechtfertigungs- und wiederholte Annäherungsversuche herb und schroff zurück.

Viola litt bei allen diesen Vorgängen unsäglich. Die Mutter hatte ihr in der Heftigkeit ihres Schmerzes das Versprechen abgenommen, den Onkel nicht mehr zu sehen, beide Häuser waren fortan aufs strengste geschieden und jeder Schritt Violas bewacht.

Auch kannte Viola die Vorgänge nicht anders, als wie sie ihr die Mutter dargestellt hatte. Sie selbst war irre geworden am Onkel, an Gotthard, an seiner Liebe zu ihr. Sie hatte ihn lange, lange nicht mehr gesehen, keine Nachricht von ihm, kein Wort, keinen Gruß mehr gehört. Warum dieses räthselhafte, lange Schweigen? Kein Zeichen der Theilnahme beim Tode des Vaters, bei all dem namenlosen Unglück, welches sie betroffen? In fieberhafter Angst harrte sie auf eine Botschaft von ihm, auf sein Kommen.

Sein Kommen konnte, mußte ja doch alles Gestörte wieder ins rechte Gleis bringen. Sie hoffte, zweifelte, zermarterte ihr Herz mit tausend Vermuthungen und hoffte doch immer wieder.

Die Mutter betrieb indeß die Uebersiedlung nach der alten Heimat mit ängstlicher Hast. Sie wußte genau, was im Herzen ihres Kindes vorging und wollte um jeden Preis ein ferneres Zusammentreffen zwischen Viola und Gotthard, um jeden Preis eine Verbindung ihrer Tochter mit des verhaßten Mannes Sohn unmöglich machen.

In der Meinung recht zu handeln und ihres Kindes Wohl zu fördern, eigentlich aber nur, um ihrem tiefgekränkten Gefühl Genug-

thuung zu verschaffen, verbrannte sie einen ersten, mit der zitternden Hand des Genesenden geschriebenen Brief Gotthards an Viola.

„Er handelt nach seines Vaters Willen, Du weißt, Viola, wir sind arm geworden", sagte sie, wenn Viola selten nur noch, immer seltener Gotthards Namen nannte.

Alles sprach gegen ihn, ja, er hatte sie vergessen, aufgegeben, vielleicht doch nie geliebt. Ihr Mädchenstolz bäumte sich in ihr empor, wenn ihr Herz weinte und flehte um den Geliebten, dessen Bild mit jeder Faser ihres Wesens, jeder Erinnerung verwoben war.

So zogen Wochen, Monate vorüber. Gotthard war endlich von seinem Krankenbett erstanden. Er wußte noch nichts vom Tode des Onkels, von allem übrigen noch nichts. Der Vater wagte dem dringenden Gebot des Arztes zufolge dem Genesenden jetzt die Trauerbotschaft noch nicht mitzutheilen und schrieb ihm in ruhigem und freundlichen Tone, rieth ihm die Vorbereitungen zu seinem Examen und dieses selbst ohne Ueberhastung zu Ende zu führen, ehe er heimkehre. Dringende Geschäfte machten es dem Vater unmöglich, selbst zu Gotthard zu reisen und dessen Arzt, mit dem er in stetem Briefverkehr stand, hatte die Anwesenheit des Vaters auch nicht für nöthig erachtet.

Und so bereitete sich denn Gotthard, nachdem er genesen, abermals tief in seinen Büchern und Heften begraben, auf die entscheidenden Tage des Examens vor, welches er auch glücklich bestand.

So war denn alles vorüber, alles, Ringen und Kämpfen, Krankheit, Trennung, Geschiedensein. Eine selige Unruhe beflügelte seine Hände, die die Vorbereitungen zur Abreise trafen. Seine Brust schmerzte, sein Kopf brannte, aber was war das im Vergleich zu dem stolzen, seligen Bewußtsein am Ziele, endlich, endlich am heißersehnten Ziele zu stehen!

Der Vater hatte versprochen, ihm eine Strecke des Weges entgegen zu reisen. Hierbei wollte er zarter und leiser als dies brieflich möglich gewesen, Gotthard auf die Vorgänge im Hause der Verwandten vorbereiten. Er hielt übrigens durchaus nicht alles für verloren, sondern glaubte noch fest an eine Versöhnung mit der eigensinnig verblendeten Frau, die indessen und zwar ohne Abschied, die Stadt verlassen hatte.

Gotthards Abreise hatte sich früher bewerkstelligen lassen, als er zuvor angenommen, doch desto besser, er gedachte dem Vater, alle daheim mit seiner Ankunft zu überraschen.

Ehe er aus seinem Studentenstübchen auf immer schied, prüfte er sein Aussehen noch einmal im Spiegel. Freilich, sein Gesicht war noch ein wenig blaß und schmal, seine Augen eingesunken, aber Haar und Bart waren lang gewachsen und standen ihm stattlich. Und bald mußte ja auch die kräftige Farbe der Gesundheit ihm wiederkehren, wenn er erst daheim und — o wie glücklich sein würde!

Nun flog er der Heimat zu. Abends, im Spätherbst, als der Mond schon bleich über den Dächern und Thürmen stand, kam er in der Vaterstadt an. Er ließ seine Koffer auf der Post und eilte

unverweilt fort. Zum Vaterhause? Nein, zuerst Onkel Josephs Hause zu.

Wie sonderbar, kein Licht in irgend einem Fenster des guten, alten Hauses. Ein kaltes Grausen schlich leise über seine Glieder. Er kannte dies Frösteln, es war noch ein Ueberrest seiner kürzlich überstandenen Krankheit. Aber kein Lichtschein im Hause und die Läden im Erdgeschoß alle mit den breiten eisernen Stäben fest geschlossen. Natürlich, denn die Zeit des Feierabends war vorüber. Er läutete an der Hausglocke, die grell und schrill durch die leeren, öden Räume schallte; aber kein Laut, kein Ton antwortete ihm.

Jetzt fiel es ihm auch auf, daß durch die vergitterten Scheiben über der Thür kein Licht schien, daß die Flurampel, wie sonst stets, heute nicht brannte.

Er läutete wieder, wieder.

„Sind alle ausgegangen, auch die Dienstboten? Oder sind sie alle todt? Alle an einer mörderischen Krankheit gestorben?"

Dann lächelte er über die Sprünge seiner Phantasie und läutete wieder, obgleich er längst wußte, daß niemand kam, ihm zu öffnen.

„Wie thöricht, daß ich mich entsetze", versuchte er sich zu trösten, „sie sind in Gesellschaft gegangen und die Dienstleute gingen gleichfalls fort, da sie frei waren; die Ampel löschte ein Zufall aus. Wie leicht kann das Licht einer Ampel verlöschen!"

Aber doch schlugen seine Zähne aufeinander vor steigender Angst.

Er schritt schräg über die Straße, seinem Vaterhause zu. Der Mond schien auf die Linden und ihre Schatten lagen breit und schwarz auf dem feuchten, hellgrauen Sandboden.

Er sah alles recht genau und bemühte sich, ganz ruhig zu sein. Aber er stand doch todtenbleich endlich seinem Vater gegenüber, den er in der Wohnstube bei seinen Abendzeitungen sitzend fand und der erschrocken aufsprang und dem so unerwartet Eintretenden die Arme entgegenbreitete.

„Mein Gotthard!" rief der Vater und setzte voll Angst hinzu: „Jesus, wie blaß Du bist!"

„Es ist nichts, gottlob!" athmete Gotthard auf, „denke nur, Vater, wie seltsam, ich sah kein Licht in Onkel Josephs Hause und niemand öffnete mir, als ich läutete. Aber ich sehe ja, Du bist ganz ruhig, also ist dort kein Unglück geschehen."

Der Vater sah seinen Sohn verlegen an und erkannte, daß er die Sache aus übergroßer Sorge um Gotthards Wohl verkehrt angefangen hatte.

„Warum kommst Du früher, Gotthard, als Du bestimmt hattest, Du weißt doch, daß ich Dir entgegenfahren wollte?" fragte er ausweichend.

„Ist Dir's nicht recht, Vater, ich gedachte Dich zu überraschen, Euch alle!" sagte Gotthard. „Lachst Du nicht", fuhr er in nervöser Hast fort, „daß ich nervenschwach geworden bin und mir seltsame Gedanken mache, eines Zufalls wegen?"

Der Vater legte die Zeitung weg, die er in der Bestürzung noch in der Hand behalten hatte und bei dieser Bewegung sah Gotthard den Flor an seinem Arme.

„Mein Gott, Vater, Du trauerst", schrie er da entsetzt auf. „Sie sind todt! Viola, Herr des Himmels, Viola ist todt!"

„Nein, Gotthard!" sagte Andreas Haller gefaßt, „Viola lebt, ist gesund und auch die Tante Antonia. Aber Joseph, mein armer, braver, guter Joseph! — Sieh', ich wollte Dir's nicht schreiben, um Dich nicht zu erschrecken, da Du krank warst und dann verschob ich's bis nach dem Examen und dann wollte ich Dir's unterwegs beibringen, deßhalb hatte ich vor, Dir entgegen zu fahren. Mein Joseph, ach, es hat mir so sehr weh gethan!" Und des alten Mannes Stimme brach in Weinen. Er hatte den Bruder so treu geliebt und sein Herz hatte geblutet bei seinem jähen Tode und blutete noch bei dem Unrecht, welches die Wittwe dieses Bruders ihm anthat.

Er hatte dies alles seinem Sohne recht ruhig, gefaßt, langsam, schonend beizubringen gedacht und nun ihm der blasse, erschrockene, junge Mann mit seinem von der Krankheit noch verfallenen Gesicht und seinen treuherzigen Augen voll Angst und Liebe so gegenüber saß, da weinte er bitterlich wie ein Kind und hatte alle Fassung verloren.

„Nun komm, Gotthard, setze Dich her und laß Dir das alles erzählen, aber zuvor klingele der Beate, denn Du mußt Dich doch zunächst von der Reise erholen."

„Nein, Vater, zuerst erzähle! Viola, wo ist denn Viola?"

„Es wird alles noch gut werden, verlaß Dich d'rauf", beschwichtigte der Vater. „Morgen oder übermorgen, wenn Du Dich erholt hast, reisest Du nach Fiume. Sie ist jetzt mit der Tante dort, nach Josephs Tod, weißt Du. Es wird alles noch gut werden, wir haben ein Mißverständniß gehabt, die Tante und ich, aber so etwas geht vorüber. So sieh mich doch nicht so voll Todesangst an. Ich weiß ja alles. Ich weiß ja, daß Du Viola liebst und wie Du sie liebst. Also, Du reisest, nicht wahr?"

„Aber Vater, Du weißt nicht alles; eine Scheu schloß mir den Mund bis jetzt, Stolz, Ehrgeiz. Ich wollte ihrer erst werth sein, ehe ich sie begehrte. Werth in euerem bürgerlichen Sinne, in Amt und Brod. Deßhalb, ihretwegen ward ich, was ich bin; entsagte meinen Künstlerträumen und meinen schönen Ruhmeshoffnungen und that das, was ihr wolltet. Ihretwegen."

Und dann erzählte er dem Vater, während ein leises Roth über seine Wangen glitt, was er an jenem Sommerabend an der Weinlaube erlauscht, wie er sich damals seiner Liebe zu Viola bewußt geworden und seitdem um sie gedient habe, wie Jakob um Rahel.

Der Vater drückte ihm warm die Hand und berichtete dann einzeln alles genau, was sich vor, während und nach Onkel Josephs Tode zugetragen: der Tante Unverstand und Eigensinn und wie sie voll ungerechten Zornes und Trotzes auch Viola von ihm ferngehalten,

nicht Abschied von ihm nehmen lassen und zürnend in die ferne Stadt gezogen sei.

Und als er geendet, lehnte Gotthard den Kopf in die Hand. Trotz der furchtbaren Aufregung der letzten Stunde kam ein Gefühl unsäglicher Erschöpfung und Ermüdung über ihn.

„Nun lege Dich nieder, ruhe Dich aus, Gotthard, Du bist müde."

„Ja, Vater."

Da trat Beate ein, die Gotthards Kommen noch nicht wußte und bei seinem unverhofften Anblick die Hände aufjubelnd zusammenschlug, in deren einer sie einen Brief vorsichtig hoch emporhielt, um ihn nicht zu knittern.

„Ein Brief, gieb ihn, Beate!" rief Andreas und nahm den Brief, den er hastig öffnete.

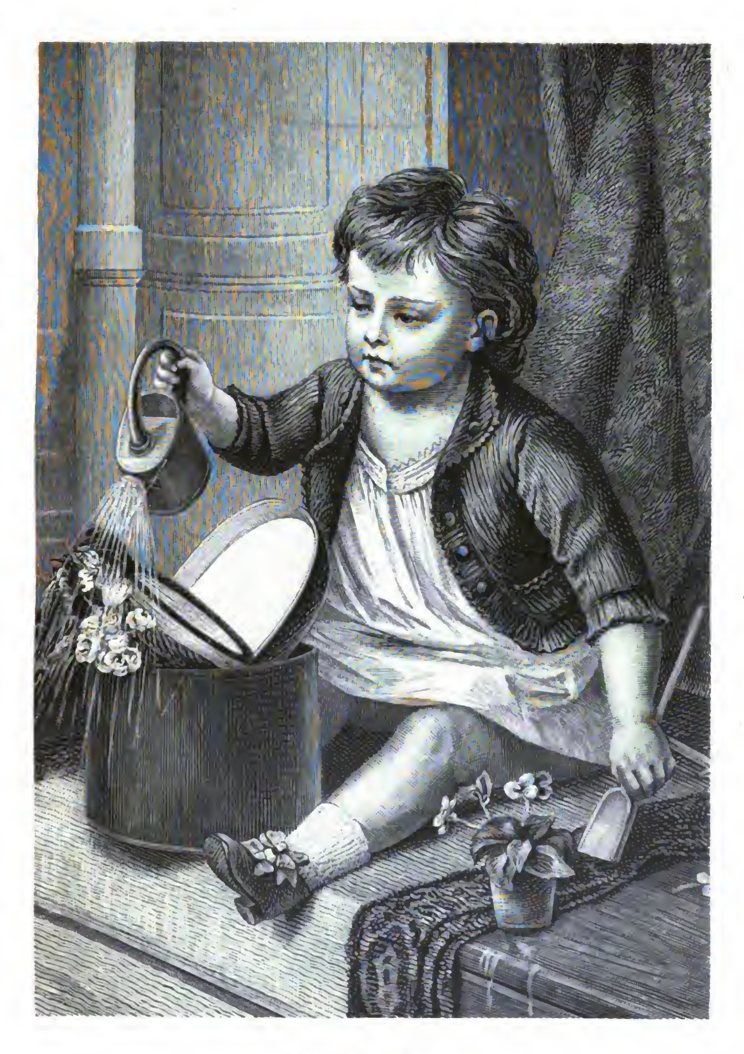
Es war kein Brief, nur ein Blatt, auf welchem Tante Antonia mittelst einer lithographirten Anzeige ihren Verwandten die Nachricht gab, daß sie ihre Tochter Viola mit einem Marineoffizier in Fiume verlobt hatte.

Gotthard beobachtete, wie sich seines Vaters Gesicht beim Lesen entfärbte, er sprang auf und las über des Vaters Schultern, ehe dieser es zu verhindern vermochte.

Vor Gotthards Blicken tauchte Violas Antlitz empor, welches sich seltsam verzerrte und alsbald in einem rothen Nebel zerfloß. Dann warf sich eine glühend heiße Welle in seiner Brust empor, gleich darauf brach ein Strom Blut aus seinem Munde hervor und die alte Magd hielt ihn bewußtlos im Arme.

(Schluß folgt.)





Der kleine Gärtner.



Die Wiener Goldschmiede-Ausstellung.

Seit einigen Wochen werden in unserer alten Vindobona die vielgeschmähten „Oberen Zehntausend" wieder einmal recht gründlich von so manchem beneidet, als die glücklichen Besitzer all der Pracht und Herrlichkeit, welche sich im Palais des Fürsten Schwarzenberg auf dem Neuen Markt in Wien, den der Volksmund nur unter der Bezeichnung „Mehlmarkt" kennt, den erstaunten Blicken bietet. Ungezählte Millionen repräsentiren die Schätze der unter dem Protektorate der Fürstin Pauline Metternich stehenden Goldschmiede-Ausstellung. Freilich, der Gewinn, welcher durch die Zurschaustellung der Goldsachen eingeht, ist eine Obolus, der den Armen Wiens und der Vororte gespendet wird; die Damen der Aristokratie verstehen es, diese milde Gabe unglaublich in die Höhe zu schrauben, indem sie jeden Montag als zierliche Heben Thee und Gefrorenes der schaulustigen Menge kredenzen und für eine labende Atzung die höchsten Preise, wenn nicht erzwingen, so doch erbitten; für eine Schale Thee, legt man da häufig 50 bis 100 Gulden hin, — so, daß nach aller menschlichen Voraussicht ein hoher, ja sogar ein sehr hoher Reingewinn zu erwarten ist. Das Gros des Publikums pilgert gewöhnlich vor allem zu der großen Glasvetrine, welche den Schmuck der Damen unserer Aristokratie enthält und an Werth und Größe der Steine repräsentirt dieser auch ein geradezu ungeheueres Vermögen; man sieht da Smaragden in der Größe von Zwetschen, einen Opalschmuck der Prinzessin Marie Reuß, Gemalin des deutschen Botschafters, den um den Hals und auf dem Kopfe zu tragen eine ermüdende Arbeit sein muß, welcher sich aber trotz des ansehnlichen Gewichtes jede unserer Damen gerne unterziehen würde. Die Fürstin Metternich hat eine Brillant-Rivière ausgestellt, die aus dem 18. Jahrhundert stammt und an Glanz und Feuer ihresgleichen sucht; der Herzog von Cumberland zwei Solitärs, die beide aus dem Nachlasse der Königin Caroline von England, Gemalin Georgs II., somit ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert stammen. Fürst Richard Metternich stellt das goldene Vließ aus, welches Maria Theresia dem Fürsten Kaunitz geschenkt, kurzum, Juwelieren und schönen Frauen muß das Herz im Leibe lachen beim Anblick all' dieser wundersamen Herrlichkeit, deren gediegenen materiellen Werth wir absolut nicht in Abrede stellen, nur möchten wir behaupten, daß es in der Goldschmiede-Ausstellung auch noch andere Dinge giebt, welche theils wegen ihrer historischen Bedeutung, theils wegen ihrer kunstgerechten und geschmackvollen Durchführung größeren Reiz ausüben, als der Juwelenschrank. Es berührt wehmüthig, wenn man die alten Humpen, Pokale, eingelegte Waffen, zierlich emaillirte

Kästchen, Büchsen, Uhren, und Nippes sieht und sich sagen muß, daß die ursprünglichen Eigenthümer, welche daran Freude gehabt, welche in ernsten und frohen Augenblicken vielleicht diese Dinge in Händen gehalten, längst zu Staub und Asche geworden, während das Metall unberührt vom Zahne der Zeit weiter besteht.

Aus moderner Zeit finden wir eine Unzahl von Renn- und Reitpreisen, welche im Versatzamt, wegen ihres massiven Silbergewichtes gewiß entsprechende Würdigung finden müssen, die aber in Bezug auf Zeichnung und Durchführung in der Form eine gewisse plumpe Geschmacklosigkeit verrathen und damit in schroffem Widerspruch stehen zu den Kunstwerken aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert und jenen aus der Zeit des Empire; man findet in jenen Gegenständen den Zeitgeist recht deutlich vertreten: prunkender Geldwerth, ohne alle ideale Auffassung, ohne Poesie. Zu den geschmackvolleren Objekten aus der Gegenwart gehört jener Aufsatz in Form eines Monumentalbrunnens, mit allegorischen Figuren geschmückt, ein Geschenk der jüngeren Generation der Familie Mauthner von Markhof an die Eltern zur goldenen Hochzeit; die Arbeit ist von der Firma Kliekosch angefertigt. Reizend ist auch ein Kaffeeservice in Goldfiligran, welches das k. k. Handelsministerium ausstellt und das ägyptischen Ursprungs ist; es befindet sich im ersten Saale neben der Juwelenvetrine und wird wohl Dank diesem Grunde durchaus nicht nach Verdienst beachtet.

Eine Schilderung der Ausstellung, wie sie wirklich ist, wird aus dem Umstande einigermaßen erschwert, daß man nicht recht ordnungsmäßig vorgegangen ist bei der Zusammenstellung des Ganzen, sondern nur den künstlerischen Effekt im Auge hatte. So kommt es auch, daß man schwer einen Ueberblick hat, weil nicht etwa Pokale, Kirchengeräthe, Waffen oder Nippes nach Jahr und Zahl systematisch geordnet wurden, sondern man bald in diesem, bald in jenem Saale den verschiedenen Gegenständen begegnet. Das Domkapitel von St. Stefan und das Schottenstift in Wien weisen denn auch eine respektable Anzahl von Kelchen, Monstranzen und ähnlichen Dingen auf, welche, mit kostbaren Steinen besetzt, in den verschiedenen Stilen durchgeführt, Zeugniß ablegen von der Pracht und Herrlichkeit, mit welcher die katholische Kirche stets aufzutreten verstand. Interesse wird auch der Pokal auf silbernem Untersatz mit gothisirenden Ornamenten und Emailwappen erwecken, welchen das Land Krain im Jahre 1855 Herrn Ettenreich geschenkt hat in Anerkennung seiner entscheidenden Mitwirkung bei der Lebensrettung des Kaisers im Jahre 1853. Graf Edmund Zichy, einer der kunstsinnigsten Magnaten des Reiches, hat seine kostbaren Kollektionen geplündert, um die Ausstellung damit zu schmücken; wir begegnen da den originellsten, mit Schlangenhaut überzogenen, mit Edelstein besetzten Säbeln, Schmuckgarnituren, welche mit diesen übereinstimmen, Gürtelschnallen in siebenbürgischer Arbeit aus dem 18. Jahrhundert; kurzum, den seltensten und merkwürdigsten Dingen, welche das Auge blenden und es doch fesseln. Gräfin Fanny

Bombelles stellt ein vergoldetes Reise-Speiseservice Napoleons I. aus; ferner Baron Nathanael Rothschild ein Zahn-Nécessaire, welches ebenfalls dem Petit Korporal gehört haben soll. Herzog Adolf von Nassau und der Herzog von Cumberland liefern eine reiche Zahl antiker und moderner Gegenstände, die fast durchschnittlich bewundernde Anerkennung verdienen; unter den Objekten, deren Eigenthümer Herzog Adolf ist, nennen wir vor allem eine Toilette aus vergoldetem Silber aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Tafelaufsätze des Herzogs von Cumberland, welche unter dem Namen Hildesheimer-Lauben bekannt und im mattziselirtem Silber durchgeführt sind, gehören zu den kunstvollsten Arbeiten, welche die Phantasie zu denken imstande ist; man sieht da vier Musikanten, die in einer großen Laube sitzen und ihrem Berufe nachgehen; die Figuren sind hübsch modellirt, in dem Geranke der Reben wurden Muscheln angebracht, die wohl dazu bestimmt gewesen sein mochten, Blumen aufzunehmen. Der Herzog von Cumberland ist es, der auch zwei silberne Tische mit silbernen Platten ausstellt, die in getriebenen Darstellungen den Sturz des Phaëton und des Atlas mit der Weltkugel vorführen; sie stehen auf geschweiften Füßen von Löwentatzen, zwischen denen zwei Löwen das Braunschweig-Lüneburgsche Wappen halten. Unter den österreichischen Aristokraten, welche ausstellen, finden wir nebst einigen Erzherzogen die Fürsten Schwarzenberg, Metternich, Windischgrätz, Kinsky und Eszterhazy, die Grafen von Hunyady, Wilczek, Zichy, Waldstein und Andrassy, am meisten vertreten. Bischof Bubics, der deutsche Ordensschatz, die Klöster und Kirchen, sowie Baron Nathanael Rothschild sind auch mehr oder minder häufig als Aussteller genannt. Frau Ida von Tarnoczy bietet eine Sammlung von viertausend Ringen verschiedener Herkunft und Entstehungszeit, deren Besichtigung aber einigermaßen erschwert wird, weil sie zu eng aneinander gereiht sind, als das ein genaues Studium leicht möglich wäre. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este stellt ein Tintenzeug aus Silber in Form einer Gondel mit thronender Minerva und wappenhaltenden Putten, aus, welches von Tritonen und Nereiden gezogen wird. Pokale aus Kokosnuß mit Silberarbeit aus dem 15. und 16. Jahrhundert, eine Nielloplatte von Silber mit der Taufe Christi im Jordan ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert, ein Kästchen von vergoldetem Silber mit Einlagen von Lapis Lazuli aus dem Jahre 1600, ein Vorlegemesser mit Griff in Form eines in Elfenbein geschnitzten Liebespaares, Torgauer Arbeit aus dem 15. Jahrhundert, verdienen genannt zu werden. Die Taschenuhren in Emaille, die zahllosen Büchschen und Nippes mit reizenden Miniatur-Malereien auf Porzellan und Elfenbein und unzählige andere Dinge, beanspruchen mit Recht volle eingehende Würdigung, welche man ihnen entsprechend eigentlich nur zukommen lassen kann, wenn man mindestens ein Dutzend mal die Ausstellungssäle des Palais Schwarzenberg durchschreitet. **Max v. Weißenthurn.**

Die deutsche allgemeine Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin.

Von Richard George.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart, in welcher der harte Kampf ums Dasein so viele edle Regungen der Menschenseele unterdrückt, in welcher die christlichen Gebote der Nächstenliebe geradezu wie Hohn klingen, gehört die bedeutungsvolle Reform auf sozialem Gebiete, die seit einigen Jahren eingeleitet ist.

Das Verdienst, dieselbe in die rechten Bahnen gelenkt zu haben, gebührt dem erhabenen Gründer des deutschen Reiches. In hohem Greisenalter gab Kaiser Wilhelm I. in der allerhöchsten Botschaft vom 17. November 1881 seiner Ueberzeugung Ausdruck, „daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde“.

Diese kaiserliche Botschaft war der Ausgangspunkt für eine gesetzgeberische Thätigkeit des deutschen Reichstages, welche auf die Bezeichnung „praktisches Christenthum“ Anspruch erhebt. Die deutschen Kranken- und Unfallversicherungsgesetze sind trotz aller Mängel, die sie im einzelnen enthalten mögen, doch wahrhafte Großthaten auf dem Gebiete der Sozialreform. In der Alters- und Invalidenversicherung, die die höchste parlamentarische Körperschaft unseres Vaterlandes soeben zum Abschluß gebracht hat, soll das Gebäude der Sozialreform seinen vorläufigen Abschluß finden.

Hat die Krankenversicherung den Zweck, den Arbeiter bei vorübergehender Krankheit vor Noth zu schützen, soll die Alters- und Invalidenversicherung das schwierige Problem lösen, seinen Lebensabend sicher und sorgenfrei zu gestalten, so legt die Unfallversicherungsgesetzgebung dem Arbeitgeber die Verpflichtung auf, seine Arbeiter gegen die dauernden Folgen von Unfällen sicher zu stellen, von denen sie bei ihrer Thätigkeit in den gewerblichen und landwirthschaftlichen Betrieben betroffen werden. Die Bestimmung jedoch, daß der Arbeitgeber für die Unfallgefahr aufzukommen habe, legt diesem naturgemäß das humanitäre Bestreben der Unfallverhütung nahe, und die deutsche Technik hat in den letzten Jahren geradezu staunenswerthe Erfolge auf dem Gebiete der Unfallverhütungsmaßregeln und gewerblichen Schutzvorrichtungen zu verzeichnen gehabt. Ist es doch ganz naturgemäß, daß die Betriebsunternehmer, zu genossenschaftlichen Verbänden vereinigt, sich den staatlichen Versicherungszwang durch Selbsthilfe weniger fühlbar machten und die Gesundheit ihrer Arbeiter durch jede nur erdenkliche Vorrichtung zu schützen suchten.

Die Vorführung aller Einrichtungen und Apparate, die zur Verhütung von Unfällen dienen, im Verein mit Vorführung der gesammten Gewerbehygiene ist nun der Zweck der allgemeinen deutschen Ausstellung für Unfallverhütung, deren Eröffnung am 30. April d. J.

im Landesausstellungspalast zu Berlin im Beisein des deutschen Kaisers erfolgt ist. Die erste Anregung zu diesem großartigen Unternehmen ging von dem Braugewerbe aus, welches auch den Garantiefonds im Betrage von 300,000 Mark aufbrachte. Den Herren Professor Dr. Delbrück und den Direktoren Max Schlesinger und Richard Roesicke gebührt das Verdienst, die Initiative ergriffen zu haben. Zunächst dachte man nur an eine Spezial-Ausstellung für das Braugewerbe, dessen Betrieb mit zahlreichen Unfällen verknüpft ist, so daß gerade die Statistik der Brauerei- und Mälzerei-Genossenschaft eine erschreckende Unfallziffer aufzuweisen hat. Als diese Spezial-Ausstellung durch die Uebernahme der finanziellen Garantien vonseiten der Berliner Brauereien gesichert worden, regte der kaiserliche Regierungsrath Reichel, ständiges Mitglied des Reichsversicherungsamtes, bei dem Komité eine Ausstellung auf alle, den Unfallversicherungsgesetzen des deutschen Reiches unterstehenden Gewerbszweige an — eine Anregung, auf welche das Komité bereitwillig einging, was die größte Sympathie in den Kreisen der Industriellen und Landwirthe fand. Auf Ersuchen des Vorstandes übernahm es der genannte Regierungsrath, ein ausführliches Programm für die Ausstellung zu bearbeiten; gleichzeitig wurde er vonseiten des Reichsversicherungsamtes, dessen Präsident Bödiker das Ehrenpräsidium der Ausstellung übernahm, zum Kommissar der Regierung bestellt. Eine sehr wesentliche Förderung fand das schwierige Unternehmen ferner dadurch, daß das Reichsversicherungsamt durch ein Rundschreiben an die Vorstände der Berufsgenossenschaften die Beschickung der Ausstellung angelegentlichst empfahl, und daß der preußische Kultusminister v. Goßler den Landesausstellungspalast und einen Theil der daran stoßenden Stadtbahnbögen zur Verfügung stellte. Einem Ehren-Komité von ca. 200 Mitgliedern, das sich aus den Vorsitzenden der Berufsgenossenschaften und sonstigen hervorragenden Industriellen und Landwirthen zusammensetzte, fiel die Aufgabe zu, Interesse für die Ausstellung und ihre Zwecke und Ziele zu erwecken. Eine höhere Weihe wurde dem Unternehmen dadurch verliehen, daß der Kaiser sich mittels Erlaß vom 22. September 1888 zur Uebernahme des Protektorats bereit erklärte. Der jugendliche Herrscher empfing am 6. Februar d. J. die Herren Bödiker und Roesicke, um sich von ihnen über den Fortgang der Arbeiten und die Entwicklung des Unternehmens berichten zu lassen. Er betonte in dieser Audienz, daß den Arbeitern die Ueberzeugung verschafft werden müsse, daß sie ein gleichberechtigter Stand seien und allseitig als solcher anerkannt würden; nur dann würde es gelingen, sie der Sozialdemokratie zu entfremden. Man müsse sich von dem Interesse, das die Arbeitgeber für ihre Sicherheit haben, überzeugen. Seine besondere Freude sprach der Kaiser darüber aus, daß die Ausstellung, zu der nur die Stadt Berlin einen Zuschuß von 100,000 Mark gewährt, aus den Kreisen der Industrie selbst hervorgegangen sei.

Von hervorragender Bedeutung für die Hebung des Selbstge-

fühles der Arbeiter, welche der Kaiser mit Recht als sehr wichtig bezeichnet, war es, daß das Komité auch die Arbeitnehmer, soweit ihr spezielles Interesse es erforderte, zur Durchführung des Ausstellungsplanes mit heranzog. Es wurden zu diesem Behufe die sechs dem Arbeiterstande angehörigen Mitglieder des Reichsversicherungsamtes und außer ihnen 16 Arbeitervertreter, die im Einverständnisse mit jenen gewählt worden, in geeigneter Weise zur Begutachtung gewisser Fragen herangezogen und diesem Umstande ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß der Ausstellung in den weitesten Kreisen der Arbeitnehmer das aufrichtigste Interesse entgegengebracht wird. Ihrem Schutz und Vortheil ist ja auch das Hauptziel derselben gewidmet. Den Arbeitnehmern soll die Ausstellung durch Vorträge und Lehrkurse verständlich und nutzbar gemacht werden; man hat ferner an das Herumführen von Arbeiter-Deputationen gedacht, und die großen Fabrikanten ermöglichen ihren Arbeitern den Massenbesuch. Das Komité hat es sich endlich angelegen sein lassen, für Arbeiter die Eintrittspreise zu erniedrigen, für auswärtige niedrige Eisenbahnfahrpreise herbeizuführen, ihnen billige Wohnungen u. s. w. zu verschaffen. Es ist daher alles geschehen, um den Arbeitnehmern den Besuch der Ausstellung so leicht wie möglich zu machen und in ihnen die Ueberzeugung wachzurufen, daß sie thatsächlich ein gleichberechtigter Stand seien, und daß die Arbeitgeber in thatkräftigster Nächstenliebe für sie sorgen.

Die Ausstellung selbst, zu welcher wir nunmehr übergehen, wuchs während ihrer Einrichtung derartig, daß sich der Bau einer großen Maschinenhalle als nöthig erwies. Es sind nämlich nicht nur Schutzapparate an und für sich, sondern auch Maschinen mit Schutzvorrichtungen zur Ausstellung gelangt, und zwar sind diese Maschinen alle in Betrieb gesetzt worden, so daß dem Laien, wenn er die große Maschinenhalle und die beiden Hauptsäle des eigentlichen Ausstellungsgebäudes betritt, ein Ohren zerreißender Lärm entgegentönt, das ungeheure Ausstellungsmaterial ist dergestalt geordnet, daß die Maschinen und Apparate, welche, wie Motoren, Transmissionen, Fahrstühle, Dampfkessel u. s. w., allen Betrieben gemeinsam sind, zu einer Abtheilung vereinigt worden sind. Die zweite Abtheilung umfaßt diejenigen Maschinen und Apparate, welche die engeren Interessen der einzelnen Gewerbe und Berufsgenossenschaften berücksichtigen. Eine weitere Abtheilung umfaßt endlich die einschlägige Literatur. Die Ausstellungsgegenstände bestehen in Maschinen, Apparaten, Vorkehrungen, Werkzeugen, Arbeiterstücken und Arbeitsmaterialien; ferner in Modellen, Plänen, Zeichnungen, Photographien und Beschreibungen. Neben der eigentlichen Unfallverhütung ist wie bereits bemerkt, die gesammte Gewerbehygiene berücksichtigt worden: alles, was irgendwie in Bezug auf Arbeitsschutz und Wohlfahrt des Arbeiters vorhanden ist, wird in der Ausstellung vorgeführt.

Es würde die Grenzen, welche diesem Aufsatze gesteckt sind, weit überschreiten, wenn wir auf die Einzelheiten des ungeheuren Aus-

stellungsstoffes eingingen. Nicht unerwähnt dürfen hier jedoch die Kollektiv-Ausstellungen bleiben. Da ist zunächst zu nennen das Brauhaus mit Gähr- und Lagerkeller und einem Braustübl (Kosthalle). Während der ersten Hälfte der bis Ende dieses Sommers geöffneten Ausstellung wird die Schultheiß-Brauerei, während der zweiten die Patzenhofer-Brauerei in der Ausstellung Bier brauen. Neben dem Brauhause zieht naturgemäß das Theater die Aufmerksamkeit des großen Publikums in erster Linie auf sich. Es hat den Zweck, alle jene Einrichtungen der modernen Technik zu veranschaulichen, die zur Sicherung des Bühnenpersonals und des Publikums bestimmt sind. In dem Theater gelangt eine Pantomime von der aus circa 40 Kindern bestehenden Balletschule zur Aufführung. In die Tiefen der Erde wird der Besucher durch das Steinkohlenbergwerk versetzt, das durch Arbeiter und nach dem Plane der königlichen Berginspektion zu Zabrze (Oberschlesien) gebaut worden ist. Im Taucherhause, das sich dem Theater gegenüber befindet, veranschaulicht der Tauchermeister John Kock aus Lübeck die Taucherarbeiten. Zu diesem Behufe besteigt er ein eisernes Bassin von 100 Kubikmeter Wasser Inhalt, das im Erdgeschoß mit Glasscheiben zum durchblicken versehen ist. Das Innere des Bassins ist elektrisch beleuchtet, so daß die Zuschauer, die mit dem Taucher telephonisch in Verbindung stehen, die Arbeiten unter Wasser beobachten können. Ein reges Interesse findet auch die Sanitätswache, die in einem Stadtbahnbogen untergebracht worden ist. Sie besteht aus vier Zimmern, die einen ungemeinen freundlichen Eindruck machen und sämmtlich mit antiseptischen Farben zur Abhaltung der Infektionsträger bestrichen sind. Ein Zimmer ist zur Abtheilung für Frauen, ein zweites zu der für Männer bestimmt, das dritte bewohnt der Arzt, das vierte der Heilgehilfe. Die Sanitätswache, die bei den Vorbereitungsarbeiten bereits massenhaft in Anspruch genommen wurde, beschäftigt drei Aerzte und drei Gehilfen und läßt den Ausstellungsbesuchern ihre Hilfe kostenfrei angedeihen. An diese Kollektiv-Ausstellungen, die allgemein verständlich sind und infolge dessen auch das Laien-Publikum in erster Reihe anziehen, schließt sich eine Ausstellung der gesammten preußischen Eisenbahnverwaltungen, die auch den Laien einen Blick in den verwickelten Betrieb und die Organisation der Eisenbahnen gewährt. Diese Ausstellung, sowie die Bergbau-Abtheilung ist vorzugsweise das Verdienst des Ministers der öffentlichen Arbeiten von Maybach, der zu den ersten gehörte, die sich als Aussteller an dem Unternehmen betheiligten.

Ist so der Gesammt-Eindruck der Ausstellung der einer großen und allgemeinen Industrieausstellung, in der alles in irgend einer Beziehung zur Unfallverhütung steht, so findet doch auch der Laie, an den sich diese Zeilen ja wenden, unendlich viel des Sehenswerthen, Interessanten und Belehrenden; und wenn den einen oder andern unserer Leser seine Sommerreise nach Berlin führen sollte, so wird er gewiß in dem freundlichen Ausstellungspark in Alt-Moabit, in

dem jetzt ein so reges, festlich bewegtes Leben herrscht, einige genußreiche Stunden verleben. Zwei Militärkapellen unterhalten abwechselnd die Besucher, für deren leibliches Wohlergehen in der ergiebigsten Weise gesorgt ist.

Vor allem aber wird jeder Besucher der Ausstellung für Unfallverhütung in der Freude mit uns übereinstimmen, die wir bei den sichtbaren Zeugen dieses Wettstreites zum Schutze der Arbeiter empfunden haben. Möge die Ausstellung das Ihrige dazu beitragen, daß die Unfälle sich mehr und mehr verringern, und möge den Arbeitern, diesen Geplagtesten unserer Mitmenschen, das höchste Gut, die Gesundheit im vollsten Maße erhalten bleiben!

Saisonbrief aus Homburg vor der Höhe.

Ende Mai 1889.

Während die jüngere der zwei Kaiserinnen, denen in Jahresfrist das Schicksal, die Tragik der Ewigkeit, das Herrscherdiadem gespendet, dem italienischen Königsgaste die Pflicht der Wirthin erfüllt, umrauscht von Jubel, im Sonnenschein des Glücks, wandelt eine schlicht in die Farbe tiefster Trauer gekleidete Frau, meistens von zwei anmuthigen Mädchengestalten begleitet, durch die von Fremden noch wenig belebten Straßen der in vollstem Schmuck des Lenzes prangenden herrlichen Taunusstadt, von Zudringlichkeit unbelästigt, und doch sichtlich von Ehrfurcht und Liebe begleitet, durch die wundervollen, von den Hauptstraßen abzweigenden Anlagen, hin und wieder einen Laden betretend, ja selbst in geachtetem Bürgerhause Einkehr haltend, wie dies jüngst in Begleitung der Prinzessinnen Töchter von der dem edelsten der Gatten gleichgesinnten Wittwe Kaiser Friedrichs, des Unvergeßlichen in der Familie des hierorts hochangesehenen Baumeisters Jakobi geschehen. Genannter Herr stand dem kronprinzlichen Paare seit jener Zeit nahe, da nach seiner Angabe das 1870 von der Kronprinzessin eingerichtete Musterlazareth errichtet und trefflich bewährt erfunden ward.

Der Schmerz zeichnet scharf und seine Hand spricht rührend aus dem Antlitze der Kaiserin Friedrich, bei der übrigens eine mit den Jahren steigende Aehnlichkeit in Zügen und Erscheinung mit ihrer königlichen Mutter zutage tritt. — Die hohen Gäste leben, kleine Ausflüge abgerechnet, streng zurückgezogen, wenn auch fast täglich Besuch, meistens von benachbarten Höfen, die Einsamkeit kürzt. Auch der Kronprinz von Griechenland, Verlobter der Prinzessin Sophie, weilte längere Zeit im Kreise der kleinen Familie, eine jugendfrische, herzgewinnende Erscheinung, ohne Zwang und Förmlichkeit, ein Eidam nach dem Bilde seines Schwiegervaters.

Wahrhaft ergreifend gestaltete sich der Einzug der Kaiserin Friedrich in die sinnig geschmückte Stadt, in deren Straßen die Be-

wohner Spalier bildeten. Keine laute Stimme ward auf dem langen Wege vom Bahnhof zum Schlosse hörbar, aber die stummen Grüße mochten, wie sie gespendet und empfunden waren, das Herz des hohen Gastes tiefer bewegen, als das, nur allzuoft commandirte, — brausende Hurrah leicht bewegter, durch Pracht geblendeter großen Massen.

Noch eine Persönlichkeit von allgemeinem Interesse, hat sich, und zwar für dauernd, Homburg zur Heimstätte erkoren, ein neuer Beweis, wie die reine nervenstärkende Luft unseres Kurorts dem ein Halbkreis hoher Berge winterlich zum Schutz gegen allzurauhe Nord- und Ostwinde dient, mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht, wie sich überhaupt der Zuzug von Jahr zu Jahr vergrößert. Es ist dies der vormalige Polizeipräsident von Berlin, Exzellenz von Madai, der in seltener Frische trotz vorgerückten Alters in bekannter Liebenswürdigkeit im Verein mit seiner anmuthigen und geistvollen Gemalin die Herzen eines weiten Kreises in kurzer Zeit gewonnen, und zu den bekanntesten und verehrtesten Erscheinungen des Kurgartens zählt.

Auch der Fürst von Waldeck, Vater der holländischen Königin Emma, verlebte mit den Seinen mehrere Wintermonate in der herrlich gelegenen, mit geschmackvoller Pracht ausgestatteten Villa Impériale, die noch im letzten Sommer der Baronesse von Vetsera als Quartier gedient, deren Name so unheilvoll mit der Geschichte Oesterreichs verkettet. Das junge Mädchen besaß nicht allein blendende Schönheit, sondern war auch mit hinreißender Liebenswürdigkeit begabt, die sich oft fast kindlich äußerte.

Das neue Badehaus schreitet mächtig seiner Vollendung entgegen, ein Monumental- und Prachtbau in vollster Bedeutung, unter der Leitung des genannten Baumeisters Herrn Jakobi. Ob aber nicht, wir wiederholen es, die bei nassen Sommern ungünstige Lage, die verhältnißmäßig kurze Zeit der Saison, in ihren Folgen die hohen Ausgaben, die Homburg durch diesen Neubau belasten, immer wieder ins Gedächtniß rufen, mögen und dürfen wir jetzt noch nicht entscheiden. Es ist wirklich zu bedauern, daß dieser Badepalast im Winter vereinsamt und verödet inmitten seiner verschneiten landschaftlichen Umgebung stehen wird.

Obgleich die „Saison“ kaum begonnen, treffen die städtische Verwaltung wie der allzeit rührige Kurdirektor Schultz-Leitershofen schon jetzt Veranstaltungen, die auf eine außergewöhnlich glänzende Saison schließen lassen, die mit dem Eintreffen des Prinzen von Wales den Höhepunkt zu bezeichnen pflegt. Unter Meister Tömlichs Führung ist das Orchester heuer ein vorzügliches zu nennen, einer der Hauptgenüsse in den wechselnden Unterhaltungen, die der Kurdirektion zu besonderem Verdienst gereichen. Denn es ist wahrlich nicht leicht, Kurdirektor einer Badestadt wie Homburg zu sein, wo die Anforderungen (und welche oft) des brittisch-amerikanischen Hauptkontingents mit den berechtigten Ansprüchen weiterer, namentlich heimat-

licher Gäste vereint werden sollen, — und daß dieses unmerklich in befriedigendster Weise geschieht, ist besonderer Anerkennung werth.

Noch eine Bemerkung hat sich uns wiederholt aufgedrungen: Homburg, bekanntlich eines der sog. „Luxusbäder“, ist durchaus nicht wie so mancher andere Kurort der Präsentirteller für weibliche Mode-extravaganzen. Man sieht, selbst in der Hochsaison, elegante, auffallende, selbst herausfordernde Toiletten, aber nie, oder doch ganz vereinzelt nur eine wirkliche „Erscheinung nach Pariser Mode“, z. B. mit Spinathut oder Salatsonnenschirm. Daß die Wogen, die täglich leichtere oder schwerere Goldfische in das Netz der erwartungsvoll harrenden Logiswirthe (obgleich die schönere, ich sage absichtlich nicht „bessere“ Hälfte das Regiment zu führen pflegt) treiben, auch allerlei unwägbare Waare mit sich führen, ist ja unbestreitbar, aber im allgemeinen herrscht seit Aufhebung des Spieles eine gewisse Gediegenheit und Vornehmheit, die z. B. im ausgedehnten Wiesbaden mit seiner nie rastenden Hochflut von Besuchern nicht möglich.

Ein Besuch der Schloßkirche, eines kleinen, unschönen Raumes, ursprünglich landgräfliche Hauskapelle, gehört zum sonntäglichen Programm der Fremden und Einheimischen, und auch die Kaiserin Friedrich ist regelmäßige Besucherin des Gottesdienstes. — Als Kanzelredner ist neben seinem geschätzten Amtsbruder Voemel, der auch als Lyriker verdienstvolle Oberpfarrer Magewirth hochbeliebt und vortrefflich. Wohl kein Fremder, der nicht veranlaßt wird einer Magewirthschen Predigt beizuwohnen. Die Mode führt dann hin, — und das Herz kehrt gern wieder.

Hermann Hirschfeld.

Zu dem Briefe „Aus Frankfurt a. M.“*).

Wer kennt nicht Janosch und Mikosch, die Helden unzähliger ungarischer Anekdoten? Als Mikosch sich sein Stammschloß neu eingerichtet hatte, wollte er auch zur Ausschmückung seines Salons ein Oelbild seines verstorbenen Vaters anschaffen. Er fuhr zu einem Maler, der den verstorbenen alten Herrn bei Lebzeiten niemals gesehen hatte, beschrieb diesem seinen Erzeuger und hatte nach einigen Wochen das Vergnügen, auf seinem Gute eine Kiste mit dem Bilde anlangen zu sehen. Doch als Mikosch das der Phantasie des Malers entsprungene Porträt des Herrn Mikosch senior enthüllte, brach er erstaunt in die Worte aus: „Oh Voater meiniges, wie host Du Dich verändert!“ — Diese Anekdote fiel mir ein, als ich die Schilderung Frankfurts von Herrn Hans Derlon in Heft 8 des Salon durchgelesen hatte, nur, daß ich statt „Voater“ das Wort „Frankfurt“ setzte und zur Ehre des Herrn Derlon will ich annehmen, daß er

*) In Heft 8 des „Salon“, Jahrgang 1889.

niemals mit einem Fuße Frankfurt betreten hat, sondern nur aus ihm gewordenen Berichten seine Kenntnisse über Frankfurt geschöpft hat, denn eine solche Menge von falschen Angaben kann er auf Grund persönlicher Erfahrungen wohl kaum verantworten.

In der dritten Zeile schon nennt Herr Derlon Frankfurt eine alte Bergstadt*); außer drei Straßennamen, wie Römerberg, Liebfrauenberg und Bergweg ist in Frankfurt von Gebirgigem nichts zu sehen, höchstens paßt die Bezeichnung Bergstadt Frankfurt, als Pendant zur Seestadt Leipzig. —

Das, nebenbei bemerkt, von Schwanthaler modellirte Goethestandbild, welches (nach Herrn Derlon) „natürlich einen Vergleich mit dem Berliner nicht im entferntesten aushalten kann", steht seit 1844 auf dem Goetheplatz, während Herr Derlon die Statue nach dem Theaterplatz versetzt.

Herr Derlon läßt im Kiosk des berühmten (?) Röderschen Eisgeschäfts an heißen Junitagen halb Frankfurt einkehren. Der Kiosk und das Rödersche Geschäft bieten Raum für 25—30 Personen.

„Frankfurt, d. h. die Söhne Israels, welche das Geld dazu gaben, sind stolz auf ihr Opernhaus," meint Herr Derlon. Wenn auch die Söhne Israels bei allen Gelegenheiten sich durch große Opferfreudigkeit ausgezeichnet haben, so ist Herr Derlon doch im Irrthum, wenn er glaubt, das aus ihrem Säckel die M. 5,568,468 geflossen sind, die seitens der Stadt zur Errichtung des Prachtbaues, der von allen Architekten der Welt als mustergiltig bezeichnet worden ist, bewilligt worden sind. Wenn Herr Derlon den „Geschmack der sich im Innern aufdringlich breit macht," als allzuüppig, orientalisch bezeichnet, so läßt sich darüber mit ihm nicht streiten, denn er ist jedenfalls eine größere Autorität, als der verstorbene Professor der Berliner Akademie Lucä, der die Pläne zum Opernhaus entworfen oder Kaupert, Steinle, Hundrieser, W. A. Beer, Klimsch, Thiersch und alle die anderen Celebritäten, die sich an der Ausführung betheiligt haben. Herrn Derlon ist ja auch der schlechte Geschmack, der Toiletten der Frankfurter Damen aufgefallen. Eigenthümlicherweise ist man sonst über die Toiletten der Frankfurterinnen ganz entgegengesetzter Meinung, und Thatsache ist, daß nicht nur die umliegenden Höfe der Mittel- und Kleinstaaten ihren Bedarf an Toilettengegenständen von hier beziehen, sondern auch vom königlichen Haushalt in Berlin, von der Königin Carola in Dresden ꝛc. jahrein jahraus Bestellungen bei den hiesigen Geschäften einlaufen. — Die Donnerstagabende im Palmengarten sind allerdings sehr schön, wenn auch für uns gewöhnliche Sterbliche nur ein Orchester ausreicht, während Herrn Derlon zu Ehren deren zwei spielen müßten, doch davon, daß die „besseren Hälften" des auserwählten Volkes mit Diamanten mehr behängt sind, als ihre germanischen Schwestern und

*) Ist lediglich ein Schreibfehler des Kopisten des allerdings unleserlichen Originalmanuskripts, in welchem bei genauem Zusehen Reichsstadt stand. D. Red.



daß die Geschwätzigkeit der Frankfurter Damen „sprichwörtlich geworden ist“, davon weiß man hier nichts. — Welche „völkerwissenschaftliche“ Studien man im zoologischen Garten dahier betreiben kann, bleibt räthselhaft. — Die Bemerkung, die Börse, Stadtvertretung, die Geschäfte rc., alles liegt in jüdischen Händen, ist ebenfalls unrichtig. Die Stadtvertretung, d. h. die Stadtverordneten zählen 57 Namen, darunter 12 Juden. Der Magistrat, an dessen Spitze der bekannte Miquel als Oberbürgermeister steht, besteht aus vierzehn Personen, darunter befindet sich ein unbesoldeter Stadtrath jüdischer Konfession. Ja, sogar die Börse hat, abgesehen von Rothschild, der sich persönlich derselben ganz fern hält, nur höchstens drei bis vier große jüdische Firmen aufzuweisen, während von christlichen die Häuser Gunnelius, Metzler, de Nonfalle, Bethmann, Mumm, Gontard, Köster, Hauck, Ph. N. Schmidt und viele andere einen ihre Vaterstadt überschreitenden Ruf haben, auch Erlanger gehört zu den letzteren. Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen unsern christlichen und jüdischen Mitbürgern, den Herr Derlon stets betont, niemals hervorgetreten, selbst während der Zeiten der wüstesten Stöckerei hat Frankfurt stets den Ehrennamen „der Stadt des konfessionellen Friedens“ bewahrt und jeder Versuch, irgend welche konfessionelle Spaltung hier zu erregen, ist an dem gesunden Bürgersinn immer abgeprallt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß bei der Reichstagswahl, wo doch nur der geheim abgegebene Stimmzettel den Ausschlag giebt, jahrelang ein israelitischer Mitbürger, Sonnemann und auch jetzt dessen sozialistischer Rivale, Sabor, gleicher Konfession, die Majorität hätte erlangen können? — Doch zurück zu Herrn Derlon. Unser berühmter Mitbürger Stockhausen erfreut sich der Vornamen Johann Christian Julius. Herr Derlon hat ihn in Imanuel umgetauft! — Herrn Karl Müller, dem Dirigenten der Museumskonzerte und des Cäcilienvereins, überträgt Herr Derlon die Leitung des „Riedelschen Chorvereins“, der, soviel ich weiß, in Leipzig sich befindet. —

Hier existirt wohl ein Rühlscher Verein, aber dieser wird von dem in musikalischen Kreisen rühmlichst bekannten Professor Bernhard Scholz dirigirt. Wenn Herr Emil Claar, der Intendant der hiesigen Theater „in keiner Weise der rechte Mann“ ist, so hat vielleicht Herr Derlon die Güte, uns einen anderen, besseren, weiseren Mann vorzuschlagen, was ihm bei seiner Sachkenntniß und dem Urtheil, das er über die Aufführung der Matthäus-Passion abgiebt, den Mangel an gesanglichen Leistungen, den er beklagt, — Frau Schröder-Hanfstängel, Frau Luger rc. scheinen für ihn nicht zu existiren — dem Gutachten über die Kräfte am Schauspielhaus, kaum schwer fallen dürfte. — Herrn Derlon ist die Grobheit der alten Frankfurter Kleinbürger aufgefallen. Nun, wenn er solche Ansichten, wie er sie schriftlich über Frankfurt zum Ausdruck gebracht hat, den „Sachsenhäusern“ gegenüber auch mündlich vorzutragen versucht hat, so bin ich erstaunt, daß diese nur in Grobheiten ihrem Aerger Luft gemacht haben und nicht auch noch ihre „Aeppelweinkrüge“ in bedrohliche schwingende

Bewegungen versetzt haben. — Herr Derlon klagt über die „Frankfurter“ Schutzmannschaft, sie sei unhöflich und unzulänglich. — Erstens ist die hiesige Polizei keine städtische, sondern eine königliche und zweitens ist sie durchaus mustergiltig. Wenn die Schutzleute „unhöflich“ sind, was ich jedoch noch nie zu bemerken Gelegenheit hatte, so möge Herr Derlon gefälligst bedenken, daß diese Herren größtentheils von den Gestaden der Peene, Swine oder Dievenov hierher entsandt worden sind und Frankfurt daraus kein Vorwurf zu machen ist, wenn deren gesellschaftliche Bildung nicht die beste ist. — Nach Herrn Derlon kann sich „der Rentier“ von seinen „Juckern“ ganz bequem nach dem Walde fahren lassen, daß aber der weniger Bemittelte sich für 15—20 Pfennig diesen Luxus erlauben kann, ist ihm nicht aufgefallen. (Abgesehen von den Nachenfahrten und der Eisenbahn läßt eine Dampftrambahn zwischen 50 bis 70 Züge täglich nach dem Walde abgehen). — Geradezu verblüffend — durch seine Unrichtigkeit — wirkt der Schlußsatz des Derlonschen Berichtes: „Unfreundlich ist zumeist die Umgebung Frankfurts, überall in Banheim, Bockenheim, Niederrad u. s. w. herrscht Elend und Noth.“ — Abgesehen davon, daß ein Ort „Banheim*)“ überhaupt nicht existirt, ist gerade das Gegentheil davon der Fall. — Ueberall in allen Vororten herrscht Sauberkeit und Ordnung. Die Bewohner leben von dem durch den vorzüglichen Boden unterstützten Gemüsebau, treiben Blumenzucht, besitzen Fabriken, liefern uns Milch, Butter, Obst u. s. w., den „Appelwei“ nicht zu vergessen. — Aus obigem mag der geehrte Leser des „Salon“ sich ein Bild machen, was er von dem Bericht des Herrn Derlon zu halten hat, und wenn die verehrliche Redaction von dem etwas umfangreichen Inhalt dieser Zeilen Bedenken tragen sollte, sie in ihr Blatt aufzunehmen, so möchte ich sie bitten, einen Satz zu berücksichtigen, der im alten Rathhause unserer Stadt (von dessen Existenz Herr Derlon allerdings nichts zu berichten für nöthig gefunden hat), dem ehrwürdigen „Römer“ angeschrieben steht, nämlich:

„Eenes Mannes Rede, ist keenes Mannes Rede,
Man soll sie billig hören, alle Beede.“

Frankfurt a. M., 26. Mai 1889. M. Ittner.

---

*) Ist doch nur ein Fehler des Abschreibers des Originalmanuskripts, der statt Bornheim Banheim geschrieben hatte. D. Red.

Nippsachen.

Eine unterbrochene Vorstellung. Die niedlichen Kinder mehrerer feiner New-Yorker Familien, verkündeten neulich ihren Eltern, sie würden dieselben mit einer dramatischen Vorstellung überraschen, stellten jedoch die ausdrückliche Bedingung, daß kein Erwachsener weder der Probe beiwohnen, noch auch nach dem Inhalte des

Stückes vorher fragen dürfe. Gedichtet wurde dasselbe von der zehnjährigen Tochter eines Hauses, welche zugleich die Rolle der Heldin spielte, unterstützt von einem eben so alten Knaben als Held des Dramas. Der große Abend kam, mit musterhafter Geduld saßen sämmtliche betheiligten Eltern vor dem Vorhange der Bühne im Salon.

Der erste Akt zeigte die Vermälung der Heldin mit dem Helden, seine Abreise nach den Wildnissen des fernen Westens, wo er durch Viehzucht und Bergbau ein Vermögen zu sammeln gelobte. Das machte sich alles sehr hübsch, und der Vorhang fiel unter stürmischem Beifall.

Der zweite Akt spielte zehn Jahre später. In ihrem äußern völlig unverändert sehen die Gatten sich wieder und setzen sich zu Tische. Während sie Baisers mit Schlagsahne genossen, schilderte der Gatte die bestandenen schrecklichen Gefahren und zählte seine unendlichen erworbenen Reichthümer auf. Da sprach die Gattin ernst und feierlich: „Während Du Dich abmühtest, bin auch ich nicht müßig gewesen! Siehe, was ich inzwischen Dir geleistet habe!“ Sie tippte auf die Tischglocke, und herein trat eine Bonne, ein einjähriges trippelndes Kind an der Hand führend, während neun andere Kleine, jedes im Alter einem Jahre der Ehe entsprechend, sie umhüpften.

Die emsigen Darsteller haben bis heute noch nicht fassen können, weßhalb die anwesenden Väter und Mütter in ein homerisches Gelächter ausbrachen und die Vorstellung jäh beendigten!

Das Heidelberger Faß. Auf einem, das berühmte Heidelberger Faß darstellenden Kupferstiche, „zu Leyden in Hollant, in druck auß geben durch Henrichen von Harstens, im jahr Christi 1608“, befinden sich folgende Angaben darüber:

Ein Wunder, eines sehr großen Wein Fasses, welches in der Pfaltz am Churfürsten Hoff Heidelberg zu sehen und daran zwei jahr gebouwet ist, von Ao. 1589 bis auff Ao. 1591.

Es ist jederman bekant, daß Gott alles geschaffen und gemacht hat zum nutze des menschlichen geschlechtes, Vornehmlich das Korn, als auch den Edlen Wein auß der Erden laß wachsen, dero wegen wir schuldig sein Gott zu danken, so ist auch nicht unbekant das diese gemelte vornehme fruchten in dem Sommer, die eine in scheuren, und die ander in Weinfassen verwahrt werden, damit der mensche gespeiset wert 2c.

So ist bei den Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten und Herren, Herren Johan Casimir Pfaltz-graffen bei Rhein hochloblicher Gedächtniß goet gefunden, unnd hat lassen fragen nach einem erfahrnen und cunstreichen Fasbinder auff das er ihme ein Faß machen solte, zur ehr der Churfürstliche Pfaltz unnd das von solcher grosser das keins diergelichen zu finden wehren, so hatt dieser Furst unnd Her eintlich einen gefunden genennet Michiel Warner wonhafftich in der freie Statt Landauw, der ihm berumde solchen grossen Faß an zu fangen unnd das selbige auch volbringen, als dis groß stuck gezuguiß mit brinckt unnd zu sehen ist und taglicx von vieler Nation, so wol Edel als onedel, ja reich unnd arm besichtiget wirt.

Nu wil ich anfangen zu beschreiben die gelegenheit dieses grossen Fasses, Erstlich ist es groß hundert zwei unnd dreissich füder, drei ohm unnd drei viertheil, das ist 795 ohm und drei viertheile. Dieses Faß hat hundert zwolff tauben gegliche taube ist 27 werck schuh hooch, ist beschlagen mit 24 eisen reiff unnd ist vorsehen mit manichte von eisen schrauben alles gar Cunstreich gemacht. Der Schlosser hat zu behüff dieses Fasses geliebert elfftausend pont eisenwerck, unnd hat vor seine persoon verdient 1400 gulden, jeder Gulden gerechnet zu 15 batzen, ich sage verzehen hundert guldens bar, Ich gebe einen jeglichen zu erkennen wie viel der rehle meister müß verdienet haben.

Endlich so ist vor dis Faß ein großer Kelder oder ein gewelb gebauwet, darin es licht als einen großen berg, so das in keinen Kunichreich oder Furstendom, so ein diergelichen gesehen wirt.

Gunstiger Leser dieses ist das ich von diesen großen Faß in warheit zu schreiben weiß, unnd ist von vielen liebhaberen das selbst goet gefunden in druck auß zu geben, zur ehr aller Cunstliebhaberen 2c.

Salon-Büchertisch.

Armeleutslieder von Otto Kamp. Dritte durchgesehene Auflage. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Gebrüder Knauer. 1888.

In warmen Herzenstönen, oft schneidig und nicht ohne Bitterkeit, wennschon durchaus nicht von sozialdemokratischen Ideen angekränkelt, sind diese Gedichte dem Volke, den Kleinen, den armen Leuten, ihrem Ringen und Kämpfen, ihren Freuden und Leiden, ihrem Genießen und Entbehren gesungen. Reichen sie wohl auch nicht an Karl Becks „Lieder vom armen Mann" oder an Thomas Hoods berühmten „Sang vom Hemd", hinan, so befinden sich doch einzelne Dichtungen von wirklich poetischem Schwunge, von großer Zartheit der Empfindung (wie „Aller Liebling" u. a.) darunter, alle aber zeugen von einer feinen Beobachtungsgabe, von tiefem Verständniß und liebevoller Durchdringung des in diesem Bande durchgehends behandelten Stoffes. Daß das Buch Anklang gefunden hat, beweist die vorliegende dritte Auflage desselben.

Aus Herz und Welt. Neue Gedichte von Richard Zoozmann. Norden, Hinricus Fischer Nachf. 1888.

Der Dichter vorliegender Gedichtsammlung handhabt die Sprache gewandt und mit Grazie. Unter den Balladen sind besonders hervorzuheben „Das Bacchanal", „Pygmalion", „Die Näherin". Auch die mit „freie Rhythmen" bezeichnete Abtheilung enthält viel ansprechendes. Ebenso ist die satyrische Dichtung z. B. in dem Gedichte „Ahasver" u. a. gut vertreten. Sehr schön sind die zwei Widmungsgedichte, welche den Anfang des Buches bilden. Wenn uns auch nicht alle hier gebotenen Poesien gleichwerthig erscheinen und wir nicht unbedingt in die Lobsprüche einstimmen können, welche im Anhang in Auszügen früherer Besprechungen der Werke des Dichters aufgespeichert sind, so läßt sich doch ebenso wenig leugnen, daß ein genialer Zug durch diese „Neuen Gedichte" Richard Zoozmanns weht.

Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887. Von Moritz Schanz. Leipzig, Druck und Verlag der Roßbergschen Buchhandlung. 1889.

Diese Broschüre enthält Reiseskizzen, welche die Frische des unmittelbaren Eindrucks an sich tragen und zuerst in einer Zeitschrift, der in Rio de Janeiro erscheinenden „Rio-Post" abgedruckt gewesen sind. Sie sind neueren Datums, was für diejenigen, welche sich über die dortigen Verhältnisse orientiren wollen, von Belang ist, und zerfallen in zwei Abtheilungen: Reiseskizzen aus der Provinz Rio und solche aus den brasilianischen Südprovinzen. Der Verfasser sagt im Vorwort bescheiden von seiner Arbeit, daß er für dieselbe weder literarischen noch wissenschaftlichen Werth beanspruche, daß dieselbe aber, im Gegensatze zu anderen für irgend eine Kolonisationsgesellschaft gelieferten Berichten, völlig unbefangen sei, daß er, als ein seit Jahren in Brasilien Ansäßiger, diese Reisen nur unternommen habe, um etwas mehr von diesem schönen und interessanten Lande kennen zu lernen als seine Hauptstadt und deren nächste Umgebung, über welche die meisten Rio-Kaufleute nicht hinaus kämen, da das Reisen im Innern Brasiliens zeitraubend, unbequem und infolge der ungenügenden Kommunikationen auch ziemlich kostspielig sei, so daß sich die überwiegende Mehrzahl weit leichter zu einer Europareise, als zu einem Ausfluge im Lande selbst entschließe. Die Reiseschilderungen selbst sind sehr lebensvoll und interessant, zuweilen von einem frischen Humor gewürzt, wie der Beschreibung des Theaters in Cantagallo, der Erzählung des Einfangens eines Botokuden im Urwalde von Parana u. s. w. Der Verfasser bespricht die Ansiedelungsfrage, giebt von Belegen unterstützt, zahlreiche Winke für Einwanderungslustige, besucht viele deutsche Landsleute auf seiner Tour, erörtert die Angelegenheit der Bodenkultur, den Anbau des Mate, des Zuckerrohrs, besichtigt große Schlachtereien und andere industrielle Unternehmungen, hat Handel und Gewerbe, Sitten und Unsitten, praktische und unpraktische Einrichtungen im Auge. Die Naturbeschreibungen sind öfters von einer malerischen Anschaulichkeit.

Bildertisch.

Verrathen! Wenn Fanchon einmal mit den Kleinen spielt, so hallt der große, stille Parkgarten ein doppelt helles, doppelt frohes Lärmen und Lachen wieder. Fanchon, die im letzten Winter schon zwei große prächtige Bälle mit erlebt hat, kann noch lustig und ausgelassen, wie ein Kind sein.

„Hascht mich!" ruft sie den Kleinen zu und flattert in ihrem hellen leichten Kleid wie ein Sommerfalter die beschatteten Kieswege entlang — die Kinder glückselig lachend hinter ihr drein. Dann wird es plötzlich still. Sitzen sie nun zu dreien im Grünen und erzählen Märchen? Ach, nein, noch viel tausend Mal schöner! Sie spielen Versteck. Fanchon hat sich in der alten Burgruine verborgen und die Kleinen irren suchend eine halbe Ewigkeit, wie sie meinen, durch die golden-grüne Wildniß, ohne sie zu finden.

Endlich! — welch ein Jubel! — Nun muß sie uns suchen! Wir wollen es ihr schwer machen!" — Nun große Berathung zwischen den winzigen Schelmen. „Hinter der Steintreppe!" heißt endlich das Losungswort. Athemlos lauschend sitzen sie dort zusammengekauert. Da knistern Fanchons seidene Schuhe. „Sie kommt, sie kommt; o, wenn sie an uns vorbeiginge!" — Aber ach, da streckt plötzlich Diana, Fanchons Hund, das braune Gesicht in der Kinder Versteck. „Nun sind wir verrathen!" Welche Betrübniß, welches Erwarten, das der Maler so treffend und gut auf seinem Bilde festzuhalten wußte!

Eine Minute später löst sich die Spannung jedenfalls in ein glückseliges dreifaches Jauchzen und Lachen auf! Wie köstlich das klingen muß unter dem schattigen, uralten, dichtverzweigten Lindendach!

Der junge Held. Fürwahr er ist ein junger Held, der Held unseres Bildes! Wie er, dieweil seine Geschwister mißtrauisch und ängstlich gegen den langohrigen Stallbewohner sich zurückhalten, keck und unverzagt auf die ungewohnte Kohlfreundfamilie zuschreitet, da erscheint er einem jener antiken Helden gleich, die vor Troja unsterbliches geleistet. Ehre dem jungen Helden, wollte sagen — dem jungen Hunde!

Am Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich, wie ein fromm Gewissen;
Wann Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede! —

Annette von Droste-Hülshof.

Der kleine Gärtner. Der kleine Knabe auf unserm Bilde scheint ein großer Freund der Natur zu sein. Sein Herz kann es nicht ertragen, daß die armen Blumen auf Mamas neuem Hute so trocken bleiben müssen. Wozu steht ihm denn die Gießkanne so nahe zur Hand? Schnell entschlossen, begießt er die Blumen auf dem Hute, damit sie wachsen sollen, wie — der Aerger, der der Mama ob dem Gärtnertalent ihres Söhnchens erwächst. Die Thränen wachsen wie die Tropfen aus der Gießkanne, als die Mama ihm zeigt, daß gewisse Talente gerade wie die Blumen am — Stocke gezogen werden müssen.



Neueste Moden.

Nr. 1. Hut aus Strohgeflecht.

Das Kopftheil der Capote hat einen Zackenrand, welcher mit rothen Seidenpuffen abschließt, ein gleiches schmales Bändchen ist oberhalb der Zacken durchgezogen.



Nr. 1. Hut aus Strohgeflecht.

Vornauf befinden sich zweifarbige Schleifenbüschel aus rohfarbenem Seiden- und rothem Sammetband, deren Enden über das, ein verschobenes Viereck bildende Kopftheil gelegt sind und unter dem Kinn geknüpft werden.



Nr. 2. Mantille.

Diese Mantille hat ein faltiges Untertheil, über welches das offene Vordertheil fällt, das die Bordürenverzierung trägt. Ein zweites, darüberfallendes, unten spitz in Falten gelegtes Theil ist unten mit lose aufliegenden, bestickten Spitzen versehen. An dem Faltenrücken befindet sich ein faltiges Schooßtheil. An dieses Rücken- und Schooßtheil der ganzen Länge nach sind die großen offenen Aermel angefügt, welche unten, auf dem nach vorn fallenden Theil, zackig mit bestickter Bordüre und Blätterstickerei versehen sind. Ebenso wie am Vordertheil sind im Rücken am Ansatz der



Nr. 2 Mantille.

Aermel die Borden befestigt und reichen bis zum Schooßansatz, an welche sie in nach innen gekehrten Schlingen befestigt werden.

Nr. 3. Jacken-Mantille.

Die Vordertheile sind anliegend und breit mit gemustertem Sammet auf schwarzer Faille besetzt. Der Rücken aus glattem Stoff ist anliegend. Die Pagodenärmel sind vorn von gemustertem Sammet angefertigt. Die darüberfallenden Faltenärmel, welche der Rückenseitennaht angefügt sind, werden aus glatter Faille ange-

fertigt. Die Verbindung der Faille und gemusterten Theile deckt eine Büschelborde, ebenso den vordern Rand. Stehkragen aus gemustertem Sammet.

Nr. 4. Jacke für junge Mädchen.

Den Faltenrock aus silbergrauer Bengaline durchziehen am untern Rand drei, durch gleichbreite Zwischenräume getrennte, silbergrau- und rothbestickte Bordüren. Eine einfarbige Draperie fällt wellenförmig auf das Rücktheil herab. Die Jacke aus leichtem silbergrauem Tuch ist mit Silber- und rother Soutache bestickt. Silbergrau



Nr. 3. Jacken-Mantille.

bestickte Spitzencapote mit rothem Sammet und grauen Flügeln vervollständigt den Anzug.

Nr. 5. Anzug für junge Mädchen.

An der linken Seite des drapirten Rockes aus geblumter, broschirter Seide auf turteltaubengrauem Grund befindet sich ein Längsstreifen, welcher mit abschattirtem nacaratfarbigem Soutache auf gleichfarbiger Faille bestickt ist. Die Westentaille aus nacaratfarbiger Faille ist gleichfarbig, wie das Rocktheil, bestickt, ebenso der Gürtel, welcher das drapirte Vordertheil des Rockes, sowie auch die schräggelegte Faltenblouse hält. Die weiten Puffärmel hält ein besticktes Bündchen unten zusam-

Nr. 4. Jacke für junge Mädchen. Nr. 5. Anzug für junge Mädchen. Nr. 6. Anzug fürs Haus.



men. Der Strohhut ist mit nacaratfarbigem Sammet gefüttert und hat gleichfarbige Schleifen, sowie einen Strauß milchfarbener Blumen obenauf.

Nr. 6. Anzug fürs Haus.

Die Tunika und der Rock sind aus hortensienfarbenem peau de soie. An den



Nr. 7. Kleiderärmel.

Hüften ist der Stoff zu einem Bausch emporgeschoben und vorn am Gürtel in kleine Falten gereiht. Am Rücktheil bilden sich tiefe Doppelfalten. Die vorn über einem faltigen Latztheil offenen Jackentheile haben breite, nach unten spitz verlaufende Aufschläge. Die Falten in der Taille werden mit einem Faltenbund zusam-



Nr. 8. Blousenkleid für Kinder.

mengehalten. Die unten bauschigen Aermel sind am Oberarm faltig befestigt und unten in ein glattes Bündchen zusammengenommen.

Nr. 7. Kleiderärmel.

Auf einem Unterärmel aus Futterstoff ist der obere Aermelstoff, im Ganzen

geschnitten, befestigt. Der am Unterärmel befindlichen Außennaht entlang sind vom Oberstoff Falten gelegt, welche sich am Handgelenk verengen und als Aufschlagverzierung einen Plüsch- ꝛc. Streifen haben, der die Falten niederhält. An der Schulter ist ein zweiter Theil faltig eingenäht und schräg nach außen auf die Längsfalten



Nr. 9. Schleier aus besticktem Tüll.

mit einer Bandschleife befestigt. Zu sehr dünnen Kleidern kann man diesen Aermel auch ohne Unterfutter und nur mit einem schmalen Stofftheil, zur Befestigung der Falten versehen, anfertigen.

Nr. 8. Blousenkleid für Kinder.

Dieses Kleid aus johannisbrodfarbigem Wollenstoff hat ein glattes, gleich den



Nr. 10. Arbeitstasche.

faltig angesetzten Blousentheilen vorn herab mit Knöpfen geschlossenes Collertheil. Auf letzteres sind Patten aufgesetzt, welche vom Arm aus nach vorn gehen. Auch der untere Rand des vorn glatten und hinten faltig genommenen Rockes ist mit weißer Borde besetzt, ebenso die Bündchen der Aermel, welche oben lose und nach

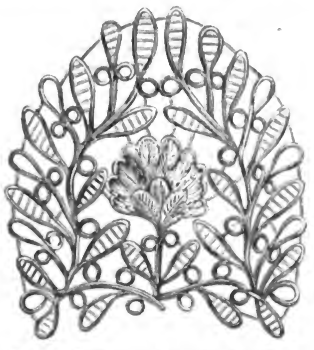
unten weit fallen, haben diesen Besatz. Ein glatter Stehkragen und eine um die Taille geschlungene, hinten an der Seite geknüpfte Stoffschärpe vervollständigen den praktischen Anzug.

Nr. 9. Schleier aus bestickten Tüll.

Derselbe ist am untern Rand mit gestickten Zacken versehen, der obere Rand glatt und vermittels eines Pikotbändchens zusammenzuziehen.

Nr. 10. Arbeitstasche.

Dieses Beutelchen ist aus einem 36 Centm. breiten und 56 Centm. langen



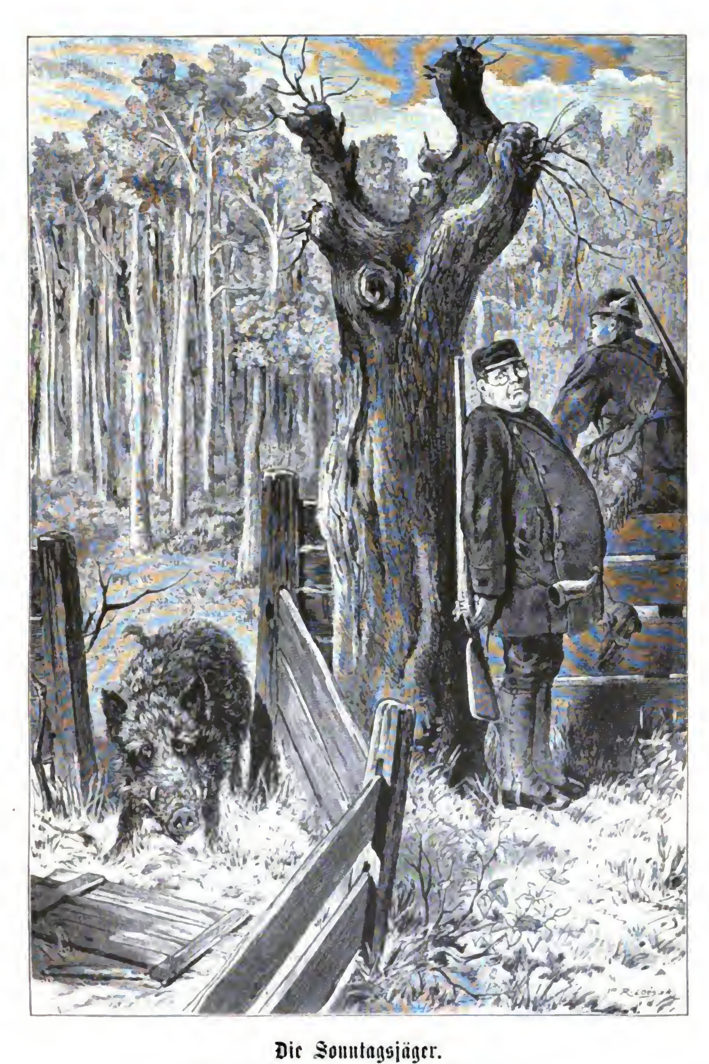
Nr. 11. Stickerei zur Verzierung von Hüten.

Streifen Javacanevas hergestellt. Dieser Streifen ist in seiner Länge mit Kreuzstich und kleinen Zickzacklinien im Lanzettstich, sowie in mit Metallfäden durchschossener Wolle in zwei Tönen Grün, Blau und Ponceau bestickt. Ein Futter von Seidenstoff wird oben mit einem Zug versehen, welcher mit einem hindurchgeleiteten Band zusammengezogen werden kann. Geflochtene Henkel aus Canevasfäden werden am Rand des Canevas befestigt. Die an beiden Seiten zusammengezogenen Enden sind mit Wollösen verdeckt.

Nr. 11. Stickerei zur Verzierung von Hüten.

Man führt dieselbe mit Gold und Seide auf Tüll, Crêpe 2c. aus; oder auch mit gespaltenem Stroh auf Tüll.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.



Die Sonntagsjäger.

Nach einer Originalzeichnung von G. Nestel.



Aus der Vorstadt.

Eine gewöhnliche Geschichte. Von S. Mielke.

Lang und eng war die Gasse und dunkle Schatten legten sich um das niedrige, wunderliche Haus, in welchem Jeremias Barnim seinen Laden hatte. Er sah gewiß nichts weniger als freundlich aus, der kleine, schmutzige Laden, in dessen Schaufenster ein wahres Chaos der verschiedenartigsten Gegenstände sich zusammendrängte, aber ein großes Blechschild mit halb verwischten Buchstaben, über der Thür prangend, pries seinen Besitzer als Freund der Armen und als Helfer der Bedrängten, freilich, in einer andern Sprache als mit den aufgeschwollenen, breitspurigen Phrasen eines Moralphilosophen, der nach einem fetten Diner sich der Noth seiner Mitmenschen erinnert. Diese kurzen, geschäftsmäßigen Ausdrücke hätten in keine Theorie der Ethik gepaßt, sie sprachen weder von Mitleid noch Pflicht, sondern gerade von solchen Dingen, welche die Ethik bisher immer als eitel und nichtig bezeichnet, von Gold- und allen andern Werthsachen, als da sind Kleider, Betten, Möbel, Kunstgegenständen u. s. w., und dann versicherten sie einfach, daß man dieselben hier gegen hohes Darlehen versetzen könne. Wohlthun war hier eben Gewerbe. Es gab keinen Studenten in dieser Gegend, welcher nicht, wenn der Wechsel noch nicht angekommen war und die Leere des Portemonnaies zum Himmel schrie, den alten Jeremias aufsuchte — Vater Jeremias empfing mit freundlichem Schnalzen seine Uhr und alle Noth war gehoben. Es gab keine arme Wittwe, die nicht wußte, was sie zu thun hatte, wenn der Steuererheber schon zweimal gemahnt hatte und Gefahr drohte, daß ihre Chambregarnisten eines schönen Tages durch die kahlen, entmöbelten Räume an die Tonne des Diogenes und an den Wechsel des menschlichen Daseins erinnert wurden — sie ging zu dem Pfandleiher, und der alte Jeremias gab ihr für den Trauring

und die Goldbrosche und das schwarze seidene Trauerkleid so viel, wie sie bedurfte. Da war kein Arbeiter, der nicht bisweilen seinen Lohn vertrunken und dann kaltblütig zu seinem zankenden Weibe gesagt hätte: „Geh zu Jeremias“. Und wenn es noch so werthlos schien, was man brachte, Jeremias gab etwas darauf. Allerdings sah er sich seine Leute dabei an; er hatte ein graues, kaltes Auge, das hinter dem Lid fast versunken zu sein schien und doch schnell und gewandt die Hieroglyphenschrift der Physiognomien zu lesen verstand, aus welcher er sofort entnahm, was die Person — denn diese galt dabei mehr als die Sache — werth sei. Er kannte das Buch der menschlichen Seele und wenn er so gut schreiben gelernt hätte wie rechnen, Jeremias wäre einer der ersten Schriftsteller geworden.

So aber saß er in seinem Laden, der von oben bis unten vollgestopft war von den merkwürdigsten Dingen, inmitten einer Atmosphäre, die zu schildern es einer Zolaschen Nase und Feder bedurfte, und glich, am Pulte hockend, mit seiner kleinen gekrümmten Gestalt und der spitzen Raubvogelnase einem alten Uhu, der in seinem Eulenthurm auf Mäuse lauert. Tag für Tag saß er da und schrieb und rechnete und bediente seine Kunden, nicht einmal des Sonntags feierte er, denn dann kamen gewöhnlich die armen Reichen, jene Klasse heruntergekommenen Wohlstands, die mit der Bildung auch die Repräsentation nach außen hin aufrecht erhalten wollte und dabei das Hungern lernte wie die in der Armuth geborenen Menschenkinder. Für sie hielt Vater Jeremias ein besonderes Konto und gerade bei ihnen kam es ihm mehr auf die Person als auf die Sache an.

Eine Frau besaß der Alte nicht mehr; wer aber seine achtzehnjährige Tochter sah, die ihm zur Seite stand, wußte von den Eigenschaften der Mutter soviel, daß sie sehr hübsch gewesen sein mußte. Denn von dem Vater konnte der schlanke, zierliche Wuchs und das reizende ovale Angesicht Sarahs nicht stammen — Jeremias war nichts weniger als ein Ausbund von Schönheit. Er gab überhaupt nicht viel auf Schönheit, aber trotzdem hing sein verschleiertes Auge stets mit einem gewissen Wohlgefallen an den feinen Zügen und dem ebenholzfarbigen Haar seines Kindes — war es außer der Vaterliebe der Stolz, daß Sarah verstand das Geschäft? Während er die eingehenden Sachen prüfte, den Kunden die Scheine ausschrieb und ihnen das Geld auszahlte, alles mit mathematisch bestimmter Ruhe und Feierlichkeit und einem eigenthümlichen, unangenehmen Zungenschnalzen, nahm Sarah still und gleichmüthig die Gegenstände in Empfang und gab ihnen in dem Hinterzimmer unter gleichartigen den gebührenden Platz. Daneben besorgte sie die Wirthschaft; Jeremias aß nichts, was nicht durch die Hände seiner Tochter gegangen war. Das war das einförmige Leben der beiden. Es gab niemand in der Vorstadt, der sie einmal zusammen hatte ausgehen sehen. Für den Alten war das Geschäft ein Vergnügen und für seine Tochter eine Gewohnheit und vielleicht hätten sie in friedlicher Gemeinschaft hier bis an ihr seliges oder unseliges Ende gewirkt, wenn nicht das

Schicksal das Tafeltuch zwischen Vater und Tochter jäh zerschnitten hätte.

Eines Nachmittags saß der Alte an seinem Pult und stierte mit den blöden Augen auf die Zahlen seines Hauptbuches. Seine Lippen murmelten dabei Allerlei, was monoton-feierlich wie ein hebräisches Gebet klang und doch nur eine Addition von trocknen Ziffern war. Von Zeit zu Zeit griff er mit seinen kurzen, hornhäutigen Fingern nach der kleinen, goldgeränderten Tasse, die Sarah auf das Pult gestellt hatte, und jedesmal wenn der braune Trank seinen Mund feuchtete, ging ein schnalzender Laut durch den Raum, rollend und klatschend wie die Jubelinterjektion eines Buschmanns. Sarah saß in dem anliegenden Zimmer, sie arbeitete an einer leichten Stickerei und schien dabei nach der Gewohnheit junger Mädchen nicht besonders nachzugrübeln.

Die Glocke an der Ladenthür ließ ihren heiseren Klang hören. Jemand war in den Laden getreten. Der Alte rührte sich nicht, sondern rechnete weiter: er wußte, daß alle, welche Geld brauchen, auch warten können, und wandte daher nicht einmal den Kopf um. Sarah legte drinnen die Stickerei beiseite und gähnte.

Der Fremde hatte den Tagesgruß geboten, ohne eine Antwort zu erhalten. Er hüstelte und räusperte sich, doch Jeremias ließ sich in seiner Beschäftigung auch dadurch nicht stören, und Sarah, die von ihrem Platz aus den neuen Kunden nicht sehen konnte, gähnte noch einmal.

Nachdenklich glitt der Blick des Fremden über den Wirrwarr von Gegenständen, die ringsherum aufgestellt und aufgehängt waren; er musterte jedes einzelne Stück mit einer Neugierde, als wäre er in eine unbekannte Welt gerathen. Langsam war er dabei um den Ladentisch herumgekommen und stand jetzt unweit der Thür, die in das innere Heiligthum des Pfandleihers führte, aber Jeremias war zu sehr unter dem Bann seiner Zahlen, um das ungenirte Benehmen des Fremden zu bemerken.

Dicht an der Thür hing ein breiter, krummer, türkischer Säbel, in dessen Scheide die wunderlichsten Arabesken eingegraben waren. Es war nur natürlich, daß diese Kuriosität die besondere Aufmerksamkeit des Fremden erregte, der rasch einen Schritt vorwärts that, um sie besser betrachten zu können. Jetzt konnte er Sarah in dem Nebenzimmer bei ihrer Arbeit erblicken.

Ein lautes „Ah" störte Jeremias in seinen Rechnungen. Unwillig erhob er den grauhaarigen Kopf. Da sah er vor sich einen jungen, stattlichen Mann, welcher in den Händen den türkischen Säbel hielt, sein Interesse aber nicht diesem, sondern einem ganz andern Gegenstande zu widmen schien.

„Was machen Sie da, Herr?" schrie er ärgerlich. „Ist nicht erlaubt zu treten hinter den Ladentisch."

Der junge Mann hatte sich schnell gefaßt.

„Nehmen Sie 's mir nicht übel, Jeremias, aber es ist ein schönes

Stück, ein prächtiges Werk! — Puh!“ Er versuchte den Säbel aus der Scheide zu ziehen „— halb verrostet.“

„Sollen Sie sich nicht bekümmern um fremde Sachen.“

„Schon gut. Ich komme auch nicht um den Säbel, Alter, ich brauche Geld.“

Jeremias streckte fünf kurze, harte Finger aus.

„Zeigen!“

Rasch hatte der Fremde einen Ring von dem Finger gestreift und ihn in Jeremias Rechte gelegt, der denselben sorgfältig prüfte und dann, nachdem er ein wohlgefälliges Schnalzen von sich gegeben hatte, kurz sagte:

„Drei Mark!“

„Nicht mehr? Es ist ein altes Familienstück.“

„Was scheert mich die Familie, mich scheert nur das Stück und darauf gebe ich Ihnen drei Mark, und weil Sie's sind, will ich Ihnen geben fünf Mark.“

„Sei es!“ erwiderte der junge Mann. „Mein Name ist Robert Weyher, Bauführer. Hier meine Legitimation.“

Der Alte hüstelte einige Male, und wie wenn dies ein Signal gewesen wäre, erschien jetzt Sarah in der Thür. Sie zeigte sich etwas befangen dem Fremden gegenüber, denn sie nahm den Ring aus den Händen ihres Vaters und verschwand, ohne den Eigenthümer desselben auch nur im geringsten eines Blickes für würdig zu erachten, in dem Hinterraum des Ladens. Halb überrascht, halb bewundernd schaute ihr der junge Mann nach.

Und nun stand er wieder draußen auf der Straße mit dem Geld in der Tasche. Der Kopf brannte ihm; es ist für einen Bauführer ein merkwürdiges Gefühl, in die Tochter eines Pfandleihers verliebt zu sein. Vergebens suchte er es sich auszureden.

„Unsinn, Robert, die Tochter eines alten Gauners! Und doch diese Taille, dies Haar, diese dunkeln, feuchtschimmernden Augen — ah, in dem Schmutze dieser Gassen giebt es auch Perlen. Sie ist werth, die Geliebte eines Grafen zu werden, warum sollte ich sie nicht zu der meinigen erheben? Der Olga habe ich ja den Laufpaß gegeben, sie ist ein altes Kameel neben dieser Blüte Israels. Wer weiß, ob der Alte nicht nachher für ein Sündengeld sein eigen Kind verkauft? Warum soll ich nicht vorher ihr das Abc der Liebe beibringen? Bin ich nicht der Mann dazu? Wie aber fange ich dies kleine Judenmädel?“

Er strengte sein Hirn an, um irgend einen Rouéstreich zu ersinnen. Er hatte Uebung in dergleichen Dingen und zudem kam ihm der Zufall oder das Schicksal — es ist fraglich, wer von beiden dafür verantwortlich zu machen ist — in freundlichster Weise zur Hilfe.

An der Hausthür hing ein Schild mit der kurzen Inschrift, daß im Hinterhause eine Treppe hoch zwei möblirte Zimmer zu vermiethen wären. Auf diese Anzeige fiel Roberts Blick und jetzt besann er sich

keinen Augenblick weiter. Ein paar Minuten später hatte er das eine der Zimmer gemiethet, welches den Vorzug hatte, einem Hinterzimmer des alten Jeremias, wenn auch eine Treppe höher, gerade gegenüberzuliegen. Am nächsten ersten zu beziehen!

Am nächsten ersten bezog er seine neue Wohnung. Da er an demselben Tage seinen Gehalt erhielt, so säumte er nicht, den Ring einzulösen. Der Alte strich schnalzend die 5 Mark nebst Zinsen ein und Sarah überreichte ihm darauf den Ring, wobei sie mit seltsamem, scheuem Blick seine Gestalt streifte und roth wurde, als zufällig ihre Augen sich trafen. In dem Augenblick gewann sie für ihn das Ansehen eines Königskindes, das ein alter Hexenmeister in seine Höhle geschleppt. Wie ein romantischer Zauber war es über ihn gekommen.

Von seiner neuen Wohnung aus hatte Robert die Aussicht auf einen schmutzigen, engen Hof und auf die Hinterseite des Vorderhauses. Drunten im Erdgeschoß gegenüber lag ein einfenstriges Zimmer; wie seine Wirthin ihm mittheilte, war dies Sarahs Kammer. Fortan beobachtete er in seinen Mußestunden, eine Cigarre rauchend, das Fenster mit eiserner Konsequenz, aber die dunkelrothe Gardine drüben rückte und rührte sich nicht, sodaß alles, was sich hinter ihr zutrug, ihm verschleiert blieb. Nach acht Uhr, um die Zeit, wo der Alte das Geschäft schloß, schimmerte ein mattes Licht durch das Fenster, das mit dem letzten Schlag der zehnten Stunde erlosch. Diese Fensterstudien ohne Erfolg ermüdeten ihn auf die Dauer: er mußte auf irgend eine Weise die Aufmerksamkeit der schönen Jüdin erregen. Er erinnerte sich, daß einer seiner Freunde eine Flöte besäße, auf der er selbst früher einmal verschämte Proben eines musikalischen Talents zu geben versucht hatte, und schon am nächsten Morgen horchte die ganze Nachbarschaft verwundert auf die nichts weniger als schmelzenden Flötentöne des Liedes:

Ich hab' Dich lieb, Du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' Dich lieb und grüße
Dich tausend, tausendmal!

Aber so viele tausendmal er auch hinuntergrüßte, an dem Fenster schien sich nichts zeigen zu wollen. Einige Tage flötete er, da langweilte ihn die Sentimentalität und voll Wuth über sein fruchtloses Mühen warf er das Marterholz in eine Ecke. Die Lyrik verstummte, die Prosa schien ihm plötzlich wirkungsvoller zu sein. So erschien er eines Tages in dem Laden des alten Jeremias und fragte ihn, ob er nicht den türkischen Säbel verkaufen wollte. Der Alte war froh, das verrostete Ding loszuwerden, zumal da es höchstens ein Italiener für die militärischen Produktionen seines Affen hätte brauchen können, und daher wurden sie bald handelseinig.

„Ich bin jetzt Ihr Nachbar geworden, Jeremias“, sagte Robert, indem er das Geld hervorsuchte. Er sagte es absichtlich überlaut, damit es Sarah im Nebenzimmer hören könnte.

„Sehr angenehm, sehr angenehm!“ schmunzelte der Alte und

strich die Markstücke ein. „Werden dann gewiß öfter mit mir Geschäfte machen.“

„Ich wohne im Hinterhause.“

„Nach dem Hofe hinaus? Sollten Sie sein der junge Mann, von dem mir Sarah, meine Tochter, erzählt hat, daß er bläst auf der Flöte? Wollen Sie vielleicht kaufen eine Flöte, eine feine Flöte, eine Tubaflöte mit silbernen Beschlägen? Sarah, bring einmal für den Herrn die große Flöte mit den silbernen Beschlägen.“

So hatte sie ihn doch gesehen und gehört. — Sarah erschien sogleich und überreichte ihm lächelnd und erröthend eine alte, fleckige Flöte, deren Tonlöcher von Staub vollständig verstopft schienen. Aber der schönen Jüdin that er alles zu Gefallen; er kaufte also das musikalische Marterholz und noch am selben Abend saß er am Fenster und blies, sobald der Lichtschein hinter der rothen Gardine erglänzte, mit der ganzen Innigkeit, die er aus dem klapprigen Instrument herauszupressen imstande war, die alte süße Melodie:

Ich hab' Dich lieb, Du Süße.

Und diesmal sollte sein musikalisches Flehen eine gewisse Erhörung finden. Er sah deutlich, wie die Gardine sich verschob und das kleine, schwarze Haupt der Jüdin am Fenster sich zeigte und mit den dunkeln, glänzenden Augen zu ihm aufblickte. Aber das Glück währte nicht lange, nach wenigen Minuten verdeckte das rothe Tuch wiederum den Gegenstand seiner Sehnsucht. Mit einem Lächeln war sie entschwunden — dies Lächeln haftete in seiner Erinnerung.

Fortan gehörten alle seine Mußestunden bis zehn Uhr abends, wo das Licht unten erlosch und er in die Kneipe ging, der holden Musika: die verstaubte, dickbauchige Flöte glich einer Mumie, welche die Götter aus jahrelangem Todesschlaf zu neuem Leben erweckten und eine zweite Jugend feiern ließen. Es lag in ihren Tönen sowie in den Blicken, welche Robert mit seiner schönen Nachbarin allabendlich wechselte, noch jene reizende Keuschheit, welche der erste Ausdruck junger Liebe ist.

Aber es wurde langweilig, entsetzlich langweilig. Was hatte er vom Sonnenschein, wenn ihn hungerte, und von einem Lächeln, wenn er nach einem Kusse brannte. Er war eine viel zu realistische Natur, um nicht zu empfinden, wie lächerlich sich ein Ritter Toggenburg im Hinterhause mache.

Wenn er sich ihr gegenüber doch hätte aussprechen können!

Eines Tages nahm er mit einem Gefühl stiller Wehmuth den Winter-Ueberzieher, der jeder Pflicht entfremdet verdrossen im Spinde hing, um ihn mit dem Ring zusammen dem Urtheilsspruch des alten Jeremias zu überantworten. Nachdem er sorgsam die Taschen durchkramt und alle Zeitungen, Anzeigen, Zettel, Briefe, Pferdebahnbillets und Cigarrendüten, die hier ein Recht der Unvergänglichkeit zu ertrotzen suchten, an das Tageslicht gefördert hatte, warf er die Winterhülle seines sterblichen Menschen nachlässig über den Arm und suchte

nach seinem Hut. Er mußte sich bücken und schließlich fast auf allen Vieren unter das Bett kriechen, wohin sich seine Kopfbedeckung vor der ruchlosen Behandlung ihres Herrn geflüchtet, aber als er darauf seinen Ueberzieher abstäubte, der bei dieser Unternehmung unangenehme Erfahrungen gesammelt, durchzuckte es ihn plötzlich wie eine Eingebung einer satanischen Macht. Vor Freude schlug er sich mit der Faust gegen die Stirn, daß es ihm weh that und er seinen stürmischen Jubel fast bedauerte — aber — er hatte einen Gedanken.

Am andern Tage in aller Frühe, ehe Jeremias den Laden öffnete, machten sich die Flötenklänge auf den Weg und pochten an das Fenster der kleinen Jüdin und pochten an ihr kleines Herz, daß es schneller schlug und sie verstohlen hinter der Gardine nach dem Fenster des jungen Bauführers blicken mußte. Da saß er, schön wie ein Gott, und blies die himmlische Melodie, die ihr den Kopf verrückt gemacht hatte, und jetzt, als sie ihn erblickte, legte er plötzlich die Flöte hin. Was hatte er nur? Sie zog die Gardine weiter zurück und sah, daß es ein Ueberzieher war, den er in den Händen hielt, und wie er ihn ausbreitete und glättete, taxirte sie denselben auf 15 Mark, d. h. ihr Kopf; ihr Herz hätte ihm dafür gegeben, was er nur verlangte. Was aber wollte er mit dem Briefe, den er da zusammenfaltete oder vielmehr zusammenknitterte und nun in die große Seitentasche schob, alles sichtlich und deutlich vor ihren Augen?

In ihrem Herzen regte sich etwas eigenthümliches, unbestimmbares. Es war wie eine Ahnung, in der sich die Süßigkeit einer längst gehofften Freude und die Furcht eines jähen Verhängnisses mischten.

Als Robert in den Laden trat, fand er Jeremias mit der Untersuchung eines großen Bündels Taschentücher beschäftigt, welches eine ärmlich gekleidete Frau vor ihn hingelegt hatte. Der Alte beeilte sich nicht; er prüfte die Wäschezeichen genau. Erst nachdem er schnalzend sich von der Grundlosigkeit jeden Verdachtes überzeugt zu haben glaubte, warf er einen Thaler auf den Tisch und schrieb der Frau den Schein aus.

„Sarah", rief er dann, „Nr. 1246, hier die Wäsche. Und Sie, Herr Nachbar?"

Sarah erschien und wurde hochroth bei dem Anblick des jungen Mannes. Mit einer gewissen Aengstlichkeit verfolgte sie alle Bewegungen ihres Vaters, der den Ueberzieher nicht minder genau prüfte als die Taschentücher. Auch Robert war nicht frei von Besorgniß, ob ihm sein Plan glücken würde. Wie wenn diese schmutziggrauen, kleinen Finger, die jeden Fleck, jede schadhafte Stelle ans Licht hielten, sich einmal in die Seitentasche verloren und den Brief hervorzogen!

„Es ist nichts in den Taschen!" sagte er, um den Alten davon abzuziehen. Zu gleicher Zeit warf er Sarah einen verstohlenen, vielsagenden Blick zu, aber diese schien denselben nicht zu bemerken: nur um ihre Schläfen glühte ein rother Strich.

„Macht 15 Mark“, sagte Jeremias. „Recht, Herr Nachbar?“

Robert nickte. Während der Alte ihm das Geld auszahlte, verschwand Sarah mit dem Ueberzieher und den Taschentüchern im Hinterraum. Der Plan war gelungen. Am Abend saß die hübsche, kleine Sarah in ihrer Kammer und las beim Schein der trüben Lampe die brennenden Liebesworte ihres Bewerbers, der ihnen jetzt auf der Flöte einen zärtlichen Kommentar nachsandte. Sie wußte nicht, daß es Gift sei, was ihre Hand erzittern und ihre Seele wollüstig erbeben ließ — sie schlürfte es mit der Gier eines unerfahrenen Gemüts, das nach Genuß drängt und von ihm ausgeschlossen ist.

Nach acht Tagen löste Robert seinen Ueberzieher wieder ein. In ungeduldiger Hast durchsuchte er auf seinem Zimmer die Taschen, endlich zog er ein schmieriges Zettelchen hervor, das auf beiden Seiten bekritzelt war. Ein freudiges Lächeln des Triumphes legte sich auf seine Lippen, als er die feinen, wenn auch etwas unsicher geschriebenen Buchstaben las, in denen ein Mädchenherz sich ergab. Sie schrieb ihm, daß sie ihn gern hätte, daß sie sich aber nicht sehen könnten, weil sie nie ausgehen könnten, weil sie nicht ausgehen dürfte. Wenigstens war das der Sinn der verworrenen und überaus blumigen Worte, über die er laut auflachen mußte.

Wiederum nach acht Tagen trug er seinen Ueberzieher zu dem Alten, um ihn wenige Tage darauf einzulösen. In dieser Weise entspann sich ein förmlicher Briefwechsel zwischen den beiden, nur daß Robert die Vorsicht gebrauchte, nicht öfter als zweimal im Monat das Kleidungsstück zu versetzen. Er motivirte dies dem Alten gegenüber damit, daß er seinen Gehalt jeden 1. und 15. empfinge, aber niemals bis zu diesen Terminen auskommen könne, worauf Jeremias schnalzend und schmunzelnd erwiderte: er möchte nur kommen, so oft es ihm beliebte. Der Alte ahnte nichts; er dachte allein an die Zinsen, die er gewann, nicht an die Tochter, die er verlor.

So ging es Monate hin und es war Winter geworden. Innerhalb dieser Zeit hatte das Schicksal ihnen Gelegenheit gegeben, sich mündlich auszusprechen. Die Schwester des Pfandleihers, eine allein stehende, ziemlich wohlhabende Wittwe, welche der Alte zärtlich liebte, war nicht unbedenklich erkrankt. Jeremias war sehr besorgt um ihr Befinden und beauftragte Sarah, von Zeit zu Zeit die Tante zu besuchen und nach ihrem besten zu sehen. Freilich ahnte er nicht, daß seine Tochter auf dem Hin- und Rückwege einen Begleiter hatte und daß in der Seele des jungen Geschöpfs sich immer heftiger eine Leidenschaft entzündete, die alle andern Gedanken und Empfindungen allmählich verzehrte. Der kluge, berechnende Alte, der alle Menschen zu kennen meinte, sah seinem eigenen Fleisch und Blut nicht ins Herz.

Weihnachten war vorüber, es kam die Zeit der Bälle. Ein großer Faschingsball war angekündigt, an dem Robert sich mit seinen Freunden betheiligen wollte. Er hatte diesen gegenüber oft von der schönen Jüdin geprahlt, deren Liebe er gewonnen, aber man wollte ihm nicht recht glauben, daß er das allbekannte Dornröschen des

Pfandleihers entzaubert hätte, und setzte selbst in die Briefe Zweifel. Als er kurze Zeit vor dem Ball wiederum im Kreise seiner Freunde von seinen Abenteuern erzählte, sagte einer derselben, ein Referendar, der wegen seiner Anstellung beim Standesamt den Beinamen „Prediger" erhalten:

„Nun gut, bringe sie auf den Ball mit, zeige sie uns."

„Ja, zeige sie uns!" riefen alle.

„Das kann ich nicht", versetzte Robert, „sie darf nicht ausgehen, am wenigsten auf Bälle."

„Ich denke, ihr seid so schlau", meinte der Prediger, „wenn ihr den Alten nun einmal betrügen könnt, so betrügt ihn auch jetzt."

„Gewiß", fügte ein anderer hinzu, „betrügt ihn und tanzt mit uns auf dem Balle."

„Wahre Liebe", sagte der Prediger pathetisch, „überwindet alle Hindernisse und so ein alter Kerl ist noch gar kein Hinderniß. Wenn sie Dich liebt, wird sie auch mir Dir tanzen und wenn zehntausend Tugendväter sie bewachten. Ich gebe sechs Flaschen Sekt, wenn Du sie auf den Ball bringst."

Robert war hitzig geworden, er hatte viel Wein getrunken und glaubte alles versichern zu können.

„Ich halte die Wette", rief er wild. „Ihr anderen seid Zeugen. Da soll der Teufel hineinfahren! Wenn ich will, will das Mädel auch."

„Handschlag!" brüllten alle. „Wir übrigen trinken. Hurrah!"

Mit Macht schlug Robert in die Hand seines Widersachers, des Predigers. Wie ein Nebel zog es sich in seinem Kopf herum, daß er sich kaum bewußt ward, was er versprochen. Die Erkenntniß kam nachher und mit ihr die Reue. Er machte sich die bittersten Vorwürfe über seinen Leichtsinn und beschloß, lieber den Champagner zu bezahlen, als Sarah seine unglaubliche Thorheit einzugestehen. Aber diesem Gedanken folgten bald andere. War es nicht ein Triumph, um den es sich für ihn handelte, wenn er mit ihr auf dem Feste erschien und sie strahlend wie eine morgenländische Schönheit der Bibel die zweifelhaften Rosenwangen der Damen seiner Freunde in den Schatten stellte? Und schließlich, sechs Flaschen Sekt zu werfen, war auch keine Kleinigkeit für seine Kasse.

Am andern Tage versetzte er den Ueberzieher und mit ihm erhielt Sarah die Nachricht, daß er sie unter allen Umständen zu der und der Zeit und an dem und dem Orte sprechen müsse.

Sie kam und erfuhr, was er verlangte. Er hatte nicht gedacht, daß sie so tödtlich erschrocken sein würde. Sie bat ihn dringend, von diesem Verlangen abzusehen; ihr Vater würde nie seine Erlaubniß dazu geben, vielmehr Verdacht schöpfen und dann wäre alles verloren. Das war so flehentlich und herzlich gesprochen, daß er wiederum einen Augenblick schwankte, aber der Gedanke, mit seiner Geliebten glänzen zu können, hatte sich zu fest in ihm eingebissen, als daß er davon hätte lassen können. Er suchte sie zu beruhigen

und deutete eine Möglichkeit an, wie sie seine Bitte erfüllen und doch den Zorn ihres Vaters vermeiden könnte.

„Und wie?“ fragte sie ängstlich forschend.

„Er braucht ja nichts davon zu erfahren.“

Sie sah ihn zweifelnd an, im nächsten Augenblick schien sie ihn zu verstehen oder vielmehr selbst einen ähnlichen Gedanken gehabt zu haben, denn in ihren Augen zuckte es auf, aber es war nur vorübergehend; von neuem begann sie zu schmeicheln und zu betteln und als er hartnäckig blieb, wurde sie traurig und schließlich weinte sie. Er küßte ihr die Thränen ab und sagte, sie wäre ein dummes Kind. Ob sie sich nicht an dem Abend fortschleichen könnte, er würde für einen prachtvollen Maskenanzug beim Garderobier Sorge tragen.

„Es geht nicht, Robert, es ist unmöglich.“

„Sei nicht thöricht, Schatz. Du, ein junges Mädchen, willst Dich von einem Vergnügen fern halten, um dessen willen andere in Deinem Alter ganz andere Dinge begehen würden. Machst Du Dir denn nichts aus dem Tanzen?“

„Tanzen!“ Ihr dunkles Auge funkelte wieder auf. „Wie gern! Ich hab's als Kind von meiner Tante gelernt und seit jenen Tagen bin ich nicht mehr dazu gekommen. Robert, wie gern würde ich mit Dir tanzen.“

„Und ich mit Dir, Schatz, die strahlend wie eine Königin, bewundert und beneidet wird.“

„Aber Deine Königin, Robert, nicht wahr?“

„So willst Du endlich?“

„Ich kann nicht, Robert! verlange nicht unmögliches von mir.“

Und doch ließ er nicht ab. Er fragte nach den Verhältnissen und Umständen ihrer häuslichen Einrichtung und ihres täglichen Lebens, und was sie ihm halb gezwungen, halb freiwillig darüber mittheilte, schien ihm für seine Bitte und seinen Plan nur günstig zu sein. Sie schlief allein in der Kammer, da der alte Jeremias sich auch während der Nachtzeit von seinen Sachen nicht trennen konnte und sein Bett im Hinterraum des Ladens hatte. Konnte sie da nicht gemächlich aus dem Fenster heraus- und nachher wieder hineinsteigen? Er sagte ihr dies. Sie preßte erglühend ihr Gesicht an seine Brust.

„Ich kann nicht.“

„Und warum nicht?“

Sie wollte es nicht sagen, dann aber flüsterte sie leise:

„Ich schäme mich, Schatz.“

Er wurde unwirsch und schalt sie aus. Es sei etwas keck und verwegen, aber weiter auch nichts. Kein Mensch sollte es bemerken, da er sie erst um 12 Uhr abholen würde.

„Aber wenn mein Vater das entdeckte — er hat einen leisen Schlaf — ich wäre verloren, ich hieße sein Kind nicht mehr.“

„Du bist zu erregt, Schatz, um die Sache ruhig zu bedenken. Dein Vater schläft wie ein Murmelthier und außerdem sind wir so

leise, daß keine Maus davon aufwachen soll. Er schläft und wir gehen auf das Fest, wir amüsiren uns und sind glücklich, nachher kehren wir rechtzeitig heim."

Sie wehrte sich nicht mehr lange, der tolle Plan schien ihr die Besinnung genommen zu haben. Seine Bitten und Küsse thaten das Uebrige, um den guten Trieb ihrer Seele zu ersticken. Gemeinsam ward es so beschlossen. —

Eine kalte, sternenfunkelnde Nacht war es, als Robert unten im Hofe an ihrem Fenster wartete. Endlich klang leise der Riegel, das Fenster öffnete sich und eine dunkle Gestalt wurde sichtbar. Ein zärtlicher Gruß scholl von flüsternden Lippen hinauf und hinunter — nun stand die Gestalt auf dem Fensterbrett und hielt sich in gebückter Haltung am Kreuz. Aber sie zögerte in die Arme des Mannes hinabzuspringen, ja sie flüsterte jetzt ängstlich, weinend hinunter, er möchte gehen und von ihr lassen. Er schwang sich empor zu ihr, mit tausend Schmeichelworten suchte er ihren Sinn zu beugen, suchte sie in seinen Armen hinabzureißen, sodaß sie erschreckt leise aufschrie. Eine Zeit lang horchten beide in athemloser Stille, nur das Herz pochte ihnen lauter und lauter. Ein schwarzer Kater miaute in einer Ecke und schlich über den Hof. Er hatte eben von einer Maus geträumt und machte jetzt, als er die beiden sah, stehen bleibend einen Buckel. Dann aber drückte er sich scheu an der Wand entlang und schrie in einer anderen Ecke kläglich wie ein neugeborenes Kind. Robert sandte ihm einen wüthenden Blick nach, doch als dieser Blick in derselben Ecke eine kleine Leiter entdeckte, ging ein anderes Gefühl in seiner Seele auf. Rasch war er hinabgesprungen, hatte die Leiter ergriffen und sie an das Fenster gelegt, das Sarah eben angstvoll geschlossen. Behutsam pochte er . . . sie öffnete und was er ihr einsagte, bannte jede Furcht, jede Scheu in ihr: an seiner Hand stieg sie eilig in den Hof hinab.

Sie standen vor der Hausthür auf der Straße. Ein scharfer, kalter Wind zog durch die Gasse und wie ein frostiger Hauch legte es sich auf Sarahs Herz. Enger und fester schmiegte sie sich an ihren Begleiter, um sich zu wärmen. Als sie zufällig zum Nachthimmel aufschaute, sah sie ein graues, zerrissenes Wolkenmeer, das näher und näher an die strahlende Sichel des Mondes rückte — gespenstig, unförmig und drohend, als wollte es das blasse Nachtlicht verschlingen. Eine seltsame Furcht kam über sie, daß sie nicht mehr ihre Augen auf dieses wüste Bild zu richten wagte.

Robert hatte einen vorüberfahrenden Wagen angehalten und nöthigte sie einzusteigen. Während der Fahrt regte sich in ihr wieder die Reue, aber die Küsse des Geliebten sogen ihre Thränen auf und halb weinend, halb lachend lauschte sie seinen Reden, die ihr von einer neuen, glänzenden Welt sprachen. Sie sollte tanzen und sich freuen, diese Nacht selbst ein erster Sonnenblick in das beklemmende, dumpfe Dunkel des Pfandleihladens sein, in dem sie herangereift war ohne zu wissen, daß es auf der Welt auch ein Glück gab.

Sie fuhren zu einem Garderobier, mit dem sich Robert vorher verständigt hatte. Nach kurzer Zeit hatte sich an beiden eine große Metamorphose vollzogen. Er prangte in dem Kostüm eines französischen Edelmannes aus der Rokoko-Zeit und nahm sich nicht übel aus, allein trotzdem, was war er gegen sie? Ein Ausruf freudiger Ueberraschung entfuhr ihm bei dem reizenden Anblick, welchen sie in ihrer Maskirung bot. Das war bis in den kleinen Finger eine spanische Prinzessin. Freilich war alles nur Theaterflitter von dem Diadem an, das in ihrem schwarzen Haar schimmerte, bis zu dem goldenen Besatz ihrer farbenleuchtenden Robe, aber er vergaß es ebenso wie sie es vergessen. Mit stolzstrahlendem Lächeln schaute sie zu ihm auf.

„Gefalle ich Dir?“

„Wie eine Göttin! Doch nun zum Ball!“ —

Sie waren in den Saal getreten. Eine gewaltige Flut von Licht strömte aus den Thüren ihnen entgegen und blendete ihre Augen, doch umso lockender klangen in ihren Ohren die jauchzenden Klänge der Geigen und Flöten, das wilde Schmettern der Trompeten und Pauken, welche die Sinne in ein Meer der üppigsten Lust zu reißen schienen. Und nun sahen sie, nachdem das Auge sich an den funkelnden Glanz gewöhnt, einen wirren Knäuel buntgeputzter Menschen in dem Saale auf- und niederschwanken. Die Gesichter waren bereits demaskirt, Brust schmiegte sich enger an Brust, die Wangen glühten und brannten in demselben Wonnerausch, der in den Augen sprühte und zu immer verzehrenderen Flammen zu wachsen schien. Der keuchende Athem der Tanzenden mischte sich . . ., heiß und sengend wie die schwüle, staubige Luft, die stickige Atmosphäre wüster Sinnlichkeit. Dazwischen Jauchzen und Toben, Knallen von Champagnerpfropfen und wirres Geschrei Berauschter.

Sarah wußte nicht, wie ihr geschah. Ehe sie zur Besinnung gekommen, tanzte sie mit Robert in der wogenden Masse.

„Ah“, sagte der Prediger zu einem Freunde, „da ist ja Robert mit seiner Donna. Nun, nicht übel!“

„Sie ist etwas mager“, meinte der Andere. „Doch sie ist es. Deine sechs Flaschen sind verloren.“

„Schadet nichts“, lallte der Prediger — er war ziemlich berauscht — „dafür werde ich Roberts Nachfolger.“

Er begrüßte das Paar und hinter ihm kam ein Freund nach dem andern, um sich von Roberts Triumph zu überzeugen. Sarah war überaus verlegen, sie wußte nicht, wie sie sich diesen Menschen gegenüber benehmen sollte, die ihr in den abgeschmacktesten Phrasen versicherten, sie wäre die Königin des Festes. Einen Augenblick ließ sie sich von dem Gefühl des Stolzes beherrschen, aber dann flößte ihr der Ton dieser Gesellschaft Furcht ein. Die Reden wurden bald freier, namentlich bei denen, welche schon etwas gezecht hatten. Der Prediger wollte durchaus mit ihr Kegelquadrille tanzen und konnte sich dabei kaum auf den Beinen halten. Zuletzt schwankte er nach

hinten und setzte sich einer Dame auf den Schoß, die ihrer Entrüstung über diese aufoctroyirte Last in mehr als vorstädtischen Ausdrücken Luft machte, indessen in dem Prediger einen auch hierin überlegenen Gegner fand. Seine Aeußerungen waren geradezu brutal, sodaß Sarah aufathmete, als Robert ihn endlich beiseite führte.

Einsam lehnte sie sich jetzt an eine Säule des Saales. Wie öde war es um sie ohne ihn! Traurig suchte ihr Auge in der Menge nach dem Geliebten.

Eine aufgedonnerte, fleischige Dirne kam auf sie zu. Ihre Wangen waren roth wie Ziegelstein und ihre Geberden zeigten die Gemeinheit eines verkommenen Lebens; in der Hand schwenkte sie ihre Maske, mit der sie jetzt ohne Scheu Sarah auf den Rücken schlug.

„Na, Kleine, gefällt es Dir?"

Sarah wußte nicht, ob sie antworten sollte. Aber der breite, freche Mund und die stieren, fast glotzenden Blicke ihrer Nachbarin setzten sie zu sehr in Angst, als daß sie ihr den Rücken hätte kehren können.

„Ich danke!" sagte sie.

„Du hast Dir etwas gutes angekratzt", fuhr die Dicke in ihrem Jargon ungescheut fort, „aber ich sage Dir, er ist ebenso verliebt und treulos wie ein Affe."

„Wer?" fragte Sarah. Sie konnte sich nicht denken, wen die Andere meinte.

„Kleiner Schäker! Deiner! Mit mir hat er auch ein Verhältniß gehabt. Nimm ihn gut aus, er ist spendabel wie ein Prinz."

„Laß Dir nichts vorreden, Schwarze", mischte sich jetzt eine allerliebste Blondine in die Unterhaltung und zeigte lachend zwei Reihen weißer Perlzähne. „Er hat die Dicke versetzt und sie will Dich jetzt eifersüchtig machen."

Die Dicke zog ein schiefes Maul und stemmte, auf ihre Gegnerin glotzend, einen Arm in die Seite.

Ach nein, fällt mir gar nicht ein. Aber Du scheinst wieder Lust zu haben. Ist Deiner weggelaufen oder hast Du ihn schon rattenkahl geplündert?"

Sarah hörte nichts mehr von dem Streit, sie war schnell fortgelaufen. Sie fühlte auf einmal, daß der ganze Saal sich um sie herumdrehte und auf- und niederschwankte, wie ein Berg legte es sich auf ihre Brust. Sie rang nach Athem und preßte das Taschentuch vor das glühende Gesicht, aber ihr heißes Auge konnte keine Thräne über sich bringen. Es war nicht Haß, nicht Zorn, nicht Ekel allein, was plötzlich siedend in ihrem Herzen aufsprang, es war alles zusammen und doch mehr. In welch eine Welt war sie gerathen, hatte sie der geführt, der ihr vorgelogen, daß er sie liebe.

O daß sie hätte sterben können vor Scham!

Da kam Robert in fröhlichster Stimmung wieder. Er hielt eine Flasche in der Hand — es war eine von den sechs gewonne-

nen — und mit der anderen bot er ihr das gefüllte Glas. Sie hatte nicht die Kraft, um ihre Hand zu erheben und dies Glas zu Boden zu schmettern, sie konnte es nur mit zuckendem Munde zurückweisen.

„Was ist Dir, Kind?"

Sie stöhnte angstvoll und dann quoll es plötzlich mächtig von ihren Lippen: „Fort, fort!" Ihre Augen schlossen sich und ein wilder Strom von Thränen floß in das weiße Tuch. Er umschlang sie tröstend mit seinem Arme, aber da gewann sie ihre Kraft wieder und riß sich entsetzt los von ihm.

„Fort, fort!" rief sie noch einmal.

Er suchte sie zu beruhigen, ohne für seine Worte Gehör zu finden; sie achtete weder auf seine Fragen noch auf seine Zärtlichkeiten. Nichts hielt sie mehr in diesen schrecklichen Räumen; von seinen Händen sich losmachend, eilte sie in die Garderobe und warf den Mantel über den Flitter, der sie jetzt anekelte wie ein Kleid der Schande. Betroffen folgte ihr Robert, der in seinem Innern die Schuld auf die Unbedachtsamkeit irgend eines seiner Freunde schob.

Nun waren sie auf der Straße und sie vermochte freier zu athmen. Der Wind pfiff ungestüm um die Häuser und klirrte mit den Laternen; vom Himmel fiel in dichten Massen der Schnee und die Flocken flogen im heftigen Zug ihr ins Gesicht und näßten ihre Wangen, als wollte die Nacht selbst sie anspeien für ihre That.

O fort, nur fort!

Dahin rollte der Wagen mit ihnen über das holprige Pflaster der Vorstadt. Sie hatte sich in die Ecke geworfen und weinte still. Auf alle seine Fragen antwortete sie nicht. Er versuchte es darauf, den Beleidigten zu spielen, aber da er auch mit dem Schein der Gekränktheit nichts bei ihr ausrichtete, wurde er wieder zärtlich und faßte ihre Hand. Sie litt es, denn sie fühlte und sah es nicht, die Gedanken tanzten in ihrem Hirn so wirr wie die treibenden Flocken, welche die Straßen erfüllten.

Da hatten sie die Garderobe abgegeben, sie selbst hatte sich dabei fast die Kleider vom Leibe gerissen, und nun ging es nach Hause. Aber der Wagen schien eine Unendlichkeit zu fahren und mit jedem Schritt dieser Unendlichkeit legte sich ein Stein auf ihr Herz, schwer und immer schwerer. Vor ihren Augen tanzte es wie zuckende, sprühende Irrlichter und doch war es nur der röthlich-gelbe Schein der Straßenlaternen, der von Minute zu Minute matt und trübe in das Innere des Wagens fiel. Sie wollte sich sammeln, um einen Gedanken zu fassen, aber die entsetzliche Angst ließ sie nicht dazu kommen bis ihr einfiel, daß sie in ihrer Kindheit ein hebräisches Gebet gelernt hatte, dessen Worte sie zwar nicht verstand, das man ihr aber als eine Bitte in der Noth ausgelegt hatte, und wie wenn sie den fremden Lauten mehr Kraft zutraute als den deutschen, so flüsterte sie jetzt dieselben in ihrer Herzensangst unaufhörlich in ihrem Innern. Dieses mechanische Aufsagen beruhigte sie etwas, sie

trocknete sich die Thränen, aber sie nahm das Taschentuch nicht von ihrem Gesicht, sie konnte den nicht ansehen, der neben ihr saß.

Der Wagen hielt, sie waren zu Hause. Sie stiegen aus — wie im Traume hörte sie, daß Robert den Wagenschlag zuwarf und daß der Kutscher von dannen jagte. Jetzt klang der Schlüssel im Schloß der Hausthür — es war ein kreischend-krachendes Geräusch, bei dem sie schauderte. Sie hatte — sie wußte selbst nicht woher — den Gedanken, daß ein Herz beim Zerspringen solch ein Geräusch von sich geben müsse. Wie unheimlich klopfte das ihrige!

Leise, leise vorbei an der Treppe — sie waren auf dem Hof. Gespenstisch beleuchtete das Mondlicht die Hinterwand des Hauses, an der ihr Fenster lag, ein seltsames Geisterlicht schimmerte auf den Oberscheiben.

Robert hatte die Leiter angelegt — sie sah, daß das Fenster offen war. Kein Geräusch war vernehmbar außer dem Ticken einer alten Wanduhr, die drinnen im Zimmer hing. Dennoch zögerte Sarahs Fuß, die Leiter hinaufzusteigen, sie preßte die Hand auf das wildschlagende Herz, während sie mit der anderen sich auf Roberts Schulter stützte — ihre Lippen murmelten oder stotterten vielmehr leise ein Abschiedswort — nun war sie am Fenster, ihre bebende Hand griff nach dem Kreuz, um sich daran festzuhalten.

Da — ist es nur ein Bild ihrer geängstigten Phantasie, das die Sünde erzeugt hat, oder ist es Wirklichkeit? — ein altes, verzerrtes, leichenblasses Gesicht starrt ihr entgegen, dessen Augen aus den Höhlen zu quellen drohen — wie blinkt das weiß-graue Haar im Mondenlicht! — sie kennt dies entsetzliche Gesicht — sie hört einen Fluch und fühlt, wie ihr Herzschlag aufhört — der grimme Fluch schallt wie ein ödes Grausen in ihren Ohren und mit ihm ein Wort, ein einziges Wort, das auf sie fällt wie ewige Schande und Verachtung und sie ausstößt in den Schmutz der Verworfenen. Ein wilder Schrei entfährt ihren blutlosen Lippen — sie wankt und fällt in den Arm ihres entsetzten Buhlen.

Das Fenster wird mit Macht zugeworfen, daß die Scheiben klirren, und drinnen geht Einer schlafen, der seine Tochter verloren hat und doch vermeint, die Ehre seines Namens gerettet und dem Gott seiner Väter gehorcht zu haben.

Draußen wirbelt der Schnee wieder wilder und dichter, als webe er geschäftig ein Leichentuch — durch die Nacht klingt es wie das Stöhnen eines sterbenden Menschenherzens. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie es endete? Wer hat den Muth zu fragen, der es nicht wüßte? — Sie ist nicht in das Wasser gegangen, obwohl es besser für sie gewesen wäre.

Robert Weyher hat vor kurzem sein Baumeisterexamen gemacht. Man prophezeit ihm eine glänzende Carrière. Um mit derselben einen Anfang zu machen, hat er sich jetzt mit der Tochter eines reichen Kommerzienrathes verlobt.

Der alte Jeremias führt nach wie vor sein Geschäft, mit derselben mathematischen Gelassenheit schreibt er Scheine aus, zahlt Darlehen und streicht Zinsen ein, auch schnalzt er nach wie vor mit der Zunge. Um ihn herum hockt und kriecht ein schmieriger Jüngling, der das Geschäft schon besser verstehen und ganz anders betreiben soll als der Alte. Ob damit der greise Jude seine Ruhe wiedergewonnen, ob ihm nicht bisweilen die Luft seines Ladens dumpf und stinkend vorkommt, in die einst die Anmuth und das stille Lächeln seines Kindes den frischen Duft der Jugend und des Glücks brachte, ob es nicht manchmal in seinem Herzen aufzuckt wie ein heißer, schmerzlicher Strahl der Sehnsucht . . . wir wissen es nicht.

Sehnsucht.

Noch manchmal werden Thränen stehen
Wie Morgenthau im Auge mir,
Und das wird immer dann geschehen,
Hab' ich des Nachts geträumt von Dir.

Im Traum nur steigst Du zu mir nieder,
Im Traum nur dürfen wir uns seh'n;
Von Dir zu träumen immer wieder
Möcht ich auf ewig schlafen geh'n.

Rudolf Knussert.





Klaus Groth.

Von Ernst Ziel.

Der kleine Landstrich zwischen Elbe und Eider ist reich an eigenartigen Reizen der Natur, an kernigem Volksthum und großen historischen Erinnerungen. Ein langer Doppelkampf hat die Bewohner von Dithmarschen, diese blonden Mischlinge aus Sachsen- und Friesenblut, zu dem gestählt, was sie heute sind: zu einem stolzen, freien, starknackigen Volke von Bauern und Schiffern. Ein langer Doppelkampf! Denn Jahrhunderte lang rangen sie mit Deichen und Dämmen dem rastlos wühlenden und spülenden Meere die Scholle ab; Jahrhunderte lang verfochten sie mit Wort und Waffe ihre angestammte Freiheit trotzig gegen Junker und Herren.

Was hätten die alten Bauernhäuser von Brunsbüttel und Wesselburen, von Heide und Tellingstedt mit ihren gethürmten, spitzigen Strohdächern nicht alles zu erzählen! Dunkle Sagen von der greisen Königin Margret, die hoch zu Roß des Nachts über die Uferdämme trabt, wundersame Märchen von versunkenen Städten mit Glockengeläute tief unten im Meer und dazu die wahrhaftigen Geschichten von bösen Grafen und wilden Herzögen, von der mörderischen Schlacht bei Börnhövede und den Großthaten des heldenhaften Bauernführers Wolf Isebrand — all das und viel Duftiges und Blutiges sonst noch ist in Dithmarschen lebendig.

Gehören aber diese reichen nationalen Ueberlieferungen zu den geistigen Besitzthümern des alten Holstenstammes an der Nordsee — das kostbarste und eigenartigste unter seinen angestammten Gütern ist doch seine altehrwürdige Volkssprache, das eigenartige dithmarsche Platt.

Von dem vornehmsten literarischen Vertreter dieses Platt wollen die nachfolgenden Darlegungen sprechen.

In den vierziger Jahren schlug an unserer Nordgrenze der Däne immer aufs neue drohend an den Heerschild; nicht nur die

politische Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande, nein, auch die Muttersprache, die theuere, stand für Schleswig-Holstein auf dem Spiele. Da, wie von zwingendem Drange getrieben und gerade im entscheidenden Augenblicke, rüstete sich in Dithmarschen ein schlichter Mann aus dem Volke zu einer nationalen That auf dem Gebiete der Sprache: unserem Deutschland wurde sein erster plattdeutscher Dichter neuer Zeit geschenkt: Klaus Groth. Auf der Insel Fehmarn, von schwerem Siechthum kaum genesend, schrieb der Sohn des dithmarschen Volkes damals seine lebensvollen Gedichte im Dialekte seiner Heimat, als wollte er sagen: „Seht, wie köstlich ist doch die Sprache unserer Altvordern, wie weich und doch wie mannhaft! Und die will der Däne uns nehmen? Das darf er nicht. Nie und nimmermehr!“

In Heide, dem Hauptorte von Norderdithmarschen, wurde Klaus Groth am 24. April 1819 als Sohn des Windmühlenbesitzers und Ackerwirths Hartwig Groth geboren. Ein Bild seines Vaters, der in der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten von Heide eine geachtete Stellung einnahm, hat der Dichter uns in seiner trefflichen Idylle „De Sündagmorgen“ in der Gestalt des Pockennarbigen gezeichnet. Gemeinsam mit der Tante Christine — Groth hat ihr in klangvollen Sonetten ein Denkmal der Liebe errichtet — leitete der überaus verständige Mann die Erziehung des Sohnes; denn die schöne und gute Mutter des Hauses war allzu früh zu den Todten gegangen. Unter den sorgenden Augen dieser zwei braven Menschen, welche die Hand der Pflicht zusammengethan, wuchs der nicht sehr kräftige Knabe heran. Aber einen fast noch größeren Einfluß als Vater und Tante übte auf Klaus sein Großvater, von dem er uns in den „Familjenbillern“ ein so anziehendes Porträt entworfen. Der Alte, ein Typus dithmarscher Art und Tüchtigkeit, der in den Chroniken des Landes zu Hause war wie kaum ein zweiter, trug etwas wie eine poetische Grundstimmung in sich, und er vor allen andern war es, der das lebhafte, empfängliche Bürschlein mit der Sage und Geschichte seiner Heimat bekannt machte und in die junge Seele manchen Keim legte, der später schwoll und sproßte und sich poetisch ausreifte. Bei aller Enge und Beschränktheit der Verhältnisse gestaltete sich um den heranwachsenden Knaben die Welt harmonisch und einheitlich: mit den Menschen seiner nächsten Umgebung stimmte genau das Oertliche seiner Heimat. Heide war in Groths Jugend ein Marktflecken von kaum sechstausend Einwohnern, unter denen der zehnte Mann ein Schuster war. So waren es durchaus ländliche und kleinbürgerliche Eindrücke, welche der werdende Poet empfing, und bei Groths dichterischer Begabung und seiner auf das Reale gerichteten Sinnesart mußten diese Eindrücke ihn mit Naturnothwendigkeit zum Idyllendichter machen.

Nach absolvirtem Besuch der Ortsschule — der Unterricht wurde plattdeutsch ertheilt — kam der fünfzehnjährige Klaus zum dortigen „Kaspelvagd“, d. h. zum Kirchspielvogt in die Schreiberstube. Die

Wanderbücher der durchreisenden Handwerksgesellen revidiren, Register führen und allerlei kleine Kanzleidienste verrichten — o schwerer Tagelöhnerdienst für einen angehenden Poeten! Aber bei allem Uebel war doch zweierlei gut: der Kaspelvagd-Adjunkt hatte viel freie Zeit, und der gutmüthige „Chef“ gestattete dem lernbegierigen Knaben den Gebrauch seiner leidlich reichhaltigen Bücherei, welche diesem eine Fundgrube der Belehrung wurde. Klaus studirte eifrig die deutschen Klassiker, unter denen Goethe ihn am meisten fesselte, las vieles von Shakespeare in der Vendeschen Uebersetzung und war so durch fleißigen Selbstunterricht mit Kenntnissen — wenn auch nicht gerade mit den zunächst geforderten — nicht übel ausgestattet, als er 1838 seine Stellung beim Vogt zu Heide aufgab und das Seminar zu Tondern bezog, um Lehrer zu werden. Das nächste Ziel, das er auf diesem Wege erreichte, war 1841 seine Anstellung als Mädchenschullehrer in Heide. Sollte aber diese Stellung nicht der Gipfel dessen sein, was er erreichte — und dieser Auffassung widersprach sein Ehrgeiz aufs entschiedenste — so mußte er die zu Tondern in seinen Freistunden begonnenen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien hier rastlos fortsetzen: er mußte lehren und lernen zugleich. Das hieß soviel, als auf schwache Schultern eine schwere Aufgabe legen. Aber der strebsame junge Mann setzte trotz wankender Gesundheit durch, was er sich vorgenommen: Nicht weniger als dreiundvierzig Stunden hatte er wöchentlich zu ertheilen — und doch fand er Zeit, Kraft und Muth, neben Naturgeschichte und Philosophie noch Mathematik, Psychologie, Aesthetik und moderne Sprachen zu studiren. Ja, sogar ein schüchterner Versuch im Griechischen wurde gemacht und später ein ernster Freundschaftsbund mit dem guten Vater Homer geschlossen. Karl Eggers, des Dichters mecklenburgischer Freund, erzählt uns in seiner trefflichen Abhandlung: „Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung“, daß der junge Präceptor oft genug seinen Kant zwischen Himmel und Erde studirt habe, nämlich auf luftigem Sitze in den Aesten eines Baumes, um sich, ermüdet, wie er infolge anderer Arbeiten war, durch das Drohende dieser Lage vor dem Einschlafen zu schützen. Aber dieser wissenschaftliche Uebereifer strafte sich: just wollte Groth zu seiner Ausbildung zum höhern Lehrfach die Universität Kiel beziehen, da brach er zusammen. Ein schweres Nervenleiden verbot ihm jede weitere wissenschaftliche Beschäftigung. So begab er sich, kaum einigermaßen genesen und innerlich tief verstimmt, nach der Insel Fehmarn, um dort in der frischen Seeluft völlige Gesundung und Stärkung zu suchen. Auf dem grünen Eiland lebte er jahrelang im Hause seines Freundes Leonhard Selle, des spätern Komponisten seiner Lieder, und dort, zu Landkirchen, reifte er zum Dichter: In der erhebenden Stille, bei Wellenrauschen und Mövenschrei, entstanden, wie bereits angedeutet, zu einem guten Theil jene an Naturstimmen und Herzensklängen so reichen Gedichte, welche seinen Dichterruhm begründeten. Wie wenig aber seine nächsten Angehörigen

einstweilen an den Genius des jungen Poeten glaubten, das geht u. a. aus einem kurzen Gespräch hervor, das nach Eggers in jenen Tagen zwischen Vater und Sohn stattgefunden hat.

„Du kannst mi bannig leed dohn, Klaus", sagte der Alte zum Jungen, „holl Di doch an Din Geschäft! Bi de Dichteri kümmt doch nix herut, un dor kann ik mi gor nix bi denken."

„Ik will di wat seggen", antwortete Klaus, „Du möst Di denken, Du steihst vör eenen breeden Graben. Up disse Sit is drögen Sand un gor nix los; up de anner Sit äwer is dat wunnerschön; denn möst Du doch heräwer. — Ik kann dat nu man noch nich. Aewer ik möt heräwer, un ik kam heräwer."

Daß Groth über den Graben kam, weiß die Welt. Er that nur einen beherzten Sprung — und drüber war er! Das war im Jahre 1852, als die poetische Auslese von Fehmarn nebst anderen Gedichten unter dem Titel: „Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart" wenige Wochen vor Weihnachten bei Perthes, Besser und Mauke in Hamburg erschien und das Hauptereigniß auf dem literarischen Christmarkt bildete.

Plattdeutsche Gedichte herauszugeben, bedeutete im Jahre 1852 etwas anderes als heutzutage. Das plattdeutsche Idiom entbehrte damals noch jeder wissenschaftlichen Basis und Klärung, jeder praktischen Schulung und Kultur — es war ein derber Schößling im deutschen Sprachwalde, ein Wildling, der noch der pflegenden, ordnenden Hand des Gärtners harrte. Klaus Groth mußte sich sein Platt erst disziplinieren, und das war der Schweiß, den die Götter vor seine Arbeit gestellt. Wie viel war da zu thun, ehe der Dichter ans Schaffen gehen konnte! Denn ein nennens- und nachahmungswerthes literarisches Vorbild gab es nicht, wenigstens nicht für den dithmarscher Dialekt. Groth war also vor die Aufgabe gestellt, ohne jede Grammatik, ohne eine logisch fixirte Schreibart grammatisch und logisch zu schreiben; auch das Metrische und Phonetische des Dialekts ging noch völlig in den Kinderschuhen einher; die schwankende Betonung, die vielen dumpfen und langgedehnten Laute, die Ueberzahl männlicher Reime, die mangelnden Lautzeichen für die Wiedergabe spezifisch plattdeutscher Klänge — all diese Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe an ein freies und bodensicheres Schaffen zu denken war. Vielleicht wäre der Dichter an solchen Klippen gescheitert, wenn er sich nicht der Beihilfe eines wissenschaftlich fein geschulten Freundes zu erfreuen gehabt hätte, seines Landsmannes Karl Müllenhoff, der damals als Professor an der Kieler Universität wirkte und dem Poeten unausgesetzt rathend zur Seite stand, wie denn auch das der zweiten Auflage des „Quickborn" beigegebene Glossar aus seiner Feder stammt. Was die systematische Handhabung der Sprache betrifft, fußt die gesammte dialektpoetische Nachfolge Groths — Fritz Reuter nicht ausgenommen — durchaus auf den grundlegenden und bahnbrechenden Vorarbeiten des holsteinischen Poeten und seines wissenschaftlichen Berathers.

Als Groth sein „Quickborn“-Manuskript fertig gestellt hatte, übersandte er es dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Gervinus und bat den kundigen Literarhistoriker und Kritiker um Befür- und Bevorwortung seines Werkes. Gervinus sandte es dem Autor mit der Erwiderung zurück, ein Vorwort könne er zu den Gedichten nicht schreiben; die würden sich selbst Bahn brechen. Die Voraussagung des Meisters ging in Erfüllung. Der neue Ton des „Quickborn“ frappirte; seine Tiefe, seine Wärme erwarben dem Dichter die Sympathien der Besten und Edelsten: Alexander von Humboldt las das Buch in einem Zuge bis tief in die Nacht hinein durch und schrieb dem Verfasser noch vor dem grauenden Morgen einen Brief voll des Lobes. Ernst Moritz Arndt nannte den Poeten in der „Kölnischen Zeitung“ — allzu überschwenglich — einen „größten dramatischen Dichter“; Gustav Freytag und andere kritische Stimmführer folgten anerkennend nach, und nach Ablauf weniger Wochen, noch vor dem Weihnachtsfeste, war die 2000 Exemplare starke Auflage verkauft.

Dieser Erfolg war ein geradezu epochemachendes literarisches Ereigniß. Hatte man doch bisher der plattdeutschen Sprache vielfach die poetische Existenzberechtigung entschieden abgesprochen; hatte man ihr doch höchstens den Rang einer Reimschmiedin auf dem Felde der volksthümlichen Anekdote, der Schnurre und des Schwankes zuerkannt. „Weil Du platt bist, kann von Dir auch nur Plattes kommen“, hatte man gesagt. Und nun welch eine Revolte der Praxis gegen alle Theorie! Nun auf einmal diese Tiefe der Empfindung, diese Breite der Stoffwelt, diese Fülle der Töne — und das alles im Gewande der plattdeutschen Sprache! Wie hatte man diese doch verkannt und herabgewürdigt! „Wir lassen“, sagt Groth im Vorwort zum „Quickborn“, „unsere herrliche Sprache mißhandeln, daß sie tanzt wie ein geprügelter Bär, und meinen, das sei Spaß. — Fragt Euch selbst: habt Ihr je ein plattdeutsches Stück vorlesen hören, gerade wie Ihr selber sprecht? oder ein Stück, das Euer Herz traf, weich und traulich, wie die Stimme der Mutter? Ich habe keines gehört. Es mag davon kommen, daß es schwer ist, da es sich kaum einmal schreiben läßt, wie es klingt, größtentheils aber, weil wir unsere Mundart platt schimpfen, sie selber nicht achten, die edle Sprache der alten Sassen! Das sollte man den Dänen bieten! Aber wir erkennen nicht, was wir haben, und schätzen nur das Fremde; so sind wir Deutsche — noch immer! — Ich wollte, ich könnte selber kommen, wenn ihr abends hinterm Ofen sitzt, und Euch meine Lieder sagen, recht, als wäret Ihr's selbst, nur mit Reim und Takt, wie die Dichtkunst es lehrt — Ihr solltet Euch verwundern! — nicht über meine Kunst; denn die halt' ich gering, aber über den Klang und Gesang, der in den alten Tönen steckt, die da schelten können wie keine und doch schmeicheln und weinen — nicht läppisch wie ein Kind, sondern wie ein Mann, der die Thränen im Auge zerdrückt.“

Und in der That! was die Vorrede verspricht, das hält das Buch: in einer Sprache, die alle Herzenslaute des Dialekts wiedertönt, schildert uns der Dichter die bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse seiner Heimat. Bald entwirft er uns Bilder aus dem Kleinleben, indem er uns in fein empfundenen Idyllen Land und Leute von Dithmarschen mit dem Stift des berufenen Genremalers zeichnet; bald reißt er uns eine weite Perspektive in Geschichte und Sage auf, indem er in ergreifenden Balladen seine reckenhaften Altvordern, die Erkämpfer und Begründer der dithmarschen Freiheit, markig in die Erscheinung rückt. Ueber diese eng umgrenzte und fest umschlossene kleine Welt aber gießt er jenes eigenthümlich ernste und elegische Stimmungskolorit aus, das für den deutschen Norden so charakteristisch ist.

Gewiß nicht unerheblich trug zur Verbreitung des „Quickborn" der Augenblick seines Erscheinens bei. Noch war „Schleswig-Holstein" die patriotische Parole des Tages; noch gehörten alle Sympathien Deutschlands den von dänischen Tücken umgarnten Herzogthümern; noch blickte man von der Memel bis zum Bodensee mit einer gewissen Zärtlichkeit auf die so vielfach gemaßregelten Bruderstämme zwischen den beiden Meeren, auf die nordischen Schwesterprovinzen, die man so schmählich zu entdeutschen strebte. Wollte man sie nicht losreißen vom großen Mutterlande? Sollten nicht Schule und Kirche, Verwaltung und Gericht, Gesellschaft und öffentliches Leben an Elbe und Eider verdänisirt werden? Da kam denn das anspruchslose und doch so bedeutungsvolle kleine Buch des dithmarscher Poeten gerade zur rechten Zeit. Man griff hastig danach; man betrachtete die Herausgabe des „Quickborn" als eine That von nationaler Bedeutung; man erblickte in dem Mädchenschullehrer von Heide einen geistigen Mitarbeiter an der Befestigung des vaterländischen Gedankens, und alles richtete die Augen auf den bisher unbekannten Mann im Lande der Sachsen und Friesen. Nicht nur an den deutschen Küsten, auch in Mittel- und Süddeutschland wurde Groths Name schnell zu einem viel gefeierten.

In den Applaus der breiten Schichten freilich mischte sich das Zischen bestimmter Koterien und Cliquen, und da waren es namentlich zwei Einwürfe, welche man gegen den „Quickborn" erhob. Erstens warf man ihm vor, er sei ein künstliches und somit unwahres Produkt und Groth ein Anempfinder des Volksthümlichen, ein exklusiver Gelehrter, der sich gewaltsam und noch dazu mit Ungeschick in die Gefühls- und Gedankenkreise des Volks hineingetiftelt und das plebejische Gewand der plattdeutschen Sprache sich höchst kokett über die am Studirtisch gekrümmten Schultern geworfen. Zweitens aber stellte man die ganz ungereimte Behauptung auf: da der plattdeutsche Dialekt nichts als eine Korruption des Hochdeutschen bedeute, so sei die Dialektdichtung überhaupt unberechtigt oder doch — so meinte die weniger strenge Observanz — nur auf dem Gebiete banaler Alltagsschilderung, also auf den niedrigsten Stufen der Poesie, allen-

falls zulässig. Der erste Einwurf widerlegt sich aus der Person des Dichters wie aus der Natur des Werkes, insofern Groth ein echter Sohn des dithmarscher Volkes im eigentlichsten Sinne des Wortes ist und das Buch für den wirklichen Kenner plattdeutschen Gefühls- und Gedankenlebens kaum eine Spur von Anempfindung an sich trägt. Die andere Behauptung aber — die von der mangelnden Legitimation der Dialektdichtung — entbehrt, weil von irrthümlichen Voraussetzungen ausgehend, jeder haltbaren Basis. Der plattdeutsche Dialekt eine Korruption des Hochdeutschen? Wieso? Mag in den hochdeutschen Gegenden der provinzielle Dialekt immerhin eine Degeneration der Schriftsprache sein — mit den plattdeutschen Mundarten steht es doch einigermaßen anders: diese sind nimmermehr Dialekte des Hochdeutschen. Hochdeutsch und Plattdeutsch sind vielmehr zwei aus einer und derselben Wurzel sprießende Schößlinge, und wie es zwei geographisch abgegrenzte Gebiete sind, welche sie beherrschen, so entwickelten sie sich selbstständig nebeneinander, und jede bildete in ihrem Ländergebiete die alleinige Schriftsprache. Wie es dann kam, daß das plattdeutsche Idiom als Schriftsprache dem Hochdeutschen im Laufe der Jahrhunderte das Feld räumen mußte, dies an der Hand der Geschichte nachzuweisen, würde hier zu weit führen. Es möge nur betont werden, daß das Plattdeutsche, nachdem es in seiner einheitlichen Entwickelung als Schriftsprache lahmgelegt worden, sich nunmehr um so ausgiebiger in einer großen Vielheit der Dialekte entwickelte. Aber sind das hochdeutsche Dialekte? Sind das Entartungen und Abartungen der heute giltigen Schriftsprache? Gewiß nicht! Es sind neben dieser vielmehr Abzweigungen von jenem großen plattdeutschen Sprachaste, der mit dem hochdeutschen aus dem gemeinsamen germanischen Stamme emporwächst. Fällt somit der Vorwurf, den man gegen das dithmarsche Platt erhob, in sich zusammen, der Vorwurf: gemeinsam mit seinen Schwestermundarten „korrumpirtes Hochdeutsch“ zu sein, so liegt kein zureichender Grund vor, weßhalb Groths Dialekt nicht literaturfähig sein sollte. Ueberdies hat ja der gesunde Sinn des Lesepublikums, der in literarischen Prinzipienfragen praktisch immer den Ausschlag giebt, die Kontroverse zu Gunsten des Dialekts entschieden: die sogenannte gebildete Welt und „das Volk“, beide kauften den „Quickborn“ mit unersättlichem Eifer.

Die zweite und die dritte Auflage, welche 1853 und 1854 erschienen, gaben dem Buche, das nun immer wieder neu aufgelegt wurde, seine endgiltige Gestalt: Abgesehen von dem schon erwähnten Glossar, den Müllenhoff der zweiten Auflage hinzufügte, wurde der bisher vorwiegend lyrische Inhalt jetzt durch historische und sagenhafte wie durch didaktische Elemente reichlich ergänzt. Die dithmarsche Geschichte und Sage fand durch die beiden Rubriken „Wat sik dat Volk vertellt“ und „Ut de oll Krönk“ Eingang, während die Abtheilungen „Ole Leeder“ und „Sprüch“ dort Volksliederartiges, hier Sinngedichte hinzuthaten. So erweist sich der „Quickborn“ in seiner

erweiterten Form als ein Produkt von höchster Mannigfaltigkeit. Neben dem Lyrischen nimmt sich das Lehrhafte trefflich aus; zu den in den „Familjenbillern“ zusammengefaßten Idyllen bilden die Balladen der verschiedenen Abschnitte einen wirkungsvollen Kontrast, und während das rein Epische durch Dichtungen wie „Peter Kunrad“ vertreten ist, kommt der Humor in Stücken wie „Hans Schander“, „Swinegel“ und die „Priameln“ kräftig zu Wort. Die verschiedensten Töne werden angeschlagen: In den sangbaren Liedern ist meistens ein weiches musikalisches Element; die Idyllen bewegen sich trotz ihrer durchaus realistischen Haltung vielfach in zarten Mitteltönen und bekunden zugleich Fülle und Wärme; in dem Cyklus „Wat sik dat Volk vertellt“ wiegt die Stimmung des Unheimlichen und Gespensterhaften vor, und in den „Olen Leedern“ wie den Gedichten „Ut de oll Krönk“ begegnen wir markigen Balladen und duftigen Romanzen von oft ausgesprochen dithmarschem Lokalkolorit und entschieden nordischem Gepräge. Dröhnend und donnernd prallen in den mitunter wuchtigen Strophen des Dichters die Schaaren der dithmarschen Bauern mit den Heeren von Rittern und Söldlingen zusammen. Hier stehen die Enterbten den Besitzenden kämpfend gegenüber; dort ringt der helläugige Friesentrotz mit der tückisch blickenden Dänenlist, und wie der rächende Donner des Gerichts übertönt alles der Schlachtenlärm von Altenwörth und Hemmingstedt. Es ist ein Uhlandscher Zug in diesen Heldengedichten: ritterliche Kraft und romantische Schönheit reichen sich in ihnen die Hand. Daneben aber stehen Romanzen und Lieder von lichtem Kolorit, Verherrlichungen der Liebe und des Glücks mit heiterem Naturhintergrunde, wie Eichendorff sie zarter und schöner nicht gedichtet hat. Da lacht die Sonne über dem blauen Meer; da blühen die Blumen im engen Garten; da tollt die Sonntagsfreude im kleinen Dorfe. Welch ein Buch dieser „Quickborn“ — voll Weinen und voll Jauchzen!

Nur kurze Zeit hindurch durfte sich der Dichter des großen Erfolges freuen, den der „Quickborn“ errungen. Eine schwere Krankheit befiel ihn, die ihn während dreier Monate ans Lager fesselte. Nachdem er endlich genesen, ging er im Sommer 1853 nach Kiel, um zu seiner Kräftigung die milden Seebäder von Düsternbrook zu genießen. Hier sammelte er seine früher entstandenen hochdeutschen Gedichte, feilte und überarbeitete, sichtete und siebte das reiche Material und gab die so gewonnene Ausbeute im folgenden Jahre (1854) unter dem Titel „Hundert Blätter. Paralipomena zum ‚Quickborn‘“ heraus. Zeigt uns die plattdeutsche Lyrik des „Quickborn“ den Dichter vorwiegend in den Bahnen der Anschauung und des Gefühls, so sehen wir ihn in diesen ihrer Entstehung nach älteren hochdeutschen Liedern und Strophen meistens in den Geleisen der Reflexionslyrik wandeln, in Gedankenkreisen, welche aus dem immerhin beschränkten Horizonte des Plattdeutschen herausfallen. Auch hier bekundet Groth sich als Poet von Beruf in jeder Linie. Die schon erwähnten

Sonette an seine Tante Christine wie die in dem Cyklus „Klänge" vereinigten Gedichte, in welchen eine unglückliche Liebe des Dichters sich zugleich wehmüthig und erhebend austönt, ohne dabei die schärferen Accente eines tief verwundeten und verbitterten Gefühls zu sparen — diese Gedichte gehören vielleicht zu dem Tiefsten und künstlerisch Vollendetsten, was Groth geschaffen, und doch gingen die „Hundert Blätter" fast spurlos den Weg allen Papiers. Heut kennt sie kaum noch jemand, während der „Quickborn" noch immer gelesen wird. Das ist ja eben der Fluch alles Schaffens auf ausgesprochen eigenartigen Gebieten, daß, wie nun einmal das Publikum ist, ein Poet, der auf einem solchen scharf markirten Felde mit entschiedenem Erfolge thätig gewesen, keinen Glauben mehr findet, sobald er ein anderes betritt. Weil Groth plattdeutsche Lorbeeren gepflückt, vorenthielt man ihm mit schroffem Eigensinn die hochdeutschen, wie man ja später dem Anakreontiker Geibel absolut nicht glauben wollte, daß er auch das Zeug zum Lyriker höheren Stils habe. Aus dieser spröden Nichtbeachtung der doch so beachtungswerthen „Hundert Blätter" erklärt es sich wohl, daß der hochdeutsche Dichter in Groth von Stund' an auf immer verstummte.

Nachdem er noch den ersten Band seiner „Vertelln" (zwei Bände 1856—60) herausgegeben, dieser einfachen Erzählungen in dithmarscher Mundart, welche sich durchaus auf plattdeutschem Terrain bewegen, trat Groth eine längere Erholungsreise an. Ueber Hamburg und Pyrmont begab er sich nach Bonn, wo er sich so sehr gefesselt fühlte, daß er zwei volle Jahre dort verweilte. Im Umgange mit dem alten Vater Arndt, mit Simrock, Brandis, Jahn, Böcking, Bettina von Arnim u. a. verlebte er eine ungemein anregende Zeit, und auf Dahlmanns Veranlassung verlieh ihm die dortige philosophische Fakultät den Doktorgrad honoris causa. Seinen Abschluß aber fand der Aufenthalt in Bonn durch einen Ausflug in die Schweiz, den Groth in Gemeinschaft mit Böcking unternahm. Auf der Rückreise nach Kiel erkrankte der Dichter abermals schwer, und zwar in Dresden. Ein Nervenfieber hielt ihn in der sächsischen Residenz längere Zeit zurück, und mit geschwächten Kräften kam er in dem heimatlichen Kiel an, wo er nun aber schnell gesundete. So frisch, wie kaum je zuvor, habilitirte er sich noch in demselben Jahre (1857) als Docent für deutsche Sprache und Literatur an der Universität. Zum Professor wurde er 1866 ernannt.

Den „Vertelln", unter denen sich „Dettlef" durch originelle und scharf umrissene Charaktere auszeichnet, folgten zunächst die gemütvollen Kinderreime „Voer de Goern" (1858), dann im Laufe der Jahre die tief empfundene Idylle „Rothgetermeister Lamp un sin Dochter" (1862), die schwungvollen „Fif nie Leeder" (1864), die geschickt und geschmackvoll zusammen gestellte Anthologie „Lieder aus und für Schleswig-Holstein" (1864), der zweite Theil des „Quickborn" (1870) und die trefflichen Jugenderinnerungen „Ut min Jungsparadies" (1876), mit welch letzterem Werke die Produktion Groths

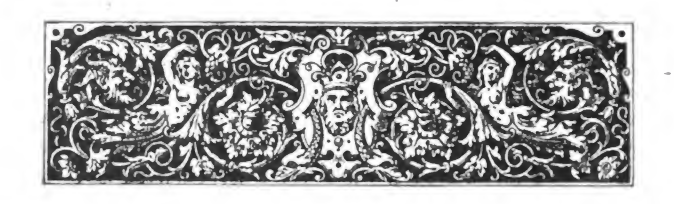
einstweilen — vielleicht für immer? — abschließt — lauter achtbare und durchweg edle Kundgebungen eines liebenswürdigen Dichtergeistes, wenngleich sie sich nach Gehalt und Gestalt dem unvergleichlichen „Quickborn" (erster Theil) nicht an die Seite stellen können. Die ersten Plätze unter diesen späteren Hervorbringungen Groths gebühren den drei Erzählungen in „Ut min Jungsparadies", welche uns nach Tellingstedt versetzen, wo der Knabe Klaus im Hause seines Oheims „paradiesische" Tage verlebte, und einigen Stücken aus dem zweiten Theile des „Quickborn", so namentlich der ebenso zarten und stimmungsduftigen wie lebensvollen und naturwahren Idylle „De Heisterkrog", die Geibel mit Recht eine Perle unserer Literatur genannt hat. Neben dieser Idylle bildet die Erzählung „Ucm de Heid" den Hauptinhalt des späteren „Quickborn", während die neu entstandenen Lieder, Balladen, Romanzen und Gelegenheitsgedichte, die von sehr ungleichem Werthe sind, einigermaßen von den größeren Stücken verdunkelt werden.

Die Wirkung der Grothschen Dichtungen in die Nähe wie in die Ferne war und ist eine bedeutende, und eine bedeutende wird sie noch lange bleiben; denn aus dem innersten Herzens- und Geistesleben des Volkes von Dithmarschen hervorgegangen, werden diese Dichtungen von plattdeutscher Art und plattdeutschem Wesen noch zeugen und künden, wenn der Seewind längst über des Dichters Grab zieht; ist doch ihre Wirkung eine ebenso tiefe wie breite — eine breite; denn in plattdeutschen Landen haben sie sich ein großes Publikum errungen; ebenso liest man sie in hochdeutschen Gauen; aber damit nicht genug, sind sie im Fortgange der Zeit fast allen Kulturvölkern bekannt geworden: sie sind ins Englische, Französische und Holländische übertragen worden; die Sprachbewegung des vlämischen Belgiens knüpft vielfach an die Autorität des Sängers von Dithmarschen an, und im fernen Amerika treiben die niederdeutschen Stammesgenossen nahezu einen nationalen Kultus mit den beiden Hauptvertretern des plattdeutschen Idioms, mit Klaus Groth und Fritz Reuter.

Groth und Reuter! Die Parallele drängt sich unabweislich auf, und kein Beurtheiler des Einen oder des Andern sollte ihr ganz aus dem Wege gehen. Die beiden Dichter sind streng gegensätzliche Naturen und standen sich zuerst sogar persönlich in Kämpferpositur schroff gegenüber. In seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" warf der Holsteiner 1858 dem Mecklenburger den Fehdehandschuh hin, indem er diesen — und nicht mit Unrecht! — beschuldigte, er würdige die plattdeutsche Dichtung in den ein Jahr nach dem „Quickborn" (also 1853) erschienenen „Läuschen und Riemels" in unverantwortlicher Weise herab, da er rein anekdotische Stoffe zu Gegenständen der Poesie erhebe. Reuter nahm den Handschuh auf und vertheidigte sich in einer geharnischten Broschüre. Zur Ehre Groths muß aber gesagt werden, daß er es war, der, als 1860 Reuters „Ut de Franzosentid" erschien, die Hand zur Versöhnung bot und neidlos das Werk des Sangesgenossen in einer öffentlichen Kritik anerkannte.

Bei einer Parallele zwischen Groth und Reuter springt zunächst, mehr äußerlich betrachtet, der Vergleichspunkt der verschiedenen Dichtgattungen hier und dort in die Augen: Groth ist vorwiegend Lyriker, Reuter in erster Linie Epiker; bei jenem tritt demgemäß die Empfindung, bei diesem die Gestaltung in den Vordergrund; dort empfängt die Dichtung durch den Lakonismus des Gefühls, hier durch die Breite der Realitäten ihr charakteristisches Gepräge. Ein weiterer Gesichtspunkt des Vergleichs ist sodann der der dichterischen Methode, und da gelangen wir denn zu dem Satze: der Verherrlicher der Marschen ist mehr Künstler, der Schilderer des Obotritenlandes mehr Naturalist; formale Strenge steht technischer Nachlässigkeit gegenüber; auf der einen Seite feines ästhetisches Abwägen, auf der anderen prinzipienlose Willkür in der Form. Was endlich die dichterische Grundstimmung beider Poeten betrifft, so muß man wohl sagen: der eine ist Idealist, der andere Humorist: das Bewußte und Sentimentale herrscht bei dem Sänger des „Quickborn", das Instinktive und Naive bei dem Verfasser von „Ut mine Stromtid" vor; jener, mehr passiv, empfängt Eindrücke und stilisirt sie; dieser, durchaus aktiv, macht Beobachtungen und gestaltet sie. Im ganzen betrachtet ist das Stimmungselement bei Groth feiner, die Form nobler als bei dem derberen Mecklenburger; aber Groth ist dem Gehalte seines Schaffens nach nicht ganz frei von einem gewissen poetischen Konventionalismus und Eklektizismus. Reuter dagegen ist der tiefere Menschenschilderer, und die kernige Drastik seines Vortrags stempelt ihn zu einer Dichtergestalt von unvergänglicher Eigenart. So ergänzen sich diese beiden Hauptvertreter der plattdeutschen Dichtung unseres Jahrhunderts wie Mild und Stark, wie Kunst und Natur, wie Schule und Leben, und nur die Thorheit kann fragen, wer der Größere ist von beiden; ihre Namen werden überall da gemeinsam genannt werden, wo es gilt, dem Genießenden wie dem Nachstrebenden die leuchtenden Spitzen des modernen niederdeutschen Schriftthums vor Augen zu stellen.





Neuer Dramenspiegel.

Von Dr. E. Tr.

IX.

Gnädige Frau!

Die gesellschaftliche Wintercampagne ist vorüber und mit ihr die vergnüglichen Anstrengungen und anstrengenden Vergnügungen der Thés dansants und der obligaten Souperplaudereien. Ballgespräche pflegen ja bekanntlich nicht zu den geistvollsten Meinungsäußerungen der Menschen zu gehören; es wäre auch ein offenbarer Ueberfluß, wenn es anders wäre. Denn was die Lippen verschweigen, das sprechen deutlich genug die heißen Blicke aus dunklen Augen und die schnellen Herzschläge bei rauschenden Walzermelodien aus. Es findet eine glänzende Unterhaltung der Augen statt und schließlich wissen die Blicke mit ihrer stummen, aber feurigen Sprache weit überzeugender zu reden, als Worte es jemals vermöchten. Und was geht einem nicht alles fast ungewollt über die Lippen, wenn man zur Rechten eine anmuthige Tischnachbarin und vor sich eine schmackhafte Hummermajonaise hat! Doch es ist schon verzeihlich, Hummern und Mädchengestalten sind einmal meine Passion. Allerdings will mir das Blut ins Gesicht steigen, wenn ich mir vorstelle, daß hinter mir ein Stenograph meine Worte an der Tafel belauscht haben könnte. Doch was zaghaft zwischen Suppe und Braten angeknüpft, das ist schon des öfteren beim „Fürst Pückler" zum erfreulichen Ende gediehen, schon manches Menschenlos ist unter gefülltem Truthahn geworfen worden. Aber die Saison ist vorüber und man kann nun einmal wieder ein vernünftiges Wort mit einander reden. Das wollte ich sagen und das will ich beherzigen.

Heute komme ich mit einer reich gefüllten Dramenmappe zu Ihnen, gnädige Frau. Es ist Lustiges und Trauriges darunter, wie im Menschenschicksal. Ich werde mit dem Humoristischen beginnen und mit dem Tragischen endigen. Sie sehen, ich kopire das Leben.

Eduard Volger erscheint diesmal mit einem neuen Lustspiel „Nach der Hochzeit“. Der junge und nach der humoristischen Seite äußerst talentirte Autor hat bereits mit seinem Erstlingswerk „Die junge Frau“ einen nennenswerthen Erfolg errungen, auch sein neues Bühnenstück legt ein beachtliches Zeugniß für seine dramatische Begabung ab. Dem Ganzen liegt eine echte Lustspielidee zugrunde. Kommerzienrath Weber und dessen Frau Amalie suchen beide, ein jeder nach seiner Art, das Eheglück ihrer ältesten Tochter, welche der Rechtsanwalt Dr. Berlow heimgeführt hat, in elterlicher Fürsorge zu begründen und dauernd zu befestigen. Die Beglückungsmethoden von Vater und Mutter gehen freilich weit auseinander wie Ja und Nein. Während der Erstere das Rezept zu einer Musterehe darin gefunden zu haben glaubt, daß der Mann seine Auserwählte von Anfang an nicht verwöhne und, um nicht später die Herrschaft in der Ehe zu verlieren, gleich in den ersten Tagen des neuen Liebesglückes sich als Herr im Hause erweise, zum Zeichen seiner ehemännlichen Gewalt aber seiner jungen Frau in scheinbarer Vernachlässigung derselben die erste Bitte rücksichtslos verweigere, geht die Auffassung der Kommerzienräthin nach Art aller Schwiegermütter, welche Töchter verheiraten, dahin, daß ein wahrhaftes Eheglück nur dann bestehen könne, wenn die Frau das Regiment im Hause führt und in Zurückhaltung mit ihren Gunsterweisungen dem Manne fühlbar macht, daß ihre Liebe immer von neuem errungen werden muß. Amalie hat allerdings ihrerseits diese Methode mit dem glänzendsten Erfolge angewendet, der Kommerzienrath ist in Ansehung seines Beglückungssystems reiner Theoretiker. In einem Punkte herrscht aber zwischen Schwiegervater und Schwiegermutter eine bewunderungswürdige Uebereinstimmung, daß sie nämlich ihre Anwesenheit im Hause des Schwiegersohns mit Beginn der Flitterwochen für unentbehrlich erachten. So findet denn das eben vermälte Paar in der neuen Heimstätte seines jungen Glückes, in welcher es sich nach den Ermüdungen des Hochzeitsfestes sich selber überlassen glaubt, die ganze kommerzienräthliche Familie versammelt, da auch Gretchen, die Schwester der jungen Frau, sich in das reizende Köpfchen gesetzt hat, Helene glücklich zu machen. Das ist allerdings eine Ueberraschung, wie sie entsetzlicher kaum denkbar ist! Die beiden Beglückungsmethoden werden nun zur Anwendung gebracht, Weber steht mit seinen Rathschlägen dem Schwiegersohne beglückend zur Seite, Amalie der jungen Frau, wennschon sich die letztere anfänglich dagegen sträubt, nach dem Rezept der Mutter glücklich zu werden. Das nothwendige Ergebniß dieser Wirkungen und Gegenwirkungen ist natürlich, daß sich Helene bereits am ersten Tage nach der Hochzeit als unglücklichste aller Frauen fühlt, wozu Gretchen Beistand leistet, indem sie die gesetzlichen Ehescheidungsgründe nachliest. Es beginnt nun eine ergötzliche Komödie der Irrungen zwischen den jungen Eheleuten, welche in unwilliger aber gehorsamer Befolgung der elterlichen Lehren sich immer weiter von ihrem Glücke entfernen. Die

junge Frau greift schließlich zu dem wirksamsten Mittel aus dem Arsenal der Weiberlisten, zur Eifersuchtserregung, aber „er ist nicht eifersüchtig", weil er zur rechten Zeit das Spiel Helenes durchschaut. Die Irrwege, auf welchen die Ehegatten wandeln, kreuzen sich endlich aber doch und Ernst und Helene finden sich selber und ihr Glück trotz aller elterlichen Bekehrungsversuche wieder. Um ihr junges Glück allein nur mit sich selbst genießen zu können, schützt ein jeder eine Einzelreise vor, anscheinend der höchste Triumph der elterlichen Ehepädagogik. Kaum sind auf diese Weise die Schwiegereltern entfernt, so kehren Ernst und Helene in ihr Heim zurück. **Enfin seuls!** wie es das meisterhafte Salonbild veranschaulicht. Zwar unterbricht Weber noch einmal durch seine Wiederkunft das Rendez-vous des Ehepaares, aber der überraschte Kommerzienrath erkennt beim Anblick seiner Kinder sofort die Trüglichkeit seiner Beglückungsmethode und handelt nach der neu gewonnenen Einsicht, indem er den Störer des jungen Eheglücks, sich selber entfernt. Das Volgersche Lustspiel athmet einen liebenswürdigen Humor, es ist reich an Situationskomik und verspricht, zumal es mit genauer Berechnung der Bühnenwirkung durchgeführt ist, einen genußvollen Theaterabend. Zu bedauern ist nur, daß auch in diesem Stücke wie in so vielen der neueren Lustspiele die Lösung der Verwickelung durch eine Belauschungsscene herbeigeführt wird, ein unkünstlerischer Behelf, der zumal in dem Volgerschen Drama mit Leichtigkeit hätte vermieden werden können. Neben der feinen Komik des Stückes nimmt auch der drastische Humor einen breiten Raum ein und hat seinen hauptsächlichen Vertreter in der Person des Bureauvorstehers Nebelhorn, der sich in seinen Mußestunden als Petrarka junior fühlt, alles „ohne Bedenken" findet und als ein männliches Pendant zur komischen Alten in Benedix' Dr. Wespe erscheint. Eine reizende Mädchengestalt ist Gretchen Weber, in deren blonden Köpfchen die Welt sich allerdings höchst eigenartig wiederspiegelt. Als ein kleiner Bankier hat sie eine ihr geliehene Geldsumme in Bahnaktien angelegt und ist nun über die Kapitalanlage untröstlich, weil auf dem Bahnhof drei leere Waggons zertrümmert worden sind. Sie fragen erstaunt nach dem Grunde von Gretchens Unmuth, gnädige Frau! Ganz einfach, der große Eisenbahnunfall muß doch ein rasches Sinken des Aktienkurs zur Folge haben. Sie werden hierdurch allerdings keine übermäßige Hochachtung vor der Rentabilität des fraglichen Aktienunternehmens gewinnen und ich möchte mein Geld auch unter keinen Umständen einer solchen Aktiengesellschaft anvertrauen. Aber das sind Weltreflexe in einem blonden Mädchenkopf! Die Aktien des Husarenlieutenants von Merfeld stehen übrigens bei Gretchen auch etwas besser.

Carl Mallachow hat mit seinem Lustspiel „Der erste Blick" die Literatur des komischen Dramas in Versform wesentlich bereichert. Wir sind es gar nicht mehr gewöhnt, auch Thalia auf Versfüßen einherschreiten zu sehen, und halten die gebundene Rede fast für ein

Vorrecht ihrer ernsteren Schwester. Die graziöse und eigenartige Behandlungsform einer dramatischen Handlung heiteren Charakters in dem Genre der Paul de Mussetschen Proverbs hat bisher auf der deutschen Bühne das Bürgerrecht nicht erworben, mag es nun an geeigneten Vertretern dieser literarischen Richtung mangeln oder mag der Grund hierfür in der etwa spezifisch französischen Art dieser Dramengattung zu erblicken sein. Jedenfalls ist die poetische Drapirung auch für die heitere Muse eine sehr vortheilhafte und kleidsame Gewandung. Sie läßt im Ausdruck wie im Gedankeninhalt einen höheren Schwung zu und führt naturgemäß infolge der vornehmeren Kunstform zum Ausschluß des trivialen Possenwitzes. Deßhalb eignet sie sich auch hauptsächlich für das elegantere Konversationslustspiel, wie Wilhelm Jordan in seinem reizvollen Drama „Durchs Ohr" in musterhafter Weise gezeigt hat. Freilich birgt diese dichterische Behandlungsart des heiteren Dramas auch die ernste Gefahr in sich, daß sich die Form auf Kosten der Charakteristik widerrechtlich bereichert und daß der Unterhaltungston in ein Pathos ausklingt, welches mit der harmlosen Lustspielhandlung in empfindlichen Widerspruch tritt. Diese Gefahr hat Mallachow glücklich vermieden. Er behandelt in seinem „Ersten Blick" den Vers mit einer Eleganz und Virtuosität, welche an die Vortragsweise unserer gefeierten Pianisten erinnert, wennschon ich damit nicht etwa behaupten will, daß er ein Rubinstein auf dem Verse sei. Seine gereimten Verszeilen fließen anmuthig und eben dahin wie klingende Wellen, erquickender Wohllaut und ein erfrischender Duft von Poesie steigt aus ihnen empor. Uebrigens ist ein solcher Lustspieldichter seinen anderen Kollegen in Apollo schon insofern stets überlegen, als seine Personen niemals etwas ungereimtes sagen können. Ihre schöne Stirn umdüstert sich, gnädige Frau? Ich bitte demüthig um Vergebung. Das Mallachowsche Bühnenstück heißt „Der erste Blick" wie lucus a non lucendo. Denn der erste Liebesblick des Dr. Berndt fällt auf die schalkhafte Lilli, sie ist der Traum seiner unruhevollen Nächte, ihr gilt der Allegroschlag seines jungen Herzens. Premierlieutenant von Specht erbarmt sich des zaghaften Freundes und bringt ohne dessen Wissen die Werbung des Doktors bei der Mutter an, nur verwechselt er in seinen zukünftige Kriegspläne erwägenden Gedanken die Angebetete seines Freundes und wirbt statt um des Doktors Herzenskönigin um deren Schwester Hertha, welche längst eine tiefe Neigung zu dem hübschen Militärarzt gefaßt hat. In Wahrheit hat der erste Blick aber getrogen und Berndt erkennt in der ernsteren Hertha die eigentliche Geliebte seines Herzens. Durch eine Indiskretion Spechts erfährt Hertha jedoch von der stattgefundenen Personenverwechselung und dem anfänglichen Herzensirrthum und giebt in ihrem verletzten Mädchenstolz dem Doktor das Wort zurück. Berndt ist untröstlich, die wahrhaft Geliebte durch das Mißverständniß des ersten Blickes verloren zu haben. Seine Gemütsverfassung schildert Specht in launiger Weise:

„Ob er wohl leidet! Welch ein schwaches Wort
Für jenen Zustand, der ihn übermannte —
Er stöhnt und ächzt und jammert immerfort
Und zaußt wie eine altersschwache Tante.
Das Haupt gesenkt, die Augen traumverloren,
So wandelt er in heimchenzarter Schwermuth,
Ein fleischgeword'nes ‚Wär' ich nie geboren',
Ein illustrirter großer Tropfen Wermuth.
Und die Patienten! Allbarmherz'ger Himmel!
Ich danke Gott, daß ich zur Zeit gesund.
Des Sterbeglöckleins schauriges Gebimmel
Verkündete mein Ende sonst zur Stund'.
Verwirrung herrscht im ganzen Lazarethe —
Selbst Kranke, denen es schon besser ging,
Sie liegen wieder allesammt im Bette.
Getäuschte Liebe ist ein eigen Ding;
Jedweder sei bestrebt, daß er sie meidet,
Doch namentlich ein Doktor, der gern schneidet."

Schließlich sieht Hertha aber mehr auf die Herzens- als die Augensprache; durch die unwandelbare Liebe Berndts von ihren Zweifeln befreit, reicht sie dem Geliebten für immerdar die Hand, während Specht inzwischen das Herz der munteren Lilli nach Soldatenart im Sturme erobert hat. So hat der schmucke Lieutenant durch seine Verwechselung doch das Richtige getroffen. Diese Verwechselung ist der Angelpunkt des Stückes, freilich aber auch die schwache Seite desselben, da sie immerhin eine starke Leichtgläubigkeit des Publikums voraussetzt. Bei dem schnellen Tempo, in welchem die Handlung sich abspielt, und dem frischen Humor, der über dem Ganzen ausgebreitet ist, vergißt man aber leicht diese Unwahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen, Unmöglichkeit. Mallachow ist übrigens derselbe, der in Gemeinschaft mit Elsner das reizende Drama „Wenn man im Dunkeln küßt" geschrieben hat. Man sieht es immer gern und thut es ohne Zögern.

„Herr im Hause" oder „Ein geplagter Parlamentswähler" betitelt sich ein Schwank von Friedrich Roscius. Das Stück spielt in rein englischen Gesellschafts- und Staatsverhältnissen und erinnert lebhaft an die grob ausgeführten Holzschnitte der minderwerthigen englischen Zeitschriften; es muthet übrigens mehr wie eine Uebersetzung als wie ein Original an. Ein besonderes Geschick in der Erfindung und Ausführung der dramatischen Handlung kann man dem zweifellos pseudonymen Verfasser nicht nachrühmen. Der Humor tritt in dem Stücke mit breitgelegten Ellenbogen und mit plumpen Schritten auf wie ein englischer Matrose; es herrscht in dem Werke der Witz des Verdeckes. Die Intrigue entbehrt des spannenden Interesses und ist aus verschiedenartigen, nicht mit einander sich vereinigenden Elementen zusammengesetzt. Um die Wahlstimme des ehrenwerthen Mr. Simon Gourlay, des biederen Kaufmanns und Stadtraths, bewerben sich zwei Kandidaten der Parlamentswahlen Mrs. Gourlay protegirt den Mr. Wood, der Herr des Hauses beabsichtigt für den Schiffskapitän Oliver zu stimmen. Gourlay schwankt



Aschermittwoch.

wie Bursians Esel; auf der einen Seite bestimmt ihn die Autorität seiner besseren Ehehälfte, auf der anderen droht ihm für den Fall, daß er für Oliver stimmt, ein rücksichtsloser Gläubiger. Nach seiner eigenen Vernunft würde er dem Grundsatz seines würdigen Vaters folgen und für die gewinnende Partei stimmen, aber er weiß nur nicht, welche Partei den Sieg davontragen wird. Eine ganz unverständliche Fahrlässigkeit des ehrsamen Krämers scheint den Ausschlag geben zu wollen. Zur Errichtung der Freudenfeuer bei den Parlamentswahlen sind ihm heimlich Kohlen entwendet worden. Um den Spitzbuben eine weitere Wegnahme zu verleiden, streut er Pulver in die Kohlen und bewirkt dadurch eine Explosion, die leicht verhängnißvoll werden konnte, aber noch glücklich abläuft. Oliver droht ihm mit einer Strafanzeige, sofern er nicht seine Wahlstimme für ihn abzugeben bereit sei; Gourlay fügt sich schon dem Gewaltstreich des ehrenwerthen Parlamentskandidaten und ist eben im Begriff zur Wahlurne zu schreiten, als ihn der General-Sheriff auf Grund der Forderung der für Wood agitirenden Gläubigerfirma in Schuldhaft nimmt. Sie sehen, gnädige Frau, die Handlung des Stückes entbehrt völlig des stofflichen Reizes und auch die Ausführung macht nicht nach weiterem lüstern. Die häuslichen Familienscenen, bei welchen die Frau dem Herrn im Hause an den Haaren rauft und ihn mit den unparlamentarischsten Ausdrücken belegt, tragen auch nicht dazu bei, das Ganze schmackhafter zu machen. Wenn eine Frau ihren Mann wie im vorliegenden Stücke Einfaltspinsel, Dummkopf, Lüderjahn, Tölpel, Narr, Esel, nichtswürdiger Bösewicht und dergleichen schimpft, so hat man bald von der Gassensprache genug. Das Schimpfwörterbuch kennt Mrs. Gourlay auswendig, einen erträglichen Ausdruck bekommt man von ihr auch kaum zu hören. Freilich das Rosciussche Bühnenstück kündigt sich als Schwank an, allein diese Bezeichnung ist noch kein Freibrief für die krasse Geschmacklosigkeit. Einen auffälligen Gegensatz zu dem genannten Schwank bildet das Lustspiel „Rentennoth“ von Karl Reist. Während im ersteren die Personen mit fast handgreiflicher Deutlichkeit reden und handeln, sprechen die Helden des Reistschen Dramas ausschließlich in gewundenen Räthseln. Die Diktion ist abgerissen und hieroglyphisch wie die Handlung, zahllose Gedankenstriche unterbrechen beide, die Personen selbst sind wandelnde Epigramme und Sentenzen. Wenn ich daran denke, geht mir noch jetzt ein Mühlrad durch den Kopf herum. „Ein zorniger Mann ist keiner; einer, den der Zorn nie übermannt, weniger als keiner“, sagt eine Person im Stücke und so sprechen ungefähr alle. Ich habe das Stück dreimal mit aller Aufmerksamkeit gelesen, aber ich bin nicht imstande, Ihnen ein klares Bild von den Vorgängen des Lustspiels zu geben, gnädige Frau. Im wesentlichen handelt es sich um einen Verwalter, der die zerrütteten Vermögensverhältnisse einer adeligen Familie wieder in Ordnung bringt und bei dieser Gelegenheit die Tochter des Hauses heimführt. In welcher Weise dies alles vor sich geht, kann ich

Ihnen aber beim besten Willen nicht sagen. Oder befehlen Sie etwa, daß ich das Lustspiel zum vierten Male lese? So grausam werden Sie nicht sein, gnädige Frau.

Die ausländische Literatur hat auch diesmal einige Eroberungszüge auf dem deutschen Theater zu unternehmen versucht. Abgesehen von den unvermeidlichen französischen und nordischen Einwanderern finden sich Abkömmlinge der Slaven und Magyaren vor. In dieser Beziehung sind zwei Lustspiele des Grafen Alexander Fredro Vater zu erwähnen, „Consilium facultatis“ und „Das Licht ist ausgelöscht“ in der Uebertragung von Hermann Loewenthal. Das erstere behandelt in ergötzlicher Weise das oft variirte Thema vom „malade imaginaire“ Molières und ist eine dramatische Skizze im Stil der Burleske. Der Landedelmann Bolbecki, ein Mann von einer eisernen Gesundheit, ist der vermeintliche Patient; er fühlt sich erst wohl, wenn er seine reich inventarisirte Hausapotheke und ein paar Aerzte um sich hat. Deßhalb ist er auch willens, sein Töchterchen Aennchen nur an einen wirklichen Doktor der Medizin zu verheiraten. Der Ingenieur Kasimir Morzycki und der Edelmann Ladislaus Szocki übernehmen nun beide die Rolle des neuen Landarztes Dr. Rzeszko, ersterer, um die Hand Aennchens, deren Herz er bereits besitzt, zu gewinnen, letzterer, um eine Versöhnung zwischen seiner Familie und dem Onkel Bolbecki zu vermitteln. Trotz der pseudoärztlichen Bemühungen Kasimirs und Ladislaus bleibt die Gesundheit des eingebildeten Kranken unerschütterlich, schließlich wird die Maskerade durch die Dazwischenkunft des wirklichen Dr. Rzeszko aufgedeckt. Kasimir erhält sein Aennchen und Ladislaus die Versöhnung des Onkels. Der arme leidende Bolbecki! Hören Sie nur, gnädige Frau, welcher Diät der Bedauernswerthe sich mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit unterwirft. „Gewöhnlich“, setzt er kläglich dem vermeintlichen Arzte auseinander, „des Morgens, so zwischen Neun und Zehn, trinke ich eine Tasse Kaffee; nun allerdings verzehre ich dazu fünf, sechs Stück Kipfel und ein paar Butterbrode, doch das nur dann, wenn frisches Brod auf den Tisch kommt; bleibe aber dann nüchtern bis elf Uhr, wo dann ein Schnäpschen und irgend ein Rostbraten oder Schnitzel an die Reihe kommt. Um ein Uhr werden Kaviar, Liköre, Sardinen und Eingesottenes gereicht — doch Sie müssen wissen, das nur zur Schärfung des Appetits vor dem Mittagessen; Schlag Zwei wird gespeist, und dann esse ich nichts mehr bis Fünf, woda ich eine Tasse Oberskaffee und dazu etwas Obst in saurem Rahm nehme. Bis acht Uhr gehe ich wieder mit nüchternem Magen herum, denn um Acht essen wir zur Nacht, um früh schlafen zu gehen. Wenn ich Bier trinke, so habe ich auf Ungarwein Gusto, und wenn ich Ungarwein kredenzt bekomme, so hätte ich wieder einen Bordeaux gern, wenn dieser vor mir steht, so gelüstet's mich wieder nach Champagner, denn das moussirt und prickelt, mein Herr, es moussirt und prickelt so wohlig! Doch daß ich wirklichen Geschmack daran fände, behüte! — Das Einzige, was

mir wirklich zusagt, ist ein Gläschen echten Kornbranntweins, so um Elf herum; doch das zweite zum Vortisch schmeckt nicht mehr so gut." Und dabei leidet der Unglückliche an akuter Appetitlosigkeit! Wie lange würde wohl eine gesunde Familie davon zehren können! Das einaktige Lustspiel „Das Licht ist ausgelöscht" erinnert lebhaft an Hugo Müllers „Im Wartesalon erster Klasse", nur daß es der geistvollen Pointen entbehrt, wie solche zahlreich den Dialog Müllers aufflackernden Lichtern gleich erhellen. Ladislaus Poraj und Hedwig Zamecka haben beide unabhängig von einander vor dem plötzlichen Unwetter in einer unwirthlichen Waldhütte Unterkunft gefunden. Er ignorirt sie, sie ignorirt ihn. Gelegentlich entdeckt er jedoch, daß sie ein ganz reizendes, junges Mädchen ist, und findet sie, daß er als ein charmanter Mann in den besten Jahren zu gelten hat. Diese zufälligen Beobachtungen führen zu einer Annäherung der unfreiwilligen Leidensgefährten und schließlich löscht Amor schalkhaft das einzige Licht im einsamen Waldhaus aus, um eine andere Flamme in den Herzen beider zu entzünden. Durch die Dämmerung geht es wie Leuchten einer Sommernacht. In die klassische Zeit der neurömischen Kunst führt uns das Drama „Raffaels Liebe" von F. A. Subert, welches Edmund Grün ins Deutsche übertragen hat. Stolze Fürsten, leidenschaftliche Künstler und blühende Frauengestalten wandeln im glänzenden Zuge an uns vorüber, weiße Marmorbilder blicken uns in stiller Schönheit mit großen Augen an, farbenprächtige Blumen öffnen die duftenden Kelche und ein tiefblauer Himmel leuchtet über dem glühenden Leben. Der ganze berauschende Schönheitszauber des Mediceischen Zeitalters durchweht das leidenschaftliche Drama. Den Mittelpunkt des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens in Rom bildet der junge Rafael Santi da Urbino. Vor seiner farbenglühenden Leinwand und seinen göttlichen Augen neigt sich entzückt die römische Frauenwelt. Die leidenschaftsvolle Franceska Imperia, die liebreizende Agnese Castiglione, die sinnige Maria Bibiena, allen hat der heiße Strahl aus seinem schönheitstrunkenen Auge die Herzen mächtig bewegt. Aber Imperia, ihren eigenen Namen ehrend, will Alleinherrscherin in der Liebe Rafaels sein; da er ihre dämonische Leidenschaft verschmäht, verwandelt sich ihre stürmische Neigung in verderbenbringenden Haß, der das blühende Haupt des stolzen Künstlers zu vernichten droht. Allein die wahre, treue Neigung Rafaels zu Maria überwindet die Gefahren und erkämpft den schönsten Sieg der Liebe. Mit dem Feste der Verlobung Rafaels mit Maria Bibiena schließt das Schauspiel. Freilich hat später das Schicksal das junge Liebesglück des göttlichen Künstlers zum tragischen Ende gewendet. Denn Maria verblich in der Blüte ihrer Mädchenjahre, in ihrer Nähe liegt im Pantheon in einem Gewölbe hinter dem Altar unter der Statue der Madonna der sterbliche Theil des unsterblichen Malers. Das Subertsche Drama eröffnet diese dunkle Zukunftsperspektive nicht, sondern klingt harmonisch und befriedigend in Jubel und Festmusik aus.

Gleichfalls ein Künstlerdrama ist das Schauspiel „Adolf Hellberg" von Betty Dorieux-Brotbeck zu nennen. Der Titelheld ist, wenigstens nach der Beschreibung anderer Personen des Stückes, eine jener leidenschaftlichen Naturen, denen die Prosa der Wirklichkeit nimmer Genüge leisten kann und die in nie befriedigter Sehnsucht, nach Wahrheit und Schönheit durch die Tiefen und über die Höhen des Lebens irrend, schließlich am eigenen begehrensvollen Herzen verbluten oder noch rechtzeitig zu ihrem Glücke in der Kunst und an einem Frauenbusen eine Heimstätte für ihre sternwärts strebenden Gedanken finden. Meister Hellberg gehört zu unserer Genugthuung zu den letzteren, die Verlobungskarte beruhigt am Schlusse des Dramas unser aufgeregtes Gemüt. Hellberg wird von dem Kunstmäcen Baron von Freising, der sich der Gesundheit seiner Tochter Ada halber mit seiner Familie in Südfrankreich niedergelassen hat, gebeten, die musikalische Erziehung des Sohnes und der Tochter zu übernehmen. Der berühmte Komponist giebt dem Verlangen des Barons nur ungern nach, er hat einen Abscheu vor der handwerksmäßigen Ausübung der Kunst und vor der modernen Salonmusik. Auch beseelt ihn der echte Künstlerstolz, der es verschmäht, den Liebhabereien der Reichen zu huldigen und die edlen Gaben des Genius, die innersten Empfindungen des Herzens den Launen eines verwöhnten Aristokraten preiszugeben. „Auch alle meine Kollegen, die in diesem Punkte anders denken, verachte ich", erklärt er selbst in seinem ersten Monolog. Er hält deren natürlich mehrere, denn was ziemt sich für einen solchen Mann besser als ein Monolog! Hellberg kommt infolge der in liebenswürdigster Form an ihn gerichteten Einladung des Barons in dessen Villa, aber nicht etwa wie ein Stunden suchender Klavierlehrer, sondern im vollsten Bewußtsein seiner Menschenwürde und seines Künstlerthums. „Der Baron glaubt wohl, ich fühle mich durch seine Einladung unendlich geschmeichelt! Er soll aber an meiner Haltung sehen, wie sehr er sich täuscht. Benimmt er sich nicht, bis in die feinsten Nuancen, ich sage nicht bloß, wie gleich gegen gleich, sondern wie ein Dilettant gegenüber einem Meister, so werde ich mich sogleich der Thüre zuwenden; dies ist mein fester Entschluß ... Er läßt mich eigentlich schon ziemlich lange warten ... Ich gebe ihm noch fünf Minuten; dann gehe ich, — wahrscheinlich umso besser für ihn und für mich!" setzt Hellberg den erwähnten Introduktionsmonolog fort. Aber er hat den Baron verkannt, denn dieser ist ein verständnißvoller Verehrer der wahren Kunst und zeigt dies am besten durch die Wahl Hellbergs zum Leiter der Musikstudien seiner Kinder. Er will deren weitere Ausbildung nur einem wirklich gediegenen Meister anvertrauen. „Ich wüßte niemand als Sie, wo ich dies mit völlig ruhiger Ueberzeugung thun könnte", sagt er selber in einem schmeichelhaften, wenn auch stilistisch nicht ganz einwandfreien Relativsatze. Hellberg findet in seinem Telemach einen ernststrebenden und mit Liebe sich dem Lehrer anschließenden Schüler und in Ada eine ent-

zückende Mädchenknospe, die sich ihm wie die Blume der Sonne erschließt. Das wahrste künstlerische Verständniß trägt ihm aber Emma, die Nichte des Barons, entgegen. Sie versteht den gewaltigen Schmerz, der sich in melodischen Tönen der Brust des Meisters entringt, das ewige, unendliche Weh, das in der Seele eines jeden echten Künstlers verborgen ruht. Eine Mißdeutung entzieht dem Meister jedoch die richtige Werthschätzung des Mädchens. Er belauscht Emma im heimlichen Zwiegespräch mit dem Klaviervirtuosen Schaumer, dessen Name im Komparativ besagt, was man sich positiv von seinen Leistungen zu gewärtigen hat. Allein Hellberg thut dem schwärmerischen Mädchen Unrecht; es waren nicht zärtliche Liebesworte, welche die beiden verstohlen mit einander tauschten, Schaumer bat Emma nur um ihre Verwendung beim Onkel Baron für eine Einladung auf den Sommer. Solche Charaktere wie Hellberg sind freilich im höchsten Grade mißtrauisch. Aber Emma ist auch unvorsichtig genug. Dem eleganten Klaviervirtuosen, welcher die Damen im Gartenpavillon beim Blumenwinden antrifft und seine Störung mit dem Bemerken, seinen Spaziergang fortsetzen zu wollen, entschuldigt, erwidert sie in ihrer mädchenhaften Unbefangenheit: „Im Gegentheil, wir laden Sie ein, zu bleiben.“ Ja, dieses „Im Gegentheil“ kann in seiner echt weiblichen Wendung schon zu einem Mißverständniß leicht Anlaß geben. So kommt es, daß Hellberg sich der holden Ada zuwendet, die ihr Herz entdeckt hat und in leidenschaftlicher Bewegung sich dem Geliebten selig an die Brust wirft. In der Erregung ihrer Sinne verliert sie aber bei einem Ausritt mit dem Vater und Bruder die Sicherheit auf dem Pferde und stürzt so unglücklich, daß statt des lebensfrohen Mädchens ein kalter schöner Körper heimgebracht wird. Bei der schönen Todten schließen Emma und Hellberg, der seinen Irrthum erkannt hat, den ewigen Bund fürs Leben. Das Stück hat einige wirklich poetische Scenen und dramatische Momente. Im ganzen aber ist die Handlung nicht bewegt genug und mehr novellistischen Charakters. Verletzend im künstlerischen Sinne wirkt der Tod Adas, da er völlig der Motivirung entbehrt. Das schöne Wort der Baronin: „Des Lebens Schmerz ist eine Sühne. In jeden Verlust mischt sich ein Tropfen Schuld, und sei er auch noch so klein“, findet gerade in seiner Anwendung auf das Schicksal Adas im Stücke keine Rechtfertigung. Unvermittelt wie Adas Tod in der Handlung sind auch viele Wendungen im Dialoge. Es werden nicht selten Gedanken ausgesprochen, welche durch die Situation keineswegs geboten sind. Wenn auch insofern hin und wieder gegen das Gesetz der dramatischen Präzision und Logik gefehlt wird, so überrascht doch die Diktion, von einigen Unebenheiten abgesehen, des öfteren durch anmuthende und tiefe Gedanken. Jedenfalls aber giebt sich in dem Drama das Bestreben der Verfasserin kund, sich über das Niveau der Tagesbühne zu erheben, wenn ihr dies auch nicht in allen Theilen gelungen ist.

(Schluß folgt.)



Felice.

Von Pauline Schanz.

(Schluß.)

IV.

Seit Viola den Glauben an Gotthards Liebe verloren, seit sie begreifen gelernt, daß er sie mit ihrer Mutter im Unglück vergessen und verlassen hatte, seit er hartnäckig schwieg, all die langen Trauertage hindurch, seit sie einsah, daß ihr eigenes thörichtes Herz sie getäuscht und, weil es ihn geliebt, auch so fest an seine Liebe geglaubt, war sie auch gleichgiltig gegen alles geworden, was die Mutter sonst über ihr Schicksal zu beschließen im Sinne hatte. Sie hatte schweigen gelernt, wenn die Mutter ihr immer wieder davonsprach, daß des reichen Onkels Sohn auch nur ein reiches Mädchen heiraten werde, und sie wagte ihn nicht zu vertheidigen, weil sie selbst den Glauben an ihn verloren hatte. So sah sie ihr Leben vernichtet, des einzigen Glückes beraubt, und was noch mit dem Recht dieses Lebens geschah, bekümmerte sie wenig. Sie fühlte nur, daß ihr noch Pflichten gegen ihre Mutter zu erfüllen blieben, der das Schicksal, außer ihrem einzigen Kind, alles entrissen hatte. Und ihre Mutter drängte sie, sich einem entfernten Verwandten aus ihrer Familie zu verloben, der Viola früher nur flüchtig gesehen und nun, da er sie in ihrer erblühten Schönheit wiedersah, um ihre Hand warb. Warum sollte sie den dringenden Wunsch der Mutter nicht erfüllen, dessen Gewährung derselben die eigene und des Kindes Zukunft sicher stellte und sie zur Gefährtin eines älteren Mannes machte, der mit ihrem Besitz sich begnügte, ohne daß sie ihm Liebe zu heucheln brauchte, die sie nicht empfand?

In ihrem krankhaften Verzagen an allem Lebensglück beachtete sie nicht, wie die Mutter in seltsamer Hast die Vorbereitungen zu ihrer Verbindung betrieb und hatte keine Kenntniß von der Taktlosigkeit ihrer Mutter, welche ihre Verlobungsanzeige in des Onkels Haus sandte.

Sie ahnte nicht, daß der, den sie sich zu verachten und vergessen bemühte, jetzt, ein Todtkranker, wieder daheim in seinem Stübchen lag, welches so lange leer gestanden.

Ein Tag und eine Nacht waren vergangen, seitdem er bewußtlos zusammengesunken war. Der Arzt hatte die größte Ruhe und Stille als einzige Bedingung gestellt, unter welcher er vielleicht dem Leben erhalten bleiben könne. Und todtenstill war es um den Kranken her, der sein Bewußtsein wiedererlangt hatte, doch in tödtlicher Ermattung, einer Leiche gleich, auf seinem Lager ausgestreckt lag. Sein Gesicht schien in der Lebenslosigkeit, Unbeweglichkeit seiner Züge, einer Leiche anzugehören, es war weiß wie aus Wachs geformt und um die schöngebildete Stirn lag in feuchten Strähnen sein dunkelblondes Haar.

Die alte Wärterin, die man zur Krankenpflege angenommen, war eingeschlafen, der Vater war in seinem Zimmer und Beate irgendwo im Hause beschäftigt. Da öffnete sich leise die Thür des Krankenzimmers und sanft knisternd rauschten die Seidenfalten eines Frauengewandes über den Boden hin.

„Todt", sagen die Leute, „sterbend", flüsterte schmerzerstickt eine Frauenstimme.

Und über das Krankenbett beugte sich eine feine, schlanke Gestalt in dunklem Seidenkleid, aus dunklem, lockigem Haar wehte ein zarter Duft um des Kranken Stirn, zwei weiße Arme streckten sich nach ihm aus und feuchte dunkle Augen sahen ihm angstvoll spähend in die bleichen Züge.

„Todt! Sterbend!" rief sie noch einmal, „o, laß mich's Dir sagen, was keiner weiß und keiner ahnt und was ich so tief in meine Brust versenkt gehabt; daß ich Dich liebe, daß ich Dich immer, immer heiß, inbrünstig geliebt habe, heißer, unsäglicher, je mehr Du mich zertreten und von Dir gestoßen hast. Ach, da ich es im Leben nicht durfte, laß mich Dich im Tode mit meinem Arm umschlingen, meine Lippen auf Deine Lippen legen!"

Und heiße, rothe Mädchenlippen preßten sich auf des Todtkranken blassen Mund, berührten die feuchtkalte Stirn und ein warmer Odem streifte seine Wangen.

Da schlug er, aus tiefem Traum erwachend, seine Lider langsam auf und seine Augen sahen in ein Gesicht, schön, strahlend, fremd und doch so bekannt aus den Nebeln der Vergangenheit auftauchend.

Die Gestalt erbebte, sie bog sich zurück, einen unterdrückten Freudenschrei auf den Lippen hauchte sie: „Er lebt!"

„Felice!" flüsterte er, die Augen groß und erschrocken auf die Erscheinung neben seinem Lager geheftet; „Felice, was willst Du hier?"

„Dich noch einmal sehen, Dir lebewohl sagen", rief sie außer sich und sie beugte sich wieder über ihn und drückte ihre Lippen auf seine blassen, kühlen Hände, die schwer und kraftlos auf der Decke lagen.

Eine heiße, fremde Wonne durchbebte ihn. Er blickte sie forschend an.

„Wie schön Du heut bist, Felice!"

Alles war fremd an ihr, nur der kleine, dunkelrothe Mund mit dem trotzigen Zug war ihr aus der Kindheit geblieben.

„Weißt Du alles, Felice, was geschehen ist? Sie hat mich verlassen, betrogen, vergessen, die stille, blonde Viola, die wir beide so geliebt haben. Weißt Du, Felice, daß ich sterben muß?"

„Still, still", hauchte sie, „ich weiß, ich weiß", und sie sah ihn mit ihren flammenden Augen an.

„Und Du kommst, Felice, die ich so oft, so bitter gekränkt in meinem thörichten Knabenübermuth. Du kommst an mein Todtenbett, mir den Abschiedskuß zu bringen. Leb' wohl, lebe wohl, Felice!"

Und er hob mühsam beide Arme um des Mädchens Hals und das Blut tobte in seinen Adern, als er sie küßte.

„Lebe wohl, Felice", sagte er leise, „lebe wohl und vergieb mir; ihretwegen sterbe ich so jung und muß allem entsagen, was das Leben an Seligkeit dem Menschen bietet. Ihretwegen!"

Sie fühlte, wie sein Hauch unter ihrem Kuß erstarb, wie sein Arm von ihrem Nacken glitt, schlaff und schwer und wie sein Haupt zurück ins Kissen sank.

„Stirb nicht! O stirb nicht!" schrie sie auf und küßte ihn in wilder Angst auf Stirn und Wangen und die geschlossenen Augen.

Aber er fühlte nichts mehr.

„Todt!" jammerte sie auf, riß die Decke hinweg und legte die Hand auf sein Herz.

Alles war still.

Da schlug sie ein Kreuz über seiner Brust und über seiner Stirn, kniete neben seinem Bett nieder und betete laut, von Schluchzen unterbrochen.

Dann stand sie auf, blickte ihn noch einmal an und schlüpfte hinaus.

Auf dem Korridor sah sie von fern Beate mit einem brennenden Lichte kommen, denn es hatte zu dunkeln begonnen. Aber Felice glitt wie ein Schemen nach der Treppenthür, ehe Beate ihr nahe war. Rasch trat die Alte ins Krankenzimmer.

„Wer war eben hier?" fragte sie die Wärterin. Diese war eben erwacht und betheuerte, es sei außer ihr niemand hier gewesen.

Da meinte sie, sich in ihrer Angst und Sorge und bei dem flackernden Schein, den die brennende Kerze in die Schatten des weiten Korridors warf, wohl getäuscht zu haben, wohl auch ein Anzeichen, das Gotthards Tod bedeute, erblickt zu haben.

Sie meinten beide, Gotthard schlafe so fest und als Beate sich über ihn neigte, schrie sie auf. Sie holte den Vater und den Arzt herbei. Gotthard war nicht todt, sondern von einer todtenähnlichen Ohnmacht befangen und sie brachten ihn endlich wieder zum Leben, doch nicht zum Bewußtsein zurück. Seine Gedanken wogten in

wilden Fieberphantasien und sein Arzt wußte die so unerwartet hereingebrochene Wendung seiner Krankheit nicht zu erklären, ebenso wie seine Pfleger manche wunderliche Bilder seiner Fieberphantasien nicht zu deuten vermochten. Beate glaubte aber doch daraus schließen zu können, daß sie ein überirdisches Wesen damals aus seinem Krankenzimmer habe kommen sehen.

Den Winter über rang Gotthard zwischen Tod und Leben. Und der Winter in einer Krankenstube ist lang und scheint nimmer enden zu wollen mit seinen Stürmen und sonnenlosen Tagen.

Wie sehnsüchtig harrten sie des Lenzes, der dem armen Kranken Genesung bringen sollte.

Als es endlich Lenz geworden war und frische Lüfte, weich und veilchenduftig in die Krankenstube zogen und der Schnee auf den Bergkuppen schmolz und in kleinen Silberfäden in die Thäler rieselte, war Gotthard von seinem langen Siechbette aufgestanden und ging wieder in Haus und Garten umher.

Aber das rechte Genesungsempfinden, jene aufjauchzende Wonne eines neuen Daseinsgefühls kam nicht über ihn.

Er blieb müde, blaß, theilnahmlos.

Von Arbeiten war keine Rede; seine Bücher lagen noch alle unausgepackt im Koffer. Er mochte von alledem nichts sehen, was ihn an seine Studien erinnerte.

Der Vater war unsäglich gut und zart gegen ihn. Der Arzt hatte ihm angedeutet, daß seines Sohnes Brust durch eine Thätigkeit gelitten habe, die seiner ganzen Natur nicht zugesagt. Das quälte und bekümmerte ihn.

Viola war längst die Frau eines Andern. Der Vater hatte es Gotthard rückhaltlos auf dessen Frage erzählt; was hätte ein Verschweigen auch geholfen?

Seitdem er dies wußte, grub sich ein fremder Zug in das bleiche Gesicht des Genesenden, tiefer und schmerzlicher als das Leiden der Krankheit sich in seine Züge gegraben.

Diese unheilvolle Jugendliebe war gar zu tief mit tausend Wurzeln ihm in Blut und Leben hineingewachsen. Im dumpfen, sehnsüchtigen Hinbrüten, von maßloser Eifersucht gemartert, sah er immer und überall nur die blonde Geliebte im Arme eines Andern. In seinem Herzen grollte und zürnte und blutete es fort; vergebens lag sein Stolz Tag für Tag im Kampfe mit diesem unmännlichen Liebesgram.

„Ich will reisen, Vater“, rief er einst entschlossen dem Vater zu, als beide plaudernd unter dem knospenden Weinlaub in der Veranda gesessen.

„Ja, Du sollst nach dem Süden reisen“, bestätigte Andreas voll Freude, wenigstens durch einen Wunsch dies thatlose, dumpfe Hinbrüten seines Sohnes unterbrochen zu sehen. „Ja, Du sollst reisen, ich habe Dir längst den Vorschlag machen wollen. Deine Lungen sollen sich in der Luft eines milderen Klimas kräftigen, ehe sie

dauernd unsere Bergluft wieder vertragen lernen, meint der Doktor. Doch Du mußt erst völlig genesen sein."

„Nein, Vater", fiel Gotthard ungeduldig ein, „jetzt, gleich laß mich fort von hier, in der Ferne wird mir besser sein."

„Gut, Gotthard", sagte mit der zärtlichen Geduld einer Mutter der alte Mann. „Dann reisen wir zusammen, ich mache mich auf einige Zeit frei und bleibe bei Dir, bis Du so wohl bist, um allein bleiben zu können. Wo es Dir am besten gefällt, verlebst Du dann den Winter und ich kehre heim. Ist Dir's so recht, Gotthard?"

Der Vater sprach sanft, tröstend, liebreich mit seinem kranken, verwöhnten Kinde.

„Wie gut Du bist, Vater." — —

Als man zur Reise packte, nahm Gotthard seinen Geigenkasten von einem Schrank herunter, wo er lange vergessen und bestaubt gelegen. Er nahm die Geige heraus, stimmte die Saiten, doch als die ersten Bogenstriche darüber glitten, überlief ihn ein Grausen und er warf die Geige erschrocken von sich.

Ueberall war sie, überall, die er vergessen wollte.

Einst bei einem Spaziergange kam er an dem Haus am Kirchplatz vorüber, wo der alte Mann gewohnt, dessen Lieblingsschüler er so lange Jahre gewesen.

Wie lieblos, daß er sich nicht mehr um den armen Alten bekümmert hatte, daß dieser ihn auch nicht während seiner langen Krankheit besucht!

Und die schmalen, ausgetretenen Holzstiegen seufzten unter den müden, schweren Tritten des jungen Mannes. Wie leicht war er sie einst emporgesprungen. Die Thür droben stand angelehnt und im Dachstübchen war alles öd und leer.

Gotthard trat an die Fenster, die weit geöffnet waren und sah hinüber nach dem Kirchthurm. Er sah auch den Nagel an der Wand noch, an dem so lange Jahre hindurch die schöne, alte Geige des Maëstro gehangen.

Dieser selbst war nirgends mehr.

„Todt!" dachte Gotthard.

Da öffnete sich die Thür, die nach der Kammer führte, wo ehemals der alte Geiger mit seinem Kinde geschlafen hatte.

Eine staubige, dunstige Luft blies herein und eine alte Magd, den Besen in der erhobenen Hand, steckte den Kopf durch die Spalte, sah den Herrn an und fragte, ob er vielleicht gekommen sei, um die leerstehende Wohnung zu miethen.

Gotthard verneinte und erkundigte sich nach dem alten Mann, der so lange Jahre hier gewohnt habe.

„Fort ist er, weit fort", sagte die Magd und streckte den Besen nach einem Spinnengewebe aus, welches sie da plötzlich in der Ecke des Thürgewändes entdeckte und welches bisher ihren Nachstellungen entgangen war.

„Fort?“ fragte Gotthard ohne Neugierde, ganz in Träumen alter Zeit verloren.

„Ja“, plauderte die Magd weiter, „seine Tochter kam, ihn zu holen und Zeit war's, daß sie kam, denn er hatte keine Schüler mehr und war ganz heruntergekommen.“

„Seine Tochter? Wann kam sie?“ forschte Gotthard plötzlich aufhorchend, während eine Erinnerung in seiner Seele wach wurde, wo sie lange geschlafen.

„O lange schon“, rief die Alte ungeduldig, „aber die Wohnung war bis jetzt bezahlt, weßhalb wir mit dem Reinigen gewartet haben. O, die war eine große, feine Dame geworden und niemand hätte sie von ehemals wiedererkannt.“

„Felice!“ dachte Gotthard und die Erinnerung an etwas, was er für einen Fiebertraum gehalten, durchrieselte ihn mit seltsamem Schauer.

Hatte er Felice denn nicht erblickt, groß, schön, und hatte sie ihm nicht wundersame Worte zugeflüstert? Oder war es doch nur ein Fieberspuk gewesen?

Sinnend stieg er die schmalen Treppen wieder hinunter; ein Gefühl unsäglicher Oede und Trauer im Herzen.

V.

Bald darauf reisten Vater und Sohn nach Italien ab. Gotthards Gesundheit erholte sich ersichtlich in den milden südlichen Lüften, unter dem Einfluß wechselnder Scenen und Bilder. Seine Magerkeit und Blässe wichen allmählich der Fülle und Farbe der Gesundheit wieder, doch sein Jugendfrohmuth, seine Lust am Leben kehrte nicht zurück.

Gegen den Herbst sah Andreas Haller sich genöthigt, zu seinen Geschäften zurückzukehren, die schon zu lange in fremden Händen geruht hatten.

Ein trautes, inniges Freundschaftsverhältniß hatte sich zwischen Vater und Sohn gestaltet, sie hatten sich eigentlich erst während dieses letzten schweren Jahres so recht von Herzen lieben gelernt.

Schwer nur trennten sie sich von einander, doch unaufschiebbare Arbeiten riefen den Geschäftsmann zu seinen Pflichten zurück und der Arzt rieth entschieden zu einem Winteraufenthalt Gotthards in Venedig, da die weiche, feuchte Luft seinen Lungen ganz besonders zuträglich zu sein schien.

Wie froh hatte der Vater einst der Zeit entgegengesehen, da er hoffen durfte, seine reiche, einträgliche Praxis in Gotthards Hände niederzulegen und seinen Lebensabend neben ihm in behaglicher Ruhe verbringen zu können. Das lag nun in weiter Ferne, vielleicht auf immer seinem Hoffen entrückt. Er begann schon sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, in Gotthard nie seinen Amtsnachfolger zu sehen und vor der Hand beschäftigte ihn fast nur der Gedanke, sein Kind wenigstens dem Leben erhalten zu wissen.



Nach des Vaters Abreise drangen plötzlich die Schauer des Alleinseins auf Gotthard ein, verstärkt vielleicht durch die Wirkung jenes wehmüthig schmerzlichen Hauches, der in den Lüften Venedigs schwimmt. Todesahnungen bemächtigten sich seiner und die Geister seiner Vergangenheit stiegen mit erneuter Gewalt in seiner Seele auf. Ein krankhafter Zug nach Einsamkeit und Abgeschlossensein vom menschlichen Verkehr ließ ihn auch die wenigen Bekanntschaften, die er während des Zusammenlebens mit seinem Vater in Venedig angeknüpft, wieder lösen. Thatlos, unmuthig, willenlos gab er sich einem traumhaften Schmerzbewußtsein hin und versank in der Wollust eines weichen, verschwommenen Hinbrütens, physisch und geistig so immer mehr und mehr dem schlimmsten Zustand erliegend, dem ein Mann verfallen kann.

Stundenlang ließ er sich, müde unter dem schwarzen Zeltdach seiner Gondel ausgestreckt, auf dem Kanal umherrudern, jetzt, wo die gütige, heitere Stimme seines Vaters nicht mehr ihn zu zerstreuen bemüht war, widerstandslos dem Banne der Vergangenheit hingegeben.

Auf dem Cannaregio entlang gleitend, horchte er einstmals, aus seinen düstern Träumen auffahrend, verwundert empor.

Die Töne einer Geige zogen wie Geisterstimmen über der stillen, regungslosen, öden Wasserfläche zu ihm heran. Er hatte lange kein Geigenspiel mehr gehört, auch nicht hören mögen und seine Geige lag unberührt und verstimmt in seiner Wohnung. Aber diese war keine gewöhnliche Geige, ihr Ton klang so traut und lieb, wie Freundesgrüße, wie Heimatlaute in der Fremde. Täuschte ihn ein Wahn? So klangen die Saiten einer Geige nur. Auch die Melodie dünkte ihm lieb und bekannt, immer deutlicher, je weiter die Gondel dahinglitt.

Er ließ anhalten und schob den schwarzen Vorhang zurück, der den Eingang in das Innere des Fahrzeugs verhüllte.

Er sah ein kleines, villaähnliches Gebäude, welches sich mit seinem heitern, lichten Anstrich freundlich von seinen alten, düstern Nachbarn abhob und in einiger Entfernung vom Strande erbaut war, sodaß Raum zu einem jener kleinen Gärtchen geblieben war, welche zuweilen frisch und lustig Venedigs Steinlabyrinth unterbrechen.

Hinter einem hohen Eisengitter schimmerten trotz des Novembers, an dessen Ende man sich befand, Bäume und Sträucher in jener smaragdgrünen Fülle, welche die feuchte, laue, staublose Luft wie in einem Tropenhause aufschießen läßt. Aus diesem Gärtchen tönten die Geigenklänge süß, weich, klagend.

Gotthard befahl dem Gondelier ans Ufer zu rudern und dort stieg er ans Land, wie von einem Magnet angezogen.

„Maëstro!“ erscholl seine Stimme plötzlich hell und froh, wie sie seit langer Zeit nicht mehr erklungen. Sein Auge hatte den lieben Alten entdeckt, der in einer Laube saß und auf seiner Geige spielte.

„Maëstro!“ — Und die ganze Flut der Erinnerungen, Damm

und Deich zerbrechend, seine Kindheit, seine Jugend, seine Liebe brachen über ihn herein.

Der alte Geiger horchte auf, unterbrach sein Spiel, spähte hinaus und sah hinter dem Gitter ein Antlitz, welches ihn mit lieben, aber so veränderten Zügen anblickte.

„Gotthard!“ Der Alte sah seinen Schüler mit Augen, die neblich und blöde unter weißgewordenen Brauen hervorblickten, zweifelnd an; dann war er trotz seines Zweifels doch überzeugt, seinen Liebling zu sehen und kam langsam und schwerfällig herbeigehinkt, um das Gitterthor zu öffnen. Mit dem einen Arm umschlang er den jungen Mann, mit dem andern hielt er die Geige fest.

Dann schob er Gotthard ein Stück von sich fort und sah ihm spähend und in seinen Erinnerungen suchend ins Gesicht.

„Krank?“ fragte er, „krank oder, wie ist mir doch, oder — gar gestorben?“

„Krank und unglücklich“, erwiderte Gotthard.

„Komm, mein alter, lieber Junge“, rief der Maëstro, auf seine Geige klopfend, „die da versteht alles, alles besser, als Menschen sich's einander sagen können.“

Und er zog Gotthard mit sich fort nach dem Platze, wo er vorhin gespielt und ihn dort auf eine Steinbank niederdrückend, begann er stehend zu spielen. Weiche, sehnsüchtige, schmelzende Melodien, bei deren Anhören dem armen Kranken, ohne daß er es wußte, sich Thräne auf Thräne aus dem Auge stahl.

„Ist's nicht so? Sagt sie Dir's nicht?“ fragte der Spieler, als er geendet.

„Maëstro!“ rief Gotthard tief aufathmend, „wie glücklich bin ich, Euch gefunden zu haben. Alles Verlorene, Geliebte, Beweinte scheint mir plötzlich mit Euch zurückgegeben. Wißt Ihr auch, daß ich am Sterben bin? Doch nun möchte ich Euch zuliebe gern noch ein Weilchen leben.“

In diesem Augenblick kam's wie ein Bergstrom, der plötzlich im Sturmgewitter angeschwollen, sich über die stillen Wiesen des Thales stürzt, dahergerauscht, majestätisch, gewaltig und erhaben, eine volle, herrliche Frauenstimme im Gesang erbrausend.

Gotthard erbebte und ward bleicher, als er gewesen. Der Alte fing seinen staunenden, fragenden Blick auf.

Er setzte den Bogen ab, der eben wieder zu geigen begonnen und die letzten Töne schienen sich wie kleine, schüchterne Elfen unter die Blätter und Blüten des Gartens zu verstecken, als der königliche Sangesstrom über sie dahinwogte.

So stark und kraftvoll, so ganz verändert diese Stimme geworden war, Gotthard erkannte sie doch an der ihr eigenen süßen Klangfarbe wieder.

„Felice!“ rief er.

Der Maëstro nickte, machte eine Fingerbewegung, die Schweigen bedeuten sollte und beide lauschten.

Als der Gesang geendet, that Gotthard einen tiefen Athemzug. Etwas überirdisches, gewaltiges, dämonisches hatte ihn aus Felices Gesang angeweht.

„Lebt Eure Tochter hier?" fragte er.

„Hörtest Du noch nichts von der Bassaro?"

„Der berühmten Sängerin der Fenice?"

„Die Marchesa adoptirte meine Tochter und sie führt seitdem deren Namen."

Der Alte deutete, während er sprach, mit dem Bogen nach dem Balkon des Hauses empor. Dort stand eine schlanke Frauengestalt im schwarzen Kleide, deren Silhouette sich scharf gegen den hellen Hintergrund eines bereits mit Kerzenlicht erhellten Raumes abhob. Das waren noch dieselben Linien, nur in kühnerem Strich gezogen, die freie Stirn mit dem zurückgestrichenen, losen Haar und der schlanke Hals, das Gazellenhafte, wie Gotthard es einst an der kleinen, wilden Tochter des Maëstro gekannt.

Sie machte ein Zeichen mit der erhobenen Hand nach dem Kanal hinunter und trat dann ins Zimmer zurück.

Nach wenigen Minuten trat Felice aus der kleinen Säulenhalle in den Garten hinaus und schritt den, das Gärtchen durchschneidenden Weg entlang. Sie trug ein paar Blüten in der Hand und einen dichten, faltigen Schleier über den Kopf geschlungen.

Der Alte zog Gotthard mit sich fort und hinkte auf den Weg zu, den seine Tochter daher kam.

„Felice, kennst Du Gotthard noch?" rief er mit der lustig jubelnden Stimme eines Kindes, welches ein lang verlorenes Spielzeug wiedergefunden.

Das Mädchen schrak zusammen, sodaß der Fächer ihrer Hand entglitt. Als Gotthard ihn ihr reichte, sah er in ihr Gesicht, das todtenblaß durch den Schleier leuchtete. Da erkannte er jene Züge, die er im Fieber gesehen zu haben wähnte, leibhaftig wieder und sein Herz erbebte.

„Ich hörte Sie singen, Signorina", sagte er.

„Und erschraken vor meiner Stimme", unterbrach sie ihn mit erzwungenem Lachen, durch welches ihre Erregung zitterte.

„Können Sie dem Manne nicht verzeihen, was der thörichte Knabe verbrochen hat?" fragte Gotthard und beugte sich herab, um einen Kuß auf ihre Fingerspitzen zu drücken. „Können Sie verzeihen?"

Sie schlug den Schleier zurück.

„Verzeihen!" rief sie und konnte es nicht hindern, daß ein aufleuchtender Strahl unsäglichen Glückes aus ihren Augen brach.

„Wie wunderbar", sagte Gotthard halb für sich, „ein kranker Mann, todtmüde zum Sterben, fuhr ich vor kurzem den Kanal entlang und jetzt fühle ich wieder Leben in mir, als sei ich aus einem Starrkrampf aufgewacht. Wäre das die Macht Ihrer Stimme, Felice? Und wenn Sie mir verzeihen, so gewähren Sie einem

armen Kranken auch eine Bitte“, fuhr er erregter fort, „lassen Sie mich öfter diesen wunderthätigen Tönen lauschen, die Todte zu beleben vermögen.“

„Gewiß, gern!“ lachte Felice, indem sie ihn mit ihren dunklen Augen schelmisch ansah, „darf ich doch überhaupt keinem dies von Ihnen als besondere Gunst erbetene Glück verweigern, meine Stimme zu hören. Man giebt z. B. heute ‚Il Trovatore‘ und das Stück beginnt in einer Stunde.“

„Nicht so“, rief Gotthard, „ich bin ein kranker Mann, der das Geräusch einer Oper und die Hitze eines gefüllten Hauses nicht zu ertragen vermag. Ihr Vater lud mich bereits ein, ihn öfter hier in diesem stillen, kleinen Garten zu sehen, auf diesem blumigen Strand, wohin ein günstiger Wind das versinkende Fahrzeug meines Lebens trieb. Darf ich auch in Ihrem Namen von dieser mich beglückenden Erlaubniß Gebrauch machen?“

„Kommen Sie oft“, rief Felice fröhlich, „und hören Sie meine Stimme. Sie ist nicht mein Eigenthum, ich habe Sie der Welt verkauft und wenn sie, außer ein schönes, schnellverwehendes Nichts zu sein, auch eine wunderthätige Wirkung ausübt, wie Sie meinen, um so besser für mich!“

Und sich lächelnd vor ihm neigend, bot sie ihm die Hand, die er ergriff und einige Sekunden in der seinen festhielt. Beide schritten dem Strande zu, wo die Barke mit dem Gondelier und Felices Mädchen harrte, um sie nach dem Theater zu fahren.

Als das Schiffchen mit Felice schon längst flüchtig das stille, schweigende Gewässer entlang geglitten, stand Gotthard immer noch an dem steinernen Uferdamme. Wie ein Blitz war dies unverhoffte Wiedersehen durch das schwarze Gewölk seiner Seelenstimmung vor ihm aufgefunkelt. Aber schon zogen sich die zertheilten Schatten wieder um ihn zusammen und das krankhafte Weh nahm wieder Besitz von seinem Herzen.

Aus dem Gärtchen tönte von neuem die Geige, indeß die Dämmerung tiefer und tiefer sank. Gotthard wollte den Alten nicht mehr stören, stieg in seine Gondel und befahl dem Schiffer, ihn in die Lagune hinauszurudern, wo er das Abendroth auf den Wellen sterben sah.

Dennoch zog es ihn am nächsten Morgen wieder nach dem kleinen Garten am Strande des Canal di Cannaregio. Das Gitter war verschlossen, er läutete und fragte nach der Signorina, zu der man ihn führte.

Felice lag auf einer kleinen, dunkeln Sammetottomane, den Kopf in eine Hand gestützt, in der andern ein Notenblatt haltend und eine Melodie leise für sich summend.

Sie trug ein mattweißes, feines Wollengewand, welches sich weich an ihre schönen Formen fügte und nur mit schwarzen Schleifen garnirt war, ein kleines Spitzentuch war leicht um ihr volles, dunkles Haar geknüpft. Dieser Anzug in seiner einfachen Eigenthümlichkeit

hob den fremdartigen Reiz ihrer Schönheit ungemein vortheilhaft hervor.

Sie standen sich beide ein wenig verlegen gegenüber.

„Soll ich Ihnen nun singen, Gotthard, Ihr krankes Herz in Schlaf singen?" fragte sie, indem sie auf den Flügel zuschritt, der mitten im Zimmer stand.

„Nein, Felice, erst wollen wir plaudern", sagte Gotthard, sich müde in einen Sessel werfend. „Wie überaus seltsam dieses Leben mit uns sein Spiel treibt. Der launische Wind des Schicksals trieb uns auseinander, jetzt bläst er uns in einem seiner tollen Einfälle wieder hier zusammen. Sie trug er auf die sonnige Höhe, wo Ihnen, Felice, der Künstlerin, Erfüllung Ihres schönsten Erdentraumes wird, mich wirbelte er in den schattigsten Lebensabgrund hinunter."

„Meines schönsten Erdentraumes", wiederholte Felice, ihn träumerisch unter ihren langen Wimpern anblickend. Das Blut schoß ihm heiß zum Herzen und er gedachte seines Fiebertraumes wieder.

Es war still im Gemach; durch die halbgeschlossenen Jalousien strömten die lauen Lüfte herein, den Duft verspäteter Rosen mit sich tragend. Felice in ihrer vollerblühten, südlichen Schönheitsfülle ruhte wieder auf den dunklen Sammetpolstern hingesunken und ihr glühendes Auge weilte auf ihm.

Warum nicht glücklich sein? Warum nicht einen kurzen Traum des Glücks vom Rand des Abgrunds pflücken, der gähnend vor ihm lag, bereit ihn zu verschlingen?

„Sie liebt mich!" flüsterte sein klopfendes Herz, „o wie sehr sie mich liebt! Warum denn sterben, armseliger Thor, ohne die rothe Lippe eines Mädchens geküßt zu haben? Warum nicht den schönen, schimmernden Wahn für Wahrheit, warum nicht die lockende, holdselige Lüge der Liebe als Ersatz für ewig verlorene Wonne nehmen?"

Es ist so tröstlich, geliebt zu werden. Ein verlassenes, einsames, durchkältetes Herz kommt leicht in Versuchung, das süße Gefühl des Geliebtwerdens mit dem des Selbstliebens zu verwechseln. Felices Nähe thaute wie ein warmer Mairegen den winterlichen Frost von Gotthards Herzen und ließ die halberstorbenen Lenzkeime neu ihre grünen Sprossen erheben.

„Felice", rief er weich in fiebernder Erregung, „haben wir uns nicht vielleicht schon einmal gesehen, seitdem wir aufhörten, thörichte Kinder zu sein."

Sie sah ihm lächelnd in sein blasses Gesicht, über welches sich plötzlich eine helle Glut ergoß, zog leise die Hand, die er ergriffen, aus der seinen und erhob sich rasch, um zum Flügel zu treten, dessen Tasten sie überflog und bald rauschte ihrer Stimme voller Silberstrom über ihn dahin.

Gotthard hatte sich in seinen Stuhl zurückgelegt und die Augen geschlossen. Seine Brust begann zu schmerzen.

Plötzlich zuckte ihm ein Blitzschlag durch die Adern, er fühlte

einen weichen Hauch auf seiner Stirn. Sie stand hinter ihm, ihr weiches Kleid hatte ihr Nahen nicht verrathen. Er sprang auf, und sie sahen sich in die Augen.

„Still", sagte sie, indem sie seine Hände faßte, die er ausstreckte, um sie zu umschlingen; „wir müssen uns verständigen, Gotthard."

„Du liebst mich, Felice!" rief er triumphirend, bemüht, seine Hände freizumachen.

„Gotthard, ich will Dein Mitleid nicht, ich will den flüchtigen Moment nicht, ein Leben, eine Ewigkeit — oder nichts!"

„Aber, Felice, ich liebe Dich ja!" schrie er auf, fast zornig in seiner Leidenschaft. Sie sah ihn lange stumm, prüfend an, eine unsägliche Angst im Auge. Dann schüttelte sie traurig den Kopf, ihre Härde sanft aus den seinen lösend.

„Du liebst mich nicht, Du liebst die Liebe, Du liebst ein Phantom, ein Traumbild, das für den Augenblick meine Gestalt angenommen. Besinne Dich, Gotthard, Träumer! Ich lese in Dir!". flüsterte sie schmerzvoll und legte leise ihre Hand auf seinen Arm. „In dem leeren Rahmen, in welchem das Bild, vor welchem Du in anbetender Liebe knieetest, verwischt ist, trat mein Gesicht und dem Grausen des Alleinseins entfliehend, umfassest Du mich, vom Rausch des Augenblicks übermannt. Ist's nicht so?"

Ein Beben überlief des Mädchens schlanke Gestalt, als er ihr bestürzt, stumm gegenüber stand. Was sie gesprochen, träufelte wie Eistropfen in die Glut, die in ihm tobte.

Sie setzte sich ihm gegenüber und stützte den Kopf in die Hand.

„Für mich sind jene rosigen Schleier nicht vorhanden, welche anderen das traurige Bild der Wahrheit verhüllen", sagte sie mit müder Stimme, „ich habe keine Illusionen, gar keine. Ich habe zu früh mit den dunklen Dingen des Lebens zu thun gehabt. Ich blicke durch alle Hüllen bis auf den Kern der Dinge, und alle Vergoldung ist für meine Augen von den Verhältnissen und Ereignissen des Lebens verwischt."

„Und selbst so schön, so jung, so gefeiert?" sagte Gotthard.

„O, nicht jung!" rief Felice. „Eine Welt voll Lust und Qual habe ich durchlebt, durchlitten, durchstürmt. Es lebt sich rasch in der Welt, in welche die Marchese mich geführt. Und sie liebt es, ihr Geschöpf, ihr Spielzeug, das sie aus häßlicher Raupe zum bunten Schmetterling gewandelt hat, umglänzt, umflattert, umschmeichelt zu sehen. Sie wissen noch nichts von den lustigen Dingen dieser Welt, Gotthard. Sie lebten wie in einer Muschel zwischen Ihrer Liebe und Ihrem Schmerz eingeklemmt, während der Ozean des Lebens seine schäumenden Wogen um Sie her warf. Es lebt sich und tummelt sich so lustig in diesem Wogenschwall und — o so öde, so leer!" seufzte sie traurig auf.

Sie strich langsam mit der Hand über die Stirn, als ob es sie da drinnen schmerze. Dann lachte sie auf: „Was schwatzt ich Ihnen da so viel! Soll ich singen?" —

Gotthard kam von da an täglich nach dem kleinen Säulenhaus am Cannaregio. Es zog ihn zu dem schönen Mädchen, deren Gesang die bösen Schatten von seiner Seele scheuchte. Aber er fand Felice selten mehr allein. Die Marchesa und ein Kreis von Bekannten und Bewunderern fand sich gewöhnlich bei ihr.

Ein heiterer, ungezwungener Ton herrschte in diesem Kreise, der Gotthard ganz neu war, ihn anfangs abstieß, ihn aber nach und nach in seinen Bann zog, ihn fesselte, zerstreute, aufheiterte.

Die Marchesa hatte für den Winter, wo Felice an der Oper in Venedig engagirt war, die Villa für sich, ihre Pflegetochter und deren Vater gemiethet. Sie hatte ihr ganzes Herz an Felice gehängt, sie sah ohne Neid die Schönere, Jüngere neben sich und gefiel sich darin, ihren gefeierten Liebling mit allem Glanz und Luxus zu umgeben, der ihr zu Gebote stand.

Daß Felice nicht glücklich war und inmitten aller Feste und Huldigungen immer gleichsam von einem schwermüthigen Hauch umgeben zu sein schien, aus heftiger Lustigkeit oft plötzlich in tiefe Traurigkeit umschlug, einer gefangenen Nachtigall im goldenen Käfig gleich wehmuthvoll die Schwingen senkte, all dies räthselhafte Wesen an Felice machte sie der Marchesa nur noch anziehender und liebenswerther. Sie haßte alles alltägliche.

„Das Echo meiner mutterlosen, gequälten Kindheit zittert in mir nach“, sagte Felice.

Die Luft Venedigs begann Gotthards Gesundheitszustand wunderbar zu bessern. Er lebte neu auf, verlor den Hang zur Einsamkeit, seine Augen bekamen wieder Glanz, er lernte wieder zu leben.

Man gewöhnte sich daran, den blonden Deutschen, Felices Kindheitsgefährten, den Schüler ihres Vaters viel in ihrem Hause zu sehen. Die Marchesa fand Gefallen, daß er, ein ganz neues Element, sich dem Kreis ihrer Hausfreunde zugesellte, daß er Felices Bewunderer war wie alle anderen, fand sie natürlich.

Gotthard schloß sich auch wieder an den alten, fast kindisch gewordenen Maëstro an, sie begannen wieder zusammen zu spielen und wie sonst Künstlerträume zu träumen. Noch sei es Zeit, plauderte der Alte und seltsame Visionen begannen in phantastischem Spiel vor Gotthards Blicken aufzutauchen.

So trieb er auf der buntschillernden, wirbelnden Flut mit dahin und war sie nichts weiter für ihn, so spülte sie doch die düsteren Schatten von seiner Seele hinweg und ihr Plätschern und Rauschen brachte ihm heilsames Vergessen, lullte die Todesgedanken und den Lebensüberdruß ein, rüttelte ihn aus seiner Selbstqual auf.

Aber die Marchesa begann um Felice ernstlich besorgt zu werden.

„Ist sie krank?“ fragte sie sich. „Sie vernachlässigt ihre Kunst. Träumerisch schaut sie vor sich hin, das Notenblatt in der Hand, ohne darauf zu blicken. Auf ihrer Stirn liegt etwas, das mehr ist, als jener Wehmuthshauch, der bisher nur ihrer Schönheit höheren

Reiz verlieh. Sollte eine ernstliche Liebe? — Aber nein, sie hat kein Herz, sie spielt mit den Männerhuldigungen wie immer. So soll es sein. Für die Kunst erzog ich sie, opferte ich mich ihr, nicht für kleinliche, kindische Mädchenlaunen."

Und die Dame sann mißlaunisch und verstimmt diesem Gedanken weiter nach und ließ Felices Bewunderer, einem nach dem andern an ihrer Phantasie vorüberziehen. Da war keiner dabei, der dazu angethan wäre, Felices Sinn zu ändern, keiner, dem sie ihren stolzen, schönen Liebling gegönnt hätte.

„Nein, das ist es nicht", tröstete sie sich. An Gotthard dachte sie hierbei kaum. Der blonde, stille Deutsche und ihre herrliche, strahlende Felice! — —

„Heute muß er kommen, heute!" sagte sich Felice, während sie in ihrem Musikzimmer, um die Zeit, wo Gotthard zu kommen pflegte, auf ihn wartete. Sie grollte, sie zürnte sich selbst und dem wilden, angstvollen Pochen ihres Herzens.

„Gestern konnte ihn ein Zufall abhalten, aber heute mußte er kommen, heute!"

Wo war all ihr Entsagungsmuth hin, der sie an jenem Morgen Gotthards Liebewerben zurückweisen ließ? Sie hoffte, hoffte; sie hatte in all diesen Tagen des Zusammenseins mit dem Geliebten hoffen gelernt.

Angstvoll ging sie auf und nieder. Sie drückte die gefalteten Hände an ihre Brust, als wollte sie das Meer von Angst und Liebe, das da drinnen tobte, ersticken. Ihr Auge schweifte sehnsüchtig über die Wipfel des kleinen Gartens hinweg nach dem stillen Gewässer, auf dem seine Gondel kommen mußte.

„Er liebt Dich ja nicht, Felice, armes, thörichtes Mädchen; er liebt eine immer noch, und seine Gedanken, sein Herz, seine Seele gehören ihr. Du warst ihm bloß ein kurzer, vergänglicher Sinnenrausch, eben gut genug, um sein krankes, liebewundes Herz in Schlaf zu singen."

„Er liebt Dich nicht! Sei stolz, sei frei! Tausend Anzeichen haben Dir's verrathen, er liebt Dich nicht! Gewohnheit, müssige Stunden hielten ihn in Deiner Nähe fest. Deine Schönheit, Deine Stimme waren ihm Zeitvertreib in seiner Lebensöde. Und doch — wenn ich ihm doch mehr geworden wäre! Doch mehr als ein flüchtiger Traum?"

Und sie hatte ihn so tief in ihr Herz blicken lassen und er wußte um ihre Liebe! Und doch, obgleich sie alle Illusionen abgestreift zu haben meinte, hatte sie in stillen, einsamen Stunden, seitdem sie ihn täglich sah, sich süßen Mädchenträumereien hingegeben, hatte in den Bildern eines glücklichen, bescheidenen, weltvergessenen Lebens geschwelgt, von einem schlichten Frauenloos an seiner Seite geträumt.

Doch war sie so gern bereit gewesen, Ruhm, Glanz, Triumphe, ihren gefeierten Namen, ihre Künstlerlaufbahn, die sie kaum be-

gonnen, hinzugeben, um eines dunklen, schlichten Lebens willen, das er ihr bieten konnte.

Und so stand sie und lauschte noch über die Granaten- und Feigenbäume des Gartens, als sich leise die Thür hinter ihr öffnete, und sie zusammenzucken machte.

Ihr Vater trat ein und hielt ihr ein offenes Briefchen hin. Es war von Gotthards Hand und enthielt wenige, mit zitternder Schrift hingeworfene Zeilen folgenden Inhalts:

„Mein theurer Maëstro! Ich muß eiligst abreisen, so eilig, daß ich nicht Zeit habe, Ihnen und Ihrer Tochter Lebewohl zu sagen. Eine Schreckensbotschaft ruft mich fort: Mein Vater liegt im Sterben. Gott behüte Sie und Felice! Dank für Eure treue Freundschaft! Gotthard."

Felice las das Blättchen durch und drückte es stumm in ihren Fingern zusammen. Sie entfärbte sich, ihre Mundwinkel zuckten. — Keine Zeit!

„Wie schade, daß er fort ist!" sagte der Alte, der sich wunderte, daß seine Tochter so stumm blieb; „ich bin so an ihn gewöhnt und an unser gemeinsames Spielen!"

Dabei sah er Felice mit jenem leeren, vagen, freundlichen Blick an, der das beginnende Kindischwerden des Alters bekundet, hinkte einige Mal im Zimmer auf und ab und ging dann, da Felice noch immer nicht sprach, zur Thür hinaus.

„Ohne Abschied, ohne einen letzten Gruß Auge in Auge!"

Und seinetwegen hatte sie ihrer Kunst entsagen, von der Sonnenhöhe ihrer Triumphe zu einem gewöhnlichen Frauenleben herabsteigen wollen! Sie lachte leise, krampfhaft in sich hinein.

Der Rabe, der ausgestopft über ihrem Schreibtisch stand, sah mit seinen todten Glasaugen mitleidig auf sie herunter.

„Mein einziger Freund! Freund meiner jammervollen Kindheit!" flüsterte sie und ihre Stimme erstarb in einem wilden Aufschluchzen. „Und doch habe ich ihn so unsäglich geliebt!" schrie es in ihrer Brust. „Doch, doch, doch!"

Dann sank sie auf ihre Kniee nieder, barg ihr Gesicht in den Sammetpolstern ihrer Ottomane, die schwarzen Haare fielen über ihre bloßen Arme, die sie über ihrem Haupte verschlungen hatte.

Und Felice weinte heiße, brennende Thränenfluten. Mit diesen Thränen begrub sie ihre Liebe. Sie war nichts in diesem Augenblicke, als das schwache, schmerzgebrochene Mädchen, das um den verlorenen Geliebten weint.

Sie beachtete nicht, daß die Portière des Nebengemachs sich öffnete und die Marchesa eintrat. Unbemerkt von der Schluchzenden kam jene näher, hob ein kleines, weißes Blatt vom Teppich auf, strich es glatt, las die flüchtigen Worte, die darauf standen und sah die bitterlich Weinende an. Ein Lächeln ging über ihr Gesicht.

„Also doch! O Unbegreiflichkeit der Frauenliebe!" flüsterte sie staunend für sich. „Wunderbarstes aller Mysterien, deren Walten

kein Verstand faßt, das aller Voraussetzungen, aller Wahrscheinlichkeitsannahmen spottet. Arme Felice, also doch!“

Eine weiche Hand berührte leise Felices Stirn. Diese fuhr auf und blickte um sich.

Die Marchesa fragte nicht. Sie hatte das Blättchen längst in ihrem Gewande verborgen. Zärtlich zog sie das Mädchen an sich.

„Freundin! Mutter!“ schluchzte Felice. „Darf ich, o nur ein einzig Mal, Mutter sagen? Es ist ein Wort, das Heilung giebt.“

„So sag' es immerhin, Felice! Du glühst, Dein Kopf brennt, Du bist krank, Felice!“

„Ja, liebste Mutter!“ —

„Wärest Du ein gewöhnliches Mädchen, Felice“, sagte die Marchesa ernsthaft, „so würde ich Dir sagen, tröste Dich, was Du auch verloren hast, was Du auch beweinst, vergiß es, denn die Welt ist reich, sie hat Ersatz genug. Du bist schön und jung; genieße, freue Dich, das Verlorene ist Deiner Thränen unwerth. Du aber, Felice, wirst nicht vergessen wie die andern, Dir kann die Welt keinen Ersatz in ihrem alltäglichen Sinn mehr bieten. Dir, Felice, sage ich nur: Dir bleibt die Kunst! Lebe ihr, sie ersetzt Dir alles. Sei ganz und nur allein eine Künstlerin von heute an. Gieb ihr nicht einen Bruchtheil Deiner Liebe, Deines Seins und Wesens, sondern gieb Dich ihr ganz, völlig, ungetheilt. Sei nichts als eine wahre, echte Priesterin der ewigen Göttin.“

Felice richtete sich empor. Ihr Haar hing düster um ihr todtfahles Gesicht; ihre Brust hob sich in krampfhafter Bewegung.

„Ich verstehe dieses Lebens Wirrnisse nicht“, rief sie, „ich ahne die unheimlichen Verknüpfungen der Schicksalsfäden nicht, ich verstehe die Menschenherzen, mein eigen Herz nicht. Es ist alles Nacht, dunkel, ein pfadloses Labyrinth. Ich weiß nur, daß eine fürchterliche dämonische Gewalt uns gegen unseren Willen zwingt, Abgründen entgegen treibt, in deren Schoße unsägliches Weh, Verzweiflung, Wahnsinn hausen.“

„Aber hoch über diesen Lebensabgründen in reinen, klaren Höhen wohnt die Kunst“, sagte die Marchesa, „finde Dich wieder.“

Felice faltete ihre Hände im Schoße und blickte traurig vor sich nieder, ein bitteres Lächeln auf den Lippen. „Ja, ich finde mich wieder“, flüsterte sie. „Ich verkannte mich selbst, da ich mich im Besitz schlichter Frauentugenden wähnte, da ich eines Mannes Dasein verschönern zu können glaubte, mich nach einem bescheidenen Frauenschicksal sehnte. Alles dies ist nicht für mich; zerronnen, zerstoben sind die Träume einer thörichten Liebe. Keines Mannes Herz, keines Kindes Lächeln, keine traute Häuslichkeit sind für mich. Der Kunst allein werde ich dienen, sie ist Licht, Klarheit, Frieden. Du führtest mich den Pfad zu ihrem Tempel. O Mutter, nimm es wieder ganz an Dein Herz, Dein armes, todtwundes, reuiges Kind.“

Zärtlich hielt die Marchese die Weinende an ihr Herz gedrückt.

„Aber fort von hier, Felice, fort aus diesen trüben, schweigsamen Kanälen, aus diesem Moderdufte der Vergangenheit!“ rief sie lebhaft, „nicht wahr, mein Kind, bald, recht bald fort von hier? Laß uns nach dem heiteren Florenz, dem sonnigen Neapel gehen, oder willst Du noch weiter reisen, Liebling, jenseit der Alpen, weit, weit übers Meer? Ich gehe mit Dir, Kind.“

Die Marchesa war ganz hingebender, opferfreudiger Liebe für ihre Pflegetochter. Sie dankte im stillen dem glücklichen Zufall, der ihr Felice von einem thörichten Liebeswahn erlöst und der Kunst gerettet hatte. Und Felice ganz genesen, ganz geheilt von ihrem tiefen Herzweh zu wissen, war jetzt ihr höchster Wunsch, den zu erreichen ihr kein Opfer zu hoch schien.

Sie fand denn auch Mittel, eine plötzlich eingetretene Krankheit Felices vorschützend, deren Kontrakt zu lösen und Venedig zu verlassen. Bald stand das kleine Haus am Cannaregio in Venedig leer und die Patrona erzählte den Fremden, die es zu miethen kamen, daß der Stern aller Sängerinnen, die berühmte Vassaro, erste Diva am Theater Fenice ein Vierteljahr darin gewohnt habe, was der netten, freundlichen, kleinen Villa noch einen ganz besonderen Reiz verlieh.

VI.

In ungestümer Hast hatte Gotthard seine Koffer gepackt, nachdem er die Nachricht vom Zustande seines Vaters erhalten. Sein Herz klopfte wild, zum Zerspringen. Hatte er wirklich keine Zeit mehr zum Abschiednehmen, keine Zeit zu einem flüchtigen Lebewohl? Er wußte es selbst nicht; er hastete, er fieberte, er hatte keinen anderen Gedanken mehr, als fortzukommen, fort, fort, ans Sterbebett seines Vaters.

Er dachte wohl an Felice, an Felice, die ihn getröstet, erheitert, gelabt am Quell ihrer wunderbaren Stimme, mit den Strahlen ihrer schönen Augen erwärmt, da seine Seele am Erstarren gewesen, an Felice, die ihn liebte, die er selbst zu lieben geglaubt, während flüchtiger Minuten, da sie in ihrer majestätischen Schöne vor seinen müden Augen aufgetaucht.

Aber was war ihm Felice? Jetzt in diesem Augenblick? Er konnte, er wollte sie nicht wiedersehen, es drängte ihn in unwiderstehlicher Hast der Heimat zu.

Der Nachtzug flog donnernd über die Lagunenbrücke, Mestre zu. Gotthard saß allein im Coupé und zum hundertsten Male seit wenigen Stunden zog er den kleinen Brief hervor, den er am Nachmittag erhalten, um die feinen, flüchtigen Zeilen zu überlesen, die er längst auswendig wußte und deren Schriftzüge ihn ins Herz getroffen, wie ein frischer Messerstich in eine halbgeheilte Wunde. Er las:

„Lieber Gotthard!

Dein Vater hat mich beauftragt, Dir mitzutheilen, daß er bedenklich erkrankt sei und Dich aufs dringendste zu sehen verlangt.

Eile so sehr Du kannst, denn die Zeit drängt, und der Arzt ist fast ohne Hoffnung auf seine Wiedergenesung.

Viola."

Viola! Sie bei dem sterbenden Vater! Er sollte sie wiedersehen! Er vergaß, daß sie ihm treulos, daß sie längst die Frau eines anderen geworden. Er wußte nur, daß eine Seligkeit ohne gleichen in ihm aufgejubelt war, als er die kleinen, geliebten Schriftzüge zum ersten Male wiedergesehen.

Ihr Bild stand vor ihm, es drängte sich mit verführerischer Lieblichkeit zwischen ihn und seine Sohnespflicht, seine Kindesliebe, zwischen ihn und das Bild seines sterbenden Vaters.

Gotthard fuhr Tag und Nacht, ohne Aufenthalt, ohne Rast und Ruhe. Allgemach legten sich die wilden Wellen, die beim Erblicken von Violas Schriftzügen in seinem Herzen aufgebraust waren, wieder, die Angst um den geliebten Vater verdrängte sie und er dachte mit bitterem Schmerz daran, daß die sausende Fahrt ihn an das Sterbebett des letzteren führte, der ihm im Leben angehörte, der noch in treuester Liebe verkettet gewesen mit seinem eigenen öden, hoffnungsleeren, zerschellten Dasein.

Viola! Und was war denn Viola noch für ihn? Ein Traumbild! Eine höhnende Luftspiegelung, die dem verschmachteten Wanderer in der Wüste, oder auf hoher, pfadloser See den Schiffer täuscht und erlischt.

Wie sollte er Viola wiedersehen? Viola, die sein Leben vernichtet hatte? Sie, eines anderen Mannes Frau?

Endlich hatte er seine Heimatstadt erreicht, endlich eilte er die breite Straße hinunter, die zum Vaterhause führte.

Es war wieder spät am Abend und die Aeste der blätterlosen Linden knarrten im Luftzuge.

Beate empfing den Heimgekehrten an der Hausthür, sie sah bleich und abgemattet aus. Sie mußte die Arme ausbreiten, als sie den späten Wanderer begrüßte, sie konnte nicht anders.

„Mein Vater, Beate?" rief Gotthard mit angsterstickter Stimme, „lebt mein Vater?"

„Er lebt", sagte die Alte, traurig nickend. Sie ging voran. Die Lampe in erhobener Hand führte sie den Sohn des Hauses durch die lieben, bekannten Gemächer.

Der Vater war allein. Sein Bett stand inmitten der Stube, eine beschirmte Lampe beleuchtete es matt.

Leise trat Gotthard näher.

„Vater!"

Eine Hand streckte sich aus, zog ihn nieder und der Sohn lag am Vaterherzen.

„Gut, Gotthard, daß Du kommst", hauchte der kranke Mann mit seltsam veränderter, matter, schwerer Stimme.

Ein halbunterdrücktes Schluchzen, leise, konvulsivisch, zitterte durch die Krankenstube.



Gotthard erbebte und fuhr empor.

An der anderen Seite des Lagers, wo sie von ihm unbemerkt auf den Knieen gelegen, stand Viola, die sich erhoben hatte.

Sie trug Trauer und war geisterhaft bleich.

Gotthard zuckte bei ihrem Anblick zusammen, ein Stich drang in seine Brust und ein Aufschrei entfuhr seinen Lippen.

„Verzeihe, Gotthard“, sprach Viola, „Du erschrickst vor mir. Dein Kommen überraschte mich hier. Wir erwarteten Dich erst morgen früh.“

Der Kranke streckte seine Hand nach Viola aus und seine Lippen bewegten sich leise, aber kein Laut war vernehmlich.

Gotthard hatte während seiner langen Fahrt unzählige Male ein mögliches Wiedersehen mit Viola in Gedanken durchgelebt, aber da sie ihm nun so plötzlich gegenüber stand, war er doch nicht Herr seiner selbst.

Sie war eine andere und doch war es noch das stille, holdselige Mädchengesicht, welches seine Knaben- und Jünglingsträume erfüllt hatte; ein wenig verändert, wie eine Rose, über deren Blätterschmelz der erste, rauhe Windhauch geglitten.

„Sei gegrüßt, Viola!“ sagte er endlich und bot ihr über des Vaters Bett hinüber seine Hand. Sie legte ihre feinen, eiskalten Finger in die seinen.

„Jetzt will ich gehen, Du bedarfst meiner nun nicht mehr, lieber Onkel, gute Nacht“, sagte Viola und neigte sich küssend auf die Hände des Kranken, die verschlungen auf der Decke lagen.

„Gute Nacht, Gotthard!“ Sie sah ihn mit einem wunderbaren Blick an, und wie ein Schatten war sie verschwunden.

Gotthard stand wie ein Träumender, tausend Gedanken stürmten durch sein Gehirn.

Wie kam sie hierher? Was war hier alles geschehen? Weßhalb trauerte sie so tief?

Er war auf einen Stuhl neben dem Krankenbett hingesunken, die Augen starr auf die Thür geheftet, durch welche sie entschwunden war. Es zog ihn fort, ihr nach, nur noch ein Wort, ein kurzes Aussprechen, eine einzige Frage an sie — aber seine Füße hafteten bleischwer am Boden, wie es einen träumenden Menschen zu geschehen pflegt. Fast mechanisch lauschte er den Athemzügen des kranken Vaters, die bald fast unhörbar, hinsterbend leise, bald schnell, ängstlich, hastig klangen.

Es war schauerlich still in der Sterbestube, alles von Schatten erfüllt, bis auf die fahle Helle, welche die verhängte Lampe auf das Bett und dessen nächste Umgebung warf.

Die goldene Uhr des Vaters tickte gleichmäßig, gleichgiltig fort in ihrem Uhrständer, der auf dem Tischchen stand; gleichgiltig drehten sich ihre Räder, pochte ihr kleines, kaltes Herz fort, ob ihr alter Herr, dessen langjährige, treue Dienerin sie gewesen, jetzt krank, sterbend oder todt neben ihr lag.

So dreht sich und klopft die ganze Weltenuhr mit ihrem sausenden Räderwerk da draußen ungestört, gleichgiltig fort, unbekümmert um Tod und Leben des Einzelnen.

Vergebens wollte Gotthard die wilden, leidenschaftlich emporgewühlten Erinnerungen, die wie Dämonen an seinem Herzen rissen, vom Todtenbette des geliebten Vaters verscheuchen. Ein Gefühl wie Zorn gegen die heiße, sündige Liebe, die nie sterben wollte und seine ganze Seele füllte, kochte in ihm auf.

Warum drängte sich diese Viola an das Sterbebette seines Vaters, wo sie nicht mehr hingehörte, wo sie kein Recht mehr hatte zu sein? Warum drängte sie sich ihm in den Weg in ihrer unseligen, berückenden, blonden Schönheit, in all dem süßen Zauber, all dem unschuldigen Liebreiz, sie, eines fremden Mannes Eigenthum?

Mit unklaren, verworrenen, glühenden, sündhaften Hoffnungen und Wünschen war er, von ihr herbeigerufen, hierher geeilt und nun fand er nur neue Verzweiflung und das erneute Bewußtsein, daß er die ihm Verlorene, die Frau des Anderen, heißer, wilder, wahnsinniger liebte denn je.

Warum war sie so eilig vor ihm entflohen? Wo weilte sie jetzt in dem öden, todtstillen Hause? Vielleicht wenige Schritte nur von ihm entfernt, durch eine Wand, eine Thür von ihm getrennt.

Da vernahm er leises Geräusch. Die alte Beate kam auf den Zehen hereingeschlichen und winkte ihm, ihr zu folgen.

Er neigte sich über den Vater, der zu schlummern schien oder doch, geschlossenen Auges in einem schlafähnlichen Zustande lag.

Er küßte ihn leise auf die Stirn, dann folgte er der Alten.

„Sie sind müde, hungrig, durstig, erschöpft", flüsterte sie, „noch im Reiseanzug."

„Nichts von dem allen", sagte Gotthard gleichgiltig, „laß mich bei meinem Vater, Beate, vielleicht kann ich noch mit ihm reden. Ich sehne mich so nach dem Klang seiner lieben Stimme."

Beate schüttelte traurig den Kopf.

„Er wird wohl nicht mehr sprechen", wehklagte sie, nahm Gotthards Hand und zog ihn mit sich fort, den Gang entlang nach seinem alten Stübchen, wo er als Kind, als Schüler, als Student gehaust, wo er seine lange, schwere Krankheit durchlebt hatte.

„Ich habe in der Eile alles vorgerichtet", sagte Beate umschauend und sie plauderte noch allerlei. Er hörte den gutmüthig sorglich bekannten Ton der Stimme, aber er verstand ihre Worte nicht. Abwesenden Geistes sah er ihr zu, wie sie schaffte, räumte, sein Bett richtete, Wäsche und Kleider für ihn zurechtlegte und die Lampe aufschraubte, damit sie heller brenne. Dann wollte sie gehen.

„Das Essen werde ich im Wohnzimmer anrichten", sagte sie, trübselig mit den verweinten Augen zu ihm aufblickend. Dann brach sie in Schluchzen aus und in den Ton der alten Zeit verfallend, rief sie: „Wie gut, daß Du da bist, Gotthard, wie gut!"

Er hielt sie am Arme fest, da sie sich zum Gehen wandte. „Wie

kam das alles so, Beate?“ fragte er, die Gedanken immer nur auf einen Punkt gerichtet.

„Ach, unser armer Herr!“ rief sie, „ach, der kam schon krank von der langen Reise wieder; er war aus seinen alten Gewohnheiten gekommen, andere Kost, andere Luft, andere Ordnung, das verträgt solch ein alter Mensch nicht mehr. Arbeiten hatten sich stoßweise angesammelt, manches darunter, was ihn ärgerte und verdroß. Da hielt er sich wohl, solange es gehen wollte, aber eines Tages, da kam's mit einem Mal; er brach am Schreibtische zusammen, fast so, wie Onkel Joseph, Gott hab' ihn selig. Ein Nervenschlag, meint der Doktor.“ —

„Aber Viola, Beate, Du sprichst nicht von Viola?“ fuhr Gotthard dazwischen.

„Ja Viola, die junge, gnädige Frau meine ich, die war just tags zuvor gekommen, um dem Herrn den Tod ihrer Mutter zu melden.“

„Den Tod ihrer Mutter?“

„Ach ja, die ist auch todt; die junge Gräfin hat viel mit dem Herrn gesprochen und sie weinte so laut dabei, daß ich's draußen im Gange hörte.“

„Und tags darauf kam das Unglück mit dem Vater, sagst Du, Beate? Ja, unser aller Unglück heißt Viola! Es mag ihn wohl recht erschüttert haben und krank war er schon. — Aber ihr — ihr — ich meine Violas Mann, ließ er sie denn hier allein bei dem kranken Onkel?“ fragte Gotthard, „denn sie blieb doch hier, nicht wahr, als mein Vater so plötzlich erkrankte und pflegte ihn? Ist's nicht so Beate?“

„Ja“, sagte Beate, wohl wissend, daß hier eine noch frisch blutende Wunde berührt wurde, „ja, sie blieb, sie mag wohl nach Hause geschrieben haben, was geschehen war.“

„Ja, ja, Beate, Du hast recht, sie schrieb an ihn“, nickte Gotthard zerstreut, „denn es wäre ja schier unmenschlich gewesen, davon zu fahren, von dem todtkranken Manne. Aber sie sehnt sich doch gewiß nach ihm und hinaus aus dem alten, gespensterhaften Hause.“

Beate schüttelte unmuthig den Kopf und sah ihren jungen Herrn nachdenklich an, stummen Vorwurf im Blick.

„Sie sprach nicht mit mir von ihrem Manne, angesichts dieses Unglücks“, sagte sie und dann fiel die Thür ins Schloß und Gotthard hörte ihren eiligen Schritt den Gang hinab schlurren.

Sein einsames Mahl berührte er kaum.

Beate kam und schänkte ihm Wein ein.

„Ich werde diese Nacht bei meinem Vater bleiben, lege Dich nieder“, sagte er, „es ist spät und Du bist müde.“

„Nein“, eiferte Beate, „Sie werden schlafen und ich wache. Ich habe die vorige Nacht geschlafen, während Viola, die gnädige Frau, beim Herrn blieb.“

„Viola, sie wachte bei ihm!“ fuhr er auf und horchte nach dem

Krankenzimmer hinüber, wo er ein Geräusch zu vernehmen glaubte, als ob leise ein Stuhl gerückt werde.

Noch eine Weile hatte er mit der Alten zu streiten, ehe sie sich bereit erklärte, zu schlafen und dem Sohn den Wächterposten am Krankenbette des Vaters zu überlassen.

„Er schläft fast immer“, sagte sie, „so weiß er kaum, wer bei ihm ist. Er wird so hinüberschlummern, still und schmerzlos, meint der Doktor.“

Als Gotthard in das Krankenzimmer trat, schien es ihm, als sähe er einen Schatten leise durch die andere Thür gleiten.

„Viola!“ Aber niemand gab Antwort; die Thür war fest zugemacht, das Zimmer leer und schattenerfüllt, die Uhr tickte und die Athemzüge des Kranken klangen unregelmäßig und unheimlich dazwischen.

Gotthard lehnte sich über das Bett. Der Vater schlief nicht, er sah ihn mit weitoffenen Augen, wie mühsam sich besinnend, an.

„Viola?“ fragte er leise.

„Ich glaube, sie schläft, Vater; brauchst Du sie?“

„Gotthard“, klang es wieder mit fremder, keuchender Stimme und matt drückte der Kranke die Hand des Sohnes. Er war vollständig bei Bewußtsein, allein er schien vergebliche Versuche zu machen, das, was er dachte, in Worte zu kleiden.

Wiederholt schaute er suchend im Zimmer umher, seine Augensterne langsam und schwer nach allen Richtungen wendend.

„Was meinst Du, Vater?“

„Viola“, hauchte der Kranke matt.

„Was ist's mit Viola, sprich, Vater“, flehte Gotthard in Todesangst, „bedarfst Du ihrer? Um Gottes willen, liebster Vater, rede mit mir.“

Aber die Gedanken schienen wieder in dem müden Hirn zu verschwimmen, er sah Gotthard noch einige Augenblicke mit verschleierten Augen an, dann fielen die Lider leise zu und das Kinn senkte sich tiefer auf die Brust.

Langsam, bleiern zogen die Stunden dahin. Gotthard hielt seine Hand lange zwischen den Fingern des Kranken, der sie beim Einschlafen umklammert hatte. Endlich, als sein Arm zu erlahmen begann, machte er sich sanft los und sank im Sessel zurück. Düstere Bilder schwammen vor seinen Augen, indeß er, schlaftrunken nach der langen Fahrt, vor sich hinstarrte.

Er sah auf die tickende Uhr, er sah die schwere, goldene Kette und die altmodischen Berloques, die daran herniederhängend, auf dem Tische lagen.

Damit stand sein Vater als kraftvoller Mann, wie er ihn stets gekannt, vor seinen Geistesaugen; sauber, nett, geschäftsmäßig, im schwarzen Anzuge, das feine, sanftgefärbte, glattrasirte Gesicht freundlich lächelnd, die Berloques an der Uhrkette auf die Sammetweste herabhängend, ein Bild behaglicher Lebenslust.



Eine Art Unwille, ein krampfiger Schmerz erfaßte ihn; zum ersten Male durchzuckte der Jammer um den Vater, den Violas Bild ihm bisher aus dem Herzen gestohlen, mit voller Wucht so recht tiefinnerst seine Seele, so heftig, so schneidend, daß er hätte laut aufschreien mögen.

Warum traf den alten, markvollen Baum, der Schatten gab, Blüte und Frucht eines segensreichen Schaffens trug, der verheerende Sturm? Warum jenen, der seine Stelle auf Erden noch thatkräftig, tüchtig, freudig, befriedigt ausfüllte, und ihn selbst, ihn, der gebrochen, unnütz, thatlos, unkräftig, ein sieches, freudloses Dasein führte, verschonte der mähende Hieb? Warum? Warum?

Thränen quollen in seinen Augen auf, die seiner Ohnmacht dem finstern Schicksalswalten gegenüber galten. Wie gern, wie unsagbar gern hätte er sich statt des sterbenden Vaters, des geliebten, einzigen Freundes dahin gelegt und sich zum ewigen Schlaf zurecht gerückt! Wie gern! Und dabei hörte er immer die ängstlichen, unregelmäßigen, bald leisen, bald heftigen Athemzüge des Kranken neben sich und der Wachende wußte, daß jeder dieser Hauche ein Tropfen jenes Lebensrestes war, der langsam verebbte, langsam, langsam im All verschwamm, sich auflöste und verflüchtigte.

Die Nacht zog hin und Gotthard fiel gegen Morgen in einen Halbschlummer, der, infolge der großen Ermüdung seine Glieder wie in eiserne Fesseln schlug, während er doch nicht ganz der Herrschaft über seine Sinne beraubt war.

Was war das? Hatte sich die Thür nicht leise geöffnet? War nicht eine Gestalt schwebenden Schrittes hereingetreten, hatte sich über den Sterbenden gebeugt, ihm Stirn und Hände geküßt, war dann geräuschlos an ihm vorüber geglitten und entschwunden, oder hatte er es nur geträumt?

Kalt, steif, durchfröstelt schrak er aus dem schweren, dumpfen Zustand auf, in den die Uebermüdung, die Reaktion der wilderregten Nerven ihn versenkt hatte.

Der Tag fiel grau durch die Gardinen ins Zimmer; auf der Straße schien es schon lebendig zu werden, Räder rasselten dumpf auf dem Pflaster hin. Gotthard fuhr auf und strich sich über die Stirn. Er mußte sich erst besinnen, wo er sich befand, was alles geschehen war.

Dann kam ihm langsam der Gedanke, daß der Tag, der so bleigrau zu ihm hereinschien, der Sterbetag seines Vaters sei; aber dieser schreckliche Tag mußte ihm ja auch ein Wiedersehen mit Viola bringen. Bald, in wenigen Minuten vielleicht mußte sie hereintreten, sah er ihr süßes Gesicht, ihre lieben Augen wieder.

Und ein ungestümes, fieberndes Entzücken durchrieselte Gotthard bei dem Gedanken. Was halfen ihm seine Vernunftgründe, seine Vorsätze, was halfen ihm Zorn, Groll, das Aufbäumen seines Stolzes, das Hinwegleugnen, Hinwegtrotzen dieser unseligen, verzehrenden Leidenschaft, der sein Leben nun einmal doch zum Opfer

gefallen war? Da stand sie doch in seinem Herzen, unvertilgbar, wahr, leibhaftig, ebenso unverscheuchbar wie die Tagesleuchte, die sich eben aus den Schatten der Nacht erhob, da stand sie und machte den Kummer um den nahen Verlust des geliebten Vaters den Platz streitig.

Die Thür bewegte sich geräuschlos in ihren Angeln und Beate schaute matten Auges herein. Auf ihren Lippen und in ihrem Blick stand die stumme Frage: „Lebt er noch?“

Gotthard nickte ihr traurig zu.

Sie trat ans Krankenbett, bog sich darüber und sah, daß der Kampf, in welchem sich hier mild und schmerzlos Hülle und Geist trennten, noch nicht zu Ende sei.

Gotthard drückte die Hand der alten, treuen Seele. „Muth, gute Beate“, flüsterte er.

Als er aufstand, überrann ein eisiges Frieren seine Glieder.

„Es ist kalt hier, Beate, sieh', wie mich der Frost schüttelt“, sagte Gotthard.

„Das ist vom Wachen und von der Angst“, meinte die Alte. „Sie müssen schnell heißen Kaffee trinken; er steht schon drüben fertig. Gehen Sie, indessen ich hier das Feuer schüre.“

„Aber Viola, frühstückt sie noch nicht?“ fragte Gotthard, an der Thür stehen bleibend.

„Viola?“ sagte Beate, ihn verwundernd ansehend, „die gnädige Frau ist schon um fünf Uhr fortgefahren, der Wagen war schon gestern bestellt.“

„Fort? Nach Hause? — Natürlich nach Hause. Was soll sie hier länger an der Stätte des Todes? Ihr gehört ja das Leben, die Freude! — Und so ganz ohne lebewohl, Beate?“

„Sie war hier, um Abschied zu nehmen, schon im Reiseanzug. Aber Sie schliefen beide so fest“, sagte die Alte.

„Ach ja, mir träumte davon. Ja, ja, wie im Traum sah ich sie hereintreten. Und dann rasselte drunten ein Wagen über das Straßenpflaster, eben als es zu dämmern begann. — Schüre das Feuer, ja, ja, es ist sterbenskalt hier“, sagte Gotthard und sah schaudernd in den nebelgrauen Morgen hinaus.

„Sie thut eben das Klügste, daß sie uns flieht; es ist wahrlich kein Aufenthalt für eine schöne, glückliche Frau hier.“

Er ging langsam im Zimmer auf und ab, während die Flammen im Ofen zu flackern und zu knistern begannen.

„Wie schal und abgeschmackt sind diese Possen, die die gefolterte Natur uns spielt, deren Sklaven wir sind. Mit Schlaf und Traum schlingt sie ihre Fesseln um mich, während das Glück hier, wie ein letztes Almosen, mir die Hand zum Abschied reichen will. — Eigentlich wären wir fertig, Beate, alte, treue Seele, eigentlich könnten wir unsere Rechnung schließen und das traurige Facit darunter setzen. Aber nein, noch nicht — meinen geliebten Vater muß ich noch sterben sehen und dann — selbst sterben. Unbeweint, unge-



liebt, der Letzte. Ja, schauerlich ist diese Komödie, in der wir die Puppen sind."

Am Abend, der diesem trüben Morgen folgte, war es noch stiller in diesem stillen Hause geworden.

Schmerz- und kampflos hatte sich, wie der Arzt es vorausgesagt, der sterbliche Theil von dem unsterblichen gelöst, gütig und erbarmungsvoll, in mildester und schonendster Weise hatte die Natur das wundervollste und geheimnißreichste ihrer Werke vollbracht, fast unmerkbar für die Umgebenden war der Kranke verschieden.

Mehrmals während des Tages war wie aufflackernd das Bewußtsein des Sterbenden wiedergekehrt, seine Augen hatten um sich geblickt, fragend, suchend. Doch ehe noch die Frage, die in dem müden Hirn auftauchte, sich zu Worten gestaltete, hatte sich der Nebelschleier bewußtlosen Halbschlummers wieder über sein Denken gelegt, bis endlich Athmen und Bewegung matter und matter geworden und der ersterbende Hauch zu einem leisen Röcheln sich verwandelte, in welchem die letzten Reste des verlöschenden Lebens erstarben. Ohne Krampf, ohne Schmerzenslaut, ohne Seufzer, ohne ein sichtbares Weh.

Lange noch nach des Vaters Tode hielt Gotthard die erkalteten Finger in den seinen fest, das Auge thränenlos auf die theuren Züge gerichtet, deren Umrisse allmählich die weichen Linien des Lebens mit den starren, eckigen Strichen zu vertauschen begann, welche die Hand des Todes zeichnet.

Gotthard vermochte das Auge nicht abzuwenden von dem geliebten Antlitz, welches ihm nie mehr lächeln sollte.

Ja, der Tod ist süß, begehrenswerth! Dieses Aufhören des irdischen Ringens ist so schön, so friedebedeutend, daß es sich allein um des Todes willen lohnt, den bitteren Kampf des Lebens zu kämpfen.

„Aber nicht ein Tod wie der Deine, mein Vater, wartet meiner", dachte Gotthard, „kein süßes, schmerzloses Sterben. Das aufbäumende, junge Leben wird hart mit einer mörderischen Krankheit in meiner Brust ringen. Aber ein Ende harrt dennoch auch meiner, ein Aufhören des Lebensleides und vielleicht — ein Wiedersehen. Gott ist barmherzig. Schlaf wohl, mein Vater!"

Er küßte die stillen, freundlichen Lippen, faltete die schmalen, blassen Hände still auf der stillen Brust ineinander und begab sich dann nach seinem Stübchen.

Alles weitere besorgte Beate und nach wenigen Tagen war auch jene schauerliche Geschäftigkeit, welche unmittelbar den Fußtapfen des Todes folgt, wieder verhallt und das alte Haus wieder ganz still geworden. Was nun weiter? Gab es ein Weiter noch?

VII.

Die alte Beate in ihrem Trauerkleide, mit der schwarzen Florhaube und dem verweinten Gesicht fegte und räumte in dem alten

Hause umher und verlangte von ihrem Herrn zu wissen, wie von nun an die Einrichtung der Zimmer getroffen werden solle.

Gotthard sah sie verwundert an.

Alles solle bleiben, wie es immer gewesen. Nur die kleine Firma ließ er vom Hause entfernen, da das Geschäft seines Vaters aufgehört hatte. Die Geschäftsräume waren geschlossen; er hatte keinen Augenblick daran gedacht, das Gewerbe seines Vaters fortzusetzen.

Aber Beate stritt sich mit ihm herum. Er war ihr Herr jetzt und mußte die besseren Zimmer bewohnen. Alles war ihm gleichgiltig, er hatte kein Wollen, kein Wünschen, kein Hoffen mehr. Doch, eines noch: die Hoffnung auf das Ende, das Aufhören, das Nichtmehrsein.

„Warum noch ändern, Beate?“ fragte er, „da es ohnehin bald ganz aufhören wird? Weißt Du nicht, daß ich bald sterbe; hörst Du mich nicht jede Nacht husten?“

Beate sann nach. Nein, sie hörte ihn nicht husten, wirklich nicht. Auch Gotthard fiel es ein, daß jener schmerzhafte Husten, der ihn eine Zeit lang gequält, nachgelassen habe. Er hatte, ganz in seinen dumpfen Schmerz versunken, diesen Umstand kaum beachtet.

„Ja, Beate, die Schwindsucht macht oft seltsame Sprünge; sie rastet auch dann und wann ganz auf ihrem Wege zum Grabe und täuscht dann den Leichtgläubigen mit Genesungshoffnungen.“

Doch Gotthard gehörte nicht zu den Leichtgläubigen, sondern er kannte seinen Zustand ganz genau, wußte sicher, daß er bald sterben mußte, er wollte auch sterben, hoffte, freute sich darauf.

„Aber könnte man denn nicht Miethbewohner in das große, öde Haus nehmen?“ meinte Beate, hartnäckig ihren jungen, kranken Herrn zum Widerspruch reizend.

„Wozu nun das noch? Wozu unnöthigen Lärm in ein Sterbehaus?“

Unglücklicherweise für seinen Zustand hatte Gotthard von seinem Vater ein bedeutendes Vermögen geerbt, welches die allmächtige Noth des Lebens, die vielleicht allein imstande gewesen wäre, seinem völlig erschlafften moralischen Lebenstrieb neue Spannungskraft zu verleihen, von ihm fern hielt.

Nein, Gotthard wollte, konnte keinen Menschen sehen, auch den Arzt mochte er nicht sprechen. Was sollte ihm ein Arzt noch helfen?

Der Winter verging, es ward Frühling. Der Gärtner, der alljährlich den Garten bestellte, that dies auch jetzt wieder. Die Beete bedeckten sich mit dem Bunt der Lenzblumen, duftbeladene Lüfte drangen mit Gewalt in Gotthards Brust ein. Wie er sich trotzig auch den sanften Lockungen der holden Frühlingsgrüße entgegenstemmen mochte, sie waren stärker als all sein verbissenes Herzeleid.

Einst schritt er zwischen den Beeten hin; die Rosenknospen standen schon schwellend auf den grünen Zweigen.



Was duftete ihm da so stark, so wunderbar, so herzberückend, so bekannt entgegen? Eine erste, verfrühte, einzige, vollerblühte Rose nickte in purpurner Herrlichkeit zu dem einsamen, finstern, lebensfeindlichen Träumer her.

Gotthard stand still, er schaute die Blume an wie ein schönes Wunder und sog ihren Duft ein, und mit dem süßen Rosenduft wachte eine versunkene Welt in seiner umnachteten Seele auf.

Wie das arme, verstockte Menschenherz sich doch so oft selbst belügt und betrügt! Er küßte die Blumenblätter wie ein süßes, verloren gewesenes, wiedergefundenes Kleinod. Ein Ringen und Klingen und Singen durchwogte seine Brust. Ein wildes Sehnen nach Leben, nach Lieben und Geliebtsein quoll in ihm auf.

Er eilte in Hast die Gartenwege hin und her, als gelte es Entflohenes einzuholen; über sich den blauen Himmel, Wolken Duftes um sich her. Töne drängten sich in seine Erinnerung, alte, halb vergessene Lieder klangen in seinem Herzen auf.

Plötzlich blieb er stehen.

War er trunken, was war ihm geschehen? Wie oft war er schon mit hastigen, ungestümen Schritten auf den langen Wegen her und hin geeilt?

Schmerzte ihn denn seine kranke Brust nicht?

Mit tiefem Athemzuge sog er die Luft ein. Er athmete mit voller Kraft seiner Lungen. Wie kam es doch, daß er das so ohne Mühe und Schmerz zu thun vermochte?

Eine heiße Lebenshoffnung überflutete mit einem mächtigen Wogenschlage gewaltig all seine Todesahnungen und Todesfreudigkeit.

Leben! Leben! jauchzte es in ihm auf. Doch nur minutenlang gab er den schmeichlerischen Lockungen nach. Die Schatten verscheuchten die Lichtstrahlen wieder aus seiner Seele. Was war ihm das Leben? Ihm, dem Einsamen?

Er wollte sich nicht täuschen lassen von einem kurzen, trügerischen Besserbefinden. Er gehörte nicht zu den Schwächlingen, die sich mit aller Macht an den Strohhalm eines Genesungswahnes klammern.

Die Schwindsucht macht ihre Sprünge und Pausen. Das wußte Gotthard. Doch ein Verlangen, sich einem Menschen mitzutheilen, eines Menschen Stimme zu hören, hatte ihn plötzlich erfaßt. Aber er stand ganz allein, er hatte niemand mehr, keinen Freund, keinen Bekannten, kein theilnehmendes Wesen, er war ein Einsiedler. Alte Freunde hatte er, als sie sich nach des Vaters Tode ihm tröstend nahen wollten, voll feindlichen Menschenhasses von sich gestoßen, selbst den alten Arzt hatte er verscheucht. Niemand war ihm geblieben, als seine Geige. Auch die hatte er vergessen und von sich geworfen voll Widerwillen und Verbitterung. Aber sie vergab ihm, was Menschen nicht so leicht vergeben können und so ließ er sie wieder aus langem Schlafe erwachen und begann zu spielen.



Beim venetianischen Goldschmied.

Beate hörte die Töne wie Frühlingslaute durch das öde Haus zittern. „Gottlob", dachte sie, „doch wenigstens wieder eine Spur von Leben!"

Von diesem Tage an spielte Gotthard wieder oft und täglich wandelte er zwischen den Rosenbeeten und freute sich an der aufbrechenden Knospenpracht.

Aber wenn er mit seiner Geige sprach, so formten sich ihre süßen, tröstenden Laute doch immer nur zu einem theuren Worte: Viola! Und vor seinem geistigen Auge schwammen die Melodien zu einem lieben, trauten Bild zusammen, welches ihn bittend ansah und ihre Züge trug.

Oefters sah er sich ängstlich prüfend im Spiegel an, um das zunehmende Verfallen seines Gesichts und seiner Züge zu beobachten. Aber so fest und unbeirrt er von dem Fortschreiten seiner Krankheit überzeugt war, so mußte er sich doch eingestehen, daß seine Wangen sich zu runden begannen, seine Formen sich kräftigten.

Ja, Frühlingsluft und Beatens nahrhafte Kost und sorgsame Pflege bekamen ihm trefflich, so etwas thut Wunder selbst an Todtkranken. Doch nur auf kurze Zeit. Die Schwindsucht rastet zuweilen, während sie ihre Opfer dem Grabe zuführt.

Er indessen ließ sich nicht beirren!

Der Sommer war so vergangen und der junge Einsiedler sah mit Entsetzen einem neuen Winter entgegen.

Er begann sich nach Beschäftigung zu sehnen. Dieses müßige Warten auf seinen Tod ward ihm nachgerade zur unerträglichen Qual. Auch seine musikalische Beschäftigung war, genau genommen, doch nur eine unwürdige Tödtung der Zeit, einem Manne nicht geziemend, der, wenn auch krank, noch im vollen Besitz seiner geistigen Kraft war. Sie war ohne Zweck, ohne rechte Weihe der Kunst, keinem Menschen zum Genuß, ein Stümperwerk.

„Ja, hätte ich Künstler werden können; hätten Zufälligkeiten, Launen des Schicksals nicht den Genius, der in mir sich regte, in seiner Entfaltung gehemmt! Hätte ich eine eiserne Willenskraft besessen und hätte ein günstiger Stern mir gelächelt, wie Felice!" Er hatte Felice fast vergessen gehabt, so fern, fern war sie seinem Erinnern gerückt, als ob er das wunderbare Geschöpf dereinst in einer anderen, fremden Welt gekannt.

Aber von Felices Gestalt führte ihn sein Gedankengang weiter. Er gedachte der Fälle, der tausendfachen Verhältnisse im Leben, wo Armuth, Noth, andere Hemmnisse sich einem aufkeimenden Talente feindlich entgegenstemmen, wo selbst der Genius in der Menschenbrust untergehen, verkümmern muß im jammervollen Alltagsringen mit dem Elend, der kleinlichen Noth des Daseins. Und dabei erfaßte ihn eine Idee, die ihn wunderbar beseligte.

Gotthard hatte, obgleich mit seinem frühen Sterben vertraut, noch kaum daran gedacht, wem einst sein reiches Erbe zugute kommen sollte.



Viola war ja wohl versorgt, und weder sie noch ihre Kinder benöthigten einst seines Vermögens. Aber dieses Geld, auf welchem seines Vaters Segen ruhte, konnte es nicht vielleicht Segen verbreiten und konnte es ihm, dem thatlosen Träumer, nicht etwa vorbehalten sein, nach seinem frühen Tode der Welt zu nützen, für die sein Leben vollständig nutzlos gewesen?

Er beschloß also nach reiflichem Erwägen, daß sein Haus und sein ansehnliches Vermögen zur Begründung einer Musikschule dienen und nach seinem Hingange dazu verwendet werden solle und zwar einer Anstalt, welche in der Hauptsache mittellosen Schülern Gelegenheit zu ihrer Ausbildung bieten solle. Der Anfang dieses Unternehmens konnte den Verhältnissen nach nur sehr klein sein, aber es war doch immer ein Anfang, es konnten ja, durch sein Vorgehen angeregt, andere Vermächtnisse dazu kommen und so konnte mit der Zeit der Baustein, den zu legen er sich entschlossen, sich zu einem stattlichen Gebäude gestalten.

Dieser Plan, der plötzlich wie durch eine Eingebung in ihm entstanden war, zog wie ein Lichtstrahl in seine Seele ein, er erwärmte, begeisterte ihn und drängte vorläufig seine Todesgedanken in den Hintergrund.

Auch die treue Beate sollte nicht vergessen sein. Ihr sollte der wirthschaftliche Theil des Institutes angewiesen werden, und später sollte sie durch eine Pension bis an ihr Lebensende vor Mangel geschützt sein.

Sogleich wollte er mit den Vorbereitungen für seinen Plan beginnen, um bei seinem Tode sein Werk schon in den Hauptzügen als ein fertiges zu hinterlassen.

Er dankte Gott für diese Eingebung. Zum ersten Mal war es eine That, eine schöne, menschenwürdige That, die ihn ganz erfüllte und allen selbstsüchtigen Gram und Groll wie Spreu verwehte. Er fühlte sich beflügelt, gehoben, er hatte einen schmerzerlösenden Weg gefunden, der sein Interesse von seinem armen kleinen Ich aufs allgemeine hinlenkte und sein Selbstleid ihn in dem verklärten Licht als Mittel zeigte, allgemeines Leid zu lindern, die Lebenswege anderer lichten und ebnen zu helfen.

Als der Plan in seinem Kopfe feststand, theilte er ihn Beaten mit, die ihn zwar als nichts weiter als eine krankhafte Grille ansah, aber doch eine Lebensregung darin erblickte und ihm rieth, sich doch jetzt schon mit der Einrichtung seines Musikinstitutes zu beschäftigen, da sie doch hoffte, wenigstens hierdurch die entsetzliche Einsamkeit aus dem alten Hause zu vertreiben.

Um zuvor alles schriftlich aufzusetzen, betrat er bei dieser Veranlassung zum ersten Mal wieder seit dem Tode des Vaters dessen kleines Privatkabinett, wo sich verschiedene rechtswissenschaftliche Hilfsbücher aufgestellt befanden, die er bei seinem Entwurf nöthig hatte.

Alles lag und stand hier noch genau so, wie der Selige es verlassen hatte. Da war sein Schreibtisch mit der noch aufgeschlagenen

Schreibmappe darauf liegend, und der zurückgeschobene Stuhl stand davor, als ob der, welcher zuletzt hier gesessen, soeben aufgestanden wäre.

Staub lag überall, und rings herrschte das Schweigen des Todes, denn Gotthard hatte nicht geduldet, daß Beate mit Scheuertuch und Staubbesen bis in dieses Heiligthum dringe.

Gotthard setzte sich in den leeren Stuhl. Der Zweck, um deßwillen er den kleinen Raum betreten, war vergessen. Sehnsucht, heiße Sehnsucht nach dem geliebten Todten, dessen Geist hier zu weben schien, durchschauerte ihn, und die kaum verscheuchte Schwermuth bemächtigte sich seiner wieder.

Er sah lange mit schmerzverlorenem Sinnen auf die offene Schreibmappe, die vor ihm lag. Papierstücke lagen darauf, mit den Schriftzügen des Verstorbenen beschrieben, hingekritzelte Worte, wie sie wohl willenlos der Feder eines meditirenden Menschen zu entfließen pflegen.

Gotthard blätterte zwischen den Löschblättern in der Mappe und bemerkte einen offenen Brief, den sein Vater, um ihn zu beantworten, darin hatte liegen lassen. Gotthard hätte ihm wohl keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt, wenn ihn beim Anblick der Schriftzüge nicht eine heftige Aufregung ergriffen, denn er hatte Violas Hand erkannt. Er las:

„Theuerster Onkel!

Gestern habe ich meine Mutter begraben und die ersten Zeilen, die ich nach ihrem Tode schreibe, sind an Dich gerichtet, um Deine und Gotthards Verzeihung für meine Mutter und für mich zu erflehen. Sie hat mir vor ihrem Hinscheiden gestanden, daß sie, im Zorn über das vermeintliche Unrecht, welches sie durch Dich erlitten, und in der Absicht, eine fernere Gemeinschaft zwischen uns abzubrechen, einen Brief Gotthards, den er nach einer schweren Krankheit, die sie mir verheimlicht, an mich gerichtet, unterschlagen und vernichtet habe und um mich ganz und für immer von ihm zu trennen, meine Verbindung mit einem anderen Manne, der um meine Hand geworben, durch Gewalt und List erzwungen habe.

Wir beide, meine Mutter und ich, haben durch diese unselige Ehe genug gelitten, um unsere Schuld zu büßen, ich für die Schwäche, ihr mehr zu glauben als der Stimme meines Herzens, und sie für ihre Rachsucht.

Während ihres Lebens habe ich einen Schritt unterlassen, mit dem sie durchaus, trotzdem sie mich unsäglich unglücklich sah, nicht einverstanden war; nun sie todt ist, zögere ich keinen Augenblick mehr, eine Fessel zu lösen, die für mich zur fürchterlichsten Qual geworden und die mir länger zu tragen unmöglich ist.

Wenn Du mir und der Todten verzeihen kannst, theurer Onkel, so flehe ich Dich an, mir zur gerichtlichen Trennung von demjenigen, dessen Namen ich trage, Deine Hilfe zu leihen. Ich erwarte eine Antwort von Dir, die mir sagt, ob Du uns vergeben

willst, um in diesem Falle dann sogleich zu Dir zu eilen und mündlich alles fernere mit Dir zu besprechen.

Viola."

Die Bücher, welche Gotthard zum Zwecke eines schriftlichen Entwurfs für sein Kunstinstitut durchzulesen gedacht hatte, blieben vorläufig noch in ihrer staubigen Ruhe.

Die Thür des kleinen Zimmers fiel bald krachend ins Schloß und wurde von außen verschlossen.

Gotthard befand sich in furchtbarer Erregung. Was mußte Viola von ihm gedacht haben, wenn sie angenommen hatte, daß er vom Inhalt dieses Briefes Kenntniß gehabt. So war sie elend, unglücklich, verlassen, ohne Freund, ohne Hilfe, seitdem der, den sie in ihrer Noth angerufen, seine Augen für immer geschlossen, ohne ihr die erbetene Hilfe gewähren zu können. Das also war es, Violas Unglück, was die Sterbestunde seines Vaters beunruhigt hatte, deßhalb suchten seine armen, matten, brechenden Augen Viola, die er nicht mehr fand.

Gotthard zögerte keinen Augenblick. Alles andere war vergessen, versunken, hinabgetaucht, wie Morgennebel, wenn die Sonne aufgegangen.

Er theilte Beaten mit, daß er schleunigst auf einige Tage verreisen müsse und diese packte staunend die Reisetasche ihres Herrn.

Wie war er doch verwandelt! Wo war seine Mattigkeit, Gleichgiltigkeit geblieben! Wie hatte sich sein Aussehen verändert; frisch, belebt, leuchtenden Auges stand er vor der alten Dienerin, sie zur Eile mahnend. Was das Kunstinstitut für Wunder an ihm gewirkt hatte! Ein wahrer Gottessegen war es für ihren jungen Herrn.

„Es wird alles noch gut werden", dachte sie weiter. „Auch eine Grille hat oft ihr gutes im Leben. Besser freilich, wenn er ein richtiger Advokat wie sein Vater geworden wäre und alles hübsch in der alten Ordnung geblieben wäre, statt daß nun das Haus vielleicht umgestürzt werden wird. Aber immerhin, wenn er nur seinen Kummer überwindet und seine Einbildungen los wird."

In drei Tagen hoffte er vielleicht schon zurück zu sein.

Als aber drei, vier, fünf Tage vergangen waren, das Haus vom Boden bis zum Keller rein gefegt war, ohne daß Gotthard wiederkehrte, ward Beaten angst und bange.

Wie oft hatte sie sein Stübchen vergeblich geheizt, seine Möbel abgestäubt, sein Lager gerichtet, ihn vom Fenster aus erwartet. Sie hatte ja sonst nichts zu thun und Einsamkeit, Langeweile und die Sorge um ihren jungen Herrn quälten sie grausam.

Was konnte einem kränklichen, verwöhnten, wunderlichen jungen Mann, wie Gotthard war, nicht alles bei dem kalten Wetter unterwegs geschehen sein! Wie viel Eisenbahnunfälle und sonstige schreckliche Ereignisse tragen sich nicht überall zu. Ach, die Unruhe machte der armen Beate die unglaublichsten Unmöglichkeiten wahrscheinlich Und alles dies einer lächerlichen, unbegreiflichen Grille wegen.

Endlich, nach Verlauf einer qualvoll verlebten Woche erhielt Beate einen Brief Gotthards aus Hamburg, in welchem er ihr schrieb, daß sie unbesorgt sein solle, da er in Geschäften sich genöthigt gesehen habe, eine weitere Reise zu unternehmen, die ihn noch auf einige Zeit fern vom Hause halten werde.

Hamburg lag vom Begriffsvermögen Beatens so weitab wie die Antipoden, und sie schauderte bei dem Gedanken an eine solche Reise für ihren Herrn; die ganze Geschichte erschien ihr doch nun fast ein wenig gar zu toll. Wahrscheinlich suchte er sich in Hamburg Lehrer für sein Institut, als ob solche nicht auch genug näher zu haben gewesen wären.

Indeß rührte sie doch seine Gutmüthigkeit, daß er ihr geschrieben, um sie zu beruhigen.

VIII.

Gotthard war im Sturm seiner Gefühle nach Fiume gereist, um Viola zu suchen, zu sehen, zu sprechen, ihr zu helfen. Denn er hatte nun nicht nur ein Recht auf solches Glück, sondern es war sogar seine Pflicht, die ihn an Violas Seite rief.

Seine Seele war trunken vor Seligkeit. Die Einziggeliebte stand ja nun mit einem Male entsündigt, gerechtfertigt, entkleidet aller Schuld vor ihm. Sie hatte gelitten, geduldet, bitter bereut, was sie, von Wahn geblendet, ihm an Weh gebracht. Sie hatte mit herbem Kummer gerungen, während er sie im Schoße des Glückes gewähnt.

Und während sie so lange allein Noth und Leid ertragen, allein mit den schwersten Schicksalsnöthen gekämpft, hatte er müßig, in thatenlosem Groll und Grimm, in selbstgeschaffener Qual seine Tage verträumt. Während sie seiner thatkräftigen Freundschaft bedurfte, hatte er sich mit Aufbietung all seiner Kraft bemüht, ihr Bild aus seiner Brust zu reißen.

O Wirrsale dieser Erdengeschicke!

Gotthard hatte Violas Wohnung in Fiume, die er in dem an seinen Vater gerichteten Brief gefunden und welche in einem kleinen, in ärmlicher Stadtgegend gelegenen Hause sich befand, schnell erreicht, allein die Wohnung war verschlossen und leer, Viola hatte die Stadt verlassen.

Dieser Fall war gerade der einzige, auf den er nicht vorbereitet gewesen. Alle Möglichkeiten hatte er sich während seiner Fahrt ausgedacht, daß er sie aber nicht mehr in der Stadt antreffen könne, daran hatte er nicht gedacht. Indeß konnte ihm die Besitzerin des kleinen Hauses über alles, was Viola betraf, Auskunft geben.

Sie und ihre Mutter hatten durch ihres Mannes Leichtsinn, der ein Spieler und Verschwender war, ihr kleines Vermögen verloren, sodaß Viola nach erfolgter gerichtlicher Trennung von ihrem Manne völlig arm und mittellos geblieben und auf die Verwerthung ihrer Kenntnisse für ihren Unterhalt sich angewiesen sah.

Da war ihr in ihrer Verlegenheit ein Inserat in einer Zeitung in die Augen gefallen, die die Frau noch besaß und Gotthard zeigen konnte.

„Eine Dame vom Stande, die sich einige Jahre in Amerika aufzuhalten gedenkt, sucht eine Gesellschafterin, die musikalische Ausbildung besitzt, Englisch spricht und sonst den Ansprüchen an eine feine Umgangsweise entspricht.“ Die Offerten waren unter einer Chiffre an ein Hôtel in Hamburg einzusenden.

Gotthard hörte voll Angst und Ungeduld die Erzählung all dieser Einzelheiten an. Wie Viola unter der gegebenen Adresse geschrieben, wie man ihre Offerte angenommen habe, wie sie vor wenigen Wochen nach Hamburg abgereist und wahrscheinlich jetzt bereits nach Amerika unterwegs sei.

Es blieb nun nur noch eines zu thun übrig, Violas Spur zu verfolgen, sie einzuholen, wie weit sie seiner verzeihenden Liebe auch schon entflohen.

Gotthard telegraphirte unter Violas Namen an das Hôtel in Hamburg, welches in der Zeitungsannonce angegeben war, und forderte Viola auf, einer dringend nothwendigen Besprechung halber ihre Reise aufzuschieben, falls sie diese noch nicht angetreten.

Das Telegramm flog ihm voraus, er folgte ihm, Tag und Nacht reisend, ohne eine Ruhepause, in fieberhafter Angst und Aufregung.

Als er Hamburg erreicht hatte, ließ er sich in das bezeichnete Hôtel fahren und erfuhr, daß sich Viola noch daselbst befinde. Er verlangte sie augenblicklich zu sprechen und ward in einen eleganten Salon geführt, nachdem man ihn angemeldet.

Endlich sollte er ihr gegenüber stehen, sollte sie sehen, sollte ihr sagen — was sollte er ihr sagen? Er hatte noch keinen Augenblick darüber nachgedacht, wie er die wogenden Gefühle, den Freudensturm in seiner Brust, in Worte fassen sollte.

Er wartete in unsagbarer Ungeduld auf ihr Kommen. Jetzt noch, jetzt, da er sie endlich erreicht hatte, seine Hand nach ihr ausstreckte, um sie nie, nie mehr zu lassen, konnte eine feindselige Macht sie ihm entreißen, konnte Viola vielleicht selbst diese Hand zurückweisen, die er bot.

Endlich öffnete sich die Thür und Gotthard meinte, der Wonnejubel, der ihn durchbebte, müsse ihn tödten. Ein Nebel wogte vor seinen Augen. Eine hohe Frauengestalt im langwallenden schwarzen Sammetgewande trat ein. — „Viola!“ — Es war nicht Viola. — Eine fremde, stolze, königliche Frau, mit schwarzem Haar von edler, weißer Stirn zurückgestrichen, schritt langsam auf den Harrenden zu.

Das war Viola, die er suchte, nicht. Ein seltsames Wahngebilde täuschte ihn. Die Dämmerung wob schon so ein ungewisses, trügerisches Zwielicht in dem hohen Gemach.

Wär's möglich?

„Felice!“ schrie Gotthard fast entsetzt auf, als die Dame ihm

gegenüber stand, „Felice, um Gottes willen, wie kommen Sie hierher? Ich suche —“

„Viola! und ich trete Ihnen entgegen“, lächelte Felice trüb und eigen, und sah ihn mit den großen, leuchtenden Augen in das blasse, erschrockene Gesicht.

„So waltet hier ein seltsames, unerklärliches Räthsel. Wo ist Viola? Reden Sie, Felice, um Gottes Barmherzigkeit willen; Sie sehen, wie ich auf der Folter liege!“ stürmte Gotthard, vor Erregung zitternd, in seinem Ungestüm alle Rücksicht vergessend.

„Zürnen Sie dem Schicksal so sehr, welches es, ohne mein Wollen, herbeigeführt, daß Sie mir doch noch das vergessene Lebewohl sagen sollen; welches es herbeigeführt, daß wir uns noch einmal wiedersehen sollen, ehe das Weltmeer zwischen uns liegt?“ fragte Felice traurig.

Gotthard blickte mit wunderlichen Gefühlen in das schöne Mädchengesicht, welches in seiner gelassenen, traurigen Ruhe seltsam von seinen in heißer Leidenschaft bebenden Zügen abstach. Aber er fand kein Wort, ihr mehr zu sagen als: „Wo ist Viola, Felice?“

„Noch ein wenig Geduld, Gotthard“, bat Felice, „hören Sie erst des Räthsels Lösung. Ich reise mit der Marchesa nach Amerika, um — nun, um — die Heimat zu vergessen, in der nach meines Vaters Tode niemand mehr lebt, der meiner bedarf. Die Marchesa braucht eine Gesellschafterin, die sie mehr erheitert als ich es vermag seit — meines Vaters Tod. Viola las unser Inserat; sie schrieb an uns und Sie werden mir wohl glauben, Gotthard, daß es mich glücklich machte, meine Jugendgefährtin zur Begleiterin zu haben und in der Lage zu sein, etwas zur freundlicheren Gestaltung ihres Loses beitragen zu können.“

Als Felice die sich mehr und mehr steigernde Ungeduld ihres Zuhörers bemerkte, schritt sie auf eine Sammetportière zu, schlug diese zurück, warf einen Blick ins Nebenzimmer und fuhr dann fort: „Als ich Viola selbst sprach, als sie mir ihr armes, junges Herz enthüllte und ich ihr Geheimniß mehr errieth als in Worten vernahm, beschloß ich, sie nicht mit uns zu nehmen. Ich wußte ja, daß die alte Heimat noch Glück für Viola in Bereitschaft hatte. Ueber das Wie, sie diesem Glück entgegen zu führen, war ich noch nicht klar, als Ihr Telegramm kam.“

Man hörte nebenan eine Thür sich langsam öffnen und schließen.

„Nun, kommen Sie, Gotthard“, sagte Felice, „das Räthsel ist gelöst, Ihre Folter zu Ende.“

Sie winkte ihm mit der Hand und deutete in das kleine, von rosigem Abendlicht erfüllte Nebengemach.

Da stand Viola, todtenblaß, mit Thränen in den Augen. Sie wollte Gotthard entgegen schreiten, aber sie wankte und schien einer Ohnmacht nahe.

Felice ließ die Portière langsam niedergleiten, ein tiefes, tiefes Weh stand jetzt in ihren Zügen. Sie lauschte einige Sekunden auf

Violas Schluchzen, übertönt von Gotthards jauchzenden Liebesworten. Dann schritt sie festen Ganges nach der Glasthüre, die hinaus nach einem Balkon führte.

Da stand sie, die Hände auf die Brust gepreßt in der kalten, klaren Luft. Meerfrisch und scharf umwehte es ihre schmerzenden, klopfenden Schläfen. Sie strich ihr dichtes Haar aus der Stirn zurück, als könne sie so eine Last von Leid von sich werfen. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, mit vollen Zügen athmete sie den feuchtkühlen Hauch ein, der vom Wasser zu ihr aufstieg. So rang sie mit dem letzten, bittern Nachweh eines fast schon überstandenen Kampfes; aber indem sie hinaus in die weite, öde, graue, endlose Ferne sah, durchfröstelte es sie eisig und zwei Thränen rannen langsam über ihre Wangen.

IX.

Nachdem Woche auf Woche vergangen, ohne daß Nachricht von Gotthard gekommen, steigerte sich die Unruhe der alten Beate von Tag zu Tag immer mehr.

Was konnte ihm in der fremden, fernen Stadt nicht alles begegnet sein? Derartige Opfer einer krankhaften Chimäre gebracht, dünkten ihr denn doch zu übertrieben. Wie ein einsam spukender Geist schritt sie in dem weitläufigen, alten Hause umher, alles Gefegte und Geordnete aufs neue fegend und ordnend.

Eines Tages brachte man ihr eine große Kiste, die von Hamburg kam. Doch endlich ein Lebenszeichen!

Neugierig umschlich sie die geheimnißvolle Bretterhülle, die sie im Vorzimmer hatte aufstellen lassen, und die gewiß seltsame Dinge für die zukünftige Musikschule, ihrer Meinung nach, enthalten mußte.

Wieder vergingen Tage und Wochen. Zu den Qualen der Einsamkeit gesellten sich nun auch noch die der Neugierde.

Da, horch, ein Wagen!

Wie oft schon hatte sie vergeblich ihren Kopf durchs Fenster gesteckt, wenn ein Wagen gerasselt kam! Sie glaubte schon an kein Wagenrasseln mehr.

Aber nein, der Wagen hielt am Hause, die Alte eilte die Treppe hinab, um die Hausthür zu öffnen. Gotthard stand schon davor, als sie aufschloß, sah sie glückselig lachend an, ergriff ihre beiden Hände und schüttelte sie herzhaft.

„Da bin ich, Beate“, rief er, schelmisch nach dem Wagen nickend, von dem der Kutscher eben einen großen Koffer hob. „Und denke Dir, Beate“, jubelte Gotthard, „ich bin nicht nur gesund, ganz und gar gesund, sondern auch — auch — nun rathe, was!“

Beate stand im Taumel. Ihr Herr lachte, ihr Herr scherzte mit ihr, sah ihr mit den strahlendsten, glücklichsten Augen von der Welt ins Gesicht. Das ging über ihr Begriffsvermögen, ihre Fassungskraft, da war ein Wunder, ein wirkliches Wunder geschehen.

„Nun, so rathe doch, schnell, Beate“, drängte Gotthard.

Da schoß der guten Alten ein toller Gedanke durch den Kopf und sie platzte heraus: „Etwa gar verlobt?“

„Besser! besser, Beate!“ jauchzte Gotthard, „verheiratet bin ich und bringe Dir meine Frau mit!“

Dabei trat er an den Wagenschlag und ein feines Händchen ergriff seine ausgestreckte Hand, Viola sprang aus dem Wagen und der alten Beate gerade in die Arme.

„Kind! Viola! Gnädige Frau!“ stammelte die Alte, halbtodt vor Ueberraschung. Der Spaß erschien ihr gar zu toll und überstieg alle Grenzen. Sie wußte ja genau, daß Viola schon längst die Frau eines anderen Mannes geworden sei, zum bitteren Herzeleid ihres jungen Herrn.

„Das begreifst Du freilich nicht, meine gute Beate“, sagte Gotthard bewegt, „ja, ich begreife es ja auch noch nicht, daß ich so grenzenlos glücklich bin, aber es ist doch wahr!“

Gotthard drängte ins Haus. Der Wagen, der sie gebracht, rollte fort und die Hausthür schlug hinter den Glücklichen ins Schloß.

„Keine Kränze, kein Fest; welcher Empfang für mein süßes Weib!“ flüsterte Gotthard Viola ins Ohr.

Sie sah ihn selig lächelnd an.

„Es muß doch wahr sein und kein Scherz“, sagte Beate, die Beiden beobachtend und dabei unruhig mit dem Schlüsselbund klappernd, der an ihrem Gürtel hing. Denn sie gedachte, daß sie doch auf keine Weise auf solche unverhoffte Gäste eingerichtet sei.

„Wahrhaftig wahr, bei Gott und kein Scherz, Beate“, sagte Gotthard feierlich, seine Hand auf Beatens Schulter legend.

„Ach, deßhalb also sandten Sie die große Kiste voraus“, meinte Beate, die mit einem Male schlauerweise den Inhalt der großen Kiste errathen zu haben meinte.

„Welche Kiste, Beate?“ fragte Gotthard.

„Diese dort“, rief die Alte, auf ein großes, viereckiges Etwas deutend, das mitten in dem halbdunklen Raume stand.

„Was könnte darinnen sein?“ fragte Viola.

„Erst ins warme Zimmer hinein, Sie sind ermüdet und durchkältet von der Reise“, mahnte Beate.

„Was meinst Du, Viola, wir öffnen erst die Kiste, die geheimnißvolle, merkwürdige Kiste“, rief Gotthard, „bist Du nicht neugierig, was sie enthält?“

Beate trug Werkzeug herbei, noch ehe Viola ihre Zustimmung ertheilt, denn sie glaubte nur noch an Wunder an diesem wunderreichen Tage. Bald hob sich der Deckel aus den Fugen und als man eine Schicht feinen Papieres entfernt hatte, zeigte sich in Gestalt von Spitzen, Battist und sonstigen feinen und kostbaren Geweben die prächtigste Brautaussteuer, die sich erdenken läßt. Wogen duftiger Gewänder, alles, was zur Toilette einer schönen, eleganten

Frau gehört, entstiegen dem dunklen Raume, eine blendende Fülle und Pracht.

Viola betrachtete die unerwarteten Schätze strahlenden Blickes. „Aber wann, wann, Gotthard“, fragte sie, ganz rosig erglüht vor froher Ueberraschung, „wann kauftest Du all diese Herrlichkeit, so zart und sinnig gewählt, so reich und kostbar; da Du mich doch nie verlassen hast?“

„Ich begreife es auch nicht, Liebste“, betheuerte Gotthard, die wunderbaren Dinge vor sich anstaunend, „ich kaufte dies alles wahrhaftig nicht.“

Plötzlich, als Violas Hand tief hinabtauchte, um mehr und mehr der reizenden Dinge hervorzuziehen und zu bestaunen, erklang ein feiner, seltsamer Ton aus dem Grunde der Kiste, wehmüthig, klagend, geisterhaft leise.

Alle erschraken. Gotthard ward bleich; er allein kannte diesen Ton, er war nur einmal in der Welt vorhanden.

„Es ist nichts böses“, sagte er lächelnd zu den betroffenen Frauen und nahm unter den weißen Brautgewändern eine alte, braune Geige hervor, deren Saiten Violas Finger vorher berührt hatten. Ein vermorschtes, verblaßtes, farbloses Band hing noch daran befestigt aus alter, alter Zeit her.

„Meines alten Lehrers Geige!“ sagte Gotthard, das Instrument betrachtend.

„Felice!“ rief Viola.

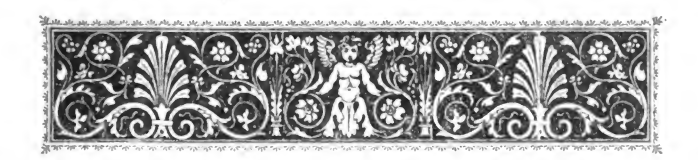
In Gotthards Augen standen Thränen. Er hatte den alten, todten Maëstro von Herzen lieb gehabt und wie oft hatte er begeisterungtrunken den Tönen der alten, lieben Geige gelauscht!

„Ja, Felice sendet uns beiden einen Abschiedsgruß, Viola“, sagte Gotthard voll wehmüthiger Rührung, leise mit dem Finger über die Saiten streichend.

„Wie gut sie ist! Wie zart von ihr!“ rief Viola. Und lächelnd beugte sich die junge Frau über die duftigen Schätze, die Felice ihr zur Hochzeitsgabe gesendet.

Sie ahnte nicht, daß Felices Thränen diese zierlichen, feinen Gewebe bethaut hatten; sie ahnte nicht, wie unendlich Felice Gotthard geliebt.





Franz I., der erste König im Venusreiche und seine Priesterinnen.

Von Herman Semmig.

I.

Zur selben Zeit, wo die Spanier die neue Welt, Amerika, entdeckten, hatten die Franzosen das zu ihrem Temperamente so harmonisch stimmende Glück, eine alte Welt wieder zu entdecken, deren Dasein im Mittelalter ganz vergessen worden war und von der es in der Geschichte vom deutschen Ritter Tannhäuser nur wie eine dunkle Sage nachklingt; es war das Reich der Venus. Die „Renaissance“ belieben die Franzosen jene Epoche zu nennen, in welcher sich die antike Welt wieder erschloß, die Epoche der „Wiedergeburt“ der Menschheit, die während des Mittelalters dem Leben abgestorben war oder doch nach dem Gebote der Kirche hätte absterben sollen; die Deutschen, denen der Zopf der pedantischen Gelehrsamkeit anhängt, drücken sich etwas steifer aus und sagen: „Die Zeit des Wiedererwachens der schönen Künste und Wissenschaften.“ Wie die Franzosen damals die Pflege der Wissenschaften auffaßten, ersieht man aus den Scheiterhaufen, auf denen sie nicht nur die protestantischen Ketzer, sondern überhaupt die philosophischen Freidenker verbrannten; später ließen sie wenigstens die Bücher der Aufklärer durch Henkershand verbrennen. Im achtzehnten Jahrhundert rächten sich die Freidenker; die „neue Philosophie“, deren Hauptvertreter Diderot, d'Alembert und Voltaire waren, war die Axt, die an den Baum des absolutistisch-fanatischen ancien régime gelegt wurde. Nur die schönen Künste erfreuten sich eines sozusagen abgöttischen Kultus, gläubig wie immer überließen die Franzosen der Jungfrau Maria den ganzen Himmel, aber auf Erden herrschte bei ihnen Venus.

Und so ist es auch geblieben bis heute. Der Gedanke hat sich vor hundert Jahren seine Freiheit erobert, aber wie charakteristisch, wie echt französisch ist es, daß, als im Jahre 1793 die Hebertisten den Kultus der Vernunft einführten, die Vernunft in der Gestalt einer schönen Frau auf den Altar stieg! Während in der Kirche

Notre-Dame die Statue der „ci-devant heiligen Jungfrau“ durch die der Freiheit ersetzt wurde, nahm am 10. November 1793 daselbst Christi Stelle die Frau des Journalisten Momoro als „Göttin der Vernunft“ ein und erhielt göttliche Anbetung. Zwar schickte der Nationalkonvent, der tags darauf die schöne Frau unter einmüthigem Jubel in öffentlicher Sitzung empfangen hatte, wobei der Präsident der Göttin den Bruderkuß gab, den Mann dieser Göttin nebst den übrigen Vernunftanbetern am 24. März 1794 aufs Schafott; zwar folgte dieser Konvent am 8. Juni nachher seinem Präsidenten Robespierre, der sich als Verehrer J. J. Rousseaus mit Ekel von diesem Gaukelspiel fern gehalten hatte, andächtig zum Feste des höchsten Wesens. Aber der Mensch, das Individuum wie der Kollektivmensch, das Volk, mag immerhin seiner Natur die Thür weisen, sie kehrt durchs Fenster zu ihm zurück. Gambetta, der Gründer der dritten französischen Republik, erklärte wie die Hebertisten der Kirche den Krieg und fiel als Opfer der Venus, nachdem er ihr Priester gewesen war: seine Freunde kennen wohl das Räthsel seines geheimnißvollen Todes.

Cherchez la femme! heißt es in Frankreich, wenn man irgend einem Geheimniß auf die Spur kommen will. Nur wird das Ewig-Weibliche anders aufgefaßt; in der Pariser Literatur spielt die Gattin die Rolle des Aschenbrödels, und vielleicht hat es die Jungfrau von Orleans nur dem Enthusiasmus, den ihre Verherrlichung durch den deutschen Dichter erweckt hat, zu verdanken, daß man in Frankreich ihr jetzt Altäre errichten will, bisher schrieb Sage, Poesie und sogar oft Geschichtschreibung der Maitresse Agnes Sorelle das Verdienst zu, den schlaffen König zur Befreiung des Vaterlandes angespornt zu haben. In das Ende jenes fünfzehnten Jahrhunderts fällt auch die Entdeckung des Reiches der Venus durch die Franzosen. Der Enkel Karls VII., des Liebhabers der schönen Agnes, Karl VIII. (1483—1498) war der Christoph Kolumbus dieser neuen „alten“ Welt, er erblickte sie auf seinem Feldzuge nach Italien, wo er seine Erbrechte auf Neapel geltend machen wollte. Die Franzosen kehrten wie geblendet von all der Schönheit zurück, die sie hier geschaut hatten; mit dem Mittelalter war es jetzt für sie vorbei. Aber wie der Entdecker Amerikas genoß auch Karl VIII. nicht die Früchte seines abenteuerlichen Zuges oder, kann man vielleicht sagen, er hatte sie nur in zu reichem Maße genossen und war zu entkräftet, um das gewonnene Land zu behaupten. Sein Nachfolger Ludwig XII., der lange Zeit um den Besitz Italiens kämpfte, war in seinen Unternehmungen ebenso unglücklich. Uebrigens hatte er, wenn er auch in seiner Jugend ein lockerer Lebemann gewesen war, für die Schönheit der Antike kein rechtes Verständniß. Die Frau, die ihn beherrschte, die Bretagnerin Anna, war ein ehrbares keusches Weib, das streng über die Sitten am Hofe wachte; sie hatte zwar auch ihre Gesellschaftsdamen um sich, aber es waren sittsame züchtige Fräuleins und Frauen, die zu den Füßen der Königin auf der Diele saßen

und spannen, wie die Königin selbst. Ludwig XII. genoß mit seiner „lieben Bretonne“ das Glück einer bürgerlich ehrbaren Ehe. In Sachen der Baukunst und Bildhauerei begann sich allerdings ein Umschwung zu regen, aber die Versuche waren nur vereinzelt, und, wenn auch einige schöne Werke entstanden, noch schüchtern.

Da folgte 1515 auf den „Vater des Volkes“, wie Ludwig XII. zum Dank für die gute Verwaltung im Innern des Landes genannt wurde, „der König der Edelleute“, der Kavaliere, er selbst „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier“, Franz I. Dieser nahm als der erste König desselben Besitz von dem Reiche der Venus. An dramatischem Leben ist die Geschichte des Hauses Valois, das 1321 auf die direkte Linie der Capetinger folgte, überreich; der Kampf um die nationale Unabhängigkeit füllt die erste Hälfte dieser Epoche aus. Die erste Linie der Valois war mit Karl VIII. erloschen; nun kamen die Nachkommen eines Bruders Karls VI., Ludwigs von Orleans, den die nicht völlig beglaubigte Geschichte zum Liebhaber der Königin Isabeau von Bayern gemacht hat, auf den Thron. Zuerst Ludwigs Enkel, der Sohn des Dichters Karl, nämlich Ludwig XII., und nach diesem die Valois d'Angoulême, die das geistige Erbe Karls VIII. antraten.

Den Reigen eröffnete Franz I., Enkel des Grafen Jean d'Angoulême, der ein Bruder jenes Dichters Karl von Orleans war, dem Jeanne d'Arc sein Herzogthum zurückerobert hatte. Das beste, natürlichste Porträt von Franz befindet sich als Büste an einem Hause in Beaulieu bei Loches südlich von Tours; sowie ich es erblickte, ging mir das volle Licht über diesen königlichen Kavalier auf; so etwas selbstherrlich-faunisches sieht man wohl nicht leicht wieder. Und wie wurde diese Natur erzogen! „Seine Mutter war sein böser Engel. Die Damen ihres kleinen Hofes, ebenso wenig sittenstreng wie ihre Herrin, der vollkommene Gegensatz des steifen, spröden, aber ehrbaren Hofes Annas der Bretagnerin, weihten ihn in vorzeitige Verderbtheit ein. Füge man dazu sein heißes Temperament und seine athletische Gestalt, die ihn an dem wildesten, gefährlichsten Sport (nach heutiger Redeweise) Gefallen finden ließen, so hat man die Erklärung der beiden großen Leidenschaften, die das Leben dieses Mannes ausfüllten: der Krieg und die Sinnlichkeit.“ L'amour nennt es Loiseleur, Bibliothekar in Orleans, den wir hier citiren, der aber nur den Geschichtschreiber Michelet kopirt hat. Aber füge man noch das böse Beispiel hinzu, das ihm seine Mutter gab, Louise von Savoyen. Sagt doch Loiseleur, ebenfalls nach Michelet, sogar von Franz I.: „ein Sohn der Liebe vielleicht, schön wie fast alle Kinder der Liebe.“ Von seiner Mutter und seiner Schwester verzärtelt, verzogen, wie ein Gott angebetet, was sollte aus diesem wilden Kinde werden, wenn es einst der unumschränkte Herr seines Landes werden würde! Wie ihn seine Schwester Margarethe vergötterte, bezeugen die Verse, die sie schrieb, als sie nach Spanien zur Befreiung ihres Bruders reiste, der bei Pavia in Gefangenschaft gerathen war:

„C'est luy que ciel, et terre, et mer contemple...
La terre a joie, le voyant revestu
D'une beauté qui n'a point de semblable.
La mer, devant son pouvoir redoutable,
Douce se rend, connaisant sa bonté,
Le ciel s'abaisse, et, par amour dompté,
Vient admirer et voir le personnage
Dont on luy a tant de vertus conté. etc."

d. h. „Er ist es, den Himmel und Erde und Meer betrachten ... die Erde freut sich, wenn sie ihn mit einer Schönheit bekleidet sieht, die nicht ihresgleichen hat. Das Meer, das seine Güte kennt, besänftigt sich vor seiner furchtbaren Macht. Der Himmel neigt sich nieder und schaut, bezwungen von Liebe, bewundernd auf ihn, dessen zahlreiche Tugenden man ihm gerühmt hat. Herrlich ist seine Anmuth und seine Rede. Von Aussehen ist er weiß und blühend roth... Auf Erden ist er, was am Himmel die Sonne . . . Kurz, er ganz allein ist würdig, König zu sein. Bref, luy seul est digne d'être roy."

Die Luft sogar, die er als Kind einathmete, hatte Franz mit Sinnlichkeit durchtränkt. Er war in Cognac in dem weinreichen Lande der Charente geboren, wo schon die Atmosphäre von Alkohol geschwängert ist, seine Seele kam schon materialistisch zur Welt. Und zu dem Temperamente, zu der berauschenden Heimatsluft, zu der Verzärtelung durch verbuhlte Weiber, durch die verdorbene Mutter, durch die verblendete Schwester kam noch die sogenannte Erziehung durch seinen Gouverneur Artus Gouffier. Der Vater des letzteren war in seiner Jugend Kammerdiener Karls VII. und dann Gouverneur Karls VIII. gewesen. Wenn nun Artus mit seinem Zögling an den anmuthigen Ufern der Loire oder durch die üppigen Weingärten an der Charente spazieren ritt, da erzählte er ihm von dem, was er von seinem Vater über die schöne Agnes Sorelle und den Schäferkönig René gehört hatte. Der alte Gouffier hatte die Jungfrau von Orleans wohl gar nicht gekannt, und zu seiner Zeit bildete sich schon die romanhafte Legende von der Dame de Beauté aus, als ob Agnes die Engländer vertrieben hätte. Aber Artus war auch mit Karl VIII. und Ludwig XII. in Italien gewesen und konnte dem leidenschaftlichen Jüngling nicht genug von den schönen Frauen erzählen, die überall den siegreichen Franzosen entgegengekommen waren, von dem Lustgarten Neapel; es war ein Paradies und dies Paradies war dem jungen Franz, wenn er nur wollte. Franz ist hinunter gezogen; was aber die Franzosen aus dem Lustgarten Neapel mit heimbrachten, war das Mal de Naples, an welchem der König im Venusreiche gestorben ist!

Und in voller Jugend bestieg Franz den Thron. Geboren 1494, war er einundzwanzig Jahre alt, als er durch den Tod Ludwigs XII. am 1. Januar 1515 König ward, und schon am 13. und 14. September desselben Jahres erfocht er den glänzenden Sieg von Marignano über die „Bezwinger der Fürsten", die Schweizer. Noch

auf dem Schlachtfelde ließ er sich von Bayard zum Ritter schlagen. Hören wir aber, wie Napoleon I. am 17. August 1816 auf Sankt-Helena über den königlichen Ritter geurtheilt hat: „Franz I. war wahrhaftig wie hingestellt, den Protestantismus bei seiner Geburt anzunehmen und sich zu seinem Oberhaupte in Europa zu erklären. Er hätte dem Lande Frankreich seine schrecklichen religiösen Convulsionen erspart. Unglücklicherweise begriff Franz I. nichts von all dem, denn er kann seine Gewissenszweifel nicht zur Entschuldigung angeben, da er sich mit den Türken verbündete. Gerade heraus, er sah nicht weiter. Dummheit der Zeit, feudaler Unverstand! Genau betrachtet war Franz I. nur ein Turnierheld, ein schöner Salonherr, ein großer Zwerg-Mann."

Es ist und bleibt nun einmal so: wir können die französische Renaissance, deren königlicher Vertreter Franz I. ist, nicht ernst nehmen, sie war nur das Reich der Venus. Der Hofpoet und Speichellecker Ludwigs XIV., Boileau, hat sich nicht geschämt zu sagen: Un Auguste aisément peut faire des Virgiles (ein Augustus kann leicht Virgile schaffen); diese Lobhudelei ist eine Speichelleckerei wie die andere, wenn er in seinem Lobpsalm auf den wohlfeilen Uebergang über den Rhein am 12. Juni 1672 vom Könige sagt:

„Louis les animant du feu de son courage,
Se plaint de sa grandeur qui l'attache au rivage."

(Ludwig, seine Feldherren mit dem Feuer seines Muthes belebend, beklagt sich über seinen hohen Rang, der ihn ans Ufer fesselt, d. h. ihn hindert, an dem Uebergang und dem Kampfe Theil zu nehmen).

Der Denker Descartes war an Ludwigs XIV. Hofe geächtet und Franz I. ließ die freien Denker verbrennen. War das die Frucht des Wiedererwachens der antiken Bildung, der Renaissance? Im Jahre 1528 wurde in Paris von unbekannter Hand ein Marienbild verstümmelt, der König, dessen praktische Religiosität im Kultus der Göttin Venus bestand, gebot sofort die Verfolgung der Neuerer, und Berquin, der sich weigerte zu widerrufen, bestieg 1529 den Scheiterhaufen. Franz I. hat die hohe Schule, genannt Collége de France, gegründet; aber war es ein Tempel der Gedankenfreiheit? Nur was seinen Sinne schmeichelte, förderte er. In dem Vaterlande Schillers dürfen wir die ästhetische Bildung, die Bildung durch das Schöne nicht gering anschlagen, aber für Schiller fällt ästhetisch und ethisch in eins zusammen. Davon hatte Franz I. keine Ahnung, als er die Baukunst und die Malerei mit seiner Gunst besonnte. Und das ist alles, was er als Vertreter der Renaissance gethan hat. Im übrigen war er nur der König im Reiche der Venus.

Hier machte sich der schädliche Einfluß, den Agnes Sorelle auf Karl VII. ausgeübt hatte, noch nach ihrem Tode geltend. Wir sahen wie Artus Gouffier die Phantasie des jungen Franz mit dieser falschen romanhaften Legende verdorben hatte. Man kennt die Verse, die der König später auf die schmachtend blonde Maitresse Karls VII. gedichtet hat:

Gentille Agnès, plus d'honneur tu mérites
(La cause étant de France recouvrer)
Que ce que peut dedans un cloitre ouvrer
Close nonnain ou bien dévot hermite.

(Hübsche Agnes, da es sich um die Wiedergewinnung Frankreichs handelt, so verdienst Du mehr Lob als alles, was eine eingeschlossene Nonne in ihrem Kloster oder ein frommer Einsiedler zu thun vermag).

Der Geschichtschreiber Michelet sagt sehr wahr: „Diese Verse enthalten seine ganze Erziehung, seine ganze Politik. Die Frauen, der Krieg — der Krieg, um den Frauen zu gefallen. Die Frauen haben ihn zu allem gemacht, was er war, und vernichteten ihn wieder. (Les femmes le firent tout ce qu'il fut, et le défirent aussi)."

Aber wohlverstanden, nicht seine Frauen, nicht seine Gemalinnen; die zählen im Venusreiche nicht. Ludwig XII. hatte den jungen Grafen von Angoulême, der sein Nachfolger werden sollte, rasch nach dem Tode seiner Gemalin Anna mit seiner ältesten Tochter Claude vermält (am 18. Mai 1514), damit die Bretagne, deren letzte Herzogin Anna gewesen war, bei Frankreich verbliebe. Das war auch der Hauptreiz, den sie für ihn hatte, denn schön von Gestalt war sie nicht, und für ihre schöne Seele konnte sich Franz nicht erwärmen. Die schöne Form war das Idol der französischen Renaissance; die Schwärmer, welche diesen Heiden des Venusreichs von Seele und Seelenheil predigen wollten, verbrannten sich nicht bloß die Zunge. Claude lebte sehr zurückgezogen, sie gab aber dem Könige, ihrem Gemal, sieben Kinder, darunter den Thronfolger Heinrich II. Dann starb sie, am 26. Juli 1524, zur rechten Zeit noch, um nicht Zeugin der Ausschweifungen zu sein, die nun am Hofe ausbrachen. Dies Schauspiel mußte ihre Nachfolgerin genießen, Eleonore, Wittwe des Königs von Portugal und Schwester Karls V., der sie dem Könige als Sieger zur Gemalin aufzwang. Sie zählte noch weniger im Leben des Königs als die gute Claude. Und doch hat Michelet von der Renaissance gesagt: „Dies Jahrhundert ist das der Herrschaft der Frauen, besonders in Frankreich." Ja wohl, aber nicht der Königinnen, sondern der Maitressen. Nur während der Minderjährigkeit der Söhne Heinrichs II. gelangt die Königin-Mutter zu Einfluß; sonst sind die Könige das Spielzeug der Priesterinnen der Venus.

II.

Franz I. eröffnet den Reigen: le roi s'amuse! Königlicher Zeitvertreib! So hat Victor Hugo das Drama genannt, worin er das Hofleben Franz I. schildert, Verdi hat es in unsern Tagen in Musik gesetzt. Der französische Hof (sagt der Historiker Duruy), welcher auf die öffentlichen Sitten, auf die Literatur und den Geist der Nation, ja auch auf die fremden Nationen, einen so nachhaltigen und nur zu oft so verderblichen Einfluß ausgeübt hat, datirt von Franz I. Vor ihm existirte er nicht. Die ernsten Räthe, mit denen sich Lud-

wig XII. umgab, bildeten keinen Hof, ebensowenig die wenigen Gelehrten und Verskünstler und ehrbaren Damen, die der keuschen Anna, der Bretagnerin, Gesellschaft leisteten. Franz I. dagegen wollte immer ein so zahlreiches Gefolge haben, daß sich um seine Residenz selten weniger als 6000 und zuweilen sogar 18,000 Rosse tummelten. Prachtliebend und geistvoll wie er war, zog er Künstler, Maler und Gelehrte in seine Nähe. Der Adel hatte seinen mittelalterlichen Trotz verlernt, Ludwig XI. hatte denselben gebrochen, von nun an wurde der Lehnsadel zum schmiegsamen Hofadel. Aber die Edelleute kamen nicht allein. Franz, welcher der Meinung war, daß ein Hof ohne Damen wie ein Jahr ohne Lenz und ein Lenz ohne Rosen sei, lockte durch die Pracht seiner Feste die Edelfrauen herbei, die bisher in den Mauern ihrer Ritterburgen ganz vergessen geblieben waren. „Im Anfang (sagt ein anderer französischer Geschichtschreiber, Mézeray 1610—1683) machte das gute Wirkung; dieses liebenswürdige Geschlecht brachte Höflichkeit und feine Sitte an den Hof und trieb edel angelegte Naturen zu edlen Thaten an. Aber die Sitten geriethen bald in Verfall; Aemter und Gunstbezeigungen wurden nach der Laune der Frauen vertheilt und unter dem Einfluß der letzteren drangen böse Grundsätze in die Regierung ein." Drei Frauen vorzüglich übten unter Franz I. am Hofe einen unheilvollen Einfluß aus: die eigene Mutter des Königs, Louise von Savoyen, die Gräfin von Châteaubriand und die Herzogin von Etampes, die den Feinden Frankreichs sogar die Staatsgeheimnisse verrieth, um dem Dauphin bei seinem Vater zu schaden. Nun lebte zwar damals auch „die Perle der Perlen", „die vierte Grazie", „die zehnte Muse", nämlich Franz I. Schwester, Margarethe (geb. 1492), zwei Jahre älter als er; sie wird hochgepriesen von allen Freidenkern und von den Protestanten, mit mehr Recht von den Erstern, denn in religiöser Hinsicht brachte sie es doch nie zu grundsätzlicher Festigkeit. Sie vertheidigte die Neuerer soviel als möglich gegen ihren Bruder; aber hatte sie in ihrer verzückten, fast leidenschaftlichen Liebe zu ihrem Bruder mit der Mutter nicht dazu beigetragen, denselben zu verziehen? Wäre ihre Liebe weniger blind gewesen, vielleicht hätte sie die üppige Natur Königs Franz zu zügeln vermocht, ihm einen sittlichen Charakter anerzogen. Aber die Hauptschuld trug die gleich verzückte Mutter, sie, deren erste Pflicht es gewesen wäre, die bösen Keime in dem jungen Franz zu ersticken, die edlen dagegen auszubilden.

Die Zärtlichkeit, die Louise von Savoyen für ihren Sohn bekundete, hatte etwas dämonisches, sie liebte ihn, sagten wir, wie ein Kind der Liebe; die galante Dame war so heftigen Temperaments, ihr Gemal dagegen so unbedeutend, daß man mancherlei munkelte. Mit achtzehn Jahren Wittwe, warf sie all ihren Ehrgeiz auf diesen Sohn, der schön wie ein Gott war. So lange Anna die Bretagnerin noch Königin war, mußte freilich dieser Ehrgeiz sich ganz still verhalten, in Geduld fassen, sich mit bösen Wünschen begnügen,

vor denen Anna jedes Mal, wenn sie Mutter werden sollte, wie vor den Zauberformeln einer bösen Fee erbebte. Die Königin hätte dies Weib gern weit weg gesehen, ganz aus Frankreich weg; auch hielt sich Louise mit ihren Kindern wie versteckt in Amboise (Schloß und Stadt an der Loire bei Tours) oder, wenn Anna zu aufgebracht war, in Angoulême, jedes Mal vor Freude zitternd, wenn sie erfuhr, daß die Königin sich Schaden gethan hatte oder daß ihr Kind todt zur Welt gekommen war. Um sich vor ihren Ränken zu schützen, hatte Anna zum Gouverneur von Amboise einen Mann bestellt, auf den sie sich verlassen zu können glaubte, einen Waffengefährten des Königs, Pierre de Rohan, Marschall de Gié. Louise verführte den alten Kriegsmann, machte ihn zu ihrem Liebhaber. Inzwischen (1505) wurde der König Ludwig XII. gefährlich krank. Der Hof, der in Blois an der Loire residirte, war in der größten Bestürzung; als vorsichtige Hausfrau rüstete sich Anna zur Abreise und lud all' ihre Möbel, Gewande und Kleinode auf Schiffe, entschlossen sofort nach dem Tode des Königs sich nach Nantes in ihr Herzogthum Bretagne zurückzuziehen. Man hat behauptet, sie habe die Absicht gehabt, unterwegs in Amboise sich des jungen Thronerben Franz zu bemächtigen und um jeden Preis die Krone von Frankreich ihrer Tochter zu sichern; sie hätte schon Leute gefunden, die das salische Gesetz, welches die Frauen von der Thronfolge ausschloß, umgestoßen hätten. Wenn auch dieser kühne Entschluß nicht zu beweisen ist, so wurde doch Anna von Louisen desselben für fähig gehalten, letztere nahm daher alle Maßregeln, um die Ausführung desselben zu vereiteln.

Sofort versöhnte sie sich mit dem Marschall de Gié, der ihr seines rohen Wesens wegen zuwider war und den sie kurz vorher, einem jüngern Liebhaber zu Gefallen, verabschiedet hatte. Auf ihren Antrieb verstärkte derselbe die Schloßwache und wagte es, die mit den Schätzen der Königin beladenen Schiffe anzuhalten und nach Angers zu führen. Gegen alles Erwarten genas der König. Sofort verlangte die Königin glänzende Genugthuung. Der Marschall wurde festgenommen und das Weib, das ihn verführt hatte und von der er seine Rettung erwartete, die Herzogin Louise, wurde das thätigste Werkzeug seines Unterganges. Es blieb ihr keine andere Wahl als entweder sich mit ihm aufzuopfern oder selbst als Klägerin gegen ihn aufzutreten. Sie schwankte keinen Augenblick. Sie ging selbst in den Gasthof „zum Hirschgeweih" in Amboise, wo die königlichen Kommissarien weilten, und häufte hier Beschuldigungen über Beschuldigungen auf das Haupt ihres betrogenen Buhlen zusammen, der denn auch als Rebell und Staatsverbrecher verurtheilt wurde.

Ein anderes Opfer dieses ränkesüchtigen und buhlerischen Weibes war der Connetable von Bourbon, der mächtigste Lehnsträger von Frankreich. Er hatte, in aller Pracht der Jugend, verschmäht, den noch schönen Reizen der dreißigjährigen Wittwe des Herzogs von Angoulême zu huldigen; die Verschmähte verfolgte ihn noch lange Zeit mit ihrer Glut, bis endlich die Liebe zu Haß wurde und sie

den König gegen den zu mächtigen Lehnsträger aufreizte. Man hat viel von dem Hochmuthe und dem Ehrgeize gesprochen, der den Connetable zum Verrathe an seinem Vaterlande trieb; aber man hat nicht nur die schreienden Ungerechtigkeiten vergessen oder sie zu gering angeschlagen, die vom Könige gegen Karl von Bourbon begangen worden waren und die den Letztern bis zur Unversöhnlichkeit verbitterten, man hat auch nicht genug erwogen, daß der Begriff „Vaterland" dem Connetable noch nicht recht klar sein konnte. Châteaubriand in seinen „Historischen Studien" hat mit größerer Billigkeit geurtheilt. Karl von Bourbon war nicht ein einfacher Unterthan des souveränen Königs, er war der letzte Vertreter einer verschwindenden politischen Ordnung, nämlich der Lehnsherrschaft. Herr von fünf Provinzen, übte er in diesen dieselbe Autorität aus, wie sie der König in seinen Domänen besaß. Der Aufstand eines so mächtigen Lehnsträgers trug in den Augen desselben weniger den Charakter eines Verraths am Vaterlande, als den einer Kriegserklärung gegen den Oberlehnsherrn. In dem Augenblicke übrigens, wo Karl von Bourbon mit Kaiser Karl verhandelte, betrachtete er sich nicht mehr als Connetable, nicht mehr als Würdenträger des Reiches, da man ihm das Amt und die damit verbundenen Vorrechte schon abgenommen hatte; er trat fast schon als das auf, was er im Bunde mit dem Kaiser werden wollte, als König der Provence, der sich an dem leichtfertigen König von Frankreich dafür rächen wollte, daß ihn derselbe schnöder Weise dem blinden Hasse und der Habsucht eines verschmähten Weibes aufgeopfert hatte. Allerdings, gerechtfertigt ist er darum nicht. „Im Bunde mit dem Kaiser" wollte er den ungerechten König demüthigen, d. h. im Bunde mit dem Auslande.

Und im Kampfe gegen das Ausland hatte Jeanne d'Arc ihrem Volke den Gedanken des Vaterlandes geschaffen! War dieser Gedanke dem Connetable nicht vollkommen klar und lebendig geworden, so stand er um so lebendiger vor der Seele seines frühern Kampfgenossen, des „Ritters ohne Furcht und Tadel", Bayard. Dieser, der Franz I. auf dem Schlachtfelde von Marignano nach seinem Siege am 13. und 14. September 1515 zum Ritter geschlagen hatte und gewissermaßen auch ein Vertreter der untergehenden Feudalzeit war, fiel am 30. April 1524 tödtlich verwundet beim Uebergang über die Sesia im Kampfe gegen den Vicekönig von Neapel, mit welchem Karl von Bourbon seine Truppen vereinigt hatte. Während die Franzosen flohen, fand Bourbon den Ritter sterbend unter einem Baume liegen, das Gesicht dem Feinde zugekehrt, und drückte ihm seinen Schmerz aus, ihn in solchem Zustande anzutreffen. „Es bedarf keines Mitleids für mich", antwortete Bayard, „denn ich sterbe als Ehrenmann; aber ich habe Mitleid mit Euch, die Ihr gegen Euern Fürsten, Euer Vaterland und Euern Eidschwur dienet."

Einen großen Theil der Schuld aber an dem Verrathe, den der Connetable an Frankreich beging, trägt die Mutter des Königs und wohl auch die Gräfin von Châteaubriand, des Königs Maitresse.

Frauenränke trieben den Herzog in das Lager der Feinde seines Landes. Wenn auch die Höfe anderer Länder keineswegs immer Tugendspiegel waren, so kann man von dem französischen Königshofe seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit Bestimmtheit das sagen, daß sich nirgends Geschichte und Roman so verquicken wie hier. Allerdings wird behauptet, es sei über die Gräfin von Châteaubriand mehr gefabelt worden als wahr wäre; so klingt es auch etwas romanhaft, was Touchard-Lafosse, ein Schriftsteller des Loirethals, erzählt, um die Abneigung des Königs gegen den Connetable zu erklären:

„Wenn auch Franz König von Frankreich war, so hielt dies die schöne Gräfin nicht ab, ihn zu hintergehen; sie ward ihm sogar oft untreu und wechselte dabei gern die Mitschuldigen. Karl von Bourbon suchte sich in die Schaar der Anbeter einzuschleichen, die nach ihrer Gunst seufzten; aber, minder glücklich als der Admiral Bonnivet, der sofort als kühner Eroberer unter die Auserwählten eingedrungen war, erlitt er bei der Favoritin eine entschiedene Niederlage. Es ereignete sich nun im Palaste der Tournelles, was man alle Tage bei einfachen Privatleuten erlebt; der König hegte Argwohn gegen den unglücklichen Verehrer, der einen Korb erhalten hatte, schöpfte aber nicht den geringsten Verdacht gegen Bonnivet, dessen Glück der ganze Hof kannte."

War der König vielleicht auch neidisch auf den kriegerischen Ruhm des Connetable? Die Geschichte berichtet von ähnlichen Fällen. Auch der Prunk, den der Herzog von Bourbon entfaltete, verletzte die Eigenliebe des Königs; und kreuzten sich beide gar noch auf ihren Liebespfaden, so fanden die Frauen, die dem Connetable schaden wollten, leicht Gehör bei Franz. O diese Weiber! An diese reizbare Eigenliebe des Königs wandte sich die schöne Gräfin von Châteaubriand, um ihren drei Brüdern, den Herren von Lautrec, von Lescun und von Lesparre, den Weg zu Rang und Glück auf Kosten des Connetable zu bahnen. Umgarnt von der schlauen Sirene, rief Franz den Letztern aus Italien zurück unter dem schmeichlerischen Vorwande, seiner im Rathe zu bedürfen, und übergab den Oberbefehl daselbst dem Grafen Lautrec. Auch des Königs Mutter wünschte die Rückkehr des Connetable; aber eifersüchtig auf den Einfluß der Frau von Châteaubriand am Hofe, hatte sie den Oberbefehl in Italien ihrem eigenen Bruder, dem Bastard von Savoyen, verschaffen wollen. Sie rächte sich nun, indem sie Lautrec die Geldsumme zurückbehielt, die er zur Besoldung der Schweizer Truppen brauchte; sie zwang nämlich durch Drohungen den Surintendanten der Finanzen, Semblançay, ihr das Geld auszuhändigen. Dieser boshafte Wettkampf zwischen der Mutter und der Maitresse des Königs hatte die Niederlage Lautrecs zur Folge, Semblançay aber wurde später auf Befehl des Königs gehenkt! Das that der Haß Louisens; ihre Liebe, die Liebe zum Connetable, führte eine ebenso schreckliche Katastrophe herbei. Sie nährte noch immer eine glühende Flamme für den Herzog und es verlangte sie, ihn in ihrer Nähe zu haben, noch

immer hoffend von ihm erhört zu werden. Im Jahre 1521 war die gute, tugendhafte, aber kränkliche und wenig reizende Susanne von Bourbon, des Connetables Gemalin, gestorben; jetzt glaubte Louise von Savoyen sich entschiedener erklären zu dürfen, aber sie wurde abermals verschmäht, ja verspottet. „Da es nun aber", sagt Mézeray, „keine beschimpfendere Beleidigung gegen das schwache Geschlecht giebt als die Verschmähung seiner Liebe, so trieb die Herzogin, ergriffen von der äußersten Rachgier, den Connetable zur äußersten Verzweiflung." Sie fand ihren Sohn schon geneigt denselben zu demüthigen. Aber nicht nur war dem Herzog von Bourbon die Regentschaft im Mailändischen abgenommen und er vom Heere zurückgerufen worden, es wurde ihm auch im Namen des Königs und seiner Mutter vom Kanzler Duprat der Prozeß wegen seiner Besitzungen gemacht. So wurden allerlei böse Ränke gegen ihn angezettelt, die gemeinsten Leidenschaften gegen ihn aufgestachelt; wer ist nun der schuldvollere Theil, wenn endlich der erbitterte, tödtlich verletzte Karl von Bourbon der Stimme des Versuchers nachgab: der falsche Monarch und seine nach dem schönen Manne und seinem Reichthum lüsterne Mutter, die den Connetable in die Arme des Feindes trieben, oder der Connetable, der, aufs äußerste gebracht, sich nicht nur rächen, sondern auch zu retten meinte, indem er sich mit dem Feinde des Königs verband? Bis zuletzt hoffte noch Louise; der Prozeß sogar sollte den Herzog in ihre Arme führen, indem er diesen zwischen den vollständigen Ruin und die Nothwendigkeit stellte, die Hand von Franzens Mutter anzunehmen. Aber das Weib war ihm und blieb ihm zuwider. Als Franz dann noch einen Versuch machte ihn zu gewinnen, war es zu spät.

Während noch der gehässige, ungerechte Prozeß gegen Karl von Bourbon geführt wurde, entfloh dieser Ende Juli 1523 nach Deutschland. Vier Jahre später, am 6. Mai 1527, fiel er bei der Erstürmung Roms. Die verliebte Louise von Savoyen aber wurde in den Besitz des größten Theiles seiner Domänen gesetzt, nachdem mit dem Uebrigen die Helfershelfer ihres bösen Ränkespieles bezahlt worden waren. Doch wird erzählt, daß sie niemals gewagt habe, den Fuß in das Bourbonnais zu setzen, zu sehr war die Bevölkerung gegen dieses Weib entrüstet, zu sehr war noch das Andenken des Herzogs geliebt.

Dieses Herzogthum, das nach dem Tode Louisens 1531 mit der Krone vereinigt wurde, hatte lange Zeit die Rolle eines königlichen Leibgedinges zu spielen. Karl IX. gab es 1562 seiner Mutter, der berüchtigten Katharina von Medici, die es aber nur vier Jahre behielt, worauf es die Apanage ihres dritten Sohnes wurde. Als dieser als Heinrich III. König ward, gab er es als Witthum der Wittwe Karls IX., Elisabeth von Oesterreich. Noch während ihrer Lebzeiten bestieg ein Abkömmling der alten Herren von Bourbon, Heinrich IV. den Thron von Frankreich; dieser gab später das Herzogthum der Wittwe Heinrichs III., Louise von Lothringen, die ihre

zwei letzten Lebensjahre im Schlosse von Moulins, der Hauptstadt, zubrachte und zwar in solcher Frömmigkeit und unter so strengen Büßungen, daß selbst die frömmsten Nonnen sich an ihr ein Beispiel nehmen konnten. Sie war im Louvre zur Zeit ihres Gemals Zeugin so ekelhafter Ausschweifungen gewesen, daß sie in heiligen Gedanken und in der tiefsten Zurückgezogenheit den königlichen Hof von Frankreich zu vergessen strebte. Ihr folgte 1611 die Wittwe Heinrichs IV., Marie von Medici, als Besitzerin; die bizarre Frau zog sich aber nicht in die Wohnung, gewissermaßen Zelle ihrer Vorgängerin zurück, sie wollte eine Rolle spielen, wurde aber von Richelieu genarrt, entfloh 1631 nach Brüssel und starb 1642 in Dürftigkeit zu Köln. Nach der Mutter Ludwigs XIII., erhielt die Mutter Ludwigs XIV. das Bourbonnais als Witthum, Anna von Oesterreich; das war die letzte Königin von Frankreich, die es besaß. Nach ihrem Tode, hundertundvierunddreißig Jahre nachdem es dem großen Connetable von Bourbon konfiszirt worden war, kehrte das herzogliche Lehn wieder in den Besitz einer Seitenlinie der ursprünglichen Herren zurück; Louis von Bourbon, „der große Condé", erhielt es 1661 gegen Tausch vom König, aber es war seitdem zum Gerippe zusammengeschrumpft.

Das dritte Opfer dieses Weibes wurde ihr Sohn, König Franz, selbst durch die Verziehung, die Verwahrlosung darf man sagen, deren sie sich als Mutter schuldig machte; es wurde schon erwähnt, wie auch die Schwester des Königs einen großen Theil der Schuld dabei trug. Und nun begann die Herrschaft der Maitressen, die so wesentlich zum Sturz der französischen Monarchie beitrug. Die eine wurde schon erwähnt: Françoise de Foix, Gemalin von Jean de Laval, Baron von Châteaubriand, galt für eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Franz hatte sie schon gekannt, als sie noch Ehrenfräulein am Hofe der Königin Anna war, und ihr gehuldigt; 1532 besuchte er sie bei seiner Reise in die Bretagne auf ihrem Schlosse zu Châteaubriand, einem Städtchen bei Nantes, und wurde „gastlich" aufgenommen, ihr Gemal erhielt die Statthalterschaft der Bretagne. Ihre weibliche Ehre hat Vertheidiger gefunden, aber der böse Leumund fand auch willige Ohren. Es ist indeß wohl nur eine Volkssage, was man sich von ihrem Ende erzählte: um den Schimpf zu rächen, der seinem Namen angethan worden war, ließ der Baron seine Gemalin 1537 in ein schwarz behangenes Zimmer, das mit lauter Trauergegenständen angefüllt war, einsperren und nach sechs Monaten dieser unheimlichen Gefangenschaft ihr die Adern öffnen. Noch zeigt man das Zimmer, das der schönen Gräfin vor dem Tode als Grab diente; es zeigt noch immer reiche Spuren seiner ehemaligen Vergoldung und köstliche Skulpturen der Renaissance (die beiden Gatten hatten das Schloß 1524 an Stelle des unter Karl VIII. im Kriege zerstörten bauen lassen), aber ehrliche Bauersleute bewohnen es jetzt statt der stolzen Barone und im „goldenen Kabinett", wie man es nennt, hängt grobes Küchengeschirr. Wie dem auch sei, Françoise starb in

allem Glanze der Jugend und Schönheit und ihr Gemal ließ ihr in der Dreieinigkeitskirche zu Châteaubriand ein prachtvolles Grabmal bauen; dasselbe ist zerstört, aber der Stein, der die von Clement Marot gedichtete Grabschrift trägt, ist noch erhalten, letztere schließt mit den Worten: Ci gît un rien là où tout triompha! Hier liegt ein Nichts, wo alles siegreich war!

Die schöne Françoise starb gerade, als ihre Nachfolgerin im Herzen des Königs sich der höchsten Gunst zu erfreuen begann; dieselbe hieß Anne de Pisseleu, Fräulein du Heilly, und war ebenso gelehrt als schön, „la plus savante des belles et la plus belle des savantes“ nannte man sie. Um ihr eine Stellung in der Gesellschaft zu geben, verheiratete sie ihr königlicher Liebhaber mit Jean de Brosses und schenkte diesem die Stadt Etampes, die er mit ihrem Gebiete zum Herzogthum erhob. Wer Paris besucht, sollte nicht versäumen, die kleine Fahrt nach dem Städtchen Etampes — halbwegs zwischen Paris und Orleans — zu machen; es ist allerliebst in einem so anmuthigen Thale gelegen, daß die Eigenliebe der dortigen Gelehrten den Namen Etampes von Tempe hat ableiten wollen. Der Dichter Clement Marot, der sich eine Zeit lang der Gunst des Hofes erfreute, richtete daher an die Maitresse des Königs folgende Verse:

Ce plaisant val que l'on nommoit Tempé
(Dont mainte histoire est encore embellie),
Arrousé d'eaux, si doux, si attrempé,
Sachez que plus il n' est en Thessalie;
Jupiter roi, qui les coeurs gaigne et lie,
L'ha de Thessale en France remué,
Et quelque peu son nom propre mué,
Car pour Tempé veut qu' Estampes s'appelle.
Ainsi lui plait, ainsi l'a situé,
Pour y loger de France la plus belle.

(d. h. das anmuthige Thal, das man Tempe nannte (von dem manche Geschichte noch verschönt ist), bewässert, mild und frisch, wißt daß es nicht mehr in Thessalien liegt; König Jupiter, der die Herzen gewinnt und fesselt, hat es aus Thessalien nach Frankreich versetzt und seinen Namen ein wenig verändert. So beliebt es ihm, so hat er es festgesetzt, um der schönsten Frau von Frankreich eine Wohnung zu bereiten).

Diese Hofdichter schmeicheln auch den Lastern der Könige, und bis zur Vergötterung trieb es Marot, Jupiter und Franz sind eins für ihn, wie auch für ihn der Wille des Königs Gesetz ist: ainsi lui plaît ist die Formel, „Car tel est notre bon plaisir“, mit welcher Franz alle Gesetze unterzeichnete. Der Wille des Königs ist aber oft nur die Laune seiner Maitresse.

Noch sieht man in Etampes zwei mit reizenden Skulpturen geschmückte Häuser, die früher wohl zusammenhingen und die der schönen Anna de Pisseleu gehörten; über einer Reliefbüste des Königs glaubt man noch das steinerne Porträt der Herzogin zu erkennen.

Auch im nahen Orleans sieht man noch in der Rue de Recouvrance ein von der Herzogin bewohntes Haus, es trägt den Namen „maison de François Ier.“ Orleans ist eine prüde, ehrbar bürgerliche Stadt und war es erst recht in jener Zeit, vielleicht aus patriotischer Scheu vor der Jungfrau, die ihren Namen trägt. Da mochte wohl auch die königliche Zügellosigkeit sich einige Zurückhaltung auferlegen; auffallender Weise ist die Straßenseite des Hauses ganz einfach, aller Schmuck und Zierrath war für das Innere aufbewahrt: „Cette petite maison de François Ier n'était réservée qu'aux plaisirs discrets de l'intérieur“, sagt René Biémont, einer der jüngsten Lokalhistoriker von Orleans. Aber ein rechtes Aergerniß knüpft sich doch an den Aufenthalt der Herzogin in dieser Stadt: zur Zeit wo sie in der höchsten Gunst des Königs stand, war ihr Oheim, Antoine Sanguin, Bischof von Orleans; es schien denselben gar nicht zu verdrießen, daß seine Nichte die Buhlerin des Königs war; im Gegentheil, er machte dabei sein Profitchen, wurde Kardinal und erhielt fette Pensionen. Das böse Beispiel verdirbt gute Sitten, die Könige von Frankreich sind verantwortlich für die Verwahrlosung der Sitten, die zu manchen Zeiten in manchen Gesellschaftskreisen auftraten, nicht das Volk. Wie einfach selbst der wohlhabende Bürger noch unter der Regierung von Franzens Nachfolger lebte, beweist folgende Anekdote: Gilles le Maître, erster Präsident des Parlaments, stellte in einem Pachtkontrakte für ein Grundstück, das er in der Nähe von Paris besaß, die Bedingung, daß ihn seine Pächter zu den vier hohen Festen und zur Weinlese mit einem bedeckten Ackerwagen und frischem Stroh darin abholen sollten, worauf sich seine Frau und Tochter setzen könnten, für seine Zofe sollten sie eine Eselin mitbringen, er selbst ritt einfach auf seinem Maulesel voran, während sein Schreiber neben ihm zu Fuß ging. Das war noch echt patriarchalisches Familienleben; am Hofe aber verwüstete die königliche Ueppigkeit das Mark des Landes in allerlei Ausschweifungen, die königlichen Maitressen verschlangen die Frucht der ehrlichen Arbeit des Volkes. Als im Jahre 1760 zu Orleans die neue Brücke dem Verkehr übergeben wurde, war die erste Person, die darüber fuhr, Madame de Pompadour. „O, die Brücke ist solid, sagten die Bürger von Orleans, sie hat die größte Last von Frankreich getragen und ist doch nicht eingestürzt.“ (Ce pont a porté le plus grand fardeau de la France et pourtant il ne s'est pas écroulé). Die Summe, welche Madame de Pompadour während der neunzehn Jahre ihrer Herrschaft über den König von Frankreich verbraucht hat, übersteigt 30 Millionen, nach heutigem Werthe mehr als sechzig.

Ja, wenn diese Maitressen wenigstens noch das Interesse des Landes wahrgenommen hätten, ungefähr in dem Sinne der Legende von Agnes Sorelle! Aber das Weib, das seiner Ehre vergißt, verliert allen sittlichen Halt, kennt keine Pflichten mehr. Als Karl V. 1539, sich dem Edelmuth seines Feindes vertrauend (und dieser zeigte sich hier allerdings ritterlich) durch Frankreich reiste, sagte Franz bei

einem Gastmahle zum Kaiser: „Ihr seht jene schöne Dame dort (die Herzogin von Etampes), wißt! sie räth mir Euch fest zu halten." —

„Wenn der Rath gut ist", antwortete Karl, „so muß man ihn befolgen." Am Abend aber hatte er die Aufmerksamkeit, aus den schönen Händen der Herzogin einen kostbaren Ring nicht zurückzuverlangen, den er wie aus Versehen hatte fallen lassen. Franz wurde hier das Opfer seines Vertrauens, Karl hatte ihn mit leeren Versprechungen genarrt, die er nicht hielt; es kam aufs neue zwischen ihnen zum Kriege. Karl drang bis auf 24 Stunden von Paris vor, dessen Einwohner schon mit ihren Möbeln nach Orleans auswanderten. Die Herzogin von Etampes, wird erzählt, hatte dem Feinde den ganzen Plan der Vertheidigung verrathen und es kam zum schimpflichen Frieden von Crespy 17. September 1544. Eine andere Maitresse des Königs, Diane de Poitiers, Nebenbuhlerin der Herzogin, klärte diesen über den Verrath auf. Enttäuscht in jeder Beziehung, in der Liebe wie in der Politik, siech dazu infolge seiner Ausschweifungen, alt vor der Zeit, zog sich der König, auf den Rath seiner Aerzte nach dem Schlosse Chambord zurück, das auf dem linken Loireufer unfern Blois in einem Walde der Sologne liegt. Dieses Schloß ist ein Meisterwerk der nationalen französischen Baukunst, der einheimischen „Renaissance"; Franz hatte den Wunderbau nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Madrid aufführen lassen; auf einer kleinen Terrasse hatte er hier später mit den Vertrauten seines Herzens, Damen und Herren, an schönen Sommerabenden von Kriegs- und Liebesabenteuern geplaudert; 1539 hatte er hier auch Kaiser Karl empfangen, der entzückt von dem Bauwerke war. Ein Schwarm junger Mädchen, die als Nymphen und jagende Dianen gekleidet waren, erwartete die beiden Fürsten an einem Thore des Parkes und führte sie in das Schloß, Blumen vor ihnen streuend und Hymnen singend; im Schlosse aber war der ganze glänzende Hof versammelt, darunter die strahlenden Schönheiten, die Herzogin von Etampes und Diana von Poitiers. Wie lag alles das jetzt fern im grauen Nebel der Vergangenheit! Karl sowie Anna de Pisseleu, beide hatten den König getäuscht. Selbst seine geliebte Schwester, die ihren kleinen Hof von Pau verlassen hatte, um ihn zu erheitern und zu trösten, vermochte mit all ihrem Witze nicht mehr die grillenhafte Laune des Königs zu zerstreuen. Oft brach er ohne alle Ursache in Zorn aus, oft erging er sich in Schmähreden über die Frauen, die er früher so geliebt hatte, er, der verschiedene Edelleute hatte hängen lassen wollen, weil sie sich boshaftes Geschwätz über Hofdamen erlaubt hatten. Eines Tages lag er wieder darüber in Streit mit seiner Schwester, mit Witz und Schärfe vertheidigte Margarethe die Sache ihres Geschlechtes; Franz ließ sie reden und erwiderte kein Wort, er stand auf, trat zum Fenster und kritzelte hier mit einem Smaragd die Worte an die Wand: „Toute femme varie" (jede Frau liebt den Wechsel). Er, der Schwelger, wagte es über die Unbeständigkeit der Frauen zu klagen!

Man hat später erzählt, die Worte hätten einen Reim gebildet:

Souvent femme varie,
Mal habil qui s'y fie.

(Oft wechselt die Frau ihre Neigung; unschlau ist, wer sich auf sie verläßt), und der König habe sie in eine Fensterscheibe gekritzelt, die Scheibe wäre dann später an einen Engländer verkauft worden oder, wie andere erzählen, Ludwig XIV. habe sie einer Grille des Fräulein de la Vallière zu Liebe zerschlagen. Aber Brantôme hat die drei Worte mit eignen Augen an der Fensterwand gesehen, ihm darf man daher glauben. Die Anekdote ist deßhalb interessant, weil Victor Hugo die gereimten Worte in seinem Drama „Le roi s'amuse" am Schluß den König trällern läßt, während die von ihm verführte Blanche unter dem Dolchstoß verblutet, der ihre Ehre an dem Verführer hatte rächen sollen; aus dem Drama sind dann die frivolen Worte in Verdis Oper „Rigoletto" übergegangen.

Noch zwei Jahre siechte der einst so glänzende Kriegs- und Liebesheld, der sich zu sehr „amüsirt" hatte, an seinem physischen und moralischen Elend hin, belastet noch dazu von einem abscheulichen Verbrechen gegen sein Volk. Man hatte ihm weis gemacht, die erlittenen Unglücksfälle und seine persönlichen Leiden kämen davon her, daß er gegen die Ketzer zu nachsichtig gewesen wäre; er ließ sich zur Verfolgung gegen dieselben überreden! An einem Tage brannten in Meaux vierzehn Scheiterhaufen. Das Gräuelvollste aber war die Niedermetzelung der Waldenser in der Provence, sie bewohnten zwei Städtchen und gegen dreißig Dörfer: 3000 wurden niedergemacht oder in ihren Wohnungen verbrannt, 660 auf die Galeeren geschickt; was übrig blieb, kam elend in den Wäldern um. Und das nennen die Franzosen die „Renaissance", das Wiedererwachen der antiken Bildung! Ja wohl, antik waren diese Scheiterhaufen und Städtebrände, sie beleuchteten die Lustbarkeiten im französischen Venusreiche, wie einst die „lebenden Fackeln" in Neros Gärten die Feste des Cäsaren. Franz starb im Schlosse zu Rambouillet am 31. März 1547. „Er hatte glänzende Fehler, für welche Frankreich allezeit zu große Schwäche gehabt hat", sagt Duruy. Dies Wort ist charakteristisch für die Franzosen. In jeder Hinsicht war Franz das Vorbild Ludwigs XIV.: sie beide blendeten die Welt und die Welt ließ sich verblenden.





Die Wiener vor 100 Jahren.

Von Richard George.

In einem Konvolut alter Briefschaften und verstaubter Papiere, das vor mehr als drei Jahrzehnten in den Besitz meiner Familie gelangte, fand ich ein ganz vergilbtes Schreiben, datirt aus Wien vom 2. Juli 1789, welches Mittheilungen über den damaligen Charakter, die damaligen Sitten der Wiener enthält. Dieser Brief, vermehrt durch Erläuterungen über die kulturellen und sonstigen Verhältnisse Wiens zur damaligen Zeit, dürfte wohl werth sein, in unseren Tagen, nachdem gerade ein Jahrhundert verflossen ist, veröffentlicht zu werden, und dieser Aufgabe sind die nachstehenden Zeilen gewidmet.

„Jetzt endlich, lieber Freund", hebt die umfangreiche Epistel an, „sollen Sie die Skizze vom Charakter der Wiener haben, die ich Ihnen versprach. Bei der Abfassung derselben war ich ganz von den Worten Beaumarchais erfüllt, welcher sagt: ‚On ne peut corriger les hommes qu'en les faisant voir qu'ils sont.' Ich mache gern Jagd auf Charaktere und schwerlich kann ein Landjunker aus Ihrer Nachbarschaft mehr Seelenwonne fühlen, wenn er einem wilden Schweine auf die Fährte kommt oder einen Zehnender erjagt, als ich, wenn ich mich manchmal so unter den Haufen mische, Beobachtungen anstelle und da einen neuen Nationalzug aufspüre oder irgend ein Original erlausche. Ich benutzte daher seit meinem langwierigen Aufenthalt hierselbst jede Gelegenheit, die sich darbot. Ich besuchte öffentliche und Privatgesellschaften, Schauspiele, Trinkgelage, Kaffee- und Bierhäuser, Gärten und Säle, öffentliche Spaziergänge und heimliche Schlupfwinkel; und die Beobachtungen, die ich allenthalben zur Charakteristik der Wiener gesammelt habe, theile ich Ihnen hierdurch mit.

Wahr ist es, man braucht hier weniger Mühe als irgendwo, um den Nationalcharakter auszuspähen; denn wie der Wiener überhaupt nichts weniger als fein ist, so ist er's auch viel zu wenig, um seine

Lieblingsleidenschaften, seine Thorheiten und Schwächen zu verbergen.

Wo sich aber der Wiener die größten Blößen giebt, das ist in der Hatze. Es ist zum Erstaunen, welche ungeheure Menge von Menschen sich alle Sonntage hinzu drängt, um, mit einer Art von Blutdurst und Raserei, immer dieselbe Grausamkeit an denselben Thieren verüben zu sehen."

Die Thierhetzen, welche die Entrüstung unseres Gewährsmannes erregten, wurden durch Spanier nach Wien verpflanzt. Das älteste Hetztheater lag auf der Haide in der Leopoldstadt, wo man im Jahre 1710 die ersten Vorstellungen gab. Um das Jahr 1720 verlegte man dasselbe in das Haus „Zum Schwarzen Adler" in der Leopoldstadt. Im Jahre 1755 erbaute ein Franzose, Jules Defraine, ein Amphitheater nächst den Weißgerbern. Dieses große, geräumige, jedoch hölzerne Haus brannte am 1. September 1796 nieder, und da der menschenfreundliche Kaiser Franz I. seinen Wiederaufbau verbot, fanden die Thierhetzen mit diesem Brande ihr Ende.

Neben der Freude an dieser Rohheit wirft unser Briefschreiber den damaligen Wienern ihre Vorliebe für die Hanswurst-Komödien vor. Das Auftreten derselben in Wien läßt sich ebenfalls bis an den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückführen. Joseph Stranitzky war es, welcher seit 1708 seine Haupt- und Staatsaktionen aufführte und zwar zuerst in hölzernen Buden auf der Freiung und am neuen Markt, später im Theater nächst dem Kärtnerthor, das der Stadtrath 1708 erbaute und 1713 an Stranitzky verpachtete.

Der Hanswurst des letzteren geißelte die Sitten und Schwächen der Wiener; in literarischer Beziehung ist an ihm zu loben, daß er zu den handelnden Personen des Stückes gehörte; außerdem trifft Stranitzky das Lob, daß er das Gräßliche der Situationen und den Schwulst der Sprache, woran die Hanswurst-Komödien zu kranken pflegten, zu mildern verstand.

Nach Stranitzkys Tode (1726) wurden Gottfried Prehauser (1699—1769) und Friedr. Weiskern (1711—1768) die Lieblinge der Wiener. Ersterer räumte dem Possenhaften das Uebergewicht ein, letzterer schuf den ernsten Charakter des Odoardo und bearbeitete viele Burlesken nach italienischen, französischen und spanischen Originalen. Im Jahre 1737 betrat Joseph Kurz (1717—1784) das Kärnterthor-Theater, der das Haupt der Burleske wurde; ihn zeichneten Lebhaftigkeit, Witz und Erfindungsreichthum aus. Der alte Hanswurst wurde von ihm modernisirt und ein neuer Charakter, der Bernadon, daraus geschaffen, dessen Merkmale Dummheit und Spitzbübereien waren. Je schlechter die Behandlung des Hanswurstes auf der Bühne war, desto höher wurde das Honorar des Schauspielers, da demselben jede Maulschelle, jeder Fußtritt besonders bezahlt wurde. Ein Nebenbuhler Kurz' wurde Joseph Huber ((1726—1760), der die Figuren des Leopoldl und Leander schuf und besonders in Zauberkomödien glänzte. Es ist ganz unglaublich, welchen

Zuspruch diese Komödien mit ihrem derb-komischen, oft unflätigen Dialog, mit ihren Flugwerken, Gaukeleien, Verkleidungen fanden. In unserem Briefe heißt es darüber:

„Es würde noch ganz zu verzeihen sein, wäre mit dem Komischen dieser Bühne nur der geringste, wahre Witz vermischt; aber der pöbelhafteste Unsinn, die abgeschmacktesten Trivialitäten, auch wohl grobe Zoten sind der Inhalt dieser Burlesken. Und gleichwohl ist's Nationaltheater! Es ist nicht etwa der Pöbel allein, der herbeiläuft, nein, auch der Adel drängt sich in eben der Menge wie zu der Hatze zu seinem Kasperl, klatscht ihm Beifall und lacht ebenso herzlich bei seinen abgeschmackten Späßen wie der Pöbel.

Die jungen Herren in den Gesellschaften bestreben sich, ihn zu kopiren. Wer die Gunst einer Dame erlangen will, muß das Talent eines Kasperl besitzen, und der gefällt am besten, wer am meisten Lachen erregen kann. Diese Kunst besteht aber in Wien nicht in witzigen Gedanken und im sinnreichen Ausdruck derselben, sondern darin, Gesichter zu schneiden, die Muskeln recht konsulsivisch zu verzerren und allerlei Geberden zu machen. Das heißt dann ein pudelnärrischer Gespas und wer sich recht darauf versteht, ist der Liebling der Gesellschaften und besonders der Damen. Was er sagt, mag es noch so abgeschmackt und albern sein: es gefällt."

Als diese Zeilen vor 100 Jahren niedergeschrieben wurden, hatten die Hanswurst-Komödien jedoch schon einen großen Theil ihres Zuspruches eingebüßt, da man von oben herab, wie auch aus dem Volke heraus gegen sie ankämpfte; Kurz und Huber bezeichnen die Höhenpunkte dieser für den Wiener Volksgeist so charakteristischen Dramen.

Schon 1752 ordnete Maria Theresia die Aufführung von regelmäßigen Theaterstücken an; 1760 starb Huber, Kurz hatte schon ein Jahr vorher Wien verlassen; bereits 1760 erschien eine Schrift vom Magistrat Haydn, die sich gegen den Hanswurst richtete; der wackere Sonnenfels führte seit 1765 im „Mann ohne Vorurtheil" einen heftigen Federkrieg gegen Kasperl und als Kurz 1770 wieder nach Wien kam, fiel sein Versuch, den Hanswurst in derb-komischen Singspielen wieder zu der früheren, unbeschränkten Herrschaft zu bringen, auf einen unfruchtbaren Boden. Die höheren Stände hatten in dem italienischen Poeten Pietro Metastasio (1698—1782) ihren Liebling gefunden und bald hielten auch die Meister, welche der deutschen Dichtkunst in Deutschland erstanden waren, ihren siegreichen Einzug in die lustige Donaustadt.

Das Verdienst, diesen erlauchten Geistern die Wege gebahnt zu haben, gebührt unzweifelhaft der deutschen Gelehrten-Gesellschaft, die 1761 in Wien entstand; sie half die Abneigung gegen die protestantischen Dichter besiegen, regte zur Lektüre derselben und auch zur literarischen Produktion an. Es entstand jene Zeit der Gährung für Oesterreich und vor allem für Wien, die man das Charakteristikum der Epoche Joseph II. nennen kann, und diese Zeit rief auch öster-

reichische Poeten hervor, Michael Denis (1729—1800) ließ seine Bardengesänge auf die große Maria Theresia und Joseph II., den kühnen Reformator, erschallen; Karl Mastallier (1731—1795) wurde durch den unsterblichen Klopstock zu Oden begeistert; Joh. B. Alxinger (1755—1798) veröffentlichte seine Rittergedichte „Doolin von Maynz" und „Bliomberis"; Alois Blumauer (1755—1798) dichtete „Virgils Aeneis travestirt", reich an plattem und frivolem Witz, während sich Fr. Just. Riedel (1742—1785) in Satiren und poetischen Episteln, Franz Ratschky (1757—1810) im heroischen Epos versuchten.

Diese Dichter reichen an Schiller und Goethe nicht im entferntesten; sie dichteten für die Bedürfnisse ihrer Zeit, und ihre Werke, die das Niveau des Mittelmäßigen nicht überschritten, haben heute nur noch einen literar-historischen Werth; dennoch dürften diese Poeten in einem Aufsatze, der die geistigen Zustände in der Hauptstadt an der Donau vor einem Jahrhundert darlegen soll, nicht unerwähnt bleiben.

Hand in Hand mit diesem Erwachen einer österreichischen Poesie ging die Pflege besserer Dramen; in dem Hoftheater in der Burg, das 1741 gebaut wurde, führte man regelmäßige Dramen auf, und zwar von J. Chr. Krüger (zuerst 1747), Chr. Frl. Weiße, J. El. Schlegel, Joh. Friedr. Freiherr von Croneckh und Lessing; wie schwer jedoch der Geschmack der Wiener zu bessern war, geht aus der Thatsache hervor, daß man 1763 „Miß Sarah Sampson" noch mit dem Hanswurst gab. Die Dramen Lessings bildeten auch das Vorbild für die Werke der Wiener dramatischen Dichter, von denen wir hier nennen wollen: Herm. von Ayrenhoff (1734—1819), der sich auf Trauerspiele beschränkte; Gottlieb Stephanie (1731—1795), F. Heufeld (1731—1795), Joh. H. Müller (1738—1795), Joh. B. Bergobzoomer (1744—1804), Jos. Richter (1748—1813), Sal. Fr. Schletter (1739—1801), welche sämmtlich vorwiegend das bürgerliche Schauspiel und das Lustspiel im Anschluß an Lessings „Minna von Barnhelm" pflegten.

Aber auch auf dramatischem Gebiete brachten die Wiener Poeten jener Zeit nichts hervorragendes und nichts von bleibendem Werth hervor. Auf einem anderen Gebiete wurde Wien jedoch eine glänzende Leuchte für das gesammte Deutschland, nämlich auf dem der Tonkunst, und schon unter Maria Theresia wurde die Donau-Metropole die erste Musikstadt. Italienische Tondichter wie G. Scarlatti (1712—1777), A. Salieri (1750—1850), vor allem aber auch die großen deutschen Tondichter brachten sie zu diesem Ruhme. Glucks „Alceste" wurde 1767 aufgeführt und Joseph Haydn (1732—1809) weilte seit 1780 in Wien und erfreute dessen Bewohner durch seine auf Seelenfrieden und Heiterkeit des Gemütes beruhenden Schöpfungen. Noch größer war der Ruhm, den Wolfgang Mozart (1756 bis 1791) sich erwarb: sein „Don Juan", die „Hochzeit des Figaro" und die „Zauberflöte" sind die Grundpfeiler der deutschen Oper, Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden, und das Gestirn des noch

größeren Ludwig van Beethoven (1770—1827) war bereits im Aufgehen begriffen.

Das Gesagte wird genügen, um zu beweisen, daß die Wiener vor 100 Jahren doch noch höhere Genüsse kannten, als Hatz und Kasperl und nicht ganz in „pudelnarrischen G'spas" aufgingen. Ein leichtblütiges Völkchen waren die Wiener jenerzeit freilich, und vor allem verstanden sie ein gutes Mahl zu schätzen. Die Speisen waren dazumal sehr billig; so bekam man beim „Goldenen Jägerhorn" in der Dorotheergasse 6 Speisen für 17 Kreuzer, 4 Speisen kosteten gar nur 7 Kreuzer; im „Watschaberhof" kosteten 7 Speisen 24 Kreuzer; bei der „Goldnen Anten" (Ente) in der Schulerstraße gab es 6 Speisen zu 17 Kreuzer, 4 Speisen zu 9 und 7 Kreuzer; beim „Rothen Apfel" in der Singerstraße 7 Speisen zu 24 Kreuzer, 6 zu 17, 5 zu 12. Zu 24 Kreuzer erhielt man: Suppe, Rindfleisch, Gemüse mit Aufschnitt, Eingemachtes, zwei Braten, Salat und Konfekt; an Fasttagen: Suppe, Eierspeise, Gemüse, Mehlspeise und zweierlei Fische; für 7 Kreuzer gab es: Suppe, Rindfleisch, Grünspeise und Eingemachtes; an Fasttagen: Suppe, Mehlspeise, Gemüse und Fische.

Der Hang zur Schwelgerei kam namentlich auch im Prater, dem Mittelpunkte des Wiener Volkslebens, sowie im Augarten zum Ausdruck. Den unbeschränkten Zutritt zu beiden öffentlichen Gärten verdankten die Wiener dem Kaiser Joseph II., der ihnen mit besonderer Liebe zugethan war, jedoch nur Undank von ihnen für seine mannigfachen Wohlthaten erntete. Er hatte ihnen den Prater am 7. April 1766 geöffnet; vorher hatte derselbe als kaiserliche Wildbahn gedient. Der Augarten war dem Publikum am 30. April 1775 freigegeben worden; über die Eröffnungsthür ließ der Kaiser schreiben: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer (Schützer)" — welcher Satz gleichzeitig als ein Beispiel für das fürchterliche Deutsch dienen mag, das man damals in Wien sprach. In beiden Gärten gestattete der Kaiser nun die Anlage von Schankhütten, Spektakelbuden, die Abbrennung von Feuerwerken und Veranstaltung ähnlicher Volksbelustigungen. Ueber den Hang zur Schwelgerei, der bei allen der letzteren zum Ausdruck kam, heißt es in unserem Briefe:

„Alle Spaziergänge, alle Lustorte tragen das Gepräge hiervon. Der Wiener kennt kein Vergnügen, wobei nicht gefressen und gesoffen wird. Wenn eine Promenade sonst gar nichts anziehendes hat, so hat sie doch in ihrer Mitte ein Freß- und Saufhaus, wie z. B. der Augarten. Der Prater, eine herrliche Wildniß, ist mit derlei Hütten vollgepfropft, von denen ein paar Hundert darin sein sollen. Es thut einem ordentlich wehe, wenn man sieht, wie die simple Schönheit dieses Ortes nur im Verhältnisse mit der Schwelgerei empfunden wird.

Man hat hier gewisse, eigne Gattungen von Speisen, wovon die Kellner in jedem Speisehause ein ganzes unverständliches Register in einer angewöhnten Monotonie mechanisch daher schnattern. So

hört man z. B. Lunglbratl, Rostbratl mit Lemonisuppe, Brukfleisch, Baischelsuppe, Donauschartl mit Obersuppe u. a. m."

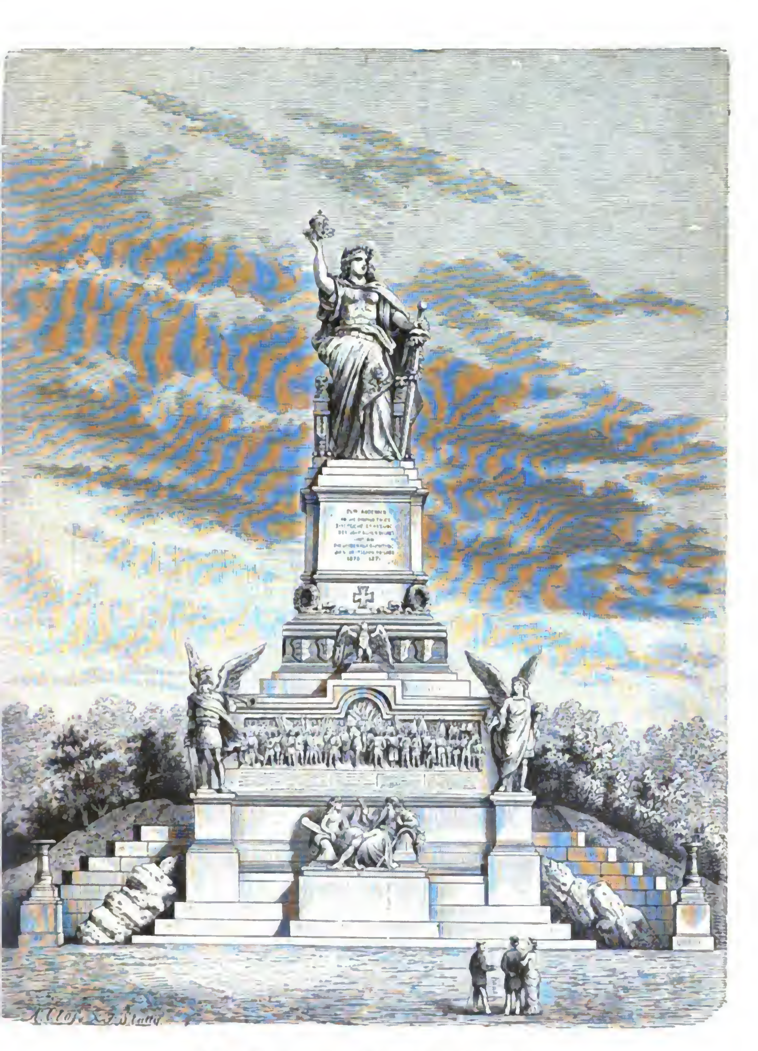
Ebenso ausgebildet war auch die Putzsucht der Wiener und namentlich der Wienerinnen: „die Luxuriosität dieses Volkes zeigt sich nicht weniger in Putz und Pracht, die besonders unterm weiblichen Geschlecht bis zur höchsten Ausschweifung gestiegen sind. Viele ansehnliche Familien werden dadurch täglich zugrunde gerichtet, und mancher kehrt die Gassen, der durch die Ueppigkeit und Verschwendung seines Weibes zu entehrenden Schritten verleitet worden war."

„Ein anderer Charakterzug der Wiener ist eine Neugierde, die bis ans Kindische grenzt, und sich ebenso heterogen gegen Wißbegierde verhält als Verschwendung gegen Großmuth. Auf dem Stephanskirchhof steht ein Haufe von Menschen und schaut durch eine bretterne Wand, die einen kleinen Platz umschließt. — Was giebt's? Was ist da zu schauen? — Es liegen Steine darin, die zu einem Gebäude aufbewahrt werden. So steht das Volk halbe Sommernächte hindurch, haufenweise vor den Wein- und Bierhäusern der Vorstädte und gafft durch die Fenster oder zu den Thüren hinein, während ein oder zwei Paar im Zimmer herumtanzen; so stehen sie vor den Wirthsgärten; so stehen sie den ganzen Tag über vor Löschenkohls Hause und gaffen die aushängenden Kupferstiche an; so stehen sie vor jedem Hause, in dem sich einmal etwas merkwürdiges zugetragen hat. Da hat sich z. B. ein Irrsinniger aus dem Fenster gestürzt, und viele Wochen danach umstehen noch Leute das Haus und gaffen es an. Es ist unmöglich, daß man in einem Laden etwas einkauft, ohne vor demselben eine Ansammlung von Menschen hervorzurufen.

Stuwer*) und mehrere andere seinesgleichen wußten diese Neugierde des Volkes sehr wohl zu benutzen. Als er seinen Luftballon fliegen ließ, war das Gedränge so groß, daß der ganze Weg von der Leopoldstadt nach dem Prater mit Wachen zu Pferde besetzt werden mußte, um die Menge von Wagen in Ordnung zu halten. Stuwer nahm für dieses einzige Mal dreitausend Gulden ein; und sein Luftballon stieg nicht einmal über die Höhe der Bäume des Praters empor; auch nahm niemand in dem Ballon Platz. So spielte er die nämliche Fratze dreimal, und dreimal drängten sich die Wiener hinzu, um immer wieder das nämliche Possenspiel zu sehen; dreimal zahlten sie, gafften, soffen und fraßen sich dann im Prater voll und gingen. So sind sie von einem Wassertreter und hundert anderen Charlatanen durch ihre Neugierde erbärmlich geprellt worden und werden es noch täglich.

Der Hang zum Müssiggang, der den Wienern eigen ist, trägt ohne Zweifel auch das Seinige bei, ihre Neugierde in Athem zu erhalten. Man mag über den Graben gehen, wenn man will, so wird

*) Joh. Georg Stuwer (1732—1802) führte den Wienern auch das erste Feuerwerk vor und zwar am 28. Mai 1777.



Das Denkmal auf dem Niederwald.

man Leute aus allen Schichten der Bevölkerung finden, die man mit den Worten des Evangeliums anreden könnte: Quid statis hic otiosi? Kaffeehäuser, Speisehäuser u. s. w. wimmeln den ganzen Tag von Müssiggängern."

Die Wiener jener Zeit erscheinen uns nach diesen Aufzeichnungen wie große Kinder; für die Reformen, welche ihnen Joseph II. aus den edelsten Absichten schenkte, waren sie keineswegs reif. Dies zeigten namentlich auch die Folgen, welche das Censuredikt vom 11. Juni 1781 hatte, das die öffentliche Kritik, sogar die des Landesfürsten, wenn sie nicht „auf eine gar auffällige Art" zutage trat, freigab. Dieses Gesetz veranlaßte eine wahre Flut der erbärmlichsten Schandliteratur; 25 Broschüren behandelten die Fragen: „Wodurch sind die Stubenmädchen so gefährlich geworden? Woher kommt es, daß fast alle diese Mädchen Buhlerinnen sind oder werden?" Stoff zu ähnlichen Flugschriften boten die Begräbnisse, der Adel, die Kleidertracht, die Putzmacherinnen, die Trankfsteuer, der Mißbrauch des Wörtchens „von", die Anrede „Ew. Gnaden", die Kirchtage, die Handelsjuden, die Wirthe, die Kellner, die Bürgermädchen, die Spielgesellschaften, die Grabennymphen (öffentliche Dirnen) u. s. w. u. s. w. Eitelkeit, Skandalsucht und Spekulationstrieb waren die Ursachen dieser Vielschreiberei.

In allen diesen Flugschriften tritt neben der Albernheit des Inhaltes eine erschreckende Unkenntniß der deutschen Sprache hervor, die überhaupt nur wenige in Wien zur damaligen Zeit beherrschten. In unserer Quelle heißt es darüber wörtlich:

„Wer aber die Barbarei, die mit der deutschen Sprache getrieben wird, in ihrer eigentlichen Heimat suchen will, der gehe in die Gerichtshöfe, und er wird staunen, wie diese Herren nicht einmal die deutsche Sprache, viel weniger deutschen Stil und deutsche Rechtschreibung verstehen. Aber auch selbst hiesige Schriftsteller sind ihrer Muttersprache so wenig mächtig, daß ich welche kenne, und zwar Wiener Dichter ersten Ranges, die bei ihren Arbeiten immer Adelungs Wörterbuch zur Hand haben, um darin nachzuschlagen ..... Die Schrift, die vor mehreren Jahren, in Fragen und Antworten, in Katechismusform herauskam unter dem Titel: ‚Der Wiener mit Leib und Seele', hat daher unter vielem Wahren und Guten auch diese Stelle:

‚Frage: Woran erkennt man den Wiener?

Antwort: Den Wiener erkennt man, sobald er das Maul aufthut.'

Der Kaiser thut zwar vieles, um die deutsche Sprache zu heben; er selbst hat seit kurzem einen reineren Dialekt angenommen; aber dessen ungeachtet will es damit nicht vonstatten gehen."

Die Vorliebe für das Französische, welche unser Briefschreiber den Wienern vorwirft, hatten sie wohl mit dem gesammten Deutschland gemein, sie war gleichsam eine Nationalkrankheit der Deutschen jener Tage. Unsere Quelle schließt diesen Theil mit den Worten:

„Bei all dieser thörichten Vorliebe fürs Französische gefällt es doch dem Wiener nirgends so gut als in Wien. Man versetze ihn unter die Sterne zu den Göttern, und er wird sich nach Wien zurückwünschen. Wenn er Deutschland und alle Hauptstädte durchreist hat, so kommt er mit dem Wahlspruche nach Hause: Es ist doch nur ein Wien. Dieses übertriebene Vorurtheil giebt ihm eine Art von Dummstolz, mit welchem er auf andere Nationen und besonders auf die Bewohner vom Reiche herabsieht, die er in Bausch und Bogen unter die Rubrik Schwaben wirft."

Dieses wenig anziehende Bild von dem Wiener der damaligen Zeit ergänzt unser Gewährsmann durch den Satz: „Der Wiener ist kriechend und grob." Er erläutert dies mit den Worten: „Die Ausdrücke Ew. Gnaden, unterthänigster Diener, unterthänigster Knecht sind so gewöhnlich, daß sie der Wiener auch gegen Leute unter seinem Stande gebraucht. ‚Haben Sie die Gnade, scheren Sie mir den Bart.' — ‚Gehorsamster Knecht, Herr Josten, haben's die Gnad', messen's mir'n Paar Schuhe an.' Dergleichen Redensarten sind sehr geläufig. Dagegen schimpft, schmäht und prügelt er auch denjenigen, den er in dem Augenblicke mit Gnaden, unterthänigsten Dienern und Knechten beehrt hat. Es ist nichts seltenes zu hören: ‚Euer Gnaden sind 'n schlechter Mann, 'n Schlöffl (Schlingel, Schurke) sind 'r Gnaden.' Werden nun seine Gnaden darüber ungnädig, so kommt es leicht zu Thätlichkeiten, und der Mann empfiehlt sich dann mit den Worten: ‚Unterthänigster Diener, unterthänigster Knecht, nehmen's Euer Gnaden nicht zur Ungnad'.'"

Das denkbar ungünstigste Urtheil, welches wir allerdings zu prüfen nicht imstande waren, fällt der Briefschreiber über die Wienerin vor hundert Jahren. „Die hiesigen Frauenzimmer", schreibt er, „sind die sinnlichsten Geschöpfe, die man sich vorstellen kann. Verbuhlt, wollüstig und eitel, setzen sie ihre ganze Beschäftigung und ihr Vergnügen darein, durch Putz und Pracht zu glänzen, in den Armen ihres Cicisbeos zu liegen, mit ihnen auf Spazierfahrten, im Hoftheater, bei Kasperl, in der Hatze, auf Bällen und bei Vergnügungen aller Art herum zu gaukeln. Häusliche Beschäftigung, eheliche Freuden, Wirthschaft sind ihnen ganz und gar unbekannt. Nur gewöhnt, ihren Lüsten und ihrer Ueppigkeit zu fröhnen, bekümmern sie sich den Plunder um Küche und Hauswesen: diese Kleinigkeiten sind den Händen der Mägde überlassen, da es ihnen verächtlich erscheint, sich damit abzugeben. Sie sind durchaus die schlechtesten Wirthinnen von der Welt, ungetreue Gattinnen und gefühllose Mütter. Eine Wienerin und ein nichtswürdiges Weib sind daher allenthalben, wo man sie kennt, gleichbedeutende Ausdrücke."

Dies bezieht sich, wie aus dem Schlusse des Briefes hervorgeht, auf die Damen der höheren Stände und nicht etwa auf die öffentlichen Dirnen, die sogenannten Grabennymphen, die nachts bei der großen Dreifaltigkeitssäule, wo die alten Mütterchen bei Tage knieend beteten, ihrem Gewerbe nachgingen. Es ist dies eine vernichtende

Kritik der Wienerin vor 100 Jahren; glaubwürdig erscheint sie uns jedoch, wenn wir die Zustände in Erwägung ziehen, die zu derselben Zeit in anderen Hauptstädten Deutschlands herrschten. Wir haben überhaupt gar keine Veranlassung, dem Briefschreiber gerade in diesem Punkte zu mißtrauen, da wir seine übrigen Schilderungen, z. B. die von den Thierhetzen, den Hanswurst-Komödien, dem Hange zur Schwelgerei, in den namhaftesten Büchern über Wiener Geschichte (Weiß, Geschichte der Stadt Wien; Bermann, Alt- und Neu-Wien) bestätigt gefunden haben. Daß diese Autoren jene wenig schmeichelhafte Charakteristik nicht enthalten, mag wohl auf den Lokalpatriotismus der ersteren zurückzuführen sein.

Der Gesammteindruck, welchen jene Aufzeichnungen in uns wachrufen, ist der, daß der Wiener jener Tage im allgemeinen ein lockerer Zeisig war, der im wahrsten Sinne des Wortes Wein, Weib und Gesang liebte und im Theater, im Tanz in Saus und Braus hinlebte und es dabei mit der Moral nicht so genau nahm. Die Fehler und Laster, die unser Gewährsmann an den Wienern vor 100 Jahren rügt, sind jedoch zum Theil die der ganzen Zeit, und daß trotzalledem ein guter Kern unter der geschilderten Hülle steckte, beweist am besten die Thatsache, daß die Wiener und die Wienerinnen der Jetztzeit die höflichsten, die angenehmsten, die gemütlichsten Menschen der Welt sind. Jeder, der das Glück hatte, „an der schönen, blauen Donau“ zu weilen, wird diesen Aufenthalt zu den schönsten Stunden seines Lebens zählen, und darum möge dieser Beitrag zur Naturgeschichte des Wieners dem Verfasser, einem Norddeutschen, nicht übel angerechnet werden, ist er doch tief von dem Ausspruche durchdrungen: „Es giebt nur a Wien!“





Folgen der Eifersucht.

Skizze nach dem Französischen von malgré lui.

Gräfin v. W., eine kleine, zierliche Frau, hatte sich vor dem hell brennenden Kamine tief in einem elastischen, ledernen Großvaterstuhl genistet. Reich gestickte Pantoffeln, welche halb in einem weichen Kissen vergraben waren, ließen zwei kleine, über einander gelegte Füße bemerken. In der einen Hand hielt sie ein Bouquet duftender Veilchen, in der andern eins der beliebtesten Journale.

Die Kammerjungfer brachte einen Brief herein. Nachdem die Gräfin die Adresse gelesen, sagte sie gleichgiltig: „Er ist ja für den Grafen; legen Sie ihn auf seinen Schreibtisch."

„Frau Gräfin wollen entschuldigen; aber es ist .... die Person, welche ihn gebracht hat, war eine Dame, eine junge Dame .... sehr schön .... und dieselbe ist mehrere Male gekommen ....! Ich habe geglaubt, daß dieser Brief für die gnädige Frau Gräfin wäre, ... aber .... da er für den Herrn Grafen ist ...."

Während dieser langen Auseinandersetzung warf die schlaue Kammerzofe einen Seitenblick auf ihre Herrin, welche erröthete und gleich darauf wieder blaß wurde und um ihre Aufregung zu verstecken, kein anderes Mittel fand, als zornig zu werden.

„Haben Sie mich nicht verstanden, Martha? Gehen Sie!"

Unwillkürlich hatte die Gräfin das Journal wieder aufgenommen, aber die Worte, welche sie las, hatten keinen Sinn mehr für sie. Ihr Herz klopfte zu laut, ihre Lippen wurden bleich und trocken, und sie spürte in ihrem Halse einen krampfhaften Schmerz. Dann sprang sie auf, öffnete das Fenster und lehnte sich weit hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Aber es fror, daß die Steine krachten, und die Vorübergehenden, welche meinten, daß die Dame verrückt sei, schauten mit Mitleid zu ihr empor.

Wieder warf sie sich in den Sessel und schluchzte herzzerbrechend.

Das verschaffte ihr Linderung; dann schaute sie in den Spiegel, aus Furcht, häßlich auszusehen, sie beeilte sich ihre Augen zu trocknen, um ihren Gemal mit dem allbekannten, süßen Lächeln zu begrüßen. Denn soeben war sein Wagen auf den Hof des Palais gefahren.

Nachdem der Graf sich einige Augenblicke in seinem Zimmer aufgehalten, trat er bei seiner Frau ein, küßte sie liebevoll auf die Stirn und benachrichtigte sie, daß er leider heute bei seinem General zu Tisch geladen sei. Er bedauerte sie von Herzen, daß sie allein bleiben müsse, versprach aber früh zurückzukehren, um sich bei ihr für

diesen langweiligen Tag zu entschädigen, welcher sein Dienst ihm auferlege .... Doch die böse Eifersucht begann schon das unschuldige Blut seiner Lili zu vergiften; jedes Wort war für sie ein Dolchstoß, und kaum hatte sie den Wagen wegfahren hören, als sie sich nicht mehr helfen konnte und mit stürmischen Schritten das Boudoir durchmaß.

„Niemals hat er mir so viel Theilnahme bewiesen, soviel Rücksicht auf mich genommen“, seufzte sie, indem sie fortwährend an all die kleinen, unnützen Möbel stieß, welche einen Bazar aus jedem Boudoir machen; „gewiß, er täuscht mich .... Entschieden, er hintergeht mich! Aber tausend Mal lieber die Gewißheit des Unglücks als diese Ungewißheit!“ —

Dann nahm sie hastig eine Kerze und ging in das Zimmer ihres Gatten. Bleich, kaum mehr athmend kam sie an und erblickte auf dem Tische sogleich den Unglücksbrief, welcher halb aus dem Couvert heraussah.

„Es ist Sünde, mein Gott! Es ist eine große Sünde!“ stöhnte die Gräfin, und ihre Stimme erstarb beinahe vor Aufregung, ... „aber das wie ich leide, muß mich entschuldigen.“ — — — — —

Behende stieg Gräfin Lili eine Stunde später aus einer einfachen Droschke, stieg in ein Haus der Straße Saint-Claude und stieg eine enge, düstere Treppe empor. Nach mancherlei Irrfahrten, nachdem sie an vielen Thüren angeklopft hatte, ohne eine Antwort zu hören, kam sie in die fünfte Etage. Da sie keine Glocke fand, klopfte sie zaghaft an.

Ein junger Knabe öffnete.

„Sag' doch Deiner Mutter, mein Kind, daß eine Dame sie zu sprechen wünscht.“

Der Knabe war aber ob dieses vornehmen Besuchs so erstaunt, daß er nicht vom Platze wich; da trat eine Frau aus einem Alkoven, welcher durch zwei ärmliche, schmale Vorhänge verschlossen war, durch welche man aber ein Bündel Stroh als Bett ausgebreitet erkennen konnte. Kahl waren die vier Wände dieses öden Zimmers; zwei Strohstühle bildeten die ganze Ausstattung, sonst nichts, nicht einmal ein Feuer. Doch halt, dort in der Ecke hing an einem rostigen Riesenhaken ein eleganter Atlasmantel, darunter ein vornehmer Hut.

Nachdem die Gräfin dies traurige Lokal gemustert hatte, soweit ein düster brennendes Talglicht es gestattete, heftete sie ihre Augen unruhig auf die Frau, welche aufrecht vor ihr stand, ein junges Kind auf dem Arme tragend .... sie war noch sehr jung, schön und vornehm.

„Entschuldigen Sie, liebe Frau“, sagte endlich mit einer zitternden Stimme die Gräfin, „dieser Brief, welcher an meinen Gemal gerichtet ist ....“

„O, gnädige Frau! Ich bin beschämt .... Aber Sie sehen mein Elend, meine Kinder: das ist meine Entschuldigung für all diese Belästigungen! Denn dieser Brief ist der zweite, welchen ich inner-

halb einer Woche in Ihr Palais bringe. In dem ersten erzählte ich, daß mein Gatte, Offizier der kaiserlichen Garde nach der Revolution in Spanien Dienste genommen und ich ihm gefolgt sei. Ach, er wurde getödtet und ausgeraubt. Ich bin so fremd hier und unbekannt, zumal als Engländerin und verheiratet gegen den Willen meiner Verwandten. Meine Sehnsucht ist, nach England zurückzukehren, wo, wie ich hoffe, meine Familie mir in Rücksicht auf meine armen Kinder verzeihen wird" .... Dabei drückte sie das Jüngste an ihr Herz .... „Sie weinen, gnädige Frau", fuhr sie in einem weichen Tone fort, „ich, ich kann nicht mehr weinen. Ihr Gemal hat sich also der Freundschaft erinnert, welche ihn einst mit meinem Eugen verband .... ich hoffte es nicht mehr! Er hat Sie zu mir gesandt, gnädige Frau, wie Gott seinen Engel schickt, um zu trösten" .....

„Meine ärmste Frau", antwortete die Gräfin, deren Worte beinahe in Thränen erstickten, „mein Gemal hat mich beauftragt, vorläufig der Wittwe seines lieben Kameraden diese kleine Summe zu übergeben. Diese Banknote ist ein Darlehen, welches wir wieder einlösen werden, wenn wir unsere erste Reise nach England machen."

— —

„Oeffne, wenn es Dir gefällt Liebste!"

„Da ist der gnädige Herr Graf!" rief die Kammerzofe, indem sie sich schadenfroh die Hände rieb, ganz sicher, daß es jetzt eine furchtbare Scene geben werde. „Die gnädige Frau hat den Brief genommen, ist allein in einer Droschke ausgefahren und macht jetzt selbst den Thee in ihrem Boudoir, das wird einen Aufstand geben. Also, lauschen wir!" — — — — — — — — — — — — —

„Verzeihst Du mir, was ich mir selbst für Qualen bereitet habe?" flüsterte Gräfin Lili mit schmeichelnder Stimme, indem sie sich an ihren Gemal lehnte.

„Ich höre wahrhaftig drinnen kein Wort", brummte die Zofe vor sich hin, indem sie in die Küche eilte; ich verstehe halt diese Welt nicht mehr!"

Federzeichnung.

Von Lis Blanc.

Der Berghang mit seinen Laubbäumen sah bunt aus, wie ein Farbenspiel; in allen Schattirungen roth, gold, braun und lichtgrün ruhte er sich auf den verschiedenen Terrassen aus und stieg dann leise hinab in die frischen Wiesen.

Auf seiner letzten Abstufung lag, von grünen Waldreben dicht umsponnen, eine Laube; sie sah so anspruchslos aus und doch bot sie etwas unendlich schönes — den Blick in die weite, herrliche Landschaft. Wie unbegreiflich dieselbe in ihrer farbigen Herbstpracht schien! — als wären die rothgoldenen Bäume nur Lichteffekte, die im ersten Nebel verlöschen müßten; eine große Ruhe schwebte als Geheimniß darüber.

Weit in die Ferne hinaus dehnte sich der waldige Bergrücken mit seinen Villen, drei alte Schlösser hoben sich kräftig aus der weichen Laubhülle und zeichneten stolz ihre Giebel und Thürme an den Himmel.

Unten glitt der stille Fluß durch die grünen Wiesen und spiegelte die Wolken wieder. Weiße Dörfchen blinkten lockend aus dem sinkenden Herbsttage und wanderten, wie Angehörige einer großen Familie weiter und weiter, den blauen Bergen zu, auf deren Häuptern der erste Schnee herüberglänzte.

Wie war der Blick herrlich von der kleinen Laube aus! —

Die lustige Kinderschaar darin wußte nichts davon; sie glaubten, die Welt wäre überall so schön und könne gar nicht anders sein. Sie wandten dem kleinen Fenster und der großen Landschaft den Rücken und spielten auf dem Tische mit einer zahmen Krähe. Ueber ihnen auf der Bank thronte eine überlebensgroße, alte Steinfigur, eine Göttin mit altklugem, verwittertem Gesicht und beredt erhobenem Zeigefinger. Sie gehörte eigentlich auf einen Sockel am Aussichtspunkte des alten Parkes, — jetzt hatte sie der Gärtnerbursche in die kleine Laube gestellt. Und da stand sie nun uralt zwischen den lustigen Kindern und starrte durch eine Blätteröffnung mit glanzlosen Augen ins Weite. Die Kleinen nannten sie die Muhme — die arme verwitterte Göttin! sie machte solchen grauen, verkommenen Eindruck; das einzig Lebendige an ihr war das grüne Moos in den Falten ihres langen Gewandes.

Ein leiser Wind brachte die ersten Abendschatten. Er flog über die kleine Laube, zog an den langen Ranken der Waldrebe und blies ins Gefieder ihrer silbergrauen Blüten. Unten auf dem schmalen Fußweg verführte er die dürren Blätter zu raschelndem Todtentanz — da wandte sich ein kleines Bauernmädchen mit flachsblonden Zöpfen und rothem Band im Haar! sprachlos starrte sie durch die grüne Oeffnung hinaus ins Land. —

„Seht doch, seht! — Hurrah, der Himmel brennt“; schrie sie endlich, und im Augenblick fuhren all die Kinderköpfchen herum und drängten sich dem Fenster zu.

Wie ein großer glühender Feuerball brach die Sonne noch einmal aus der Wolkenwand, ehe sie hinter die Berge sank; ein intensiver Strahl rothen Lichtes ergoß sich über die herbstliche Natur; sie erstrahlte in kurzer, überirdischer Apotheose, ehe der nächtliche Vorhang fiel.

Es war wundervoll und die Kinder staunten; nur der kleinste Knabe konnte gar nichts sehen, die andern standen davor und hörten ihn nicht. Da kletterte er mit gewaltiger Anstrengung auf die Bank, reckte sich an der Göttin in die Höh', schlang sein Aermchen um ihren Hals und schmiegte sein frisches, lebensvolles Gesichtchen an das verwitterte, graue Steinantlitz.

Ah, jetzt konnte er mit ihr durch die Blätter sehen! —

„Hurrah, der Himmel brennt“, krähte sein kleines Stimmchen

den andern nach; — und die Muhme erröthete im Schein der Abendsonne, als finge ihr steinernes Herz unter den warmen Kinderärmchen zu schlagen an. Entsetzt entdeckte das größere Mädchen des Kindes gefährliche Stellung; es nahm der Muhme die fremde Last.

Die Sonne sank, und das verwitterte Steinbild stand grau und vergrämt wie zuvor.

Zu den Frankfurter Brief-Ergänzungen des Herrn Ittner*).

Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe sieht sich der Verfasser des Briefes aus Frankfurt am Main in Heft 8 des Salon 1889 genöthigt, auf die Ausführungen des Herrn Ittner in Heft 10 ebenda folgendes zu erwidern.

Der Verfasser hat seinerzeit — abgesehen von manchem anderen längeren und kürzeren Aufenthalte — sechs Monate als Schüler des leider in Frankfurt, wie männiglich bekannt, lange nicht genugsam gewürdigten genialen Stockhausen in den Mauern der alten Mainstadt zugebracht. Er war also wohlberechtigt, über Stadt und Leute und die einschlägigen Verhältnisse zu berichten. Leider ist ihm dabei das Malheur passirt, streng zur Sache zu sprechen und so hat sich Herr Ittner zu sogenannten Berichtigungen veranlaßt gefühlt, die sammt und sonders überflüssig sind. Für die beiden Druck- resp. Abschreibfehler „Bergstadt und Banheim", die für den Kenner der Verhältnisse wirklich unwesentlich, wenigstens kann der Artikelschreiber nicht dafür verantwortlich gemacht werden, zumal seinen Wünschen, in Betreff persönlicher Korrektur seitens der Redaction nicht stattgegeben wurde. Daß „Goetheplatz und Theaterplatz" quasi identisch sind, weil sie in eins gehen, weiß jedes Kind in Frankfurt. Warum also den Lärm über den Standplatz des Goethedenkmals? Daß ferner allerdings ganz Frankfurt bei Röder verkehrt, wird jeder bestätigen, der im Sommer nachmittags die von Viertel- zu Viertelstunde wechselnden Physiognomien der über ein halbes Hundert zählenden Besucher resp. Besucherinnen ins Auge faßt! Die gegen diese Angabe sich richtenden Bemerkungen des Herrn Ittner sind also pure Silbenstechereien! Wenn dann ferner Herr Ittner durch die Nomenklatur der seinerzeit materiell und ideellbetheiligten Künstler-Kreise, unser Urtheil über das Frankfurter Opernhaus zu entkräften sucht, so ist darauf zu erwidern — über Geschmäcker läßt sich bekanntlich nicht streiten — daß es leider Thatsache ist, daß selbst Fachblätter so unkollegialisch waren, ein dem

---

*) Herr Wilhelm Arent (Hans Derlon) verlangt auf Grund des § 11 des Preßgesetzes den Abdruck seiner Erwiderung (siehe „Salon" Heft 8 und 10, Jahrgang 1889) und wir kommen hiermit seinem Wunsche nach, ohne damit sagen zu wollen, daß wir uns für ihn erklären, womit denn die Angelegenheit endgiltig abgethan ist.
D. Red.

unserigen ähnliches Verdikt über das erwähnte Bauwerk auszusprechen, daß der zartlyrisch angehauchte, dabei eminent damenfreundliche Claar, ebensowenig der rechte Mann für Frankfurt als Theaterleiter ist, wie es einstens der jetzt nach Berlin berufene „Mann des Defizits“, der sonst verdienstvolle Devrient war, weiß jeder „Kunstmensch“ in Frankfurt oder sonstwo, der irgend ein bißchen Einsicht und Beziehungen zur deutschen Bühne hat. Herr Ittner hätte sich also seine diesbezüglichen Fragen sparen können. Was Herr Ittner sonst noch über Börse, Stadtvertretung et caetera — confessionelles und politisches Gebiet streifend — zu erwidern für gut befunden hat, (der Druckfehler: „Rühlscher statt Riedelscher Chorverein“ ist wirklich in die Augen springend) — ist nur allgemeines Gerede, das sich sogar an der Stelle, wo der Verfasser „von den drohenden Schwingungen“ der „Sachsenhäuser-Appelwei-Krüge“ redet, direkt auf Persönlichkeiten zuspitzt, so daß eine Erwiderung überflüssig erscheint. Nur auf eines muß noch eingegangen werden.

Die von Herrn Ittner in Schutz genommene Frankfurter Polizei zeigte sich z. B. 1887 bei dem großen Schützenfestzug in so grellen Farben — Verfasser hat jederzeit hochgebildete Leute zu Zeugen — daß die partikularistische Phrase von den „von den Gestaden der Peene, Swine oder Dievenow Entsandten“, dem unparteiischen Leser nur ein Lächeln abnöthigen kann! — Was endlich das in Bockenheim, Niederrad u. s. w. herrschende Elend betrifft, so hat der Verfasser dieser Zeilen treulich selbst den dort vorhandenen Nothstand nach seinen schwachen Kräften zu lindern gesucht und hofft er von dem in Frankfurt ansässigen Herrn Ittner, daß dieser nun ebenfalls in loco Augenschein davon nimmt und dann ein gleiches thut.

Bad Elster (Sachsen), Juni 1889. Hans Derlon.
(Wilhelm Arent.)

Nippsachen.

Die zukünftige Bambuskultur in Amerika. Der amerikanische General-Konsul in Shanghai hat kürzlich zwanzig Kisten Bambusableger zur Anpflanzung nach Oregon geschickt. Er berichtet zugleich an die Regierung, daß in China südlich vom Jantszekiang gegen sechzig Bambusarten wachsen sollen, obgleich nur fünf bis sechs hauptsächlich benutzt werden. Zu Foochow und Swatow wächst die große Spezies bis fünfzehn Meter Höhe und sechzehn bis neunzehn Centimeter Durchmesser; auf der Insel Formosa finden sich noch mächtigere Exemplare.

Der Bambus dient in China zu mindestens fünfhundert verschiedenen Zwecken. Die Wurzeln werden zugeschnitzt zu Götzenbildern, Laternen, Handhaben und Stöcken, die hochragenden Stämme dienen zu allem, wozu man überhaupt Pfosten und Sparren braucht; die Blätter werden verarbeitet zu Dachdeckungen, Schirmen und leichten Zwischenwänden; zersplittert werden aus dem Holze Körbe, Schutzdächer und Taue geflochten; mit den Abschabseln werden Kissen gefüllt; andere Theile liefern Stäbchen zum Essen statt der Gabeln, Schlafdecken, Kehrbesen, Pfeifen zum Rauchen, Heerdfeuerung, Haarnadeln, Schreibpapier, Prügelstäbe, Eßtische, Wassereimer; die zarten Sprossen sind als Gemüse hoch geschätzt.

Der General-Konsul empfiehlt die Naturalisirung des Bambus namentlich in den Südstaaten und an den Küsten des Stillen Ozeans.

Das mexikanische Brod. In jeder Stadt Mexikos findet man tortillerias, Brodläden, welche Lokale ein gleiches Niveau mit der Straße einnehmen. Dieses Erzeugniß der Getreidemühle und der Bäckerkunst, die tortilla, nimmt in der Hauswirthschaft der Mexikaner eine hervorragende Stelle ein: alle Klassen der Bevölkerung verspeisen tortilla, sie bildet bei den Armen fast die einzige Nahrung; man begegnet ihr bei den Gastmählern der Vornehmsten, und in der ärmlichsten Hütte der Eingeborenen ist alles zu ihrer Bereitung vorhanden. Auf der Centennial-Ausstellung zu Philadelphia 1876 befand sich eine große Abbildung des Innern einer Pueblo-Indianerhütte, und dies ist das getreue Bild von hunderttausend solcher Hütten von der Grenze Colorados bis zu denen von Yukatan. Mais ist überall vorhanden, zwei Drittel des Ackerbodens Mexikos ist mit Mais bebaut.

Man sagt, daß ein Indianerpaar zur Ausrüstung des Haushaltes nur zweier Dinge bedarf: einer petate oder Binsenmatte als Teppich und zugleich als Lagerstätte und einer metate. Letzterer ist ein flacher, geeigneter Stein, der auf den Erdfußboden gelegt wird und zum Zerreiben des zum Brodbacken bestimmten Mais dient. So allgemein und ausschließlich ist die Benutzung dieser Körnerfrucht, daß bei einer Mißernte die Hilfe oder gar zwei Drittel der Urbevölkerung dem Hungertod erliegen würden. Eine frostige Nacht am 29. August 1784 schädigte die jungen Maispflanzen und dies verursachte, wie berechnet wurde, den Tod von mehr als 30,000 Menschen. Eine noch Millionen zählende Bevölkerung hängt von dem Ergebnisse dieser Ernte ab. Irland ist nicht in dem Grade auf die Kartoffel, Indien nicht so auf den Reis angewiesen wie Mexiko auf den Mais — die wichtigste Cerealie Amerikas, den Monarchen des Prärielandes, der Hauptartikel der Produktenbörse. Der Mais verbirgt selbst dem beharrlichsten Forscher seine Urheimat, man weiß nicht, von wem er stammt, aus welcher Pflanze er sich herangebildet haben mag.

Ein tortilla-Laden nun öffnet sich mit weiter Thür auf die Straße, jedoch kann man vom Trottoir aus die Waare kaufen und auch den ganzen Vorgang ihrer Herstellung beobachten. Man stelle sich eine Schmiede vor, aus welcher die Amazonen die Völker verjagt haben; nichts ist geblieben als die rußigen Wände, der glühende, schornsteinlose Herd und in einem Winkel ein aufgehäufter Vorrath von Holzkohlen. Die Amazonen haben die Aermel, falls solche überhaupt vorhanden sind, bis zur Schulter aufgekrämpelt und knieen auf dem Boden vor dem rauhen, geneigten metate. Auf ihn bringen sie aus einem Troge zu Händen voll den Mais, der eingeweicht und erhitzt wurde in Wasser mit Zusatz von ungelöschtem Kalk, durch dessen Einwirkung sich die äußere Hülle des Kornes erweicht und gelockert hat, welche in den Getreidemühlen die Kleie liefert. Mit einem langen, runden Steine wird der Mais zu einem groben Teige zerrieben, der gleich, wenn er die nöthige Zermalmung erfahren zu haben scheint, auf ein Fichtenbrett gebracht und von der Kuchenformerin, die nahe am Feuer steht, in Empfang genommen wird. Sie gestaltet aus abgerissenen Teigstücken mit erstaunlicher Schnelligkeit dünne Scheiben, die sofort auf eine heiße irdene Platte geworfen werd.n und sehr bald gründlich gebacken oder geröstet sind.

Das Ableben eines Hindu-Raja. Am 13. November 1862 trat bei dem Groß-Raja Ounoundhour Singh Bahadour von Pouttealah der Todeskampf ein. Kaum war dieses bekannt geworden, so wurden im Territorium von Pouttealah nach allen Richtungen Boten mit dem Auftrage entsendet, 700 Gefangene sofort in Freiheit zu setzen und unter der Armee des Landes 100 Kühe, 2000 Rupien (4000 Mark) und eine große Menge Getreide nebst anderen Lebensmitteln zu vertheilen. Am Nachmittage starb der Großfürst und seine sterblichen Reste wurden mit einem großen Gefolge der Herren seines Hofhalts und den verschiedenen Fürsten des Landes, inmitten einer ungeheuern Volksmenge, nach dem aus Sandelholz errichteten Scheiterhaufen gebracht. Auf ihn wurde der Leichnam des Verstorbenen niedergelegt und mit 200 höchst kostbaren Shawls bedeckt. Mit großer Sorgfalt werden alle Zwischenräume der Holzscheite dadurch ausgefüllt, daß man ganze Körbe duftender Harze und Balsam darüber ausschüttete, worauf der Scheiterhaufen angezündet wurde und schnell niederbrannte. Drei Tage lang blieben im ganzen Gebiete des verstorbenen Raja die Bazars geschlossen und alle Arbeit ruhte. Am Ende des dritten Tages sammelte man sorgfältig die Asche des Todten, trug sie mit größtem Pomp an das Ufer des Ganges und streute sie unter Gesängen und Gebeten der Brahminen in den Fluß, worauf die letzten für die geleisteten frommen Dienste eine

Menge sehr werthvoller Geschenke erhielten: einen Elephanten, vier Pferde, einen Palankin, 100 Shawls und eine sehr bedeutende Geldsumme. Der Fürst, dem so pomphaft die letzten Ehren erwiesen wurden, war bei seinen Unterthanen so beliebt gewesen, daß die drei Tage nach seinem Tode niemand die täglichen Mahlzeiten bereitete.

Und dieses war ein „heidnischer" Fürst, der kaum jemals ein Wort von der christlichen Heilslehre vernommen hat!

Prinz Citron. Der vor mehreren Jahren verstorbene Prinz von Oranien hatte in Paris den Beinamen „Citron", den er auf folgende Weise erhalten hatte. Es war zur Zeit, als der verstorbene Herzog de Gramont-Caderousse eine große Rolle in der eleganten Welt von Paris spielte und für einen großen Witzbold galt. Der Prinz von Oranien hatte den Wunsch geäußert, ihn kennen zu lernen, und so kamen sie beim Souper zusammen, aber der Herzog verhielt sich in des Prinzen Gegenwart sehr schweigsam. Dieser sagte ihm darauf, er habe so viel von seinem Witze gehört, er möge sich keineswegs geniren, er möge ganz vergessen, daß er neben einer königlichen Person säße und ihn als einen guten Kameraden betrachten. Der Herzog erhob sofort sein volles Champagnerglas, stieß mit dem Prinzen von Oranien (d'Orange) an und rief: „Auf Dein Wohl, Citrone!" Von da an behielt der Prinz diesen Beinamen. Er war übrigens sehr abergläubisch und fürchtete Unheil von den Zahlen 6 und 11, so daß er seine Pferde immer zurückzog, wenn sie beim Rennen eine dieser Zahlen erhielten. Seltsamerweise ist er am 11. Tage des 6. Monats um 11 Uhr gestorben.

Die Karpfenzucht in Amerika. In einem der Regierung gehörigen Teiche in Washington wurde im Sommer 1880 ein Lederkarpfen von fast 4 Kilogramm Gewicht gefangen. Er war einer der Fische, die Hessel im Jahre 1876 nach Amerika gebracht hatte. Daraus ergiebt sich, daß dort die Fische viel schneller wachsen als in Europa unter ähnlichen Verhältnissen. Der deutsche Karpfen bietet für seine Zucht mancherlei Vorzüge. Jeder noch so kleine Teich kann dazu benutzt werden, Temperaturwechsel und Reinheitsgrad des Wassers spielen bei dieser Zucht kaum eine Rolle; wenn das Wasser nur nicht zu kalt ist, gedeihen die Karpfen schnell, thatsächlich hat man noch kein natürliches Wasser zu warm für sie befunden. Da sie Pflanzenfresser sind, so nähren sie sich entweder von den im Wasser vorhandenen Gewächsen oder können Küchenabfälle, abgekochtes Getreide u. dgl. erhalten. Man kann auch auf Ackerboden einen großen Teich graben, in ihm 2—3 Jahre Karpfen ziehen, diese auf den Markt bringen und das Land dann wieder unter Kultur nehmen.

Wie einträglich diese Zucht ist, ergiebt sich aus folgenden Mittheilungen einer kalifornischen Zeitung. Im Januar 1876 kaufte dort jemand sechs Karpfen, von welchen einer bald starb. Von den anderen fünf wurden im ersten Jahre 2044, im folgenden Jahre 2672 junge Fische erhalten. Im Jahre 1878 wurden zwei der alten Thiere verkauft und von den restirenden drei 4000 Junge gewonnen. Es waren vier seichte Teiche vorhanden, deren jeder 50 Dollars kostete, sie nahmen etwa einen halben Acker sonst fast werthlosen Landes ein. Die sechs Karpfen kosteten mit Futter 240 Dollars. In vier Jahren wurden für 415 Dollars Fische verkauft und neben dem eigenen Hausbedarfe waren noch 4000—6000 Karpfen vorhanden.

Es giebt in Amerika tausende von kleinen Teichen, die mit geringem Aufwande und mit großem Vortheil in Karpfenteiche umgewandelt werden könnten.

Salon-Büchertisch.

Auf höheren Befehl. Roman von Maurus Jokai. Deutsche Bearbeitung von Ludwig Wechsler. Leipzig, Greuell & Francke. 1888.

Vorliegender Roman ist wie die meisten Arbeiten des beliebten, ungarischen Schriftstellers reich an phantastischen, oft grauenvollen Abenteuern. Der Held desselben, ist ein junger russischer Kosakenoberst, Riumin Oleg, der als Mitglied einer geheimen Verbindung, der Regierung mißliebig, nach dem Kaukasus geschickt wird, um daselbst das damals (im Jahre 1836) noch unbekannte, märchenhafte Udiland aufzusuchen, von dessen Goldreichthum fabelhafte Gerüchte im Umlauf sind und von welchem die russische Regierung sich eine Goldquelle abzuleiten gedenkt. Der Auf-

trag kommt einer Todesstrafe ziemlich gleich, denn von allen Kundschaftern, welche bisher auszogen, das Goldland zu suchen, ist nie einer zurückgekehrt. Was der Offizier auf dieser Fahrt erlebt, wie er seine Mission erfüllt, seine Reiseabenteuer, bei welchen die oft entsetzlichen Gebräuche der russischen Sektirer unter andern eine eingreifende Rolle spielen, verschiedene Liebesaffären, aufgehäufte Unwahrscheinlichkeiten grausiger, wie eben so unwahrscheinliche Begebenheiten reizender und entzückender Art, neben interessanten Natur- und Sittenschilderungen bilden den Inhalt dieses Buches. Was geschichtliches der Fabel zugrunde liegen mag, läßt sich aus der Fülle romantischer Zuthaten nicht leicht herausschälen, doch mögen sich ja auch in Wirklichkeit so manche Ungeheuerlichkeiten und unerhörte Grausamkeiten auf beiden Seiten bei den Eroberungszügen der Russen im Kaukasus zugetragen haben. Die Uebersetzung liest sich glatt und fließend, und wer Nervenaufregung beim Lesen liebt, wird keinen Mangel hierbei verspüren.

Amtlicher Wegweiser für Lehrerinnen an Volks- und höheren Töchterschulen, für Turn-, Zeichen-, Taubstummen- und Handarbeitslehrerinnen, Gouvernanten, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen u. s. w., herausgegeben von W. Velten, Lehrer in Essen a. d. Ruhr. Düsseldorf, Felix Bagel.

Da die Verwendung weiblicher Lehrkräfte immer mehr zunimmt, ist die Herausgabe vorliegenden Werkchens gewiß dankenswerth. Es giebt Auskunft über alles, was sich auf den Lehrerinnenberuf bezieht. Ueber die amtlichen Bestimmungen, Vorschriften und Erlasse, betreffend die Vorbildung, Anstellung, Besoldung, Beurlaubung, Pensionirung u. s. w. der Lehrerinnen und zwar aller Kategorien.

Mutter und Kind. Unterricht für Frauen. Von Dr. P. E. Loewenhardt, Sanitätsrath. Leipzig, Gustav Fock. Pr. früher Mark 3, jetzt Mark 1,60.

Vorträge für Mütter über die wichtigsten Krankheiten der Säuglinge von Dr. H. Schoppe. Spezialarzt für Kinderkrankheiten. 1. Band. Verlag von P. Hanstein. Bonn 1888.

Der Säugling, seine Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Von einem Kinderarzt. Hamburg 1888. Heroldsche Buchhandlung. Pr. 50 Pfg.

Erstgenanntes Buch bespricht ausführlich und rathgebend die Behandlung des neugeborenen Kindes in gesunden und kranken Tagen, während das zweitgenannte als erster Band einer fortschreitenden Serie nur die Krämpfe der Kinder zum Gegenstande hat. Gewiß ist es für jede Mutter empfehlenswerth, einen derartigen, mit dem Namen einer ärztlichen Autorität versehenen Rathgeber zur Hand zu haben, was natürlich das Hinzuziehen eines Arztes bei ernsten Fällen nicht ausschließt. Ohne auf den therapeutischen Werth jedes einzelnen der drei obengenannten, in ihrem Inhalt mit einander verwandten Schriften des nähern hier eingehen zu können, sei nur konstatirt, daß sie sich sämmtlich auf die neueren und neuesten Ergebnisse in Bezug auf die Kinderheilkunde stützen. Was für Haus und Familie gewiß sein Gutes hat. Denn nirgends herrscht noch so viel althergebrachter, von der modernen Wissenschaft größtentheils verworfener Schlendrian als bei der Behandlung der Säuglinge; es ist Zeit mit manchem derartigen Haus- und Heilmittel, denen vielleicht schon manches kleine Leben zum Opfer fiel, aufzuräumen. Das dritte der obengenannten Bücher, eine kleine Broschüre, dient in der Hauptsache dem Kindermehl von Kufeke in Hamburg zur Empfehlung, dessen Nährwerth durch eine große Anzahl rühmender Atteste seitens namhafter Aerzte beglaubigt wird.

Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen von Ada Linden. Leipzig, C. F. Wintersche Verlagshandlung. 1888.

Zu der Erzählungsliteratur, für welche Viktor Scheffel und Felix Dahn die Vorbilder sind, zählen auch die drei hier zu einem Bande vereinigten, recht anziehend geschriebenen, im Aufbau Geschick bekundenden und nicht die Grenze des Wahrscheinlichen überschreitenden Erzählungen. Das Mittelalter, Ritterfehden, Raufereien aller Art, Hexenprozesse und Minneleben haben das Material geliefert. Die erste Erzäh-

lung: „Der Ring der Hohenzollern", welche jedenfalls das Hauptinteresse des Lesers in Anspruch nimmt, behandelt eine Sage, welche sich um einen dem Hohenzollernhause seit Jahrhunderten zugehörenden und noch jetzt im Hausschatz der deutschen Kaiser befindlichen Ring in anmuthiger Weise rankt. Die zweite Geschichte: „Aus den Tagen des Kampfes" knüpft an den Bauernaufstand im Donauthal an, welcher mit der Schlacht bei Linz 1626 sein Ende fand, und die dritte hat mit dem scheußlichen Aberglauben der Hexenprozesse zu thun. Auch die Sprache ist ziemlich getreu derjenigen nachgebildet, wie sie die obengenannten Meister ihren mittelalterlichen Romangestalten in den Mund legen. Ob die Leute damaliger Zeit sich wirklich beim Reden jener oft recht absonderlichen Satzkonstruktion bedient haben mögen? —

Im übrigen lesen sich die drei Erzählungen recht angenehm unterhaltend.

Haidekind. Von Agnes von der Decken. Barmen 1888. Druck und Verlag von D. B. Wiemann.

Dieses höchst splendid ausgestattete Erstlingswerk einer jungen talentvollen Schriftstellerin, welches unter die elegante und werthvolle Geschenkliteratur für junge Mädchen rangirt, sich auch seines warm-religiösen Tones wegen wohl zu einer Einsegnungsgabe eignet, erzählt von zwei jungen Mädchen in ganz verschiedenen, und doch in mancher Beziehung ähnlichen Lebensverhältnissen, beide in dem reizenden, beneidenswerthen Frühlingsalter stehend, welches gleich nach den Backfischjahren kommt. Ihre beiderseitige Bekanntschaft findet durch eine Zeitungsannonce statt und gestaltet sich, infolge eines Briefwechsels, der die Lebensschicksale beider enthaltend, sich durch die Erzählung schlingt, zu einer warmen, innigen Freundschaft, wie Mädchen solche in diesen schwärmerischen Frühlingstagen so gern schließen.

Der Ton der einfachen Geschichte ist ein ungemein lebendiger und natürlicher; manche Episoden und einzelne Gestalten sind sehr anmuthig geschildert, frisch und naiv aus dem Leben herausgegriffen; auch etwas Schalkhaftigkeit fehlt nicht neben einer, wie schon anfänglich bemerkt, tiefempfundenen Religiosität. „Haidekind" ist ein unbedingt empfehlenswerthes Buch für unsere lieben jungen Mädchen, welche noch nicht Romane lesen.

Fernab von der Straße. Vier Novellen von Gerhard Walter. Jena, Hermann Costenoble. 1889.

Zu einem umfangreichen Bande vereinigt, sind hier vier Novellen, von welchen die erste: „Auf dem Ziegelhofe", die hübscheste und die zweite: „Inge", eine jütische Haidenovelle, welche aus dem Dänischen übersetzt zu sein scheint, die originellste ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß die beiden andern bedeutend minderwerthig seien. Sie sind alle recht gewandt erzählt, wenn schon nicht besonders fesselnd und spannend erfunden; der Schauplatz einer jeden liegt, wie der Buchtitel besagt, fernab der Straße, in romantischer, mit viel poetischer Anmuth geschilderter Wald-, Haide- und Seeufergegend. Im ganzen erheben sich diese Novellen aber doch nicht sehr über die durchschnittliche Unterhaltungsbelletristik. Leser oder Leserinnen, die nicht zu hohe Ansprüche erheben und besonders junge, schwärmerische Mädchen, eben dem Backfischalter entwachsen, werden sie gewiß mit vielem Vergnügen lesen.

Die Kunst Mensch zu sein. Herzensworte und Lebensweisheit. Von Edward John Hardi, Verfasser von „die Kunst glücklich verheiratet zu sein", und Bertha Katscher. Durchgesehen und herausgegeben von Leopold Katscher. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag. (Ernst Hoppe). 1887.

Tres faciunt collegium! Wenn drei geistreiche Leute an einem Buche arbeiten, sollte dabei nicht etwas ganz vorzügliches zustande kommen? Ganz sicher, wie vorliegende Sammlung von „Laienpredigten" beweist, die in der That eine Fülle von Lebensweisheit enthalten. Wer diese, die Kunst Mensch zu sein erläuternden achtzehn Aufsätze, vom Herausgeber „Laienpredigten" genannt, nicht nur flüchtig durchliest, sondern studirt, beherzigt, danach handelt und sich in seinem Thun und Lassen danach richtet, wird unzweifelhaft Vortheil davon haben, und manchem Stein des Anstoßes auf der Lebensstraße, über welche andere straucheln, aus dem Wege gehen. Der ur-

sprüngliche Verfasser dieses Buches, ein englischer Philosoph, muß ein praktischer, lebens- und seelenkundiger Mann sein, dem Herz und Kopf auf der rechten Stelle sitzen. Die deutsche Ausgabe ist indessen durchaus keine Uebersetzung, sondern eine in deutsche Verhältnisse übertragene, deutschem Denken und Empfinden angepaßte, wohl auch durch eigene Zugaben ergänzte Bearbeitung des englischen Originals. Einige Titel der Aufsätze sind folgende: Gute Manieren; Wie sollen Frauen gefallen? Wie man dem Manne kocht; Eltern und Kinder; Geld und Charakter; Nur Kleinigkeiten; Schlecht angebrachte Tugenden; Mehr Sonnenschein u. a. Ein liebenswürdiger Humor benimmt manchem scharfen aber gerechten Tadel jedes bittere, so daß die, wie wir hoffen, recht zahlreichen Leser dieser Anleitung zur Kunst ein Mensch zu sein, d. h. wie er sein soll, sich gewiß oft getroffen, aber nie verletzt fühlen werden.

Am Wege gepflückt. Gedichte von Wilhelm Müller. New-York. Glarus. Verlag von J. Vogel. 1888.

So anspruchslos der Titel und so bescheiden das äußere Auftreten dieses Bändchens Gedichte eines in Amerika lebenden Deutschen, wie es scheint, Rheinländers, ist, so befindet sich doch manches recht wohl gelungene, frische, erfreuliche darunter. Die Form ist durchweg glatt und fehlerlos. Viele der Gedichte sind der neuen, viele der alten, unvergessenen Heimat gewidmet. Neben lyrischen und erzählenden Gedichten ernsteren Inhalts enthält das Bändchen auch recht originelle witzige Gedichte, wie „Der Kartoffelkäfer in Deutschland an seinen Vetter in Amerika", „Die Erfindung der Baßgeige", und zwei wissenschaftliche Lieder: „Vom Urschleim bis zum homo sapiens und „Ueber Leichenverbrennung".

Unter dem Nordlicht. Norwegische Erzählungen von M Rumbauer. Berlin. Adolf Landsberger. 1888.

Der Nordisch-Ibsensche scharfe Wind, der jetzt über unsere Bühnen und durch unseren Literaturgeschmack streicht, läßt auch die deutschen Schriftsteller den Versuch wagen, wenigstens vorläufig ihre Novellenstoffe auf Norwegens fels- und meerumpanzerten kleinem, aber interessantem Klippenlande sich abspielen zu lassen. Die vorliegenden Novellen sind so getreu den jetzt vielgelesenen Uebersetzungen aus dem Norwegischen nachgebildet, ja so manches kommt uns so bekannt darin vor, daß man wirklich solche zu lesen glaubt, wenn man nicht durch das Titelblatt belehrt würde, daß es deutsche Originalarbeiten sind, die uns hier geboten werden. „Fischer Per und seine Söhne" scheint die hervorragendste der drei norwegischen Erzählungen zu sein. „Zersprungene Saiten" behandelt einen Stoff, der auch wohl schon öfter ähnlich poetisch verwerthet worden und sich eben so gut anderswo in selber Weise zutragen könnte. „Im Prozesse" scheint uns, so prächtig der reiche, knorrige norwegische Bauernstand darin geschildert ist, mit der phantastischen Entführungsgeschichte eines jungen Grafen durch Lappen selbst für norwegische Verhältnisse doch etwas zu kühn ersonnen, um glaubhaft sein zu können. Indessen mag es ja immerhin möglich sein, daß auf dem Dovrefjelde dergleichen vorkommt. Die Natur, die Scenerien, das Leben der nordischen Leute im nordischen Lande, die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche unserer Stammesverwandten jenseits der Belte sind oft wunderschön und so frappant und lebendig geschildert, wie sie es eben nur nach eigener Anschauung des Verfassers und zwar einer poetisch empfindenden Verfasserin sein können.

Im ganzen lesen sich diese norwegischen Erzählungen recht spannend und dürfen gewiß ein dankbares Lesepublikum finden, obgleich oder vielmehr eben weil es 'mal etwas ganz anderes ist.

Deutschlands Einigungskriege 1864—1871. Von Wilh. Müller, Professor in Tübingen. Mit einem Lichtdruckbilde und Plänen der wichtigeren Schlachten und Stellungen. Vollständig in 10 Lieferungen. Lieferung 1. 50 Pfennig. Verlag von R. Voigtländer in Leipzig.

In der Anzeige dieses Unternehmens seitens der Verlagsbuchhandlung heißt es: „Es ist eine zwar auffallende, jedoch unbestreitbare Thatsache, daß eine zusammenhängende, von einheitlichen Gesichtspunkten aufgefaßte, volksthümliche und nicht zu

umfangreiche Schilderung der drei deutschen Kriege 1864—1871 bisher nicht vorhanden war. Frühere gewaltige Umwälzungen unserer staatlichen Zustände: die Reformation, der dreißigjährige, der siebenjährige Krieg, die Befreiungskriege sind in vortrefflichen Werken dargestellt worden; wir besitzen Einzeldarstellungen eines jeden der jüngsten Kriege und Lebensbilder ihrer Helden in Fülle — ein Buch aber, welches jene Hauptereignisse unserer Zeit, die zur Gründung des deutschen Reiches nothwendigen Kämpfe, zusammenhängend, gut, kurz, jedermann verständlich erzählt, eine Geschichte von Deutschlands Einigungskriegen gab es nicht." — Es ist wirklich so, obwohl man sich staunend fragt, wie es möglich sei, daß 18 Jahre lang ein solches Buch uns gefehlt hat! Um so freudiger ist es willkommen zu heißen, daß ein so bewährter Kenner der neueren Geschichte, wie Professor Wilh. Müller, nun dies Buch herausgiebt. — Die vorliegende Lieferung 1 behandelt in klarer, fesselnder Darstellung die dem dänischen Krieg vorhergegangenen Verwickelungen und die Eröffnung der Feindseligkeiten. Da der Verfasser aus dem erst kürzlich erschienenen Werke des preußischen Generalstabes über den dänischen Krieg schöpfen konnte, so giebt er unseres Wissens damit zugleich die erste volksthümliche Darstellung dieses Feldzuges. Dieser ist aber nicht allein im Zusammenhang mit den Kriegen von 1866 und 1870/71 wichtig, sondern bildet an sich einen ruhmreichen, interessanten Zeitabschnitt der vaterländischen Geschichte. — Sowohl die im Text enthaltene Uebersichtskarte der Dannewerkstellung wie das in Lichtdruck ausgeführte Bild Kaiser Wilhelms I. und seiner Paladine sind wohlgelungen.

Bildertisch.

Die Sonntagsjäger. Unerschöpflich schier ist das Thema der Sonntagsjägerei, und mit Recht, denn in allen Situationen bietet der richtige „Sonntagsjäger" etwas drastisch komisches, mag die Veranlassung dafür tragisch oder lustig sein. Es ist wirklich kein Spaß, im Forste einem Wildeber zu begegnen — das Borstenthier versteht in der Regel keinen Spaß und selbst manchem beherzten Jäger weicht das Blut aus dem Gesichte, wenn er unvermuthet von einem Keiler „angenommen" wird. Trotz dieser bedenklichen Perspektive wirkt aber doch die Art und Weise sehr komisch, in der die beiden echten, unverfälschten Sonntagsjäger, wie sie unsere Illustration schildert, Deckung vor dem Keiler suchen. Dieser trottet ruhig seines Weges daher, getrennt durch einen ganz respektablen Bohlenzaun und von den beiden „Jägern", nichtsdestoweniger kommt letzteren die Situation im höchsten Grade bedenklich vor und beide „retten" sich — jeder in seiner Weise. Der eine kratzt einfach mit mächtigem Satze über den Zaun aus, aber der Andere, dessen Bäuchlein schier zu gut gemästet ist, vermag nicht zu folgen. Wie ein Kind beim Versteckspielen, drückt er sich hinter den Baumstamm und starrt halbtodt vor Angst nach dem gefährlichen Gegner. Vermuthlich löst sich die Situation so, daß das Wildschwein keine Ahnung der beiden „Jäger" bekommt und ruhig wieder seine Straße zieht, während mit jedem Schritt, welcher die Entfernung vergrößert, den „Jägern" der Muth mehr wächst — und wenn sie heimkehren, dann war der Wildeber der Feigling, der ihnen absolut nicht Stand halten wollte.

Aschermittwoch. Nach dem tollsten, fröhlichsten aller Tage bricht über den Fluren leise, verschwommen und verdrossen der trübseligste — der Aschermittwoch an. Aschgrauer Nebel wallt melancholisch durch die farblose Luft, selbst die weit ausgebreitete Schneedecke gleicht in diesem fahlen Morgenlichte einem häßlichen grauen Tuche, das sich die Welt, diese gestern noch aus tausend blitzenden Augen lachende Schöne, nachlässig verstimmt um den müden Leib geschlungen. Alles grau, grau wie Asche, der Himmel, die Luft, der Boden, — und da, noch einer, ein grauer, im Schlafe nickender Gesell, der zu dem allgemeinen Jammer träumend seine Zustimmung zu geben scheint. Ein Weltmüder? — Kaum; wir schleichen näher, wir können uns sogar leise neben ihn auf die bereifte Bank setzen — er erwacht nicht, er nickt im Traume weiter — wie müde er wohl sein mag. Armer Junge! Sollte er? — todt? — Erschrocken stoßen wir ihn an — da tönt ein leises, lustiges Klingeln wie Schellen, wie Schlittengeläut durch die tiefe Stille umher, zugleich guckt ein blaßer Tagesstrahl durch das wallende Gewölk, und in seiner Beleuchtung erweist sich nun der scheinbar Todte als die lustige Verkörperung des Aschermittwochs: ein auf dem

Heimwege vom Karnevalsball eingeschlummerter Hanswurst, im weißen, mit rothen Schnüren verzierten Narrenkleide, in bunten Strümpfen und blanken Schuhen, das hübsche junge Gesicht, auf dem ein vergnügtes Lächeln spielt, fast vergraben in der breiten, steif gestärkten Krause. — Horch, nun scheint er zu erwachen, er regt sich, er spricht. Meint er uns? — Ach nein! — „Titania ist herabgestiegen!" flüstert er im Traume. Nun, so träume nur weiter von der sternenblitzenden Feenkönigin, die gestern im rauschenden Galopp in Deinen Armen lag. Aber damit er nicht gar zu katzenjämmerlich erwacht, wollen wir, ehe wir weiter eilen, ihm das bunte Tuch voll Mitleid etwas fester um die Schultern ziehen.

Beim venetianischen Goldschmied. Der alte Meister scheint über einem schwierigen Werke seiner edlen Kunst nachzugrübeln. Sein Geselle hat es ihm gebracht und erwartet Rath von dem Alten, der ein Meister ohne seinesgleichen in dem alten Venedig ist. Die italienischen Goldschmiede des Mittelalters und der Renaissance zählten große Künstler unter sich, welche ihre Kunst namentlich im 15. Jahrhundert auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hatten. Im 16. Jahrhundert betrieben vorwiegend die Bildhauer die Goldschmiedekunst, wenigstens lieferten sie vielfach Modelle für diesen Industriezweig. Eine der berühmtesten Goldschmiede jener Zeit war Benvenuto Cellini, der auch in Paris dem italienischen Renaissancestile Eingang verschaffte. Gleichzeitig drang der italienische Stileinfluß nach Deutschland, besonders nach Nürnberg und Augsburg, welche Centralpunkte der Goldschmiedekunst wurden. Aber auch in Köln, Frankfurt a. M. und Dresden wirkten damals berühmte Goldschmiedemeister, deren Gewerbe ja auch heute noch in hohen Ehren steht.

Das Denkmal auf dem Niederwald. Erhebend und denkwürdig für alle Zeiten wird jener große Moment sein, als der greise Helden-Kaiser Wilhelm das herrliche Germania-Denkmal auf dem Niederwald am 28. September des Jahres 1884 mit den Worten einweihte: „Den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung. Das walte Gott!" Mit diesen Worten schloß Kaiser Wilhelm und feuchten Auges drückte er seinen Sohn, den Kronprinzen, den nunmehr auch schon in seinem Sarkophag schlummernden edlen Kaiser Friedrich, fest und innig an seine Brust. Und als dann die Hülle von dem Denkmal fiel und in demselben Augenblicke die bis dahin durch Wolken verschleierte Sonne hell aufblitzte, ertönten die Kanonensalven von den Bergen hernieder zum Gruß dem stolzen Werke, und des Volkes Gesang brauste gewaltig „wie Donnerhall" empor zum Himmel wie ein gewaltiges Gebet. Es war ein Augenblick von ergreifender, überwältigender, allgewaltiger Größe, in dem das Bewußtsein unserer nationalen Kraft und Einheit zu einem so übermenschlichen, unvergeßlichen Ausdruck gelangte. — Das Denkmal selbst, wie es unsere Abbildung veranschaulicht, ist ein Werk des Professors Johannes Schilling in Dresden. Die beiden geflügelten, sechs m. hohen Figuren auf den Ecksockeln zur Rechten und Linken stellen allegorisirend „Krieg" und „Frieden" dar. Zwischen ihnen befindet sich das große Hauptrelief, welches den Kaiser mit den deutschen Fürsten in Lebensgröße abbildet. Hoch oben steht, vor einem Thronsitz, die gewaltige, fast 12 m. hohe Figur der Germania, das Haupt mit einem Kranze aus Eichenlaub geschmückt, in der Rechten die lorbeerumwundene Kaiserkrone emporhaltend, während die Linke sich auf das Lorbeer umkränzte Schwert stützt, das in der Scheide ruht. Das durch den Ausdruck der Erhabenheit überirdisch veredelte Haupt, dessen mächtiges Haar im Winde wallt, wendet sich mit stolzer Sicherheit zum linken Ufer hinüber, wachend und abwehrend. Diese Riesenfigur allein erforderte zu ihrer Herstellung 700 Zentner Erz, und die Gesammtkosten betragen über eine Million Mark.





Neueste Moden.

Nr. 1. Mantel aus weißer Voile für Kinder.

Dieser Mantel besteht aus einem, im Ganzen geschnittenen Paletot, hat vorn und am Rücken ebenfalls eine dicke, von oben ausgehende Falte und unter dem Arm eine Naht. Vorn herab ist der Mantel mit großen Knöpfen geschlossen. Die Pelerine hat am Rand einen breiten Besatz von feiner Spitze und leichter Stickerei aus weißer Seide. Am Hals ist der Stoff in kleine Würfel gereiht und an einem



Nr. 1. Mantel aus weißer Voile für Kinder.

Stehkragen befestigt. Kragen und Ellbogenärmel sind mit weißer Seide gefüttert. Stoff dazu ist erforderlich: 2 Mtr. 25 Centm. Voile von 1 Mtr. 20 Centm. Breite. 5 Mtr Futter. 2 Mtr. Falbel von 15 Centm. Breite.

Nr. 2. Jacke aus schwarzem Tuch.

Die vorn abgerundeten Schößchen, der Kragen, sowie die breiten Ueberschläge, Taschen und Manschetten haben als Einfassung eine feine Seidenborde. Die Aufschläge zeigen ein Futter aus schwarzer Faille. Der glatte Rücken hat zwei flache, mit Knöpfen versehene Falten am Schooß. Die offenen Vordertheile der Jacke las-

fen eine Weste aus weißem Seidenstoff frei, welche oben kleine, ausgezackte Aufschläge hat. Goldene Knöpfe schließen die lange, unten abgestumpfte Weste. Eine Herrencravatte mit Unterhemdchen und zackig gebogenem hohem Stehkragen vervollständigt dieselbe. Die Form dieser Jacke ist sehr beliebt.

Nr. 3. Jacke aus leichtem Tuch.

Die anliegende Jacke mit langem Schooß hat am Vordertheil Tascheneinschnitte und breit überfallende, mit gestreifter Seide belegte Aufschläge mit Kragen. Alle Ränder, Taschen und Aermel umsäumt eine Seidenborde Die bis obenhin glatte,



Nr. 2. Jacke aus schwarzem Tuch.

geschlossene Weste aus farbiger broschirter Seide hat einen ebensolchen sehr hohen Stehkragen, um welchen eine Herrencravatte geschlungen ist. Die Weste ist bis unten mit Knöpfen versehen.

Nr. 4. Promenaden-Anzug aus resedafarbigem Wollenstoff.

Ein falscher Rock mit einem kleinen Vorstoß trägt den an der Seite geschlossenen zweiten Rock. Derselbe bildet ein glattliegendes Theil aus resedafarbiger Faille, welches an den Seiten mit Faltenlagen begrenzt ist. Die eine dieser Falten ist von oben bis unten bestickt und nach hinten gebogen. Das Vordertheil ist mit der Taille im Ganzen geschnitten und hat am untern Rockrand eine breite Palmen-

stickerei, wie diejenige an der Seite. Am Taillenschluß ist das Rock- und Taillentheil faltig zusammengefaßt. Eine bestickte Patte befestigt das Taillentheil an der Seite, welches sich dann über der Brust öffnet und einen spitzen, am Rand mit Stickerei eingefaßten Ueberschlag bildet, der sich bis zur Schulter fortsetzt. Der obere glatte Theil der Taille wird von einem, am Stehkragen befestigten faltigen Spitzenfischü bedeckt. Der Rücken ist anliegend und hat Ueberrocktheile. Die oben faltig eingesetzten Aermel werden am Bündchen flach zusammengenommen und mit besticktem Aufschlag, gleich dem Kragen, versehen Ein kleines Failletheil ist nach außen zu angebracht. Der weiße, breitrandige, durchbrochene Strohhut ist hinten aufge-



Nr. 3. Jacke aus leichtem Tuch.

bogen und mit resedafarbigen Bandschlupfen und einer sich rundum auf den Rand legenden Maßliebchenranke verziert. Glacéhandschuhe. Resedafarbige Strümpfe und schwarze Lackschuhe. Stoff zur Anfertigung dieses Anzugs ist erforderlich: 8 Mtr. Wollenstoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite und 3 Mtr. Faille von 60 Centm. Breite.

Nr. 5. Haus-Anzug.

Der mit rosa Punkten bestickte Batist zu diesem Anzug bildet einen in der Taille faltig zusammengenommenen Ueberrock, welcher an seinen vorderen offenen Theilen und am untern Rand mit einer breiten Spitze umgeben ist. Auf der Mitte des Rockes vorn herab ist ein aus rehfarbigem Seidenmusselin in kleine Längsfalten



Nr. 4. Promenaden-Anzug aus resedafarbigem Wollenstoff.

Nr. 5. Haus-Anzug.



befestigtes Theil eingesetzt, welches auch am Vordertheil der Taille latzartig bis zum Stehkragen reicht, von diesem glatt umfaßt wird und dann als kleine Krause emporsteht. Die oben weit offenen Faltentheile der Taille schließen sich nach dem Gürtel zu spitz und werden am Rand von einer oben breiten und nach unten sehr zugespitzten Spitzenfalbel begrenzt. Die weiten Aermel sind oben faltig eingesetzt, sowie über dem Ellbogen und am Handgelenk mit Bandschleifen und Spangen zusammengefaßt. Ein gleiches Band befindet sich vorn am Schluß der Taille. Rosa Seidenstrümpfe



Nr. 6. Capotehut aus wassergrünem Reißstroh.

und braunrothe Schuhe. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 4 Mtr. 90 Centm. Seidenmussel in von 1 Mtr. Breite und 12 Mtr. 60 Centm. Batist von 80 Centm. Breite.

Nr. 6. Capotehut aus wassergrünem Reißstroh.

Den Rand des Hutes umgeben zwei mit schwarzem Sammet belegte und mit kleinen einzelnen Steinen besetzte Diademe. Eine breite weiße Spitze ist vom Hinterkopf faltig nach vorn hochstehend befestigt und von kleinen schwarzen Kometenbandschleifen gestützt. Die ganze hintere Höhe des Kopfes bedecken zwei Trauben lila Flieder, deren Stiele von schwarzem Sammetband am Hinterkopf gehalten werden, welches vorn als Bindeband dient.

Nr. 7. Hut aus schwarzem Strohgeflecht.

Den vorn nach oben geschobenen Schirm füllen glatt aufgelegter schwarzer Sammet und große Blumen mit wenigen kleinen Blättern. Auf dem Kopf des Hutes sind nach vorn hochstehende, ausgezackte Fächerbäusche aus Seidenstoff angebracht, welche mit schwarzen Sammetbandschleifen gehalten werden und über den Kopf nach hinten gelegt, vorn unter dem Kinn zur Schleife recht schön geschlungen sind.



Nr. 7. Hut aus schwarzem Strohgeflecht

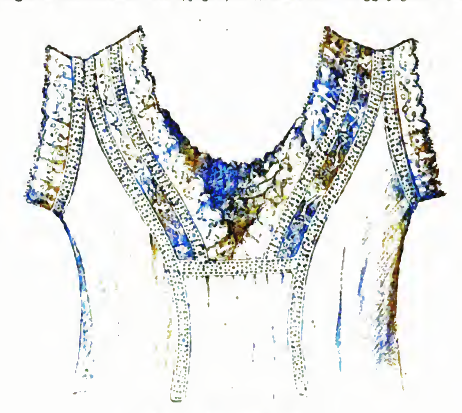
Nr. 8. Taghemd „Léna“.

Das Rücktheil des Batisthemdes ist rund ausgeschnitten, das Vordertheil herzförmig offen. Ein schöner breiter Zwischensatzstreifen umrandet den Ausschnitt und wird von einer Spitze mit englischer Stickerei begrenzt. Zwischen dieser Spitze und auch zwischen den Einsatzstreifen befindet sich ein schmaler Zwischensatz aus englischer Stickerei, welcher vorn einen viereckigen Ausschnitt zeichnet, der sich bis zur Taille verlängert Auch die Aermel haben diesen Zwischensatz und Spitze.

Nr. 9. Taghemd „Hortense“.

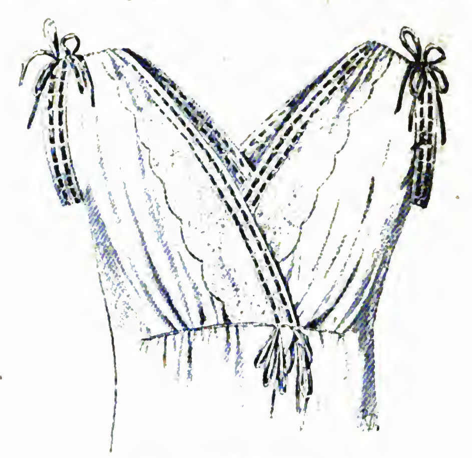
Das aus weißem Batist angefertigte Hemd ist im Rücken und am Vordertheil

herzförmig ausgeschnitten. Ein Spitzeneinsatz umgiebt den Rand und ist mit zwei Reihen farbigen Kometenband durchzogen, dessen Enden langgezogene Schleifenbüschel



Nr. 8. Taghemd „Léna".

an der Taille, sowie auf der Schulter beim Abschluß der Aermeleinfassung bilden. Neben diesem Zwischensatz ist von der Schulter ausgehend eine sich nach der Taille zu verbreiternde Spitze angenäht. In der Taille befinden sich leichte Reihfalten.



Nr. 9. Taghemd „Hortense".

An Stoff ist dazu erforderlich: 3 Mtr. Batist, 1 Mtr. 60 Centm. feine Spitze zur Falbel von 10 Centm. Breite und 3 Mtr. Durchbruchstreifen. 6 Mtr. Band.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.



Georg Meyer von Bremen.



Die kokette Ruine.

Eine Type aus der Welt, in der man sich langweilt. Von **Karl Ed. Klopfer.**

Ulrich, der nahezu berühmte Kammerdiener des in seinen Kreisen wirklich berühmten Grafen Cäsar von Wiedefeld, war heute nicht wenig erstaunt, als ihn schon um acht Uhr ein Klingelzeichen ins Schlafzimmer seines Herrn rief.

„Was soll das bedeuten?" sagte sich das alte Faktotum, und die pfiffige Miene seines gelblichen, glattrasirten Gesichtes machte für einen Moment dem Ausdruck der Verblüffung Platz. „Gestern erst so spät heimgekommen und jetzt zwei Stunden vor dem gewöhnlichen Lever schon auf? Da ist der Alte wohl bei sehr schlechter Laune heute!"

Behutsam öffnete er die Thür und trat in das angenehm durchwärmte Gemach, in das die zugezogenen violetten Sammetgardinen kein Tageslicht einließen.

Beim Eintritt des Dieners zeigte sich zwischen den schweren Vorhängen des Himmelbettes ein Kopf, der in dem sanftblauen Schein der Nachtampel an der Decke etwas gespenstisches hatte. Die schlaffen, von tausend-feinen Runzeln durchfurchten Züge erschienen fast grau; der Schädel wies die Glätte einer Billardkugel auf, und wären nicht die funkelnden, dunklen Augen gewesen, man hätte dieses Antlitz für das einer Leiche halten können.

Ulrich aber erschrak keineswegs vor diesem welken Gesichte und seiner wahrhaft unheimlichen Häßlichkeit; er hatte sich an diesen Anblick schon seit Jahren gewöhnt.

„Erlaucht beliebten zu klingeln?" fragte er in demüthiger Haltung und beobachtete forschend die Miene des Grafen, der sich bei seinen Standesgenossen des Zärtelnamens „Die kokette Ruine" erfreute.

„Wir wollen aufstehen, Ulrich!"



Der Gebrauch des Plurals belehrte den schlauen Diener, der die Launen und Eigenheiten seines Gebieters bis ins kleinste Tüpfelchen studirt hatte, daß der Herr Graf in bester Stimmung sei. Rasch trat er an das Bett heran, schob die Gardinen zurück und reichte ihm den Arm, um ihn beim Aufstehen zu stützen. Ebenso rasch holte er das Morgenbeinkleid und den veilchenfarbenen Schlafrock herbei. Aber Wiedefeld wehrte mit einer majestätischen Handbewegung ab.

„Wir machen gleich große Toilette!“

Ulrichs Erstaunen stieg um einen Grad höher, aber als gutgeschulter Diener nahm er den Befehl als die selbstverständlichste Sache der Welt hin.

„Befehlen Ew. Erlaucht Straßenanzug? Das Wetter ist heute außerordentlich mild —“

„Umso besser! — Wir nehmen aber wieder die Balltoilette von gestern, Ulrich.“

Ulrichs Erstaunen stieg sofort um noch etliche Grade. Jetzt konnte er sogar eine fragende Miene nicht mehr vermeiden.

„Ja, ja, meinen Frack und ein schwarzes Beinkleid, Alterchen!“ sagte Wiedefeld gelassen, den um vielleicht nur vier oder fünf Jahre älteren Diener nach seiner Gewohnheit wie ein lebensfroher Jüngling einen schon kindisch gewordenen Greis anredend.

Ulrich schluckte eine ihm auf der Zunge schwebende Frage noch rechtzeitig hinunter und verschwand für einige Augenblicke im anstoßenden Ankleidekabinett. Als er mit den verlangten Kleidungsstücken zurückkehrte, saß der Graf bereits in dem umfangreichen Lehnstuhl, der dicht am Bette stand. In seinen eng anschließenden Flanellhosen und dem bauschigen, mit Spitzenfalbeln garnirten Batist-Nachthemde glich der ausgemergelte, gebrechliche Körper einem Skelett, das ein satyrischer Künstler in bizarrer Laune mit einem Priester-Chorhemd bekleidet hat. Jetzt, wo das Licht der Deckenlampe seinen vollen Schein auf dieses eingefallene, von Leidenschaft und — Schminke zerstörte Gesicht warf, mußte es ein unbefangener Beobachter für das eines starken Siebzigers schätzen. Der Diener glich daneben einem Manne in den Jahren der besten Rüstigkeit.

Ulrich nahm jetzt von einem Tischchen, das in einer verhüllten Mauernische stand, ein Kleidungsstück, das in seiner Konstruktion: mit Stahlfedern und Fischbeinplatten, eine unheimliche Aehnlichkeit mit einer Zwangsjacke hatte. Dieses Korsett legte der Diener seinem Herrn an und schnürte es ganz in derselben Weise wie ein Damenmieder um die gräfliche Taille. Dann zog er ihm ein seidenes Beinkleid über, das inwendig an den Stellen, wo etwas weniger Fleischmangel wünschenswerth gewesen wäre, mit Ziegenhaaren gefüttert war. Eine Art Plastron versah die Brust und die Schultern mit einer ebenso geschickt imitirten Fülle. Nachdem dies vollbracht, präsentirte Ulrich ein kleines silbernes Waschbecken mit warmem, parfümirtem Wasser. Dieses Lavoir mit einem dazu gehörigen Arsenal von Nagelfeilen, -Zangen und Bürsten ꝛc. stellte er auf ein Brett,

welches auf einem verschiebbaren Gerüst ruhte, mittelst dessen es dergestalt vor Wiedefeld hingeschoben wurde, daß dieser die halbliegende Stellung in dem bequemen Lehnstuhl nicht aufzugeben brauchte.

Während der Graf mit feierlicher Langsamkeit von dem Waschservice Gebrauch machte, steckte Ulrich die Wachskerzen zu beiden Seiten des großen Krystallspiegels an, der schräg über einem prachtvollen Toilettentisch hing, dessen Platte mit tausenderlei Büchschen, Fläschchen und Tigeln bedeckt war, sodaß er dem Auslagekasten eines Parfümerieladens glich. Dann räumte er mit einer, durch jahrelange Uebung erworbenen geräuschlosen Behendigkeit die Waschgarnitur ab und schob den Herrn Grafen in dem auf Kautschukrollen laufenden Fauteuil vor den Toilettentisch.

Jetzt ging es an das schwierige Geschäft des Rasirens. Die Einreibung mit der wohlriechenden Seife, das subtile Schaben des Bartmessers, das Entfernen des Seifenschaumes — das geschah alles mit einer Zartheit und Delikatesse, die etwas erhabenes an sich hatte.

Wiedefeld nahm den Handspiegel, den ihm der Diener reichte und besah sich von allen Seiten, mit dem Finger über die vom Rasirmesser geglätteten Hautstellen fahrend.

„Aeh!" näselte er mit unnachahmlicher Affektation, „hier bemerke ich noch ein Härchen — äh! und auch da. Weg damit!"

Gewissenhaft besserte Ulrich mit einem besonderen, kleineren Rasirmesser nach. Wiedefeld inspizirte abermals mit peinlichster Sorgfalt, dann gab er durch ein leichtes Kopfnicken seine Zufriedenheit zu erkennen. Mit Gewandtheit und Sicherheit griff Ulrich nun nach einem großen Flacon und rieb das welke Gesicht mit einem in die duftende Essenz getauchten Frottirläppchen ein, stippte in ein Porzellanschälchen und salbte die gräflichen Züge mit einem Mixtum von Goldcream und raffinirter Cacaobutter.

Dann nahm er eine überaus diskrete Haltung an.

„Wie befehlen Ew. Erlaucht heute aussehen zu wollen? Interessant angegriffen, ruhig, heiter — oder gesundheitstrotzend?"

„Heute müssen wir uns möglichst blühend präsentiren, Alterchen, weißt Du — so von der Glut einer inneren Freude angehaucht — Lebenslust auf den Wangen —."

Ulrich verbeugte sich verständnißinnig und tauchte seine Fingerspitzen in ein Töpfchen mit rosiger Teintschminke, die er mit bewundernswerther Virtuosität im Gesichte des Grafen vertheilte. Jedes Fältchen wußte der Tausendsassa künstlerisch zu verdecken. Nachdem solchergestalt eine Art Grundton gelegt war, färbte er eine Hasenpfote an einer rothen Paste und betupfte damit Wiedefelds Wangen, ihnen dadurch die Farbe einer zart beflaumten Pfirsich verleihend. Dann griff er nach einer Stange Carmin und bestrich damit die blassen Lippen, die sich im Nu kirschroth präsentirten. Ebenso kunstgerecht wurden Augenbrauen, Wimpern und das graumelirte Schnurrbärtchen mit einem intensiven Schwarz „korrigirt".

Wiedefeld nahm wieder den Handspiegel und betrachtete das Kunstwerk des geschickten Kammerdieners mit einem Wohlgefallen, das sich abermals in einem gnädigen Kopfnicken ausdrückte. Es war aber auch erstaunlich, was die gewandten Domestikenhände in der Zeit von wenigen Minuten geschaffen hatten. Das Gesicht des Grafen war von A bis Z metamorphosirt.

„Jetzt das gekräuselte Toupet, Alterchen — in der Mitte gescheitelt!“

Ulrich öffnete einen geheimen Wandschrank neben der Toilette und wählte unter den vier oder fünf auf zierlich gedrechselten Stöcken paradirenden Perrücken die bezeichnete Haartour aus. Sorgfältig zog er sie über den nackten Schädel des Grafen und half mit Brennscheere, Kamm, Bürsten und Pomaden nach, daß selbst das geübteste Auge über die Provenienz des üppigen schwarzen Haarwuchses getäuscht werden mußte. Schließlich holte er aus einer mit Pfefferminzwasser gefüllten Vase ein herrlich gearbeitetes Gebiß mit Goldfedern hervor, das Wiedefeld mit Grazie zwischen seine zahnlosen Kiefern schob.

Jetzt war der wichtigste Theil der Toilette beendet. Der Graf stand auf, ließ den Lehnstuhl wegrollen und schlüpfte rasch in ein feines Hemde und sein schwarzes Beinkleid. Während ihm Ulrich die Hosenträger aus gesticktem Atlas anknöpfte, drehte er sich wohlgefällig vor dem Spiegel. Dies war gewöhnlich die große, inhaltsschwere Pause der reiflichen Ueberlegung — welche Cravatte heute anzulegen sei. Ulrich stand in demuthsvoller Erwartung der wichtigen Entscheidung und blickte mit gut geheuchelter Ehrfurcht auf seinen Herrn, der nachdenklich sein Spiegelbild betrachtete. Er schien heute nur schwer zu einem Entschluß kommen zu können.

„Sage 'mal, Ulrich“, begann er plötzlich, ohne sich umzuwenden, „wie alt bin ich denn nur eigentlich schon?“

Ulrich prallte mit weit aufgerissenen Augen zurück, als habe der Blitz zu seinen Füßen eingeschlagen. Sein heute morgen schon mehrfach erregtes Erstaunen ging nachgerade in sprachloses Entsetzen über. Das war ihm in seiner ganzen langjährigen Praxis noch nicht untergekommen. Wiedefeld, der nichts ungnädiger nahm als eine Bemerkung, die nur im entferntesten auf die Zahl seiner Lebensjahre anspielte, der Mann, dessen eifrigstes Bestreben dahin ging, sich selbst über sein Alter hinwegzutäuschen — der stellte jetzt eine solche Frage! Es hätte nicht viel gefehlt, daß Ulrich darauf geantwortet hätte: „Mein Gott! Sind Sie krank, Herr Graf?“ — Aber seine Verblüffung war so groß, daß nicht der geringste Laut zwischen seinen weit geöffneten Kinnladen hervordrang. Wiedefeld sah indessen starr in den Spiegel, zupfte an dem kokett nach aufwärts gedrehten Schnurrbärtchen und wiederholte seine Frage etwas lauter.

„So sprich doch, Ulrich! Für wie alt schätzest Du mich? — Du mußt's ja wissen!“

„Sollte er es wirklich vergessen haben?“ sagte sich der alte

Diener heimlich, dann räusperte er sich verlegen, beobachtete den Gebieter mit scheuem Blick und erwiderte endlich — so zaghaft und zögernd, als gelte es ein sehr gefährliches Terrain zu sondiren: „Nun, wenn Ew. Erlaucht partout darauf bestehen — äh, ja, ahem! — es werden wohl schon bald so an — an vierzig Jährchen sein, die Ew. Erlaucht . . . . ."

Der Graf unterbrach ihn, indem er sich mit dem Oberkörper halb nach ihm umdrehte, ihm einen mitleidsvollen Blick zuwarf und Ein großes Wort gelassen aussprach:

„Esel! . . ."

Ulrich nahm diesen Titel mit demuthsvoll gesenktem Haupte hin; er wollte lieber ein Esel, als ein Narr sein, einer der mittelalterlichen Hof-Lustigmacher, von denen ihre Herren auch die „Wahrheit" zu hören verlangten, die sie ihnen aber mitunter mit ein bißchen Tortur oder Galgen bezahlten. — Der verteufelte Wiedefeld jedoch beharrte heute verwünscht fest auf seiner Marotte und ließ die Schraube nicht locker, in welche er den unglücklichen Kammerdiener eingeklemmt hatte.

„Scherz beiseite, Ulrich", sagte er scharf, in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, „antworte mir aufrichtig — nach bestem Wissen!"

„Ach, du lieber Himmel! — Erlaucht, ich weiß wirklich nicht, ob — —"

Wiedefeld stampfte auf, wurde aber für diese jugendliche Zornesäußerung sogleich durch einen fürchterlichen Schmerz bestraft, mit welchem sich das Podagra in seinem Beine anmeldete. Er biß die Zähne aufeinander und verzog das Gesicht.

„Du hältst mich wohl für — eitel, daß Du mir schmeicheln zu müssen glaubst?" sagte er dann sehr sanft. „Allein, Du sollst mir die volle Wahrheit sagen — es ist nur, weil — hm! gewissermaßen zur Controlle, denn wahrhaftig — hahaha! — ich bin meiner Sache selbst nicht mehr so ganz sicher. Ich habe auch schon zu lange nicht mehr in den Kalender gesehen. — Also vorwärts, heraus damit! — Ich weiß genau, daß ich erst diese Woche noch einen Geburtstag hatte; nun, wie alt war ich da?"

Ulrich raffte sich auf; sein Herr verlangte volle Wahrheit, aber er hielt es doch für angemessen, sich für alle Fälle hinter dem großen Lehnsessel zu verschanzen und die schützende Hand vor sein Haupt zu halten, als er mit kleinlauter, kläglicher Stimme antwortete:

„Sieben — und — fünfzig Jahre, Erlaucht! — Bitte um Vergebung, ich kann nicht dafür!"

Wiedefeld zuckte für einen Moment zusammen und erbleichte unter seiner Schminke. Es war gesagt, das gräßliche Wort, klipp und klar wie ein unbarmherziges Urtheil das gesprochen, was er sich bis vor kurzem kaum in seinen geheimsten Gedanken vorzuhalten gewagt hatte! — Aber Ulrich war im Recht. Siebenundfünfzig Jahre — brrr! . . . .

„Siebenundfünfzig!“ murmelte er vor sich hin und betrachtete mit Wehmuth sein Spiegelkonterfei, dessen gleißnerischer Glanz ihn in diesem Moment nicht mehr zu täuschen vermochte. „Wirklich — siebenundfünfzig Jahre?“

„Und drei Tage!“ setzte Ulrich kopfnickend hinzu; sein Herz war erleichtert — die drei Tage konnten dem Grafen doch auch nichts mehr ausmachen.

Wiedefeld lächelte und fuhr sich langsam und nachdenklich über den kunstvollen Scheitel seiner Perrücke.

„Siebenundfünfzig Jahre — und drei Tage!“ wiederholte er, dann wandte er sich wieder ein wenig nach dem Diener um: „He, was meinst Du, Alterchen — es ist wohl schon höchste Zeit, daß wir — heiraten!?“

„Jesus Maria!“ fuhr es aus der Kehle Ulrichs heraus; er ließ die Weste des Grafen aus seinen Händen gleiten und sprang schreckensbleich einen Schritt zurück. Jetzt war es für ihn entschieden, was bereits diesen Morgen als gräßliche Ahnung in ihm heraufgedämmert: Wiedefeld hatte sich so hartnäckig in die fixe Idee seiner Jugend hineingebohrt, daß er — übergeschnappt war ....

So standen sich Herr und Diener für einen Augenblick schweigend gegenüber, einer den andern fixirend: Ulrich ängstlich sein Gegenüber anstarrend und hinterm Rücken vorsichtig nach dem Schürhaken am Kamin tastend, um nöthigenfalls eine Waffe zur Hand zu haben, wenn der Unglückselige in Tobsucht ausarten sollte, was er jeden Moment erwarten zu dürfen glaubte. Der Graf aber mochte wohl diese Gedanken vom Gesichte des Kammerdieners ablesen. — Ein verletzendes Gefühl, sich für verrückt gehalten zu sehen, weil er mit seinen Jahren ans Heiraten dachte!

„Du wunderst Dich, mein guter Alter, weil ich von der Ehe gesprochen habe? — Du bist ein sonderbarer Kauz! Was ist denn da weiter dabei? Es ist doch ganz natürlich. Man fängt doch nachgerade an, mich — hm! mich für etwas — vorgerückt zu halten. Ich bin es meinem Renommée schuldig, die öffentliche Meinung über meine Person — aufzufrischen. Und wie könnte ich dies besser als durch eine Verbindung mit einem Mädchen, das meinem Ansehen ein vortheilhaftes Relief verleiht? Das Freifräulein von Eisenberg ist zwar arm, aber jung — vor kurzem erst aus dem Pensionat gekommen — und die Eltern finden mich als eine sehr standesgemäße Partie ..... Man wird mich wirklich beneiden — von mir sprechen —“

Er verstummte plötzlich, als er dem eigenthümlichen Blick des Dieners begegnete, indem er etwas wie einen heimlichen Spott zu gewahren glaubte. Es war ihm für einige Sekunden, als stünde er dem eigenen, aus seinem Innern verkörperten Widerspruchsgeist gegenüber. Er war schon im Begriff, auszuholen zu der großen Vertheidigungsrede, die er diesem Geiste bereits im verborgenen auf seine Einwendungen entgegengesetzt hatte, als er sich noch rechtzeitig

besann, daß er es doch nur mit seinem Diener zu thun habe. Er zuckte die Achseln und wandte sich wieder dem Spiegel zu, eine eisige, unnahbare Miene aufsetzend.

„Mach' vorwärts, Ulrich; Weste, Frack und eine weiße Cravatte!"

Schweigend reichte ihm der Diener die Weste, legte ihm den Frack an und knüpfte ihm die blendend weiße Binde um den Halskragen.

„Welche Orden befehlen Ew. Erlaucht?"

„Gar keinen. Doch halt! ja, eine kleine, sinnvolle Verzierung würde sich wohl schicken. Gieb mir das Bändchen vom Heiligen Hubertus! Grün ist die Farbe der Hoffnung!"

Ulrich that, wie ihm befohlen, reichte dem Grafen die grünseidene Ordensrosette, dazu ein parfümirtes Battisttaschentuch und ein Paar citronengelbe Handschuhe. Dann ging er an die Fenster, schob die violetten Gardinen zurück und ließ das Licht des herrlichen Wintermorgens in das Schlafzimmer eindringen.

„Jetzt lasse einspannen, Ulrich, und servire mir rasch das Frühstück — ich habe nur wenige Minuten mehr Zeit!"

Damit schritt Wiedefeld nach dem Nebenzimmer. Ulrich sah ihm kopfschüttelnd und mit einem giftigen Blicke nach.

„Du Narr!" murmelte er zwischen den Zähnen, nachdem er sich allein sah. „Du hast keine Zeit zu verlieren? Na, mit einem dummen Streich pressirt's doch nicht so!"

Dann ging er hinaus, um dem Kutscher Weisung zu geben und aus der Küche die Frühstücksplatte zu holen.

„Was ist denn Ihnen über die Leber gelaufen, Herr Ulrich?" meinte der Koch. „Sie sehen ja ganz entsetzlich böse aus! Ist der Alte vielleicht bei schlechter Laune?"

„Daß ihn der Henker!" knurrte der Kammerdiener. „Er hat höchste Eile. Geben Sie das Futter her!" Und schon im Begriff, mit dem Servirbrett abzugehen, wandte er sich an der Schwelle der Küche noch einmal zurück: „Ich will doch hoffen, daß Sie heute Ihre ganze Kunst gezeigt haben?"

„Warum?"

„Das ist das Henkermahl eines alten Junggesellen!" —

Das Frühstück war bereits abgeräumt. Ulrich stand hinter dem Stuhle seines Herrn und hustete in die vorgehaltene Hand. Aber Wiedefeld achtete nicht auf diese Mahnung. Er, der eben noch erklärte, es so eilig zu haben, hatte den Arm auf das Tischtuch gestemmt und sah, die Stirn in die Hand gelegt, nachdenklich in das Salzfaß, in welchem der Zeigefinger seiner Linken zerstreut herumstippte. Unter diesem geschminkten, toupirten Schädel wogten ganz absonderliche Gedanken, Gedanken, wie sie da noch nie aufgetaucht waren. Ja, in diesem verdorrten, welken Herzen hatte sich ein warmes, neues Gefühl geregt, das jetzt auch den Geist in ganz ungeahnter Weise aufzuthauen begann. Aber was da unten wie Frühlingshauch und Liebe emporkeimte, das wirkte oben im Gehirn als

bitterer, trostloser Schmerz, der düstere Bilder vor das geistige Auge zauberte und ein qualvolles Mene-Tekel zwischen die Damast-Arabesken des Tischtuches schrieb.

„Wo sind Deine Anschauungen, Deine Prinzipien, die Du aus Deinen langjährigen Erfahrungen gesammelt zu haben glaubtest?" hieß es da. „Du wolltest aus den Irrfahrten einer tollen Jugendzeit eine Quintessenz gewonnen haben, die Du noch vor kurzem als den wirklichen Lebenskern zu betrachten geneigt warst, Du hieltest Dich auf Deinem Standpunkte für einen Adepten, einen Weltweisen, der das Wesen unseres Daseins in seiner wirklichen Nichtigkeit erfaßt, der allein die Art entdeckt hat, wie dieses ganze tolle Fastnachtsspiel unseres Erdenwallens richtig zu betrachten und — zu genießen sei. Und bist Du jetzt, im Herbste Deines Lebens, nicht plötzlich zu der furchtbaren Erkenntniß gekommen, daß Du fast ein ganzes Menschenalter hindurch — an einem verhängnißvollen Irrthum gebaut hast? Jetzt, wo Du das Mark, den innersten Hoffnungskern der goldenen Jugendjahre vergeudet siehst — mußt Du an den Himmel, an irdische Seligkeit glauben lernen, die Du bisher lachend geleugnet hast. Du bildetest Dir ein, die kargen Freuden des Daseins genossen zu haben — weil Du Dich mit seinem Fusel betäubtest; Du wähntest, das Weib in allen seinen Charakterschattirungen erkannt zu haben — weil Du in tausend Fällen betrogen wurdest und wieder betrogst, weil Du den oft gesungenen Sang von Liebesglück und Ehehimmel für dichterische Mythe nahmst! — Maße Dir aber ja nicht an, das nachholen zu können, was Du frevelnd, Dir selbst zur Pein, versäumt hast; träume nicht den lächerlichen Traum, in das Eden zurückkehren zu dürfen, an dem Du in bubenhafter Verblendung vorbeigegangen. An der Thür sollst Du stehen, an der Pforte des großen trauten Heimatshauses, wo die glücklichen, naiven Kinder ihre Weihnachtsbescheerung empfangen, wo Gatte und Gattin sich traulich umschlingen und im süßen Einverständniß ihrer Liebe den dummen Tropf mitleidig belächeln, der — da draußen dem Geiste der Verneinung lebt und mit einem hochmüthigen Achselzucken das holde Geheimniß von Menschenglück und Menschenwerth verspottet — weil er in dasselbe nicht eingedrungen ist. Dir bleibt es für immerdar versagt, das erwärmende Bewußtsein, ein Wesen zu besitzen, das Du lieben und verehren darfst, das Dir mit seinem trauten Händedruck sagt, daß die Poesie kein Märchen ist — und Dir mit einer kleinen Thräne dankt für Dein redliches Bemühen, durch väterliche Betreuung einem guten Herzen auch nur — Achtung abgerungen zu haben, ehe Du Dein nutzlos zersplittertes Leben beschließest. — Du hast Dich selbst um Dein Plätzchen im paradiesischen Arkadien betrogen!"

Mit einem schweren Seufzer stieß Wiedefeld das Salzfaß zurück und stand auf. Als er sich umwandte, sah er Ulrich vor sich, der ihm den Pelz ausgebreitet hinhielt.

„Herrje!" schrie der Diener in diesem Moment auf, als er seinen

Herrn betrachtete. „Ew. Erlaucht haben sich ja die ganze Schminke an der Stirne verwischt!"

Der Graf wandte sich betroffen ab, dann gähnte er und bemerkte lächelnd:

„Wirklich? Nun, es hat nichts zu bedeuten. Ich werde nicht ausgehen — sondern mich noch ein bißchen auf die Chaiselongue legen, um zu schlafen. „Ich hatte heute eine schlechte Nacht; ich glaube, der gestrige Champagner trägt die Schuld daran!"

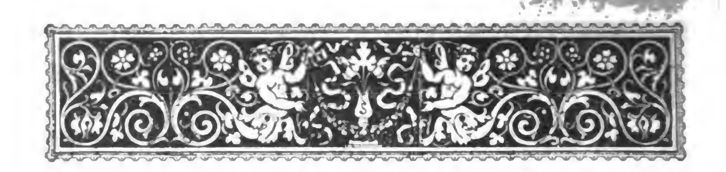
„Und — und die Baronesse von Eisenberg?"

„Pah, sie weiß von nichts! Und was mache ich mir aus solch einem unreifen, kindischen Geschöpf! — Ja, Du Holzkopf, hast Du denn überhaupt nicht gemerkt, daß ich mir mit Dir vorhin nur einen Scherz gemacht habe? — Da, hilf mir nur wieder aus diesem dummen Frack und dann gehe an die Tageskasse des Opernhauses, nimm eine Loge für heute Abend! Ich habe die Prima Ballerina schon seit zwei Wochen nicht mehr gesehen; und jeden Abend allein zu soupiren — das ist doch verdammt langweilig!"

Mit strahlender Miene warf Herr Ulrich den Pelz hin und zog seinem Herrn den Frack aus. Später aber, als er den Koch von der neuen Wendung der Dinge benachrichtigte, that er die etwas respektwidrige Aeußerung:

„Nein, was so eine alte Ruine oft noch für — Einfälle hat! Es ist wie ein Gespensterspuk, der sich in dem verfallenden Gemäuer mitunter zeigt!" . . . . .





Ein ungarischer Minister des Unterrichts und des Kultus.

(August von Trefort.)

Von Dr. Adolph Kohut.

Im August 1888 ist einer der bahnbrechendsten, rastlos fleißigsten und freisinnigsten Kultus- und Unterrichtsminister, die je gelebt, August von Trefort, in Budapest gestorben. Mit ihm ist einer jener Männer zu Grabe getragen worden, die nicht zum geringen Theile dazu beigetragen haben, Ungarn zu einem modernen Kulturstaate zu machen, einer jener Patrioten, welche nur für die Größe, den geistigen Aufschwung und den Fortschritt ihres Vaterlandes lebten und strebten, einer jener Charaktere, rein wie Gold, noch im Greisenalter erglühend für die Ideale ihrer Jugend, kurz von denen — um ein Wort des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich zu gebrauchen — ein Meer von Licht ausging.

Seit mehr als anderthalb Jahrzehnten stand er an der Spitze des ganzen Unterrichtswesens Ungarns, und er ward nicht müde, immer und immer seinen Landesleuten die Lehren zu predigen: „mehr Schulen!" um auf dem Zuge nach dem Westen gleichen Schritt halten zu können, mehr Industrie, um nicht an Blut- und Geldarmuth zugrunde zu gehen.

Noch kurze Zeit vor seinem im 72. Lebensjahre erfolgten Tode hat er in ein Wohlthätigkeitsalbum zwei Gedanken niedergelegt, welche ihm während seiner Amtsthätigkeit stets vorschwebten und die er nach Kräften zu bethätigen bestrebt war:

„Wir müssen lieben, was hierzulande entsteht, was hierzulande geschaffen wird, aber nicht nach Affenart, sondern mit Vernunft müssen wir es lieben. Wir müssen danach streben, daß unsere Erzeugnisse das Niveau des Auslandes erreichen. Wir müssen den Produzenten wie den Konsumenten erziehen.

Wir dürfen nicht glauben, daß all' das von selbst kommen werde. Nur das Elend, nur die Unwissenheit entsteht von selbst.

Wohlfahrt, Ehre und Sicherheit können nur durch Arbeit und Lernen erreicht werden.

Lasset uns all' dies nicht vom Glück erwarten, denn das Glück ist trügerisch. Nur ausdauernde Arbeit und unermüdlicher Fleiß bringen sicher den Erfolg."

Während es in gewissen Ländern Minister gab und giebt, welche dem Grundsatze Talleyrands huldigen, daß die Sprache dazu da sei, um die Gedanken zu verbergen, hielt Trefort mit seiner Meinung nie hinter dem Berge; ein wahrer und echter Patriot, glaubte er seinen Landsleuten am besten zu nützen, wenn er immer ein Rufer im Streite war, sie stets auf ihre Fehler und Schwächen aufmerksam machte und die idealen Empfindungen der Nation wach rief. Unbekümmert um die Volksgunst, wagte er zuweilen gegen den Strom zu schwimmen, ohne jedoch von der Flut weggerissen zu werden.

Wer hätte je unter allen Ministern Europas so scharf gegen das Duellwesen geeifert, wie Trefort 1887 in seinen Wahlreden zu Budapest? Wer je so kühn für die freie Presse eine Lanze gleich ihm eingelegt? Wer je so wie er den Rassenhaß, die Verfolgungswuth und die Auswüchse des Parteitreibens gegeißelt?

Dieser hervorragende Staatsmann war zugleich ein großer Verehrer deutscher Kultur und Bildung. Das deutsch-österreichisch-ungarische Bündniß fand in ihm einen aufrichtigen Vertreter; allerdings unterließ er es nicht, wenn vom deutschen Schulverein und von anderer Seite Hetzereien gegen Ungarn inscenirt wurden, auch auf die Bedeutung seines Vaterlandes für Deutschland hinzuweisen. Bezeichnend in dieser Beziehung ist eine Ausführung von ihm im Vorwort zu seinen auch in deutscher Sprache (1887) erschienenen „Essays und Denkreden". Er sagt dort u. a.: „Unsere Monarchie ist für das deutsche Reich, wie mächtig dies auch heute sei, von ganz besonderer Bedeutung, und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten haben ein stets deutliches sichtbares und fühlbares politisches Gewicht. In unserer Monarchie ist aber Ungarn nicht bloß die gleichberechtigte, sondern auch die kompaktere und solidere Hälfte. Noch immer giebt es hüben und drüben genug Leute, die in ihrem trüben Eifer weder den Deutschen noch den Ungarn gute Dienste leisten und unser Vaterland ist im Deutschen Reiche noch immer wenig gekannt und hat sich selten einer der Wahrheit gemäßen Beurtheilung seiner Vergangenheit und Gegenwart zu erfreuen. Diese Aufsätze . . . dürften durch die Thatsachen und Ideen, welche sich in denselben abspiegeln, mit dazu beitragen, daß die ungarische Nation und deren Entwickelung richtiger aufgefaßt werde, denn sie beweisen, daß auch wir in dem Strom der occidentalischen Kultur leben, und daß es ein falscher Gedanke ist, wenn manche Leute auch heute noch glauben oder die Welt glauben machen wollen, daß der Orient — an der Leitha beginne."

Bei diesem Anlaß sei gleich erwähnt, daß er es nicht verschmähte, politisch-geschichtliche Essays zu schreiben und sie unter seinem Namen herauszugeben, sowie Denkreden — namentlich als Präsident der königlich ungarischen Akademie der Wissenschaften — über die brennendsten

politischen, gesellschaftlichen und literarischen Fragen der Gegenwart zu halten. Er scheute keine Kritik, und mit Recht, denn seine Ansichten waren im großen und ganzen so gesund und zutreffend, daß dieselben durch eine öffentliche Beleuchtung nur gewinnen konnten.

Ein Schwager des berühmten ungarischen Romanschriftstellers und ehemaligen ungarischen Kultus- und Unterrichtsministers, Baron Joseph von Oetvös (des Dichters der „Karthäuser", des „Dorfnotair", der „herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts), lebte und wirkte er im Geiste dieses genialen Mannes. Aus der Fülle der edelsten und bleibendsten Aussprüche Treforts, welche die geistige Richtung dieses merkwürdigen Politikers und Denkers am besten kennzeichnen, seien hier einige besonders markante Proben mitgetheilt:

Es ist nicht wahr, daß in der Welt nur das Geld herrscht, es herrschen darin auch die Ideen, und zwar die gesunden und kranken in gleichem Maße; und es leidet keinen Zweifel, daß die gesundesten und richtigsten Ideen die verkehrtesten Begebenheiten zutage fördern können.

* * *

Es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß wir über den Nationalitätenkampf hinaus sind; betrachten wir nur die staatenzersetzenden Bewegungen der slavischen Rasse! Wir sind auch über die Freiheitskämpfe nicht hinaus; betrachten wir nur die Bewegungen der Demokratie, welche zur Gleichheit der Knechtschaft, aber nicht zur Befestigung der Freiheit führen werden, — sowie auch die Wiederbelebung des Auktoritätsprinzips in Staat und Kirche! Wir täuschen uns auch, wenn wir die Idee der Gleichheit schon auf einer unerschütterlichen Felsenbasis fest stehen wähnen: der Junkergeist ist heute stärker, als er vor 25 Jahren gewesen. Wir, die wir das ungarische Staatsthum in einer gesunden, aber modernen Form, im Einklang mit den unabweislichen Anforderungen unserer Zeit erhalten wollen, müssen deßhalb noch auf viele geistige Kämpfe gefaßt sein. Wir haben daher nöthig, zu lernen.

* * *

Ob die gegensätzlichen Interessen und gegensätzlichen Ansichten auf friedlichen Wegen werden vermittelt werden, oder ob der große Kampf erfolgen wird, zu welchem die Neigung vorhanden ist: das ist ein Geheimniß der Geschichte; kein Geheimniß ist es indessen, daß in den menschlichen Verhältnissen der Wahnsinn nur für kurze Zeit siegen kann, daß schließlich doch der gesunde praktische Verstand triumphirt. — Das bellum sociale — die Schreckensherrschaft —, die Herrschaft der Kommune hat nur kurze Zeit gedauert.

* * *

Oesterreich muß schon seiner Lage wegen als Nachbar Rußlands und in der Nähe Frankreichs, welche beide von Ausbreitungsdrang und Eroberungssucht heimgesucht werden, kampffähig sein. Oesterreich muß bewaffnet dastehen, damit, wenn etwa Frankreich und Rußland

sich verbünden würden, es der Mittelpunkt für die übrigen, für ihr Vaterland und ihre Unabhängigkeit kämpfenden Völker sei und damit es die ungarische Nationalität und das mit derselben wesentlich verschmolzene konstitutionelle Leben gegen den Einfluß und die Macht des in Europa überraschend sich mehrenden slavischen Elementes vertheidigen könne.

* * *

Der Menschheit bestes, in das tägliche Leben am meisten eingreifende Gut ist nicht der Wohlstand, nicht die Bildung oder die Wissenschaft, sondern die Freiheit. Ohne Freiheit verfügt der Mensch weder über seine Person, noch über sein Vermögen; ohne Freiheit ist weder die Bildung noch die Wissenschaft frei. Die Erfahrung lehrt es, daß die freiesten Völker immer auch die gebildetsten und die reichsten waren . . . Trachten wir daher, daß die individuelle Freiheit, dies edelste Produkt der christlichen Civilisation, die belebende Luft, in welcher jede menschliche Thätigkeit gedeiht, uns gesichert werde.

* * *

Wir können zwar von der antiken Kultur lernen, müssen aber nicht dahin zurückkehren, wo die Griechen und Römer hielten; die Alten, die mit Recht zu würdigen sind, auf Rechnung der neuen Kultur zu verherrlichen, kann nur die Ausgeburt der Beschränktheit oder der der verdorbenen Phantasie eines Schulmeisters sein.

* * *

Wenn der Leiter der Unterrichtsangelegenheiten des Landes die Pflege der idealen Richtung überflüssig oder als Luxusgegenstand betrachten würde, hätte er keinen Anspruch darauf, selbst nur für einen praktischen Staatsmann gehalten zu werden.

* * *

Wo man das Verdienst und die glänzenden Fähigkeiten ehrt, und wo die Aristokratie, auf einen engen Kreis beschränkt, die illüstren Größen an ihren Busen zieht und, durch neue Kräfte neues Leben gewinnend, nicht nur die Freiheit beschützt, sondern an der Spitze jedes schönen und edlen Unternehmens steht — dort hat die Aristokratie eine Zukunft, denn eine solche Aristokratie wird auch von der Demokratie geehrt.

* * *

Sieht man von den Universitäten, der Akademie und einigen wissenschaftlichen Vereinen ab, so muß man leider sagen, daß die rechte Liebe zur Wissenschaft bei uns noch fehlt. Sie wird von gar vielen noch als ein Luxusartikel, als ein Zierath angesehen, und nicht selten hört man Aeußerungen, die darauf hinausgehen, daß das Geld, welches der Staat auf die Wissenschaft verwendet, vergeudet sei. Die ganze Geschichte der Menschheit widerlegt solch' beschränkte Auffassungen. Die Völker lebten und erhielten sich desto

länger, je mehr Kultur sie besaßen und jene gingen zugrunde, die darin keinen Fortschritt machten. Es kann wohl richtig sein, was ein Schriftsteller behauptet hat, daß die antike Welt bei mehr Sinn für die Naturwissenschaft dem Untergang entronnen wäre. Von den modernen Völkern aber gilt der Satz, daß die gebildetsten auch die kräftigsten sind. Das Türkenreich schwindet unaufhaltsam hin, weil es der Kulturfähigkeit ermangelt.

* *
*

Der Terrorismus ist weder eine französische noch eine demokratische Erfindung. Derselbe ist gleichmäßig zu verdammen, woher er immer kommen möge; so wie er immer böse Konsequenzen gebiert, aus welcher Quelle er auch stammen mag.

* *
*

Es sind drei große Wahrheiten, zu deren Erkenntniß mich ein langes, an Studien und Erfahrung reiches Leben geführt hat, und die da lauten: wir müssen uns vom Kultus der Revolution ein für allemal lossagen, wenn wir uns in gesunder Weise entwickeln wollen; man muß den konstitutionellen Staat mit Aufwendung aller Kraft gegen den Absolutismus vertheidigen, und endlich, daß man bei politischen Schöpfungen die religiösen und kirchlichen Faktoren niemals außer Acht lassen darf.

* *
*

Eine Wahrheit über allen Zweifel erhaben ist es, daß derjenige, der die Seinigen nicht liebt und ihnen gegenüber seine Schuldigkeit zu thun nicht versteht, nicht fähig ist, sein Vaterland zu lieben und die Pflichten des Patrioten zu erfüllen.

* *
*

Von der Naturwissenschaft darf man behaupten, daß sie unter allen Wissenschaften heute die größte Macht besitzt, sie, die die Denkweise der Menschen gänzlich umgestaltet, Vorurtheile und Aberglauben vertilgt hat. Wenn man keine Hexen mehr verbrennt und Irrsinnige nicht mehr für Besessene hält, so verdanken wir das den Naturwissenschaften. Aber auch davon ganz abgesehen: die Verwerthung der Naturkräfte, Ackerbau, Industrie und Handel beruhen auf dem Fortschritt der Naturwissenschaften. Vom Zustande der ärztlichen Wissenschaft, von ihrer Methode hängen Lebensdauer und sanitäre Zustände zum großen Theile ab, und je tiefer die Hygiene in das tägliche Leben eingreifen wird, desto mehr wird ihr mächtiger Einfluß auf alle Richtungen des menschlichen Daseins ins Auge fallen ... Die Naturwissenschaft ist das unbedingt nothwendige Organ jeder Kultur, ihre Geschichte ist die Geschichte der Menschheit. —

* *
*

Wir könnten diese Auszüge noch bedeutend vermehren, aber sie werden schon genügen, um zu zeigen, daß Trefort ein selbstständiger Geist, ein freisinniger und von den edelsten Intentionen erfüllter

Denker war. Dieser Umstand dürfte es wohl rechtfertigen, daß wir uns mit dem Leben und Wirken des hervorragenden Mannes näher befassen.

August von Trefort ist am 7. Februar 1817 in Ungarn — und zwar in Homona, im Zampliner Komitat — geboren. Mit vierzehn Jahren verlor er seine Eltern an der Cholera, doch wurde er von einer Gönnerin seines Vaters, der Gräfin Petronella von Csáky, sehr sorgfältig erzogen und erhielt seine Ausbildung an der juridischen Fakultät zu Budapest. Nach vollendeten Studien unternahm er längere Reisen nach Deutschland, Frankreich, England, Schweden, Italien, Rußland 2c., wo er überall mit großem Eifer Land und Leute studirte. Sein Scharfblick erkannte bald die Vorzüge, welche das Ausland vor Ungarn besaß und er war eifrig bestrebt, dieselben im Interesse seines Vaterlandes zu verwerthen. Schon frühzeitig trat er als Publizist und Schriftsteller auf. Seine Aufsätze befaßten sich mit Vorliebe mit nationalökonomischen, politischen, historischen und kunstgeschichtlichen Fragen. Im Verein mit dem oben bereits genannten Baron Joseph von Eotvös, welcher später sein Schwager wurde, gab er die erste, auf europäischem Niveau stehende Zeitschrift: „Budapester Revue" heraus. Schon längst hatte sich die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf ihn gelenkt und bereits 1841 wurde er zum Mitglied der königl. ungar. Akademie der Wissenschaften gewählt — deren Präsident er später viele Jahre hindurch werden sollte und die ihm soviel zu verdanken hatte. Mit Recht konnte daher an der Bahre des Verewigten der Generalsekretär der Akademie, der Domherr Fraknói, das schöne Wort sagen: „Obgleich bloß ein kleiner Bruchtheil Deiner weitverzweigten Thätigkeit in unserem Kreise entfaltet wurde, war doch Dein ganzes Leben jenen Idealen gewidmet, zu deren Diensten unser Institut entstand. Die Kräftigung der ungarischen Nationalität durch Hebung des Niveaus der nationalen Kultur war der beständige Gegenstand der Träume Deiner Jugend, der Kämpfe Deiner Manneszeit, der schöpferischen Thätigkeit Deines Alters. Und die Vorsehung begleitete Deine Anstrengungen mit reichem Segen. Während die glorreichen Männer, welche sich vor Dir für dieselben Ziele begeisterten, bloß das Terrain vorbereiteten, oder die Grundsteine legen konnten, war es Dir gegeben, der große Baumeister der nationalen Kultur zu werden. Denn Deinen erhabenen Ideen und Deinem flammenden Eifer standen eine ungewöhnlich lange Reihe von Jahren hindurch die Mittel der Macht zu Gebote. Mit Hilfe dieser schuf Dein die Verzweiflung nicht kennender Muth, Deine nie Ruhe heischende Thatkraft Institutionen, welche, hundertjährige Versäumnisse nachholend, die Bedingungen einer hundertjährigen Lebensfähigkeit in sich tragen. Deßhalb sagen wir, während die stumme Beredsamkeit Deiner geschlossenen Lippen in erschütternder Weise verkündet, was wir in Dir verloren, in der peinlichen Stunde der Trennung der über das Los der Nationen wachenden göttlichen Vorsehung dennoch Dank dafür, daß wir Dich besitzen

konnten. Nach dem Gesetze des Lebens hat Dich der Tod aus unserem Kreise gerissen. Aber Du hörst nicht auf zu wirken und thätig zu sein in Deinen Ideen, in Deinen Schöpfungen. Auf Dich können wir das edle Wort des großen römischen Geschichtschreibers anwenden, welches er dem Andenken Agricolas widmete: „All' das, was wir in Dir liebten, Alles, was wir in Dir bewunderten, lebt und wird leben in der Seele der Menschen in der Zeiten Ewigkeit."

Im Jahre 1840 trat er mit dem Antrage der Gründung eines ungarischen Kunstvereins hervor; 1842 wurde er bereits Abgeordneter und als 1848 das erste ungarische Ministerium gebildet wurde, trat er als Staatssekretär ins Handelsministerium ein. Auf wirthschaftlichem Gebiete entwickelte er große Rührigkeit; so war er z. B. einer der Gründer der Alföldbahn und vieler geschäftlicher Unternehmungen von größter Tragweite. Nach dem Tode des ungarischen Kultusministers Baron Oetvös bot ihm der damalige Ministerpräsident Graf Julius Andrassy bereits das Minister-Portefeuille an, aber er lehnte bescheidentlich ab; erst 1872 gab er dem allgemeinen Drängen nach und stand seitdem bis zu seinem im August 1888 erfolgten Tode unausgesetzt an der Spitze der Unterrichtsverwaltung Ungarns.

Als solcher hat er sich sowohl um sein Vaterland, als auch um die Kultur überhaupt große Verdienste erworben. Er betrachtete sich stets als Verwalter des geistigen Erbes von Oetvös und hob das Volksschulwesen zu einer früher kaum geahnten Höhe. Besondere Sorgfalt widmete er dem Mittelschulwesen, bezüglich deren das letzte organisatorische Gesetz, trotz der heftigen Opposition einzelner Konfessionen und Nationalitäten, geschaffen wurde. Für die Hochschulen that er unendlich viel; gründete er die zweite Landesuniversität, Klausenburg in Siebenbürgen, und erbaute der Wissenschaft Prachtpaläste, wie wir sie großartiger weder in Deutschland noch sonst wo finden. Nach dem kompetenten Zeugniß Rudolf Virchows kann sich die Budapester Hochschule der schönsten und praktischsten Kliniken rühmen.

Trotz seines Idealismus beseelte ihn ein eminent praktischer Sinn, der ihn von allen verschwommenen Versuchen fern hielt. Nur das Erreichbare und Mögliche hatte er stets im Auge. So war ihm beschieden, die Saat, welche er reichlich ausstreute, in vollen Aehren aufschießen zu sehen. Die Monumentalbauten, die Schulen und die organischen Gesetze, welche er geschaffen, verkünden laut und vernehmlich das Lob dieses universellen Geistes, der das Bildungsmittel nicht als ein auf die Schulstube beschränktes Ding auffaßte, sondern es überall, wo das praktische Leben seine Kreise zieht, hegte und pflegte. Von allem wollte er Kenntniß haben, kein Kulturmoment entging seinem Scharfblick, und seine feurigen, oft leidenschaftlichen Anregungen befruchteten alle Gebiete des geistigen Könnens.

Es wird dem verstorbenen Kultusminister stets zur Ehre angerechnet werden, daß er frei von jedem Chauvinismus war und selbst auf die Gefahr des Verlustes der Volksthümlichkeit, deutsche Wissen-

schaft über alles schätzte. Er hat dies bei vielen Anlässen bethätigt, so z. B. am 24. Februar 1871, als er sich im Parlamente erhob und dem Hause die Berufung deutscher Lehrkräfte für die Budapester Universität dringend empfahl. Nachdem er seine unbefangenen Anschauungen auseinander gesetzt hatte, sagte er: „Wohl kenne ich die Einwendungen, die gegen meinen Vorschlag erhoben werden. Man wird über Germanisation zetern. Aber, m. H., ich kenne nur zwei Faktoren der Germanisation in Ungarn, unsere Ignoranz und unsere Armuth. Wenn wir unseren jungen Leuten nicht Gelegenheit geben, an der ungarischen Universität etwas tüchtiges zu lernen, so treiben wir sie der Unwissenheit oder der Entnationalisirung in die Arme. Berufen wir Professoren aus Leipzig, Halle und Jena, damit unsere Jünglinge nicht bemüssigt seien, dorthin zu gehen. Ich gestehe, selbst wenn die aus dem Ausland berufenen Lehrkräfte sich vorerst nicht der ungarischen Sprache an der Universität bedienen werden, so würde auch das mich nicht abschrecken. Die Professoren haben nicht den Beruf, dramatisch kunstvolle Vorträge vom Katheder zu halten, sie sollen im Seminar arbeiten, und für die Arbeit im Seminar ist es ganz gleichgiltig, in welcher Sprache der Professor sein Wissen vermittelt."

Als parlamentarischer und akademischer Redner fesselte er stets durch seine blitzartigen Aperçüs die Aufmerksamkeit des Hauses. Selbst die Opposition verehrte den edlen, hochherzigen Mann und man konnte von ihm sagen, daß er fast keinen einzigen persönlichen Gegner hatte. Karl Szasz, ein berühmter ungarischer Dichter und evangelischer Bischof, entwarf von ihm als Redner, noch zu Lebzeiten Treforts, folgendes treffende Bild: „Er ist beweglich und reizbar bis zur Nervosität. Nicht einmal in seinem Ministerportefeuille im Abgeordnetenhause kennt er die Ruhe. Besonders wenn seine Gesetzentwürfe oder Budgets verhandelt werden, ruht er keinen Augenblick. Er notirt nicht viel, aber er beobachtet genau alles und begleitet jedes Wort mit Hand- und Kopfbewegungen. Dafür wurde er viel belacht, verhöhnt und geärgert, aber nun hat man sich bereits daran, als eine berechtigte Eigenthümlichkeit, mit der er niemand zu nahe tritt, gewöhnt. Man mußte sich an ihn auch als parlamentarischen Redner gewöhnen. Bei Gelegenheit der Verhandlungen seines Budgets wußte er durch seine gedankenvollen und klaren, wenn auch rhetorisch nicht vollendeten Exposés, sowie seine gelungenen Repliken und geistreichen Aperçüs sich nach und nach in der Gunst der Hörer so festzusetzen, daß er — nachdem anfänglich sein rhapsodisch wuchtig-trockener Vortrag nicht zusagte — mit der Zeit einer der beliebtesten und aufmerksamst gehörten Redner des Hauses wurde. Auch seine akademischen Reden, welche er theils über große Schriftsteller, wie Macaulay, Thiers, Guizot und Mignet, theils über seine Zeitgenossen, wie Moritz Lukács, Graf Melchior Lonyay u. a. hielt, sind nicht so sehr rednerische Werke, als solche, welche die Mitte halten zwischen Denkrede und Essay."

Von anderer Seite hatte man ihn nicht mit Unrecht als Agitator, allerdings im edlen Sinne des Wortes, bezeichnet. Nie hörte seine agitatorische Wirksamkeit für sein Vaterland auf. Noch als Greis war er ein Percy Heißsporn, der fortwährend seine Nation aus dem Schlafe rüttelte und an die Lässigen im Lande donnernde Strafpredigten richtete.

Von demselben Geiste waren auch die Wahlreden erfüllt, welche er im Laufe der Jahre hielt. Er pflegte sich oft über die wichtigsten Bildungs-, Kultur- und Machtfragen zu äußern, und wahrhaft verblüffend war die Offenheit, womit er dies that. So sprach er noch ein Jahr vor seinem Tode — Juni 1887 — vor seinen Budapester Wählern sich folgendermaßen über den Antisemitismus, welcher bekanntlich auch in Ungarn sein Wesen treibt, und die Freiheit der Presse aus:

„Der Antisemitismus", sagte er unter anderem, „ist eine geistige Krankheit, welche in jedem Jahrhundert wenigstens zweimal vorzukommen pflegt: sie kommt und vergeht wieder. Es ist jedoch sehr traurig, daß diese Bewegung durch einige Geistliche der katholischen Kirche unterstützt wird — und doch ist dieselbe eine antichristliche, daher auch eine antikatholische. Der wirkliche Christ verfolgt keine Menschenrasse oder Religion, am wenigsten dürfte er das Judenthum verfolgen, weil aus diesem durch Hinzutreten der griechischen Philosophie das Christenthum entstanden ist. Unser Herr Jesus Christus, die heilige Jungfrau und die Apostel waren Juden. Aber diese Bewegung ist eine antisoziale oder vielmehr kommunistische, gegen das jüdische Eigenthum gerichtete. Wird aber bei gewissen Elementen der Appetit auf das jüdische Eigenthum geweckt, so wird es sein Bewenden hierbei nicht haben; diese Elemente werden bald das Eigenthum des katholischen Bischofs und der katholischen Grafen auch angreifen. Diese Bewegung ist aber auch zwecklos, inopportun, unklug; denn insofern die Juden einen schlimmen Einfluß auf die Gesellschaft ausüben, wird dieser Einfluß auf diesem Wege nicht gebrochen werden. Wenn die Juden bestrebt waren, sich einen Beruf zu wählen, der Universitätskenntnisse erheischt, so haben sie dies von uns gelernt. Geben wir ihnen diesbezüglich ein gutes Beispiel, dann werden auch sie sich bereit finden, ihre Kinder zu Handwerkern, Ackerbautreibenden und Industriellen heranzubilden. Für die Marmaroser und Oberländer polnischen Juden, die keine besonderen Freunde der Civilisation sind und noch an die Kraft der Wunderrabbis glauben, sollten wir aber Schulen errichten; das wäre ein besseres Mittel sie zu bessern als der Antisemitismus."

Betreffs der freien Presse meinte er:

„Eine Hauptbedingung einer ersprießlichen Wirksamkeit bilden gesunde Preßverhältnisse. Wir sind bezüglich der Presse, deren natürlicher Macht und Grenzen, noch immer nicht im reinen. Wir müßten wissen, daß die Presse eine Erscheinung ist, wie jedes menschliche Ding. Sie hat ihre guten und schlechten Seiten; trotzdem ist die

Presse ein solcher Attribut der Verfassung, daß dort, wo es keine freie Presse giebt, es auch keine Verfassung geben kann, und wo es eine Verfassung giebt, dort muß es auch eine freie Presse geben."

Man gestatte mir noch schließlich ein Wort über den Menschen Trefort. Er war ein selbstloser, antiker Charakter, der ebenso starb, wie er gelebt hatte. Sein Name war nie durch eine sogenannte „Affaire" befleckt, vielmehr stets rein wie eitel Gold. Er blieb hilfreich und gut, trotzdem seine Güte oft mißbraucht wurde und er schnöden Undank erntete. Ein schlichter Sinn zeichnete ihn stets aus und nichts war ihm verhaßter als Lobeserhebungen. Trotz alledem hätte er, ohne Ruhmredigkeit, das Wort des Dichters auf sich anwenden können:

> „Nicht ganz sterbe ich einst, denn der Vergessenheit
> Bleibt ein gut Theil von mir ewig entrückt und es
> Wächst mein Lob mit der Zeit . . ."

Der Nachfolger des Verstorbenen als Unterrichts- und Kultusminister in Ungarn ist Graf Albin Csáky. Mag er den leuchtenden Spuren des großen Todten folgen!







Neuer Dramenspiegel.

Von Dr. E. Tr.

IX.

(Schluß.)

Auch die jüngstdeutsche Schule tritt diesmal wieder mit gewaltigen Schritten in die dramatische Arena ein. Aber es hallt durch die Reihen der Kämpfer wie ein dahinziehendes „Morituri te salutant“. Die Bestrebungen dieser neuesten literarischen Richtung haben ein anhaltend wirksames und künstlerisch reiches Drama noch nicht gezeitigt, wenn schon insbesondere Karl Bleibtreu glänzende Proben von dramatischer Begabung dieser neuen Stürmer und Dränger abgelegt hat. Es scheint, als ob die Kunstform des Dramas in ihrer Strenge und Abgeschlossenheit diesen künstlerischen Intentionen gegenüber sich spröde verhalte. Eine zeitgemäße Frage behandelt das Drama „Bürgerlicher Tod“ von Max Kretzer, dem Autodidakten der neuen Schule. Es ist dasselbe soziale Problem, das schon Bohrmann-Riegau in „Verlorene Ehre“ in dramatischer Form zu lösen versucht hat. Die Handlung des Kretzerschen Trauerspiels nimmt die Spannung des Lesers oder Hörers von Anfang bis zu Ende gefangen, Schritt für Schritt nähert sich unaufhaltsam das zermalmende Schicksal und steigert unsere Stimmung zum leidenschaftlichen Mitempfinden für den Helden. Martin Haupt, der Sohn der Großkaufmann Wölm aus erster Ehe, hat sich auf einer Studienreise, durch junge Lebemänner zum Spiel verführt, zu einer schweren Urkundenfälschung zwecks Deckung kontrahirter Ehrenschulden verleiten lassen, er hat ein Wechselaccept auf fünfzehntausend Mark fälschlich angefertigt, in der Hoffnung, die Angelegenheit am nächsten Tage auf ehrlichem Wege unter Beihilfe seiner Mutter zu ordnen. Durch eine unglückliche Gestaltung der Verhältnisse wird jedoch die Fälschung sofort bei der Täuschungshandlung Martins entdeckt, letzterer verhaftet und zu drei Jahren Gefängniß und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte in der Dauer von einem Jahre verurtheilt. Seiner Familie weiß er den Fehltritt zu verbergen, indem er durch einen

Reisegefährten einen Brief an seine Mutter von Hamburg aus absenden läßt, in welchem er vorgiebt, nach Amerika auswandern zu wollen. Seine Verwandten halten ihn, da sie seitdem ein Lebenszeichen von ihm nicht empfangen haben, für todt oder verschollen und nur zwei Personen hoffen in gläubiger Sehnsucht auf die Rückkehr des Verlorenen, die liebende Mutter und seine treue Braut Charlotte. Letztere wird von ihrer Mutter gedrängt, den Bewerbungen des Hermann Wölm, des Stiefsohns der Frau Wölm, nachzugeben, und endlich nach Verlauf von drei Jahren, nachdem sie immer vergeblich die Heimkehr des Geliebten erhofft, entschließt sie sich, der Mutter gehorsam zu sein und dem stürmischen Freier das Jawort zu geben. Ihr Herz gehört aber immer noch dem todt geglaubten Martin. Das Verlobungsfest wird gefeiert und Freude und Glück scheint in das Wölmsche Haus wieder Einkehr halten zu wollen. Da erscheint Martin, der eben aus der Strafanstalt entlassen worden ist, plötzlich im Kreise der Seinigen und mit ihm tritt das Verhängniß wie ein finsterer Gast über die Schwelle des glänzenden Hauses. Am Herzen der geliebten Mutter weint sich der verlorene Sohn aus und offenbart sein schreckliches Geheimniß. Aber die Mutterliebe küßt dem Wiedergefundenen zärtlich die Thränen vom Auge und verzeiht das Geschehene. Sie erkennt mit scharfem Blick, daß des Sohnes Verbrechen nicht eine Missethat des Herzens, sondern ein Frevel des Leichtsinns war. Martin entsagt der Geliebten, er will nicht durch eine Verbindung mit ihr auch die Ehre des unschuldigen Mädchens beflecken. Noch immer tiefe Neigung für Charlotte im Herzen, stößt er sie hart von sich zurück, indem er sie glauben macht, daß er die Jugendliebe längst als eine Selbsttäuschung erkannt habe. Er bittet, das blutende Herz zerdrückend, Charlotte, seinem Stiefbruder eine treue, brave Gattin zu werden. Bei der notariellen Aufsetzung des Ehevertrags soll er seinem eigenen Wunsche gemäß als Zeuge theilnehmen. Aber ein Freund Hermanns, Assessor Sändig, welcher der gegen Martin stattgehabten Gerichtssitzung beigewohnt hat, erkennt in letzterem den abgeurtheilten Verbrecher wieder und theilt seine Wahrnehmungen dem jungen Wölm vertraulich mit. Hermann fordert den Stiefbruder auf, von seinem Vorhaben, den Ehekontrakt mit zu unterzeichnen, abzustehen, da er nach dem Gesetz mit Rücksicht auf den ausgesprochenen Ehrverlust unfähig ist, Zeuge bei Aufnahmen von Urkunden zu sein. Martin lehnt Hermanns Forderung ab und bekennt laut seine unwandelbare Liebe zu Charlotte und die gezwungene Braut stürzt sich in Lust und Schmerz erbebend an die Brust des einzig Geliebten, obschon sie dessen Vergangenheit durch Belauschung der Unterredung zwischen Hermann und Sändig erfahren hat. Der Großkaufmann Wölm besteht auf die geplante Heirat und zieht sich in seinem Pharisäerstolz von dem verbrecherischen Stiefsohn zurück. Zwar ist er Gründer und Vorsteher des Vereins „Rettung der Bestraften“, aber die Gemeinschaft mit den Gefallenen weist er energisch zurück. Er hüllt sich in seine

prunkhafte Moral ein, um sein geängstigtes Gewissen zu beschwichtigen. Denn auch auf ihm ruht eine zentnerschwere Schuldlast; er hat vor Jahren die Frau eines Freundes, Doktor Hippe, verführt und vor Gericht durch einen Meineid seine intimen Beziehungen zu derselben abgeleugnet. Martin erfährt durch den betrogenen Ehegatten selber, der mit ihm die Strafhaft getheilt hat, von dem Verbrechen seines Stiefvaters, und will die ihm anvertrauten Briefe Wölms an die verführte und in Elend und Verzweiflung untergegangene Frau, die sprechendsten Beweisstücke für die Schuld des Pharisäers, der Staatsanwaltschaft übergeben. Da erfährt er, daß seine Mutter dem Gatten mit unbegrenzter Liebe anhängt; er beschließt zu sterben und sein Geheimniß mit in das Grab zu nehmen. Charlotte begleitete ihn auf seiner letzten Reise. Der Revolver endet das Leben der Liebenden. Durch die liegen gebliebenen Wölmschen Briefe erhält Frau Wölm aber Kenntniß von dem Meineid ihres Gatten, sie bestimmt ihn, durch freiwillige Gestellung vor Gericht sich zu entsühnen. Einsam und glanzlos steht das hohe, prächtige Haus des einst umworbenen Großindustriellen Wölm. Sie sehen, gnädige Frau, mit welcher grausamen Unerbittlichkeit der Dichter seine Handlung vom glückverheißenden Anfang zum tragischen Ausgang entwickelt. Dabei ist die dramatische Gliederung und der scenische Aufbau des Stückes als wohl gelungen zu bezeichnen; einzelne Scenen, vor allem die Unterredung zwischen Mutter und Sohn, in welcher Martin seine schreckenvolle Vergangenheit enthüllt, sind von großer theatralischer Wirkung. So ist das Ganze eine bedeutsame Leistung zu nennen. Freilich darf nicht verhohlen bleiben, daß die Ausführung im Dialog der kunstvollen dramatischen Architektur des Stückes in vielen Theilen nachsteht; es fehlen die feinen Striche, die bedeutungsvollen Nüancirungen, welche dem Dialog das wirksame dramatische Leben verleihen. Auch, glaube ich, sind zwei hervorstechende Kompositionsfehler nicht zu verkennen. Einmal ist es eine eigensinnige und folgenschwere Laune des Helden, daß er als Zeuge bei der Beurkundung des Ehevertrags theilnehmen will. Er beschwört hierdurch das Verhängniß auf sich, ohne daß irgend eine innere Nothwendigkeit hierzu Veranlassung giebt. Zum andern ist es unglaubhaft, daß Martin Haupt, der lieber sterben, als das Eheglück der Mutter durch Enthüllung der Strafthat ihres Gatten zerstören will, die Wölmschen Briefe offen liegen läßt. Nach der Logik seiner Handlungsweise mußte er die Briefe, bevor er sich den Tod gab, vernichten. Freilich durfte der Dichter den Kaufmann Wölm nicht ungestraft ausgehen lassen, wollte er nicht das Gesetz der poetischen Gerechtigkeit verletzen, und brauchte hierzu nach der ganzen Anlage des Dramas die erwähnte Correspondenz. Jedenfalls erscheint aber nach der von Kretzer ausgeführten Katastrophe der Selbstmord des Helden als eine völlig zweckwidrige und mit den vom Helden hierbei verfolgten Zielen an sich im Widerspruch stehende That.

Gleichfalls ein Bild aus der modernen Gesellschaft entrollt Ernst Rethwisch in dem Trauerspiel „Keine Kinder". Zwei Ehen werden dargestellt, denen der Sonnenschein, der Kindersegen mangelt. Frau Mathilde Hesselbach lebt in dreijähriger kinderloser Ehe; ihr fehlt ein Mittelpunkt der häuslichen Thätigkeit, ein Gegenstand beständiger liebevoller Beschäftigungen und Sorgen; sie findet Haus und Herz leer und, um sich die langweiligen Abende zu vertreiben, huldigt sie gegen die Bitten ihres Gatten und den Rath des Hausarztes im Uebermaß dem Theaterbesuch, einer Liebhaberei, die bei ihr geradezu zur Manie ausgeartet ist. Der Mann, welcher nach den geschäftlichen Mühseligkeiten des Tages den Abend in Gesellschaft seines Weibes zu verplaudern hofft, fühlt sich einsam und sucht in der Familie seines Prokuristen Köhler Entschädigung für das ihm versagte häusliche Glück. Die Frau seines Prokuristen, welche gleichfalls kinderlos ist und von ihrem Mann durch dessen unzartes, rauhes Benehmen abgestoßen wird, wird von einer glühenden, unwiderstehlichen Leidenschaft in die Arme Hesselbachs getrieben, der sie jedoch, von Liebe nur zu seiner eigenen Frau erfüllt, mitleidsvoll zu ihrer Pflicht zurückzuführen sucht. Zugleich offenbart er seiner Gattin die unglückselige Leidenschaft der Wanda Köhler, um Mathilde zur Einstellung der fortgesetzten Theaterbesuche zu bewegen. Mathilde hält die Mittheilung ihres Gatten jedoch für einen bloßen Vorwand, sie in ihrer Liebhaberei zu beschränken, und schenkt derselben keinen Glauben, bis Wanda ihr selber das leidenschaftliche Herz enthüllt; Wanda hat beschlossen zu sterben und glaubt sich zuvor durch ein Geständniß ihrer unseligen Liebe entsühnen zu müssen. Hesselbach erfährt von ihrem Selbstmordentschluß, er will sie von dem entsetzlichen Vorhaben abhalten und das junge Leben retten, er kommt aber zu spät und nur noch rechtzeitig genug, das arme sterbende Weib mitleidig in seine Arme aufzufangen. Der herbeieilende Gatte wähnt seine Frau in zärtlicher Umarmung mit einem Mann zu finden und ersticht in blinder Eifersucht den Prinzipal, welchen er für den von ihm schon längst beargwöhnten Commis Leisach hält. Der hinzugerufene Arzt hat nur den Tod des Kaufmanns Hesselbach und der Wanda Köhler zu konstatiren. Das ist der traurige Ausgang des auch sonst traurigen Stückes. Aus der kurzen Inhaltsangabe ersehen Sie, gnädige Frau, schon die ganze Zusammenhangslosigkeit der dramatischen Handlung. Der verhängnißvolle Irrthum Köhlers zerstört vollständig die tragische Wirkung; der Tod Hesselbachs ist ein reiner Zufall, nicht die vernünftige Folge einer verhangenen Schuld. Diese Mißachtung oder Verkennung des tragischen Elements ist der Kardinalfehler des Rethwisch'schen Stückes, das auch in der Ausführung höheren Ansprüchen nicht genügt. Der fanatische Theatersport der Frau Hesselbach wirkt geradezu ermüdend, sie geht in den ersten Akten eigentlich keinen andern Schritt als ins Theater und ihre Freundin Lucy tritt nur auf, um sie ins Theater abzuholen. Mathildes ganzes Sinnen und Trachten ist auf das Theater gerichtet; ihrem

Gatten stellt sie als kostbares Geburtstagsgeschenk das Versprechen in Aussicht, von da ab nur noch einmal wöchentlich ins Theater zu gehen und an seiner Leiche sinkt sie mit dem Ausruf nieder: „Allmächtiger Gott! Du bist kalt und hier rinnt Blut; Du bist ermordet. Hilfe! Sieh mich doch an, mein Gatte, o sieh mich doch an, ich will ja nie wieder ins Theater gehen.“ Das ist doch zu banal! Das Verhalten von Herrn und Frau Köhler kann man nicht anders als abstoßend bezeichnen. Er ist ein Grobian vom reinsten Wasser, der seine Frau hin und her stößt und sie, wenn er in seiner liebenswürdigsten Laune ist, „dumme Gans“ schimpft. Von dem angeblichen edlen Kern in der rauhen Schale merkt man nichts. Wanda wirft sich in ganz unwürdiger Weise dem Hesselbach an den Hals. Sie verleugnet jedwedes weibliche Schamgefühl. Kaum hat sich ihr Mann entfernt, so macht sie dem Prinzipal ein nicht mißzuverstehendes Geständniß, umschlingt ihn plötzlich leidenschaftsvoll mit ihren weichen Armen und flüstert ihm heiße Liebesworte zu; von Hesselbach zurückgewiesen, betritt sie das Contor, nur um ihn zu sehen und ihn wie eine Bettlerin um das Almosen seiner Liebe anzusprechen. „Eine einzige Liebesstunde erflehe ich armes, einsames Weib von Dir; kannst Du sie verwehren?“ ruft sie ihm zu. Diese Zudringlichkeiten entwürdigen das Weib in ihr. Was Wanda zu wild und leidenschaftlich ist, das ist Hesselbach zu trocken und unempfindlich. Als er von dem Vorhaben Wandas, sich zu vergiften, Kenntniß erhält, erklärt er: „Sie will sich vergiften. Bin ich denn befugt, in die Speichen des Schicksalsrades zu greifen? Vielleicht ist es besser für uns alle, wenn sie aus dem Leben geht. Ich weiß nicht, was ich soll; aber wenn sie wirklich sterben will, dann möchte ich sie wohl noch ein letztes Mal sehen. Vielleicht bricht jetzt schon ihr schönes Auge; ja, ich will hinauf. Ich will ihr gute Nacht sagen.“ Er geht nun hinauf, um ihr gute Nacht zu sagen. Außerdem sagt er ihr noch folgendes: „Der Apotheker sagte mir, Sie hätten Gift gekauft, und in Uebereinstimmung mit meiner Frau will ich sehen, ob Sie nichts arges vorhaben. Ich komme nur, weil ihr Mann verreist ist und Ihnen nicht zusprechen kann“, fährt er in seiner Rede fort: „Wenn Sie diese Flasche ergreifen, setze ich das ganze Haus in Alarm“, und schließt das oratorische Meisterwerk: „Lassen Sie Ihren gräßlichen Vorsatz einstweilen noch unausgeführt.“ Das klingt doch zu sehr nach Contorstil. Der Verfasser trägt bei der Charakterisirung seiner Personen überhaupt zu derb auf; er kennt nur die starken Striche, nicht aber die feinen Schattirungen. Wenn der Sanitätsrath nach Einbruch der Katastrophe beim Eintritt in das Sterbezimmer fragt: „Sind es drei Leichen oder lebt noch jemand?“ so weiß man genau, daß der Verfasser mit dieser trockenen Frage zum Ausdruck bringen will, wie bei den furchtbarsten Ereignissen der ärztliche Praktiker ohne Mitempfindung berufsmäßig weiter denkt und handelt. Aber diese Intention kann doch auch erreicht werden ohne eine so aufdringliche Farbenauftragung. Eine hübsche Sen-

tenz habe ich mir für Ihre Sammlung angemerkt. „Beglückt und beglückend durchs Leben zu gehen, wie schön muß es sein für alle, die es angeht“, bemerkt Wanda treffend. Ja für alle, die es angeht, seufze ich resignirt mit Frau Köhler.

Die Neronischen Christenverfolgungen hat sich Otto Hahn in seinem Trauerspiel „Perpetua“ zum Vorwurf gemacht. Es ist dies jedenfalls ein wichtiges Gebiet für den Dramatiker, denn die tragischen Konflikte liegen da geradezu, um sich so auszudrücken, auf der Straße. Ein Drama des gleichen Titels von einem leider in der Blütezeit seines Schaffens dahin geschiedenen Leipziger Gelehrten, Paul Schuster, behandelt den nämlichen Konflikt; das Hahnsche Trauerspiel zeigt aber im übrigen keine Berührungspunkte mit dem Schusterschen Drama. In der Vorrede bemerkt Otto Hahn mit Recht, daß die christliche Geschichte und Tradition für den modernen Dramatiker ein Analogon zu der griechischen Göttersage als Fundgrube für den attischen Scenendichter bietet. Die Befürchtung des Verfassers, daß das Publikum Anstand nehme, Apostel auf der Bühne handeln zu sehen und reden zu hören, ist nach meinem Dafürhalten nicht begründet. Ist doch Jesus Christus selbst schon als Träger einer dramatischen Handlung, und nicht bloß in den Oberammergauer Passionsspielen, erstanden. Die Hauptsache, aber auch die Hauptschwierigkeit ist nur, daß diese von Glorienschein umwobenen Gestalten, werden sie auf die Bühne gebracht, auch unseren Vorstellungen und Auffassungen entsprechen. Die moderne Kunst hat der biblischen Geschichte und dem Christenthum unendlich viel zu verdanken; Malerei, Baukunst und Skulptur haben zu ihrem Vortheil aus dieser ewigen Quelle geschöpft, und es ist nur recht und billig, daß auch das Drama an diesem Reichthum seinen Theil finde. Das Hahnsche Drama ist eine Dichtung, der man seine Anerkennung nicht versagen kann. Es ist in demselben mancherlei wahrhaft schönes und echt poetisches niedergelegt, das die Goldprobe aushält. Der Verfasser nimmt den Mund aber doch zu voll, wenn er in seinem Vorwort sagt: „Ich möchte mit meinem Gedichte die Bühne wieder zu Ehren bringen.“ So im Argen liegt sie denn doch nicht, daß sie erst durch Otto Hahn wieder in ihre alten Würden eingesetzt werden müßte. Mit einem Wildenbruch kann sich ein Otto Hahn nicht im mindesten messen. Otto Hahn entrollt in seiner „Perpetua“ ein farbengesättigtes, gestaltenvolles Bild. Neben dem halbwahnsinnigen Nero wandelt im blonden Lockenschmuck der deutsche Fürst Siegfried unter der glänzenden Gefolgschaft des Cäsaren; die Apostel Petrus, Johannes und Paulus verkünden in Wort und That das neue Evangelium und andächtig lauscht der verheißungsvollen Lehre die glutäugige Jüdin Perpetua; der frühere Prokonsul in Jerusalem, Pontius Pilatus, irrt als ein geistesumnachteter Bettler durch die glänzende Römerstadt und die berüchtigte Locusta bereitet im Bunde mit den Dämonen der Nacht ihre todbringenden Getränke, während der Hofphilosoph Seneca die Weisheitslehre eines düsteren Pessimismus

predigt. Nero hat beschlossen, die neue Lehre der Christen mit Schwert und Löwenzähnen zu bekämpfen; Christ sein ist Majestätsverbrechen. Auch Perpetua, die Adoptivtochter des Domitius, bekennt sich zu dem neuen Glauben. Sie ist die Tochter jenes Jüngers Ananias, der seinen Herrn betrog, und von dem weichherzigen Domitius an Kindesstatt angenommen worden. Sie bekennt offen und rückhaltlos ihren Glauben dem begehrlichen Cäsar, der ihr zur Geburtstagsfeier als Preis der Schönheit ein Diadem um die reine Stirn winden will. Sie trifft die Strafe der Verbannung. Rom soll sie verlassen, das Haus des Vaters und ihre Liebe. Denn im glühenden Herzen hegt sie süße Neigung zu dem blonden Siegfried, der in dem schönen jüdischen Mädchen das Ziel seiner Liebessehnsucht erblickt. Perpetua ist bereit ihren Glauben mit ihrem Blute zu bezeugen und durch ihren Tod die Schuld des Vaters zu sühnen. In den Katakomben Roms am Grabe des Calixtus empfängt sie aus Petrus' Hand Brod und Wein. Die andächtige Gemeinde wird von den Wachen Neros überrascht und gefangen genommen. Perpetua und ihre Amme Ruth werden zum Tod durch die Circuslöwen verurtheilt. **Panem et circenses!** schreit das Volk und an der Wollust der Grausamkeit berauscht sich sein wahnwitziger Kaiser. Zwar öffnet Siegfried der Geliebten den Kerker, aber Perpetua verschmäht die Rettung; sie ist entschlossen, in dem Herrn zu sterben. Siegfried versucht noch einmal sie zu retten, indem er in die Schranken des Circus springt und den blutlechzenden Löwen mit einem Schlage erlegt; auch den zweiten Löwen trifft sein starker Stahl, aber schon hat die ausgehungerte Bestie die scharfen Klauen tödtlich in Perpetuas Brust eingeschlagen. Siegfried eilt in die kaiserliche Loge und sticht Nero nieder, an seiner Leiche wird Galba zum Imperator ausgerufen. Der deutsche Fürst aber kehrt in die nordische Waldesheimat zurück, um in Baldurs Heiligthum das Kreuz des Nazareners zu errichten. In diese Handlung schlingt sich eine Fülle von Episoden ein, ohne den Grundgedanken zu verdecken oder zu verwirren, wenn schon die dramatische Oekonomie unter dem verschwenderischen Reichthum des Beiwerks zu leiden hat. Ueberall sind Anläufe genommen zu einer tieferen Charakterisirung der handelnden Personen. Mit besonderem Behagen hat der Dichter die Gestalt des Seneca ausgearbeitet; nur hat die Philosophie des Römers hier und da einen zu modernen Beigeschmack. „Der Tod nur sühnt die Schuld des Werdens wieder“, klingt in Senecas Munde doch wohl zu christlich-modern. Der römische Philosoph preist den Tod als das wahre Glück; seine Weisheit lautet, des Lebens Last von sich zu werfen, um in des Nichtseins Fülle zu entfliehen. Das liest sich wie ein Kapitel aus Schopenhauer. Nero zieht übrigens die praktischen Konsequenzen der Weisheit Senecas, indem er ihn zu dem erstrebten Glücke, zum Tode verhilft. So schlägt Nero die trostlose Lehre des modernen Pessimismus. Auch Siegfried hat zu viele Wertherideen. Oder glauben Sie, gnädige Frau, daß ein alter Germane jemals

gedacht, gefühlt und gesprochen haben wird wie der junge Suebenfürst in folgenden Versen?

„Ich hatte Dich geseh'n und alles schwand,
was ich gefühlt', was ich besaß, hinweg —
ein Schwert wohl stieß ich mir durch meine Brust,
doch aus dem Herzen Dich, Perpetua, nicht —
hinweggeflohen war mein Selbst zu Dir
und namenloses Wehe faßt' mich an,
ich ging den Bergen zu, den schnee'gen Gipfeln,
sie sahn von dort hinunter in die Eb'ne —
erklomm' die höchsten: schwarze Schlunde drohten —
ich sucht' den zäh'sten, sucht' den Tod und fand
ihn nicht — dem Schmerze war ich aufgespart —
wohin die Gemse nicht mehr klettert in den Klüften,
trug mich der Fuß noch hin,
der Adler nur schwebt dort noch in den Lüften,
der auf ein Mahl hofft für sein junges Nest.
Dort in dem ew'gen Eise wollt' ich löschen
des Herzens Gluten, doch es schmolz das Eis
vor seinen Flammen und die Wetter zogen
an mir vorbei — und keins begehrte mein."

Das ist doch schon mehr Liebesschwärmerei und Weltschmerz eines modernen Romanhelden als echter, biederer Suebensinn. Insbesondere die Metapher von dem Hinschmelzen des Eises vor der Glut des Herzens erinnert stark an den renommistischen Salontyroler. Der Verfasser liebt es überhaupt, moderne Anschauungen und Wendungen in seine Dichtung zu verflechten. Da wird die leidenschaftliche, verderbenbringende Danitia mit der Belladonna verglichen, Nero spricht von dem Putsch der Christen und singt von dem Corsaren, der Wind und Wellen trotzt. Die Amme Ruth verheißt der Perpetua unter Hinweis auf das Kreuz, das sie trägt: „In diesem Zeichen wirst Du immer siegen", ein geflügeltes Wort, welches die geschichtliche Anekdote der Zeit dem großen Constantin in den Mund gelegt hat. Am auffälligsten erscheint dieser Anachronismus der historischen Schlagworte aber in dem Ausdruck des Metellus „Nero ist der Staat". Dieses Ludwigsche l'état c'est moi im Munde eines Römers verwischt mit einem Striche die ganze Zeitfarbe des Dramas. Freilich, der Verfasser modelt auch nach Laune und Willkür die geschichtlichen Ereignisse; daß er Nero unter dem Schwerte Siegfrieds sein Leben aushauchen läßt, ist nur ein einzelner Beleg für die aufgestellte Behauptung. Otto Hahn hat in dieser Beziehung ein weites poetisches Gewissen; den Vorwurf der geschichtlichen Unwahrheit nimmt er sogar für das höchste Lob. „Der Dichter ist ein für allemal nicht Geschichtschreiber; der Dichter ist also nicht als Geschichtschreiber zur Verantwortung zu ziehen", replizirt er im voraus auf etwaige Einwendungen. Aber das heißt denn doch das ästhetische Verhältniß des Dichters zum Historiker verkennen und durch eine kühne Schlußfolgerung eine Streitfrage der Kunst unbeantwortet lassen. Daß Dichter und Geschichtschreiber andere Aufgaben und Ziele haben, ist bekannt genug. Was poetisch wahr ist, braucht nicht

historisch wahr zu sein, und was historisch wahr ist, ist nicht immer poetisch wahr. Aber daß dem Dichter eine Schranke gesetzt ist in der wirklichen Behandlung des Geschichtlichen, darf nicht vergessen werden; schwierig ist nur die Grenzscheide zu finden, an welcher er die geschichtliche Wahrheit auch von seinem künstlerischen Standpunkt aus anerkennen muß. Eine absolute, souveräne Nichtachtung der Geschichte würde den Dichter und insbesondere den Dramatiker bald vom Throne stürzen.

In dem geschichtlichen Trauerspiel „Agnes von Meran“ stellt Victor Altermann, Pseudonym eines höheren Braunschweigischen Beamten, das Schicksal der schönen Herzogstochter dar, derentwegen König Philipp August der Zweite von Frankreich seine Gemalin, die dänische Prinzessin Ingeborg, von seinem Thron und Herzen verstieß. Ingeborg wird im Kloster Beaurepaire wohl behütet; allein ihrem treuen Diener, dem Hofnarren Pierre Lorrain, gelingt es, ihr durch das Sprachgitter eine Klagschrift gegen den König an den Papst Innocenz zuzustecken und dieselbe nach Unterzeichnung durch die verlassene Königin vor den Statthalter Gottes zu bringen. Er nur kann das heilige Sakrament der Ehe lösen, und die Scheidung des Königs von Ingeborg hat der Erzbischof von Rheims aus eigener Machtvollkommenheit vollzogen. Damit hat Philipp die kanonischen Satzungen verletzt und Innocenz verlangt Sühne des Rechtsbruchs durch Entfernung der nach seinem Standpunkt illegitimen Gemalin Agnes und Wiederaufnahme der dänischen Fürstentochter. Vergeblich sendet er den Kardinallegaten nach Paris, Philipps Ohr ist gegen die Ermahnungen des heiligen Vaters taub, sein Herz nur der holden Agnes geneigt. Zur Strafe läßt Innocenz das Interdikt über ganz Frankreich ausrufen. Agnes, von Sorgen um des Geliebten Seelenheil und von Zweifeln an der Rechtmäßigkeit ihres Ehebundes tief gequält, steht dem König, der ihr die düsteren Gedanken schmeichelnd von der schönen Stirn zu streichen sucht, als treue Helferin zur Seite und ist bemüht, sich selbst in Verkleidung unter die Menge mischend, mit milder Hand des Volkes Leiden durch Werke der Liebe zu lindern. Sie wird aber erkannt und als vom Papst Geächtete ängstlich gemieden. Philipp plant, Frankreich von der kirchlichen Herrschaft des Papstes loszureißen und als oberster Bischof eine selbstständige Kirche Frankreichs zu gründen. Er beruft die Reichsstände, aber der Reichstag, von dem im Solde Roms stehenden Minister Guerin irre geführt, verwirft die königliche Entschließung. Agnes hat selber im Reichstag erscheinen wollen, um neben den Gründen der Vernunft des Herzens Stimme zu erheben, allein das Gift, welches ihr der ehrgeizige Hofkaplan Pater Benedict durch die Hand der arglosen Brigitte, ihrer früheren Amme, hat reichen lassen, hat ihre Kräfte bereits erschöpft und wirft die Dulderin auf dem Throne vor der Schwelle des Reichstagssaales nieder. Philipp, von seinen eigenen Reichsständen verlassen, nimmt Ingeborg, welche inzwischen von Pierre Lorrain aus ihrer Haft befreit worden ist, in

Gnaden wieder auf und unterwirft sich somit angesichts der sterbenden Agnes dem päpstlichen Machtgebot. Diese Sinnesänderung und dieser Herzenswankelmuth des Königs setzt ihn als Charakter und dramatischen Helden tief herab, zumal vom Verfasser nichts versucht worden ist, auf diese Wendung vorzubereiten und durch hervorgehobene Eigenschaften Philipps zu motiviren. Wenn der König, anstatt sein anfänglich zwar nicht mit großer Würde, aber um so emphatischer gegebenes Wort einzulösen: „Ich lasse mich nicht äffen von Rom, und sollt' dabei der ganze Erdkreis krachen", die verstoßene Ingeborg reuvoll wieder an sein Herz zieht —

> „Willkommen Ingeborg;
> Nehmt hin, was Euch gebühret — vergesset, was dahinten.
> Es war nichts als ein Traum, der kurze Zeit hindurch
> Nicht ließ die Königin auf ihrem Throne finden —"

so erinnert das an die bekannten Kloppfiguren und drängt uns die Frage auf: Warum so viel Geräusch um — einen solchen König? Das ganze bengalische Feuer der Leidenschaften und Theateraffekte verpufft wirkungslos auf der Pfanne. Wenn die ganze Liebespassion und Herzenstragödie der holden Agnes für Philipp und Ingeborg nur ein Traum ist, so verlohnte es wahrlich nicht der Mühe und Arbeit des Tages. Die Intriguen des Stückes sind gerade nicht aus feinen Fäden gesponnen. Um Agnes aus dem Wege zu räumen, überredet Pater Benedict die gute, aber mehr als sorglose Brigitte, der Herrin einen Saft zu reichen, der angeblich ein Heilmittel aus dem Morgenlande, in Wirklichkeit aber ein sicher wirkendes Gift enthält. Brigitte ist getreu nach berühmtem Muster gezeichnet; seitdem Shakespeare in „Romeo und Julia" den Typus der geschwätzigen Amme aufgestellt hat, sind dieselben in die dramatische Mode gekommen. Auch die Flucht Ingeborgs aus dem Schlosse zu Etampes wird mit ziemlich primitiven Hilfsmitteln bewerkstelligt. Der Hofnarr Pierre Lorrain verschafft sich, als Soldat verkleidet, Eingang in das Festungsgefängniß seiner Königin. Der halbtaube Pförtner sagt von dem Schelm:

> „Sieht nicht gefährlich aus und auch nicht dän'sch,
> Die dän'sche Fürstin da und dieser Wicht
> Sie werden nichts zusamm' zu schaffen haben."

Ebenso denkt der ganz verblendete Schloßherr Guesquelin, er setzt den unbekannten Eindringling ohne weiteres der gefangenen Königin zum Wächter und begünstigt damit unbewußt das Rettungswerk des schlauen Narren. Der pflichtvergessene Diener seines königlichen Herrn entzieht sich der persönlichen Bewachung der Gefangenen, weil seine Frau auf Ingeborg eifersüchtig ist.

> „Wirst Du doch Dich unterwinden,
> Ihr von ferne nur zu nahen —
> Wisse, meine Augen sehen
> Stets auf Dein geheimstes Thun —
> Dann ist's aus, Herr Guesquelin,
> Aus mit unsrer Ehe Glück!"

droht Madame dem schwachen Gatten und er unterwirft sich willig den thörichten Launen seiner Frau. Das ist mir ein netter Schloßhauptmann! Auch in dem Altermannschen Drama finden sich übrigens die Programmmonologe, in denen die Personen dem Publikum ihr ganzes späteres Thun und Verhalten ausführlich auseinandersetzen. Daß sich dies Erbübel der dramatischen Kunst nicht ausrotten läßt! Einige Ausdrücke des Trauerspiels hätten vermieden werden sollen. Gregor „der Siebte“ ist trotz des Reimes nicht statthaft. Wenn der König sagt: „Ich hab' ein sichres Schild — das ist der Erzbischof“, so gewinnt das an sich schöne Bild durch das unrichtige Geschlecht des Vergleichswortes eine ganz schiefe Bedeutung. Auch berührt die naive Anrede des Kardinallegaten „Herr König“, zumal eben im Munde des päpstlichen Abgesandten, befremdend; so weit darf das Hofceremoniell denn doch nicht verletzt werden. Einer sonderbaren Originalität befleißigt sich übrigens der Verfasser hinsichtlich des angewendeten Metrums; dasselbe wechselt nach dem jeweiligen Sprecher. Durch das Metrum sollen die Personen charakterisirt werden, es sind versificirte Leitmotive. Der Verfasser scheint in Anlehnung an das berühmte Buffonsche Wort sagen zu wollen: Das Metrum, das ist der Mensch! Der Hofnarr Lorrain wandelt unentwegt wie das tragische Schicksal auf Jamben, der König hüllt sich vornehm, der klassischen französischen Tragödie gleich, in den Purpur majestätischer Alexandriner, als treues Ehegemal redet Agnes im Metrum ihres Gatten und auch Jngeborg nimmt an diesem Vorrecht der Könige theil. Trochäen sind die Strafe des pflichtvergessenen Guesquelin; die schwatzhafte Brigitte bewegt sich hurtig auf anapästischen Versfüßen und die ceremonielle Oberhofmeisterin Marquise von Montferrat tanzt ein graziöses Menuett auf hüpfenden Daktylen mit jambischem Auffschlag. So hat ein jeder sein Metrum, in dem sich sein Charakter melodisch ausspricht. Das ist ein reiner Hexensabbath von durcheinander wirbelnden Rhythmen.

An den Ausgang des Mittelalters führt uns das Drama „Eine neue Welt“ von Heinrich Bulthaupt. Der bekannte Verfasser ist ein feiner Kenner der Bühne und der dramatischen Wirkungen. Seine „Dramaturgie der Klassiker“, deren Studium ich Ihnen, gnädige Frau, gelegentlichst empfehle, zeugt von einer tiefen Erforschung der ästhetischen Gesetze der dramatischen Kunst. Bulthaupt ist aber nicht bloß Theoretiker, sein vorliegendes Bühnenwerk beweist, daß er auch ein gediegener ausführender Künstler ist. Das Drama ist an einzelnen Stellen von hinreißender Gewalt, die Sprache ist voll des edelsten Schwunges und von wahrhaft dichterischer Schönheit, eine Fülle großer Gedanken leuchtet wie Sterne daraus hervor. Maria feiert das Fest ihrer Verlobung mit Don Adone. Ihr Herz weiß freilich nichts von der Verbindung, es gehört noch voll und ganz ihrem todtgeglaubten Ludwig Behaim, der auf einer Entdeckungsreise nach Amerika verunglückt sein soll. Maria kann ihn nimmer vergessen, „er hatte sternige seeblaue Augen und war schön wie ein Nordlands-

gott“, seufzt sie in der Erinnerung an die selige Liebeszeit. Ludwig aber lebt; auf der Forschungsreise hatte ihn zwar sein Nebenbuhler Adone, einen günstigen Augenblick erspähend, hinterlistig vom Schiff ins Meer gestoßen, Ludwig hat sich aber ans Land gerettet und auf fremder Erde unter fremdem Volke gelebt. Er hat ein Volk von frischer, reiner Empfänglichkeit mit einfachen Sitten und edlen Leidenschaften gefunden und sich unter den braunen Gestalten eine neue Heimstätte bereitet. Zu seinem Schmerze muß er aber erfahren, daß die spanischen Entdecker und Eroberer mit den Segnungen ihrer europäischen Civilisation den stillen Frieden der tiefen Wälder stören. Sie rauben die Schätze des fremden Landes, die scharfe Axt klirrt an den mächtigen Stämmen des Urwaldes, der Dunst qualmiger Weihrauchfässer steigt brodelnd zum klaren Himmel und die spanische Inquisition lehrt den neuen Glauben und unbekannte Gebete. Ludwig schaudert vor den Greueln der spanischen Kirche und bekennt sich zu einem freien Menschenthum, wie es Savonarola gelehrt und mit seinem Blute bezeugt hat. Jetzt kehrt er aber, von Sehnsucht nach Spanien und der Geliebten mächtig getrieben, nach Sevilla heim und fordert Maria von Adone zurück. Unter dieser Bedingung will er das schreckliche Geheimniß von der Schuld des Don Adone verschweigen. Letzterer stößt den glücklichen Nebenbuhler in rasender Eifersucht von sich. Ludwig zieht den Missethäter vor das Gericht der Königin Isabella; von dem jubelnden Volke begleitet, tritt er mit der Geliebten vor die Schranken seiner Königin, sein Recht und seine Liebe vor dem Richterstuhl der Fürstin heischend. In gläubiger Einfalt hat Maria dem geliebten Manne ein ihr durch Adone listig zugestecktes Kreuz um den Hals geschlungen, sie hält es für ein schützendes Amulett, in Wahrheit ist es aber das geheime Erkennungszeichen der Jünger Savonarolas, mit dem Adone den Gehaßten verderben will. Ludwig hat das Kreuz, ohne seine Bedeutung zu kennen, aus der Geliebten Hand angenommen, um ihre mädchenhafte Angst zu beschwichtigen. Im Gericht der Königin wird er mit dem ketzerischen Zeichen betroffen, der Betrug Adones wird zwar aufgedeckt; Ludwig, von dem Geiste der neuen Zeit ergriffen, bekennt sich aber vor den Granden des Reichs und den Würdenträgern der Kirche zu dem Evangelium des großen italienischen Propheten. Als ein anderer Marquis Posa fordert er vor dem Throne Wahrheit des Geistes, Duldsamkeit des Glaubens und Freiheit der Völker. „Königin Isabella“, donnert er der Fürstin zu, „was thatest Du mit Deinem großen weiblichen Herzen, Deinem kühnen männlichen Geiste? Den Westen der Erde hast Du uns erschlossen, über das Land, das der räuberischen Gewalt tausend Schlupfwinkel bot, spanntest Du das eiserne Netz der Hermandad, aus dessen Maschen für den Verbrecher kein Entrinnen war; der Gerechtigkeit gabst Du die Wage zurück und die heilige Binde und setztest Dich selbst, mütterlich besorgt, auf ihren goldenen Stuhl. Das war groß! Aber von der Schaubühne der Inquisition starrt dräuend ein schwarzer verkohlter

Riesenfinger zum Himmel und verklagt Dich bei dem Gott der Liebe: Weib, woher ward Dir das Recht die Gewissen zu pressen? Warum verschüttest Du das Salz der Erde? Welcher Dämon verwirrte Dir den milden, gerechten Sinn?" Ludwig wird als Lästerer der heiligen Kirche ins Gefängniß geführt; der Holzstoß soll die neue Lehre ersticken, das Autodafé die Ehre des römischen Gottes verkünden. Maria sucht den Geliebten zu retten; für den verheißenen Preis ihres eigenen Leibes bestimmt sie den gehaßten Adone, dem geliebten Manne den Kerker zu öffnen. Aber sie betrügt den Käufer um den bedungenen Preis, indem sie, noch einen letzten Abschied von Ludwig nehmend, Gift trinkt. Zu spät erfährt sie, daß inzwischen durch die Gunst des Prinzen von Asturien der Todgeweihte dem Leben zurückgegeben worden ist. Adone, dessen Befreiungsthat bekannt wird, stürzt sich ins Meer, um sich dem Arme der Inquisition zu entziehen. Ludwig Behaim aber wendet sich nach Deutschland, seinem Vaterlande, mit Sickingen und Reuchlin will er den Freiheitskampf des Geistes weiterkämpfen. Diese Handlung ist in eine feste dramatische Form gegossen, die Konflikte sind scharf herausgehoben und die Charakterzeichnung der Hauptpersonen in großen, markanten Zügen ausgeführt. Wie hell beleuchtet wird nicht die Figur der Maria durch ein einfaches Wort. „Ich konnte mit keinem froh sein, ehe ich nicht ernst mit ihm war", sagt sie einmal. Nun verstehen Sie, gnädige Frau, die große Seele sofort. Von großer Kunst zeugt die feine Arbeit der Expositionsscenen des Stückes. Der Dichter führt uns mit einem Schritte in die Gesellschaft, welcher der große Genuese die Kleinode Amerikas in den Schoß warf, und jener Zeit, um deren Wende wie ein gewaltiger Sturm der neue Geist brauste. In diesem bewegten Gesellschaftsbild treten die Hauptpersonen aus der Menge zu großen bedeutsamen Gruppen zusammen, auf welche die Handlung wie auf Pfeilern gestützt ist. Es erinnert dies lebhaft an die Expositionskunst Victorien Sardous, der in der Entrollung großer Gesellschaftsbilder und in der künstlerischen Gruppirung der Hauptfiguren ein Meister ist.

In die nämliche Zeit versetzt uns J. Brand in seinem Drama „Thomas Münzer". Hier handelt es sich um die soziale Seite der neuen Zeit. Diese soziale Frage ragt mächtig in die Gegenwart hinein und insofern bringt das Brandsche Drama einen höchst modernen Stoff zur Darstellung. In solchem Sinne muß jedes, auch das geschichtliche Drama mit der Gegenwart im Zusammenhang stehen, soll der Vorwurf: „Was geht uns Hekuba an?" nicht den Dramatiker treffen. Die goldenen Worte, welche Robert Griepenkerl im Vorwort zu seinem Trauerspiel „Maximilian Robespierre" der zeitgenössischen Kunst zurief, sollen nie vergessen werden. „Wenn nun wirklich", sagt er, „die großen Ereignisse der Gegenwart die Kunst mächtig berühren und ihr neue Ziele des Strebens aufgesteckt haben, wenn die Kunst zu einer das gesammte Volksleben durchdringenden Wirksamkeit, zur wahrhaft sittlichen Kräftigung des Volkslebens berufen ist, wenn die Künstler Werke schaffen sollen im



Der kleine Haustyrann.
Nach einem Originalgemälde von Gustav Igler.

H P S

allgemeinen volksthümlichen Interesse für die Gegenwart, so wird der klopfende Punkt ihrer Werke kein anderer sein können, als eben der Geist der Gegenwart selbst, die Gesammtempfindung des Volkes, der innerste Kern und die tiefste Wahrheit des Volkslebens. Das volksthümliche Kunstwerk, die künstlerische Schöpfung, bei deren Anschauung das Volk sich interessiren soll, muß ihm wie aus einem Spiegelbilde seine eigene Gestalt, seine Tugenden und seine Laster, sein innerstes Mark und Leben, sein Hoffen und sein Ziel, seine Kraft und seinen Sieg entgegen strahlen. Die Kunst hat in ihrem engen bildlichen Rahmen jene Gebiete der Geschichte zusammenzufassen, auf denen derselbe Geist treibt und ringt, welcher das Herz des Volkes in der Gegenwart durchglüht; sie hat jene Gestalten heraufzubeschwören und zur Unsterblichkeit in ihrer Welt zu erklären, in denen das Volk die bekannten oder erkennbaren Verfechter, Helden und Märtyrer der die Gegenwart beseelenden Ideen begrüßt und verehrt. Nur so ist die Vergangenheit der Geschichte das Feld der Darstellung für die Kunst. Hier handelt es sich nicht darum, ein Vergangenes treu in seinem einstigen geschichtlichen Dasein kalt zu wiederholen, um eine Todtenmaske zu gewinnen; hier handelt es sich darum, ein dreifaches Leben zu erzeugen, die Auferstehung des Geistes zu feiern in dem Vergangenen und das Gegenwärtige lebendig zu machen für das Zukünftige." Das Brandsche Drama entspricht allerdings in der Ausführung nicht den geringsten Ansprüchen eines dramatischen Kunstwerkes. Statt einer wirkungsvoll aufgebauten Handlung bietet es eine lose Reihenfolge blasser Situationsbilder im gröbsten Holzschnittstil. Der Verfasser erklärt übrigens selber, sein Trauerspiel nicht für die Bühne geschrieben zu haben. Einen besonderen Werth als Buchdrama, dessen Existenzberechtigung der Verfasser behauptet, ich aber trotzdem in Zweifel ziehen möchte, kann man dem Werke auch nicht zusprechen. Brand ist Realist durch und durch; er hätte das übrigens im Vorwort nicht zu bekennen brauchen, man merkt es auf jeder Seite des Dramas und insbesondere an den derben Ausdrücken, in denen das Volk seinem Unmuthe Luft macht. Das Ganze ist in der Komposition wie in der Ausführung bloß eine dramatische Skizze. Den „Thomas Münzer" des Helden im Spielhagenschen Roman „Was will das werden?" denke ich mir freilich anders.

Im scharfen Gegensatz zu der Brandschen Dramenskizze steht das Trauerspiel „Die Rosen von Tyburn" von Arthur Fitger. Der Bremer Dichter ist zweifellos eine der interessantesten Erscheinungen der zeitgenössischen deutschen Literatur, es liegt etwas gewaltiges und trotziges in den strengen Zügen seiner dichterischen Physiognomie, welche das Publikum zur bewundernden Anschauung zwingen. Ja, es weht uns aus den Fitgerschen Dramen nicht selten ein Hauch Shakespearescher Größe und Schönheit entgegen. Hier finden wir nicht die alte Jambenflut, die in gleichmäßiger Bewegung über Situationen und Charaktere geräuschvoll dahin rollt, es tönt eine

gedrungene Prosa voll dramatischer Kraft, welche in schlagender Kürze oft blitzartig die Handlung und das Innere der Helden erleuchtet und in den leidenschaftlichen Scenen wie im gewaltigen Kampfe mit den Empfindungen und Gedanken ringt. Dabei zeigt der Aufbau der Fitgerschen Dramen einen edlen kunstvollen Stil, ein gewaltiges Aufstreben der einzelnen Formen und eine reich gegliederte Fülle von Motiven, welche an die himmelanstrebende Baukunst der Gothik erinnert. Seine Helden selbst sind durchgängig groß angelegte Naturen, trotzige Charaktere, die in ihrer eigenen Größe, an der Treue mit sich selbst und an der Wahrhaftigkeit ihrer Ueberzeugungen im Konflikte mit ihrer Umgebung tragisch zugrunde gehen. Es sind noch nicht zehn Jahre verflossen, daß Fitger auf der deutschen Bühne mit dem Trauerspiel „Die Hexe“ debütirte, in welcher Marie Geistinger, um einen Ausdruck der Theatersprache zu gebrauchen, die Heldin Thalna mit durchschlagendem Erfolge in Leipzig creirte und der geniale Dramatiker nicht nur die Kunstwelt, sondern auch die Bühnencensur in gewaltige Aufregung versetzte. Seitdem wird jede neue Bühnenschöpfung des Bremer Poeten mit größter Spannung erwartet und bildet ein Ereigniß in der literarischen Welt. Auch sein neuestes Bühnenwerk ist ein Ereigniß, es bewährt sich in ihm die alte Kraft des kühnen Dramatikers. Diese „Rosen von Tyburn“ blühen in köstlicher Schönheit und hauchen einen herrlichen Duft von Poesie aus. Der Held des Trauerspiels ist der Henker des Königs Karl des Ersten von England, Robert Radley. Nach Cromwells Willen ist der Nachrichter Karls, durch das Los bestimmt, verlarvt und unbekannt auf das Schafott getreten und nach der blutigen That ebenso wieder verschwunden, das maskirte Gespenst von Whitehall ist allen ein furchtbares Geheimniß geblieben. Radley ist durch das Los zur traurigen Vollstreckung bestimmt worden, er, der in der Schlacht von Naseby wacker für seinen König gekämpft hat, später aber, von der Doppelzüngigkeit Stuarts durch zufällige Kenntnißnahme geheimer Briefschaften furchtbar überzeugt, in Cromwells Lager übergegangen ist. Zu Beginn des Dramas sind seit jener Zeit Jahre dahingegangen. Karl der Zweite herrscht in England und schwingt, ein schwächlicher Sohn seines unglücklichen Vaters, sein Blumenscepter über die Insel. Ohne ein Rachegefühl in der Brust, nur dem Vergnügen und dem Augenblick lebend, hält er auf dem Landsitz der Lady Magdalena Hollam in Kensington glänzenden Hof und veranstaltet, jenem Grafen René von Provence ähnlich, zur Feier der geliebten Frau Schäferspiele und Feste der Galanterie, „auch nicht ein Zoll ein König“, wie die Herrin des Hauses ihn charakterisirt. In diesen glänzenden Hofkreis wird Robert Radley eingeführt; bei Sprengung einer kleinen Independentengemeinde durch die Häscher des Königs wird Radley als Haupt und Prediger der Sekte gefangen genommen und vor Karl Stuart gebracht. Der König, glücklich, den alten, so schmerzlich vermißten Freund wieder gefunden zu haben, giebt Radley die Freiheit und die fürstliche Freundschafts-

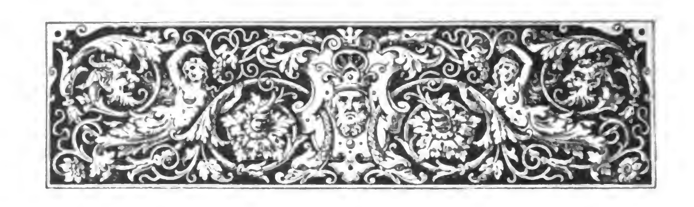
gunst zurück. Das leidenschaftliche Herz der schönen Magdalena wendet sich bald dem stolzen Robert wie die Blume der Sonne zu, in ihm verehrt sie den hohen Mannessinn, das ganze Gegenbild des weichen Schäferkönigs. Aber in den Armen der schönen Frau gedenkt Robert seines furchtbaren Geheimnisses, die entsetzliche Henkerthat reißt ihn vom Herzen der Geliebten hinweg; er vermag es nicht, mit der schwer lastenden Lüge auf der Seele in der nichtsahnenden Hofgesellschaft und in der Gunst des königlichen Freundes weiter zu leben, und flieht, um sich nach London zu wenden, woselbst er der ausgebrochenen Pest entgegentreten und durch hilfreiche Werke seiner ärztlichen Kunst sich entsühnen will. Von der Geliebten und dem König eingeholt, entscheidet er sich im Kampfe der Liebe mit der Wahrheit für die letztere und enthüllt seine furchtbare Vergangenheit. Karl, weder eifersüchtig noch rachelustig, verzeiht dem Freunde und sucht ihn entgegen den Räthen seiner Krone zu retten, indem er die ergangene Indemnitätsakte auf ihn erstrecken will. Allein Magdalena vergißt nicht, daß der geliebte Mann die Wahrheit ihrer Liebe vorgezogen hat, ihre grenzenlose Hingebung verwandelt sich in glühenden Haß, der Tochter Herodias' gleich fleht sie, all' ihren berückenden Schönheitszauber im irischen Tanze entfaltend, den König um das Haupt des unseligen Mannes. Karl Stuart, von den dämonischen Reizen der leidenschaftlichen Tänzerin bestrickt und von seinen Räthen bestürmt, ertheilt die Ermächtigung zur Aburtheilung über den Henker seines Vaters; zwar will er durch einen Abgesandten die Richter zu Gunsten Radleys bestimmen, allein der königliche Bote kehrt vor den Pestkarren, die ihm aus London entgegen kommen, um und versäumt, den Auftrag seines Herrn zu erfüllen. Robert Radley wird zum Tode verurtheilt, auf dem Wege zur Richtstätte zu Tyburn werden ihm nach alter englischer Sitte mit dem Schlag der Sterbeglocke die Rosen der Todesweihe gereicht, die er den üppigen Liebesrosen von Kensington vorgezogen hat, auf dem Schafott fällt sein stolzes Haupt. Magdalena aber, im Herzen noch immer das Bild des geliebten Mannes tragend, verzichtet auf Königsgunst und Lebensglück und begiebt sich als eine edle Helferin auf den Weg nach der pesterfüllten Hauptstadt. Es besteht kein Zweifel, daß sie zielbewußt und sterbensselig dem Untergang entgegen eilt. Dies ist in großen Zügen die Handlung des Fitgerschen Trauerspiels, die wie ein fallender Stein von den anmuthigen Maskeraden des königlichen Hofes in Kensington im unaufhaltsamen Sturze zur tragischen Vernichtung der Helden dahinrollt! Einen furchtbaren Hintergrund für die farbenreiche Handlung bildet die Pest, düster tritt sie in den glänzenden Kreis der höfischen Gesellschaft, verwandelt den blumenduftenden Park in eine grauenvolle Einöde und greift wie mit abgemagerten Händen nach dem Herzen der schönen Magdalena Hollam. Von poetischer Kraft ist die Charakteristik der Helden, ihre Wirkung beruht zum großen Theil auf dem bewährten Kunstmittel des Kontrastes, der sich im Drama

in der Sinnesart des Königs und Robert Radleys kund giebt. Auf der einen Seite der energielose, weichliche Stuart, der jeder echten Leidenschaft unfähig ist und Leben und Lebenlassen zu seiner Devise gemacht hat. „Wie unter jenem König von Ivetot soll es dahin kommen, daß alle Strafe nur noch in Strafschoppen verbüßt wird, daß nur beim Schützenfest noch Pulver knallt, daß vor Whitehall als Schildwache ein Spitz herumläuft, und — — —“ entwickelt er in seiner launigen, fast burschikosen Weise sein Regentenprogramm. Ihm gegenüber der edle Robert Radley, der Mann der That und der Wahrhaftigkeit, dem die Lüge die Seele zermalmt, der stolze Wahrheitsanbeter mit den großen Gedanken und dem glühenden Herzen. Und zwischen beide gestellt die berückende Magdalena, deren Liebe höchstes Glück und tiefstes Verderben ist, welche den Geliebten der eigenen empörten Leidenschaft opfert und dann in muthiger Entsagung die Freuden des Lebens verläßt und die weiße Rose der Passion an die kämpfende Brust steckt. Eigenartig wirkt die Vision Magdalenas am Ende des Dramas, Roberts Schatten schreitet als Traumerscheinung der Lady über die Bühne. Diese Scene hat für uns etwas befremdliches und widerspricht eigentlich unserer modernen Bühnenauffassung; seitdem die Gespensterfurcht aufgehört hat, haben auch die Geister auf der Bühne ihr Grauen verloren. Allein die Scene im Fitgerschen Drama ist mit solcher Schönheit und zugleich mit solcher Prägnanz durchgeführt, daß unsere kritischen Bedenken fast verschwinden; über der Scene liegt es wie ahnungsvolles Dämmerlicht, die Stimmung ist auf etwas außergewöhnliches vorbereitet, das Visionäre erscheint fast natürlich. Zugleich spricht dieses Traumbild und die ganze Ausführung der Scene für eine gewisse Neigung Fitgers für das Gräßliche, der wir auch sonst in seinen Stücken begegnen. Von gewaltiger Schönheit ist die Liebesscene zwischen Radley und Magdalena, in der sich die letztere nach einem trotzigen Kampfe mit sich selbst hingebend dem Manne in die Arme wirft. Eine Gewitterschwüle schwebt über dem Auftritt, wir haben von vornherein die Empfindung, daß diese Leidenschaft zum tragischen Ende führen muß. „Sie kommt, sie naht, die Liebe, die dunkle, elementare Schwester des Sturmes“, ruft Radley aus und weist in diesem Gleichniß unbewußt auf die vernichtende Wirkung hin, welche Magdalenas Liebe für ihn haben soll. Das Drama ist wie jedes des Bremer Poeten reich an einzelnen Schönheiten, die Diktion oft von epigrammatischer Schärfe. Wenn Magdalena von ihrer Liebe zu Radley sagt, ihr ganzes Wesen sei verronnen vor ihm wie ein Weihrauch vor dem Heiligenbilde, so beweist schon dieses kurze, nicht weiter ausgeführte Bild, daß Fitger ein Dichter von Gottes Gnaden ist. Ich kann mir nicht versagen, einen besonders charakteristischen Zug von unendlicher Feinheit Ihnen, gnädige Frau, aus dem Stücke mitzutheilen. Radley kämpft den furchtbaren Kampf der Wahrhaftigkeit mit der Liebe. „Mein Herz beginnt in seinen Eisenklammern zu wanken“, stöhnt er tief auf. „Du leidest, mein Freund“, entgegnet ihm mit-

leidssam Magdalena. Radley lenkt ab: „Mich schmerzt die Narbe von Naseby. Aber frage nicht danach; es ist Kinderspiel.“ Magdalena erwidert, indem sie niederkniet und seinen Fuß ergreifen will: „Der harte Sporenriemen über dem Stiefel drückt sie; laß mich ihn ein wenig lockern.“ Kann die Hingebung der liebenden Frau schöner und einfacher dargestellt werden?

Modern nicht nur in dem erwähnten Griepenkerlschen Sinne, sondern auch thatsächlich ist das historische Trauerspiel „Világos“ von C. Binder-Krieglstein. Der Titel deutet an, welcher Held der Träger der Handlung ist. Bei Világos in der Ebene von Szöllös verblutete der ungarische Freiheitstraum, furchtbar gestört von dem Waffengeklirr der russischen Sieger, welche das Haus Habsburg herbeigerufen hatte, die Unabhängigkeitsregungen Ungarns zu unterdrücken. Das Stück beginnt mit der berühmten Reichstagssitzung in Debreczin vom 14. April 1849, in welcher Ludwig Kossuth die Souveränitätserklärung des ungarischen Volkes auf den Tisch des hohen Hauses niederlegte. Die alten jahrhundertlang gehaltenen Staatsverträge werden dem Hause Habsburg gekündigt und Ungarn zum selbstständigen Staat unter der Verfassungsform einer Republik ausgerufen. Uneinigkeit unter den Führern, gegenseitige Eifersucht derselben und Lähmung der gewaltigen Kriegerfaust durch die Schachzüge der diplomatischen Kunst lassen schließlich aber den hellleuchtenden Stern der ungarischen Freiheit bei Világos untergehen. Dieser Stoff, dessen Einzelheiten im wesentlichen den geschichtlichen Ereignissen entsprechen, bedingt schon an sich eine Hervordrängung des politischen Elementes, welches in der Aneinanderreihung von Haupt- und Staatsaktionen leicht ermüdend wirkt. Unterbrochen ist diese Parlaments- und Schlachtendramatik durch die Liebestragik des Honvedmajors Julius Beniczky und der Helene Görgni. Es mangelt dieser Liebesepisode aber der poetische Schwung, der über die Nüchternheit der mehr episch ausgeführten Haupthandlung hinweg trüge. Max und Thekla in „Wallensteins Tod“, sowie auch Juranitsch und Helene in Körners „Zriny“ verkörpern in ganz anderer Weise dieses poetische, um nicht zu sagen lyrische Element in dem spröden Gefüge des historischen Dramas. Gut gelungen sind dem Verfasser einige dem Ganzen wirkungsvoll eingefügte Lagerscenen. Auch sind die Sprecher in der ungarischen Nationalversammlung in kurzen Strichen scharf gezeichnet. Weit geht allerdings die magyarische Patriotengeographie, welche der Magyaren Land sich ins ungemessene ausdehnen und nur vom blauen Himmel begrenzen läßt. Der Vers ist in dem Binder-Krieglsteinschen Drama nicht immer glücklich behandelt, die Jamben pochen zuweilen zu stark auf ihr etymologisches Recht zu hinken. Ich habe bei der Lektüre manchmal die Empfindung gehabt, als führe ich in einer altersschwachen Postkutsche über das Pflaster der Stadt, aus welcher ich Ihnen, gnädige Frau, und Ihrem geliebten Meere hiermit in tiefster Verehrung die sehnsüchtigsten Grüße nordwärts sende als Ihr immer ergebener und nimmer zufriedener

Dr. E. Tr.



Plaudereien über die Pariser Weltausstellung.

Vom Orient.

Von W. Calmar.

1867 schrieb ein französischer Schriftsteller gelegentlich des immer größer werdenden Antheils der Fremden an dem Pariser Leben und der Pariser Gesellschaft: „Il faut, aux choses et aux hommes qui veulent garder leur prestige, un peu de mystère et des horizons lointains!“ Ja, um den Dingen ihr prestige, ihren eigenen Zauber zu bewahren, brauchen wir einen entfernten, rosigen oder wolkenschweren Horizont, sich verflüchtigende Linien, un peu de mystère. Kommen die schönsten Stunden einer ersten Liebe dem herzbeklemmenden, wundersüßen Gefühl gleich, mit dem wir sie herannahen sehen? Alles nahe und alles erfüllte ist nur halb, ganz aber ist die Erwartung von etwas unbekanntem und etwas geheimnißvollen. Auch ist uns der Zug nach diesem Geheimnißvollen angeboren und wird, und das ist gut so, immer und ewig die Ursache vieler jugendlicher, dummer Streiche, und aller der Unbedachtsamkeiten und Unvernünftigkeiten bleiben, ohne die das Leben zu verständig und zu — langweilig sein würde. Vive le mystère!

Aber kann es noch bestehen? Nein, möchte der ausrufen, der sich dem Champ de Mars nähert und den Stolz der Pariser, den Eiffelthurm inmitten aller der Kuppeln, Minaretts, flachen, spitzen, schiefen und runden Dächer sich erheben sieht, der in dem Gedränge mit langzöpfigen Chinesen, schmächtigen Anamiten, langsam daher schreitenden Arabern zusammenstößt, dem die Pfahlbauten an dem Seineufer uralte Zeiten zurückrufen, während die wunderbare Eisenkonstruktion des „tour Eiffel“ uns die Architektur einer neuen Zeit, eines neuen âge de fer ankündigt? Giebt es noch etwas geheimnißvolles auf diesem Champ de Mars, wo die Welt in verkleinertem Maßstabe zusammengedrängt zu sein scheint, wo Jahre, Raum, Berge und Meere aufgehört haben, trennend und verhüllend zu wirken? Diese Zusammenfassung ist das Endresultat unseres Jahrhunderts. Amerika ist sehr nah und Japan kaum noch weit. Die chinesische

Mauer zerbröckelt, China hat eine Eisenbahn, Indien Tramways, in Jokohama trinkt man Spatenbräu und in Suez essen die Reisenden Frankfurter Würstchen. Die Welt wird immer kleiner und es wird eine Zeit kommen, wo ein Modejournal den Erdkreis beherrschen wird und die Aschantifrauen denselben Hut tragen wie die Pariserinnen. Alles wird uniform werden und von dieser unheimlichen Prophezeiung ist nichts auszuschließen, als die politischen Tagesblätter.

Auf dem Flächeninhalt von 84 Hektar, welche von den Gebäuden und Gärten der Pariser Ausstellung bedeckt sind, sind Occident und Orient vereinigt. Auch auf früheren Weltausstellungen strömten fremde Völker aus den vier Enden der Welt zusammen, aber mit den immer leichter und billiger werdenden Beförderungsmitteln und der sich entwickelnden, verbreitenden und stets einigenden Bildung mehren sich die Massen der neugierigen und wissensdurstigen Orientalen im weitesten Sinne, die die jetzigen intellektuellen und kommerziellen Mittelpunkte der Erde kennen lernen wollen. Afrika hat eine ganze Straße, Java und Senegambien ganze Dörfer, Anam ein Theater geschickt. Diese Einblicke in die fernen Kulturen sind zum größten Theil auf der Esplanade des Invalides, die von dem Hôtel des Invalides sich bis zur Seine hinzieht, vereinigt, da auf der Esplanade die französischen Kolonien und die unter französischem Protektorat stehenden Länder ausgestellt haben; aber auch auf dem Champ de Mars, wo der tour Eiffel und die Kuppeln der Kunst- und Industrieausstellung sich erheben, findet sich eine durch ihre Originalität sehr reizvolle Partie des Orients, die Straße von Kairo. Diese Straße von Kairo ist so echt, daß sie noch echter ist, als die Straßen in Kairo selbst, die inmitten aller politischen Unruhen und europäischer Beimischungen sich den rein orientalischen Charakter nicht ganz haben erhalten können. Die fränkisch gebauten Häuser stören den gewünschten, ägyptischen Eindruck in Kairo — an der Seine ist der reine Stil zu finden. Der Baron Delord Gléo, dem wir das Vergnügen, an der Seine in Aegypten spazieren gehen zu können, verdanken, hat die verzierten Thüren, die vergitterten Fenster zum Theil aus einer früheren, von europäischem Einfluß noch unberührten Zeit herübergenommen. „La rue du Caire" ist so uneuropäisch, daß sie ordentlich unägyptisch wird. Besonders am frühen Morgen, wenn die Thüren und Läden sich langsam öffnen und die echten Aegypter sich zur Tagesarbeit und zum Tageserwerb bereit machen. Der Eingang in die enge Straße ist fast versperrt durch die Ansammlung der Eseltreiber, die mit ihren weißen, munteren, langgeschwänzten Thieren die ersten Gäste ungeduldig erwarten. Jeder, der Sinn für „Lokalfarbe" hat, bleibt hier stehen. Die schlanken Burschen in ihren langen, blauen Röcken, dem weißen oder rothen Turban um das schwarze Haar geschlungen, den Stecken oder die geflochtene Peitsche in der braunen Hand, lassen die Augen von der größten „Romanschönheit" über die Ankömmlinge schweifen und

suchen nach den zumeist sehr jugendlichen Reitern und Reiterinnen, die auf den ägyptischen Eseln die rue du Caire entlang nach dem tour Eiffel reiten wollen. Es zeigt sich eine kleine Pariserin, sofort entsteht ein Tumult, sechs Eseltreiber drängen sich hinzu, und niemals ist eine Amazone eifriger umstritten worden. Der eine hebt sie auf sein Thier, der nächste entreißt sie ihm, der Beraubte schreit, heult, stampft mit den nackten Beinen wüthend auf den Boden und schlägt unbarmherzig auf seinen unschuldigen Esel los, dem die wunden Flecken ohnehin nicht fehlen, bis der, sagen wir „directeur“ der Eseltreiber den Streit schlichtet, als höchste Autorität die etwas erschrockene kleine Pariserin auf den ersten Esel setzt und nun der Spazierritt wirklich beginnen kann. Wir folgen der Reiterin, aber nicht lange, denn die offenen Läden im Erdgeschoß ziehen uns an. Da sind die Gold- und Silbersticker, der Töpfer, der Conditor, der Antiquitätenhändler, der Vanillen- und der Tabaksverkäufer. Sie alle sitzen in dem fensterlosen, nur durch die Oeffnung nach der Straße zu erleuchteten Raum; meistens sind ihre Waaren auf der Erde ausgebreitet. Neben diesen Läden ist die Hausthür, die oft 200—300 Jahre alt ist und zu deren zierlichen Arabesken die ausgestopften Krokodile über den Thüren einen unschönen Kontrast bilden. Das niedrige Erdgeschoß erscheint durch das Hervorhängen des ersten und letzten Stocks unter dem flachen Dach doppelt gedrückt — das System der ägyptischen Häuser hat etwas von dem der niedersächsischen Holzbauten, nur laufen in Kairo die breiten, hervortretenden Balken oft in Stalaktiten und anderem orientalischen Zierrath aus, und darüber sehen die vergitterten, balkonartigen, unsere Fenster vertretenden Muscharabies hervor. Diese Muscharabies waren für die Aegypterinnen ausgebaut, die durch das Gitterwerk die Straße überblicken konnten, ohne daß ein Auge von draußen die, wie wir vermuthen, sehr schönen Araberinnen, die einst hinter diesen Muscharabies gähnten, wahrnehmen konnte. Jetzt sind diese Fenster nur noch Schmuck und keine Vertheidigung mehr. Dieser Gedanke macht uns um eine sehr anmuthige Illusion ärmer. Um so mehr, als das schöne Geschlecht des Orients spärlich und dann noch nicht einmal sehr vortheilhaft vertreten ist. Selbst auf der Esplanade des Invalides, wohin uns von dem Fuße des tour Eiffel eine Eisenbahn führt, bildet es keinen Hauptreiz, obwohl uns dort alles lockt, der graziöse Minaret des Pavillons von Algier, dessen Inneres in geschmackvoller Anordnung die Produkte des Landes und seine Fortschritte aufweist (wir können das System Fröbel in den arabischen Schulen studiren), das mit schreienden Farben bemalte Haus der Anamiten, die fleischfarbene, plumpe Pagode von Angkor, die luftigen Bambushütten der Javaner. In diesem internationalsten Theil der Ausstellung kann ein Maler sämmtliche Schattirungen der menschlichen Hautfarbe studiren, von dem Weiß des Europäers, das matte Gelb der Javaner und das Braun der Araber hindurch bis zu dem tiefen Blauschwarz der Neger aus Senegambien.

Doch kommen wir wieder auf das schöne Geschlecht zurück. Die wenigen Frauen der Araber, die unter den langgestreckten Zelten wohnen, sind heimwehkrank und gelangweilt und leiden noch mehr als die Männer unter der staubigen Luft der Esplanade, die sie meinen läßt, daß Afrika nicht so heiß wie Europa sei. Der Araber macht aus der Einschließung seiner Frauen, denn der ungalante Muhamed erlaubt diesen bekanntlich nicht, sich zu zeigen, ein Geschäft. Vor dem Zelt befindet sich ein Täfelchen mit der Aufschrift: „Les hommes n'entrent pas! Die Folge dieses Verbots ist, daß das Zelt umlagert ist, sämmtliche Frauen hineinströmen, die Männer vor dem Eingang warten und die Sousstücke in der Hand des wachthabenden Arabers sich mehren. Die verbotenen Früchte sind seit Adam her die süßesten und der, der auf die Neugier der Menschen spekulirt, hat sich noch selten verrechnet. Und was birgt das Innere des Zeltes, gegen dessen Luft die stauberfüllte Atmosphäre der Esplanade uns wie Hochgebirgswehen anmuthet? Drei Frauen, die müde und verdrießlich ihre Spindel tanzen lassen oder schlafen, wenn sie nicht von ihrem Herrn und Gebieter, der oft unerwartet über die absperrende Wand des primitiven Frauengemachs blickt, zu eifriger Arbeit angetrieben werden.

Vor dem maurischen Café kündigt uns ein Neger den Schleier-, Säbel- und Spiegeltanz der algerischen Tänzerinnen. Aber auch hier werden wir enttäuscht. Unsere so oft als kunstlos verschrieenen raschen Polka und Walzer steigen im Werth, wenn wir sie mit den meisten Einzeltänzen der geputzten und geschminkten Araberinnen, Jüdinnen und Negerinnen vergleichen, die, während die Füße langsam vorwärts schreiten oder vielmehr gleiten, bei unbeweglichem Oberkörper eine Art Hüftentanz ausführen, der sich, glaube ich, auch durch das kühnste, künstlerische Prinzip nicht rechtfertigen läßt, und für welchen uns auch die sehr anmuthigen Bewegungen der Arme nicht entschädigen können. Rechnen wir den fragwürdigen Ohrenschmaus der drei angekündigten, verschiedenen Orchester hinzu, so wird unsere Sympathie für dies afrikanische Vergnügen nicht erhöht. Diese Orchester bestehen abwechselnd aus Becken und Pauken, und aus zwei Lauten und einer Violine, zu deren einförmiger Melodie die ausruhenden Tänzerinnen auf dem Boden bemalter Krüge den Takt schlagen und zu deren weiterer Belebung die Negerinnen hinter der vorgehaltenen Hand mit den roth bemalten Nägeln schrille Laute ausstoßen. Da werfe ich lieber einen Blick draußen auf die pikanten Gesichter der Pariserinnen, die doppelt hübsch unter den flachen, mit förmlichem Blumengarten bedeckten Hüten, wie sie dies Jahr Mode sind, hervorschauen, auf die rosigen Wangen der unverkennbaren Engländerinnen und auf alle die Schönheiten der andern Länder unseres Erdtheils, denn unser altes Europa bringt noch überall Schönheiten hervor. Nach unsern Begriffen! Den Javanern erscheinen wir häßlich, da ihr Schönheitsideal eine platte Nase in einem gelben Gesicht ist. Wer weiß überhaupt, was alle diese

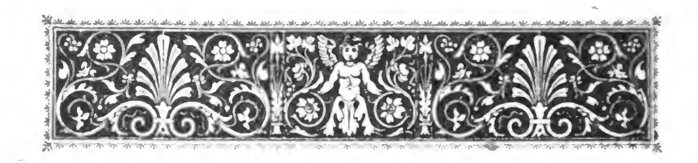
Orientalen abends vor ihren Zelten und Hütten von uns sagen mögen, wenn sie untereinander nicht lieber von sich und ihrer Heimat reden, nach der sie sich zurück sehnen, wenngleich sie ihr heimatliches Leben so weit als möglich in Paris fortführen, in Handwerk, Beruf und Familie. Auch fehlen die großen Familienereignisse nicht. Ein Kabylenkind ist auf der Esplanade geboren und auf der Pariser Mairie als parisien-ben-Baehier angemeldet; eine kleine Indianerin schläft auf dem Friedhof in Passy. Aber die Thränen und Freudenrufe des Einzelnen verlieren sich in dem internationalen Lärm des Ganzen und die gegenseitige Unkenntniß der Sprache hindert das Hineinleben in den fremden Kreis. Der lieblichste Dolmetsch sind die Kinder, die die Aufmerksamkeit in hohem Maße in Anspruch nehmen. Auch das wird von den Eltern als Spekulation benutzt, und ein zweijähriges Kabylenkind küßt mit Eifer die Hand eines jeden, der ihm ein Kupfergeld überreicht und zieht mit noch größerem Eifer an den Röcken und Taschen der säumigen Geber.

Persien hat sich, obwohl es offiziell ausstellt, auf eine Verkaufshalle beschränkt, aber der hohe, dicht vor dem Eingang in die rue du Caire befindliche Raum mit dem moscheeartigen Eingang zieht doch unwiderstehlich an, zuerst durch die in Europa ja längst bekannten persischen Teppiche, deren sanfte, satte Farbenharmonie von den breiten Wänden doppelt verführerisch herableuchtet, dann durch das bunte und reiche Gemisch von Antiquitäten, Waffen, Kleidern, Krügen und allerlei alten Malereien und Schriften, die zum Theil in europäischen Museen und Privatsammlungen ihren endgiltigen Platz finden werden. Unter den angegebenen Namen der Käufer begegnen wir wiederholt dem des Kensingtonmuseums.

Persien ist aber noch einmal, und zwar im historischen Sinne, vertreten in der Abtheilung der Geschichte der menschlichen Wohnungen, die ein ebenso originelles, wie amüsantes Bestandtheil der Ausstellung bilden. An der Seine entlang ziehen sich, in allerdings willkürlichem Gemisch und in zum Theil verkleinertem Maßstab, 39 Bauten aus allen Ländern und Zeiten hin, ein russisches Holzhaus und ein pelasgischer Felsenbau, ein Palast der Inkas und ein Zeltwagen der Hunnen, ein schloßartiges Gebäude der Renaissancezeit und ein Indianerzelt. Unter ihnen erhebt sich ein persischer Palast, aus Darius' Zeiten, der nach den Angaben des durch seine Reisen in Persien bekannten Ehepaars Dieulafoy gemacht worden ist, wie denn der Erbauer der Habitationsreihe, M. Garnier, der bekannte Architekt der großen Oper, sich mit seiner schwierigen, vielfarbigen Aufgabe an die ersten Autoritäten gewandt hat. Madame Dieulafoy, die auf ihren Orientreisen Geschmack für die für ihre damaligen Zwecke sehr vortheilhafte Männerkleidung bekommen hat, hat sich vom französischen Gouvernement die Erlaubniß ausgebeten, dieselbe auch in der Heimat tragen zu dürfen, und so erscheint sie in den Pariser Salons mit kurz geschorenem Haar, das rothe Bändchen (denn sie ist kürzlich dekorirt worden) im Knopfloch des modernen

Ueberrocks, den Cylinderhut in der Hand. Madame Dieulafoy weiß aber eben so gut als „femme charmante“ eine Saloncauserie zu führen, als in ernster Arbeit die Ergebnisse ihrer Reisen zusammenzufassen, wie ihre Bücher über Persien und speziell über Susa zeigen. Wir sind also sicher, an der Seine einem persischen Palaste reinen Stils zu begegnen. Der rundbogige, mit blauen Steinen gezierte Eingang führt in einen kuppelbedeckten Raum, der, als Gastzimmer dienend, mit niedrigen Divans und nicht höheren Tischen besetzt ist, an ihn stößt eine langgestreckte Verkaufshalle mit einem persischen Büffet. Denn verkauft wird mit wenigen Ausnahmen in all diesen historischen Bauten — in dem hebräischen Hause, das mit seinem flachen Dach und dem abgestumpften Dreieck der Thüröffnung uns die Zeit 1000 vor Christus zurückrufen soll, in dem schlanksäuligen ägyptischen Bau aus Sesostriszeiten, in dem blendend weißen arabischen Hause, wo wir wieder den jedem Großstädter aus orientalischen Bazaren bekannten Objekten, gelben Lederpantoffeln, Rosenöl, Filigranbroschen und Seidentüchern begegnen. Ueberall ist der geschäftigste Handel. Ein besonderes Charakteristikum für jedes Volk bilden die Getränke; man servirt nach Wunsch arabischen und persischen Kaffee, japanischen und indischen Thee, altgermanischen Gerstensaft, Branntwein aus Datteln und endlich überall das siegreiche Bier; le bock, wie der Franzose es nennt, das eine unwiderstehliche und darum immer weiter um sich greifende Macht ausübt. Wir begegnen dem „bock“ überall, in Persien und in Java. Das Bier ist das internationalste Getränk der Ausstellung. Der Geschmack ist nun einmal unser modernster Sinn, und unser hastig arbeitendes und hastig lebendes Geschlecht verlangt, vielleicht als Gegengewicht, das nährende, einschläfernde und zugleich erfrischende Bier. An den Seiten der mächtigen Hauptgebäude ziehen sich die Brauereien hin, holländische, schweizer, französische und Pariser, auf der Esplanade des Invalides leuchtet der weiße Zettel mit dem „bock“ dem durstigen Ausstellungswanderer überall entgegen. Was würden freilich die Münchner Maßkrüge neben dem allzu zierlichen „bock“ für eine Figur machen? Goliath und David! Und in diesem Fall hat Goliath obenein noch einen viel besseren Gehalt als David. Wie dem aber auch sei, unsere ausstellungsmüden Glieder und unsere vom Orient gesättigten Augen heißen nichts so sehr willkommen, wie den universellen „bock“.





Die Erzählung eines Freiwilligen.*)

Von Graf Leo Tolstoi. — Uebersetzt von Ewald Paul.

I.

„Ich komme soeben vom Obristen", antwortete auf meinen erstaunten Blick der Kapitän Hlopoff, der im langen Ueberrock mit Epauletten und darübergeschnalltem Säbel erschien, in einer Uniform, die ich seit meiner Ankunft im Kaukasus an ihm noch nicht gesehen hatte. „Unser Bataillon wird sich morgen in Marsch setzen."

„Wohin?"

„Nach N .... Für dort ist die Vereinigung der Truppen festgesetzt."

„Und dann wird man den Feldzug beginnen?"

„Ohne Zweifel. Ich weiß nichts gewisses. Gestern Abend hat man mir die Ordre des Generals überbracht: das Bataillon hat sich morgen in Marsch zu setzen und einen zweitägigen Proviant mitzunehmen. Wohin, warum und für wie lange, danach zu fragen, ist nicht unsere Sache."

---

*) Graf Leo Tolstoi zählt seit langem zu den bedeutendsten Schriftstellern Rußlands, aber nur sehr wenige seiner vielen Produkte sind über die Grenzen des Ursprungslandes hinaus bekannt geworden. Selbst in Frankreich, wo man doch sonst alles neue an russischer Literatur zuerst übersetzt und in ungezählten Auflagen zu verschlingen liebt, ist nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil der Tolstoischen Muse bekannt geworden. Eine Erklärung dafür liegt zunächst im Autor selbst, denn Tolstoi ist in gewissen Dingen ein Sonderling, der es nicht liebt, mit dem Auslande in Berührung zu treten, einer von den Russen, die das Heil ihres Landes aus sich selbst heraus erwarten und die Abgeschlossenheit desselben billigen, weil sie fürchten, daß der freie Einfluß des Auslandes ein für ihre Heimat schädlicher sein werde. Tolstoi pflegt so wenig als möglich Verkehr mit außerrussischen Schriftstellern, und was von seinen Schriften im übrigen Europa bekannt wurde, ist zumeist durch irgend einen seiner Freunde vermittelt worden. Er selbst kümmert sich nicht darum, dabei darf man aber nicht glauben, daß Tolstoi ein Fanatiker sei. Vielmehr ist er ein Mensch, der die Sitten und Unsitten unserer Zeit scharf zu zeichnen vermag und der das Gute und Schöne liebt, das Schlechte aber aufrichtig bekämpft. Seine Romane, durch die er zunächst berühmt geworden, enthalten viele großartige, packende Schilderungen des Lebens und Treibens seiner Heimat. Man kann zumal den Charakter

„Und kann ich Sie begleiten?“

„Gewiß, Sie können es, aber zu welchem Zwecke? Das heißt vielleicht Ihr Leben daran wagen.“

„Verzeihen Sie mir, Kapitän, aber das ist nun schon ein Monat, daß ich hier weile, um auf die Gelegenheit zu passen, die sich nun endlich bietet; wollen Sie, daß ich sie vorbeigehen lasse?“

„Eine traurige Neugierde das. Es verlangt Sie, zu wissen, was der Krieg ist. Wohlan, lesen Sie die Erzählungen von Michaïloffsky, Danilewsky — Sie werden darin alle Einzelheiten finden.“

„Was man in Büchern darüber schreibt, ist nur eine schwache Annäherung der Wirklichkeit.“

„Das ist also das Gemetzel, welches Ihnen fehlt?“

Aergerlich, daß mich der Kapitän nicht verstand, antwortete ich ihm nicht mehr. Ich hatte seine Bekanntschaft im Kaukasus gemacht, aber seine Mutter kannte ich schon von daheim. Sie besaß ein kleines Gut in der Nähe des unserigen. Vor meiner Abreise machte ich ihr einen Besuch; die gute Frau nahm mich mit Freuden auf und anvertraute mir für ihren Poschenka — so nannte sie den alten Kapitän — eine Ikone (Muttergottesbild) mit folgenden Worten:

„Bringen Sie sie ihm. Als er in die weite Welt ging, that ich einen Schwur, diese Ikone anfertigen zu lassen, wenn er mir munter und gesund bliebe. Darüber sind nun achtzehn Jahre vergangen und die Jungfrau Maria hat immer Erbarmen mit ihm gehabt: er ist nicht ein einziges Mal verwundet worden und doch hat er so viele Schlachten mitgemacht! Uebrigens weiß ich alles, was ich von ihm weiß, durch andere, denn er selbst schreibt mir nichts von seinen Feldzügen, aus Furcht, mir zu viel Sorge zu machen.“

Ich erfuhr später, daß der Kapitän mehrmals schwer verwundet war, aber er hatte sich wohl gehütet, seiner alten Mutter dies wissen zu lassen.

„Wenn er diese Ikone immer bei sich trägt, wird ihn die heilige Mutter Gottes vor Gefahr und Tod schützen.“

---

der Russen, der vornehmen wie der geringen, daraus erkennen lernen. Tolstoi ist nicht verschwenderisch in Landschaftsmalereien und er liebt auch die vielen Worte bei Personenbeschreibungen und sonstigen Schilderungen nicht. Alles ist bei ihm kurz, klar, gemessen. Jedoch er ist ein tiefer Psychologe. Sein Verständniß der menschlichen Seele verräth sich überall, in seinen großen Romanen, seinen vielen kleinen Novellen und den winzigen Studien, die er in den letzten Jahren geschrieben: Wunderbar ergreifend ist z. B. der Untergang eines edeln, aber verführten Menschen, in den Mittheilungen „Aus dem Tagebuche eines Marqueurs“ dargestellt. Wenige, scheinbar flüchtige, aber doch gründliche Striche geben das ganze Gemälde, das voller Lebenswahrheit ist und den Menschen von Herz und Gemüt unfehlbar erschüttert. Das Gleiche läßt sich von der kleinen Skizze sagen, die wir heute unseren Lesern vorführen. Sie führt uns in die russischen Eroberungen, zum Kaukasus, entrollt uns ein Bild des militärischen Lebens daselbst, giebt uns eine grausige Kampfesschilderung und alles das in wenigen Worten, kurzen Sätzen, die das, was klargelegt werden soll, schnell vor uns aufbauen. Hinter der nüchternen Wahrheit, mit der Tolstoi seine Feder hier handhabt, verleugnet sich dennoch nicht seine warme, herzliche Menschenliebe

Als ich dem Kapitän die Worte seiner Mutter wiederholte und ihm dabei die Ikone überreichte, drückte er sie andächtig an die Lippen und wickelte sie sorglich in Papier. Dann näherte er sich dem Fenster und mir schien es, als ob er zu lange Zeit zum Stopfen seiner Pfeife verwende.

„Brave Alte!" murmelte er, „wird mir Gott die Gunst gewähren, sie wiederzusehen?"

In diesen einfachen Worten lag eine ganze Welt von Trauer und Zärtlichkeit.

Am andern Morgen, gegen vier Uhr, weckte mich der Kapitän. Er steckte in einem abgenutzten Ueberrock ohne Epauletten, trug sehr weite Beinkleider und einen Tscherkessensäbel quer über dem Rücken. Ich ließ ihn nicht lange warten und bald durchschritten wir die Barrieren.

Das kleine weiße Pferd, welches er bestieg, ging in kurzem Trab und gesenkten Kopfes vorwärts. Der gute Kapitän selbst hatte eine wenig heroische Haltung; aber seine schier geringschätzige Gleichgiltigkeit und seine unstörbare Ruhe beherrschten ihn unfreiwillig.

Das Bataillon hatte bereits einen Vorsprung von etlichen Kilometern und erschien in der Ferne als ein wimmelnder Haufe. Man erkannte die Fußsoldaten an den Lanzen, die sich gleich ungeheuren Nadeln glänzend vom Himmel abhoben; hin und wieder verirrte sich der Ton eines Soldatenliedes bis zu uns; das Murmeln der Trommeln mischte sich mit den hellen Lauten des Signalhorns.

Der Weg führte durch einen tiefen und breiten Hohlweg am Rande eines kleinen Flusses, welcher lustig dahinrauschte. Die Strahlen einer röthlichen Sonne schmeichelten mit dem grauen Gestein, dem gelbgewordenen Moos, dem wilden Geißblatt und dem epheuumrankten Hornstrauch und überzogen die Erhabenheiten mit Flecken matten Goldes, während die andere Seite der Schlucht von Nebel verschleiert war, der in weißlichen Wellen kreiste und dessen regellose feuchte Schichten vom matten Himmelblau zu düsterm Violett, vom Silbergrau zum graugelben Blattton übergingen, um dann ihre Milchfarbe wieder anzunehmen. Die Grillen ließen sich gleich unsichtbaren Glöckchen in der Luft hören. Man fühlte den wohlthuenden Duft des Wassers, des Grases und Nebels in harmonischer Vereinigung.

Der Kapitän schien mir mehr als gewöhnlich nachdenklich und ließ selbst seine kurze Pfeife unberührt in der Tasche; er spornte sein Roß, das gemächlich hinüber und herüber getrabt war und kaum eine Spur im feuchten hohen Grase zurückließ. Ein Fasan stieg, vom Pferde aufgescheucht, mit jener eigenthümlichen Lockung empor, die den Jäger in Aufregung versetzt. Der Kapitän achtete nicht darauf. Wir waren schon dicht am Bataillon, als ein ganz junger Offizier vorbeieilte und dem Vogel einen Blick und dem Kapitän ein Lächeln zuwarf. Ich hatte nur Zeit zu bemerken, daß er schöne schwarze Augen, eine gerade Nase und ein leichtes Bärtchen um seine rothen Lippen hatte.

„Wohin läuft nur jener Narr noch?" brummte der besorgte Kapitän.

„Wer ist es denn?"

„Alauin, Subaltern-Offizier meines Regiments ... Er ist erst einige Monate im Dienst."

„Das ist gewiß das erste Mal, daß er ins Feuer kommt?"

„Darum ist er auch so vergnügt", murmelte der Kapitän, in Gedanken versunken. „O, die Jugend!"

„Ich für meinen Theil verstehe die Freude, welche der erste Kampf verursacht", sagte ich.

„Freuen? Worüber denn? Warten Sie ab, wenn Sie erst einige Feldzüge hinter sich haben, wird sich diese Begeisterung schon legen. Sie sehen, wir sind jetzt zwanzig Offiziere, Gott weiß, ob ein einziger von dort zurückkehrt."

Die Hitze wurde erstickend. Die Sonne war im Zenith, der Nebel zerstreute sich. Die Soldaten tummelten sich auf dem Wege herum, wenig bedrückt vom Gewicht der Tornister und Flinten; man hörte Lachen und Gesang. Etliche alte Unteroffiziere gingen, die Pfeife zwischen den Zähnen, am Rande der Straße. Drei bepackte Wagen rollten, Staubwolken aufwühlend, schwer dahin. Mehrere Offiziere veranlaßten ihre Pferde zu Kraftstücken. Etwas weiter ab, an der Spitze eines Infanterie-Regiments, zeigte sich zu Schimmel und von tartarischen Reitern umgeben, ein junger, hochgewachsener Offizier, der durch seinen verzweifelten Muth, wie durch die Kühnheit, mit der er jedem ohne Umstände die Wahrheit sagte, wohlbekannt war. Er trug einen Waffenrock mit Silbertressen und eine hohe Tscherkessenmütze. Pistolen hingen am Sattel und Dolche glitzerten in seinem breiten Gurt. Man konnte aus seiner Kleidung und Haltung ersehen, daß er als echter Tartar erscheinen wollte. Er sprach zu seinen Gefährten in einem Idiom, das mir unbekannt war, aber ihre halberstaunten, halb spöttischen Blicke zeigten mir, daß sie es nicht viel mehr verstanden als ich.

Das war eine der bei uns so häufigen Erscheinungen, die nach den Helden Lermontoffs und Marlinskys zugeschnitten sind.

Der Lieutenant zum Beispiel liebte genau genommen die gute Gesellschaft, die ehrenhaften Weiber, da er im höchsten Grade tugendsam war, aber er hielt es für seine Pflicht, gegenüber den Generälen und anderen Würdenträgern anmaßend zu sein — ein wenig arrogant auf alle Fälle — und wenn irgend eine junge Dame in der Festung ankam, liebte er es, mit weiter nichts als einem rothen Mantel bekleidet und Sandalen an seinen nackten Füßen vor ihren Fenstern zu promeniren. Es kam mir so vor, als ob er dies hauptsächlich thue, um die Weiße und Kleinheit seiner Füße zu zeigen und um zu beweisen, wie hübsch es wäre, ihn zu lieben, natürlich, vorausgesetzt, daß es ihm gefalle, dies zu gestatten. Er trug immer eine große Ikone um den Hals gehängt und einen großen Dolch, den er mit zu Bett nahm. Er sah unaufhörlich Feinde und bildete

sich ein, daß die dem menschlichen Geschlecht dargebrachte Verachtung, Haß und Rache die höchsten Gefühle seien. Aber seine Geliebte, eine Tscherkessin, sagte, daß er der beste, sanftmüthigste Mensch sei, der alle Abende auf den Knieen sein Gebet verrichte.

Er hieß Rosenkranz, sprach aber oft von seiner Abstammung und behauptete reinblütiger Russe zu sein.

Am Ufer eines Baches machte das Regiment Halt. Die Soldaten warfen die Flinten ins Gras und machten sich, durstig wie sie waren, mit Gier über das Wasser her. Der Commandeur setzte sich auf eine Trommel und begann sein Frühstück in Gemeinschaft anderer Offiziere. Der Kapitän streckte sich unter einem der Karren ins Gras. Lieutenant Rosenkranz und einige andere junge Offiziere, unter denen sich Alauin befand, schickten sich an, gefüllten Gläsern zuzusprechen. Mehr zur Seite befand sich eine Gruppe Offiziere, welche Karte spielten.

Ich lauschte den Gesprächen und beobachtete den Ausdruck der Gesichter, aber auf keinem derselben vermochte ich eine Spur jener Unruhe zu entdecken, die mich erfüllte; das Scherzen, Lachen und Erzählen drückte eine bewundernswürdige Nachlässigkeit aus und eine völlige Gleichgiltigkeit gegenüber der Gefahr, die alle diese Sorglosen liefen, von denen möglicherweise kein einziger lebend diese Straße wieder passiren würde.

Um sieben Uhr abends langten wir in der Festung N ... an.

II.

Nachdem ich mich ausgeruht und etwas Toilette gemacht, besuchte ich einen Adjutanten, den ich seit langem kannte, um ihn zu bitten, daß er dem General meinen Wunsch, den Feldzug mitzumachen, mittheile.

Eine elegante Karrosse, ein kokettes kleines Hütchen und ein rosiges frisches Gesichtchen flogen an mir vorüber. Aus dem halbgeöffneten Fenster des Commandantenhauses drangen die Töne irgend einer Polka — Lisa oder Katia — an mein Ohr, einem alten verstimmten und verrosteten Klavier entlockt, das unstreitig das einzige war, welches die Festung besaß.

An der Thür eines Weinhändlers sah ich eine Gruppe Beamter, die zu Tische saßen, Cigarren rauchend und lebhaft diskutirend.

„Entschuldigen Sie“, sagte der Eine, „aber in Dingen der Politik ist Maria Gregoriewna nicht leicht zu übertrumpfen.“

Ein älterer Jude von gebückter Figur führte einen beladenen Karren, der über die spitzigen Steine der Vorstadt dahinholperte. Zwei Frauen in steifgestärkten Röcken, ein farbiges Seidentuch auf dem Kopfe und einen Vorrathskorb in der Hand, entfernten sich langsam; weiter hin zeigten sich zwei junge Mädchen, die eine in Rosa, die andere in Blau, entblößten Kopfes auf der Schwelle eines kleinen Häuschens und mühten sich, Triller von gezwungener Fröhlichkeit in die Luft steigen zu lassen, augenscheinlich mit der Absicht,

durch diese zitternden Pfeile die Ohren, wonicht die Herzen der Offiziere zu erreichen, die gleichgiltig unter dem energischen Liebäugeln der Schönen wie unter dem feindlichen Feuer vorübergingen.

Ich fand den Adjutanten des Generals im Erdgeschoß von des letzteren Hause. Er sagte mir, daß es keine Schwierigkeiten habe, die Erlaubniß zu erhalten. Im selben Augenblick hielt die Karrosse, die ich bereits in der Vorstadt flüchtig gesehen, vor dem Hause.

Der Adjutant sprang auf, warf mir im Fluge ein „Pardon" zu und stürzte, seinen Ueberrock zuknöpfend, die Treppe hinauf. Einige Augenblicke darauf erschien ein Mann von kleiner Statur, aber mit energischem Gesicht, bürgerlich gekleidet und ein einfaches weißes Kreuz im Knopfloch, näherte sich der Karrosse und öffnete den Kutschenschlag ein wenig. Das war der General.

In seinem Auftreten zeigte sich ein völliges Selbstvertrauen.

„Guten Abend, Komtesse", sagte er, eine kleine, in engen schwedischen Handschuhen steckende Hand drückend, die sich ihm entgegenstreckte.

Sie sprachen leise und ich konnte nur die folgenden Worte verstehen:

„Sie wissen, daß ich das Gelübde abgelegt habe, die Ungetreuen zu bekämpfen, nehmen Sie sich in acht, es zu werden."

Ein kurzes, schlaues Lachen und ein schmeichelnder Zug um den rosigen Mund waren die Antwort darauf.

„Adieu also, General."

„Nein, auf Wiedersehen", sagte er, auf das Trittbrett tretend, „ich lade mich selbst zur morgenden Abendgesellschaft ein."

Die Karrosse entfernte sich. Das ist ein Mensch, dachte ich bei mir, der alles hat: Rang, Reichthum, Bekanntschaft, und dieser Mensch bedauert am Vorabend eines blutigen Kampfes das Leben nicht, lacht und scherzt mit einem reizenden Weibe, ohne, wie es scheint, sich darum zu kümmern, daß ihm vielleicht der kommende Tag gar nicht mehr gehört.

Beim Adjutanten traf ich den blutjungen, überaus schüchternen Lieutenant R., dessen Gesichtszüge eine fast weibliche Offenherzigkeit kundthaten und der soeben aus Unwillen darüber, daß ihm die Chefs nicht zur Theilnahme am Kampfe berufen, sein übervolles Herz ausgeschüttet hatte. Er sagte, daß es schlecht wäre, ihn eine so grausame Ungerechtigkeit anzuthun, daß dergleichen unkameradschaftlich gehandelt wäre und er sich dessen erinnern werde. Nicht eine Spur von Verstellung in seinen glänzenden Augen, auf seinem erregten Gesicht; er war bis in die Seele hinein empört, daß er die Erlaubniß nicht erhalten hatte, auf die Tartaren schießen und sich ihrem Feuer aussetzen zu dürfen. Er erschien mir wie ein Knabe, der verdrossen ist, weil man ihm ungerechterweise die Ruthe gegeben hat. Ich fing an, von alledem nichts mehr zu verstehen.

Gegen zehn Uhr abends setzten sich die Truppen in Bewegung. Die unerträgliche Hitze des Tages hatte einer angenehmen Frische

Platz gemacht. Der unsichere, sich über das gestirnte Blau des Himmels ausbreitende Schimmer eines eben aufgehenden Mondes begann allmählich auf die Erde herabzusinken; die Lichter des Dorfes richteten gleich runden, funkelnden Augen ihre schwankenden Blicke auf uns. Die langen schwarzen Schatten der Häuser zeichneten sich geheimnißvoll längs des Weges und quer durch die kalkgetünchten Strohhütten, welche wie weiße Bräute im dichten Buschwerk der Birken, Linden und Platanen auftauchten. Die Frösche stimmten ihren Gesang auf dem kristallenen Grunde eines Teiches an. Verstohlene Schritte, verworrenes Geflüster, Wiehern, Gebrüll, Vogellaute mischten sich mit einem Walzer von Strauß und der weichen Tonklage einer ukrainischen „Dschuanka."

Ich dachte — ja, an was dachte ich denn? An nichts vielleicht. Der Ort und die Zeit machten für die Träumereien ohne Namen und Gegenstand empfänglich. Der Nachtrab war noch in der Festung. Ich bahnte mir mit Mühe einen Weg durch die Wagen, die Kästen, die aufgeschichteten Trommeln und die in Haufen gruppirten, ihre Befehle schreienden Offiziere. Nachdem ich das Thor der Festung durchschritten, überholte ich die Truppen, die sich wie eine aus Körpern zusammengesetzte Mauer in der Ausdehnung von mindestens einer Werst vorwärts bewegten, und erreichte den General und seinen Adjutanten. Zur Seite der Kavallerie und der stolz auf ihre dickbäuchigen Geschütze gelagerten Artilleristen trafen etliche deutsche Worte eines Soldaten mein Ohr.

Die Dunkelheit nahm immer mehr zu. Gewaltige, bizarre Thiere, ungestaltete, formlose Ungeheuer schienen den Weg zu beleben und nur allmählich gewöhnte sich mein Auge daran, inmitten dieser seltsamen Visionen ganz einfache Büsche und Bäume, gehauenes Holz und Haufen viereckiger Steine zu entdecken.

Das Regiment marschirte taktmäßigen Schrittes dahin, in düsterem Stillschweigen, welches nur durch das Aufschlagen der Pferdehufe, durch das Gerassel der Flintenkolben und Säbel und das schwerfällige Geholper der Kanonen beeinträchtigt wurde. Menschen und Thiere schienen sich zu verstehen und bemühten sich, selbst dem all zu lärmenden Athem ihrer keuchenden Brüste Einhalt zu thun.

Die Natur athmete Schönheit, Frieden und Kraft.

Ist es möglich, daß den Menschen unter diesem so unendlichen Himmel, der so voll von Frieden ist, zu enge wird? Wie kommt es, daß in Gegenwart dieser beschützenden Natur der Haß im Menschenherzen wüthet? Wie kommt es, daß diese Liebe, die die geheimnißvollen und schmeichelnden Mahnungen und Laute der Natur durchschauert, den verheerenden Dämon nicht bezwingt, der uns beunruhigt und uns auf unsere Brüder wirft?

III.

Wir wanderten bereits seit mehr als zwei Stunden. Eine Schlafsucht begann sich meiner zu bemächtigen, als plötzlich ein in

die Länge gezogenes Brausen an mein Ohr schlug. Es kam von einem Flusse, der von den Höhen der Berge auf die Steine des abschüssigen Weges hinabfiel, welcher sich entlang des engen Thales, in das wir uns hineindrückten, hinzog. Auf dem schwarzen Untergrunde des Gebirges entzündeten sich in verschiedenen Richtungen Feuer, welche alsbald im tiefsten Schatten erloschen.

„Was bedeuten diese Feuer?“ fragte ich einen Tartaren.

„Es ist das Zeichen, daß die Russen herannahen.“

„Wie, man weiß also in den Bergen bereits, daß das Regiment im Anmarsch ist?“

„Und warum sollte man es denn nicht wissen?“ antwortete er ganz naiv.

Als ich zum Himmel aufschaute, sah ich die Sterne erbleichen und im Osten verlöschen und den grauen Tag anbrechen. Aber im Thale war es noch feucht und düster.

Plötzlich durchbrachen einige feurige Streifen die Dunkelheit; im selben Augenblick pfiffen Kugeln durch die Luft und schlugen mit schwachem Lärm auf den feuchten Boden auf, während rollende Schüsse einander folgten und sich mit den stoßweisen, kurzen und dringenden Befehlen der Anführer vermischten. Schmerzensschreie schwangen sich bald in die von kreiselnden Rauchwolken verworrene Luft.

Plötzlich hörte aller Lärm auf. Der General rief den Tartaren, welcher uns als Späher diente, und sprach mit ihm lange mit leiser Stimme. Dann befahl er in gedämpftem, aber bestimmtem Tone:

„Kolonel Hossanoff, lassen Sie die Kette schließen!“

Die Morgenröthe zog aus dem grauen Osten herauf, weißliche Dämpfe erhoben sich über dem Flusse. Der Späher bezeichnete den Ort, wo man das Wasser in einer Furt passiren könnte.

Das Wasser stieg bis an den Hals der Pferde und riß sich mit außerordentlicher Gewalt aus der Einklammerung des weißen Gesteins los, indem es um die Beine unserer Reitthiere schäumende, sprudelnde Kreise bildete. Die überraschten und erschreckten Thiere spitzten die Ohren, aber suchten, gleichsam im Instinkt, daß sie eine Pflicht zu erfüllen hätten, mit Sorgfalt einen Weg auf dem unebenen Boden des Gewässers. Die Infanteristen, welche nur noch ihre Hemden auf dem Leibe trugen, hielten die Flinten und Kleider über dem Wasser und hielten sich zu zwanzigen aneinander, um gegen den Strom zu kämpfen, der sie hin und herwarf. Die Artilleristen jagten ihre Pferde in dreifachem Galopp und unter lautem Zurufen in das Wasser.

Sobald man den Fluß durchquert hatte, wandte sich der General, von der Kavallerie gefolgt, einem Hügel zu, der auf einer Seite durch einen kleinen Wald maskirt war. Die Kosaken bildeten die Kette im Halbrund.

Im Walde erschienen Schatten, die sich vervielfältigten.

„Das sind die Tartaren“, sagte einer der Offiziere.

Plötzlich löst sich ein Strom von Rauch wirbelnd hinter einem Baume ab. Dann ein anderer weiterhin und bald mischen sich Rauchwolken auf der ganzen Länge des Gehölzes. Unsere häufigen Schüsse beantworten und ersticken diejenigen des Feindes. Die verirrten Kugeln schlagen, wie außer sich gerathen und mit einem Gebrumme gleich dem Fluge einer Biene, um uns herum nieder. Die Infanteristen schließen die Reihen.

„Befehlen Excellenz, daß die Kavallerie vorgehe?“ fragte der Oberst Hossanoff, die Hand am Käppi, den General. Winke wurden sichtbar. Er bezeichnete ein abgetrenntes Corps berittener Tartaren, an deren Spitze zwei Reiter auf weißen Pferden große Stöcke emporhielten, von denen Stücke rothen und blauen Stoffes herniederwehten.

„Mit Gott, Oberst!“ sagte der General, ohne eine Miene zu verziehen. Hossanoff machte einen Satz rückwärts, dann streckte er seinen Säbel in die Luft und entfernte sich mit dem Rufe:

„Hurrah, meine Kinder, Hurrah!!!

„Hurrah . . . Hurrah . . . Hurrah . . .“, erklang ein anderer Ruf vibrirend, sausend, mit durchdringender Kraft und voller Freude aus den Reihen hervor und die Reiterei stürzte mit verhängten Zügeln ihrem Obersten nach.

Man sah zu, angehaltenen Athems. Da — ein Zeichen, ein anderes, ein drittes . . .

Der Feind wartet den Angriff nicht ab, sondern zieht sich in das Innere des Waldes zurück, von wo aus er Feuer giebt. Die Kugeln fliegen schneller herum . . . sie häufen sich mehr auf ihren Kreuz- und Quersprüngen.

„Welch' köstlicher Anblick!“ sagte ruhig der General, ebenso ruhig, ebenso lächelnd, als wenn er am Kutschenschlage der jungen Komtesse stände. Dabei läßt er seinen Rappen einen Kreis schlagen.

„Der Krieg in einem so schönen Lande ist ein wahres Vergnügen“, antwortet der Major.

„Und zumal in guter Gesellschaft“, erwiderte höflich der General.

Der Major verneigt sich.

Und die Kugeln pfeifen immer noch, der Rauch wird dicker und dicker.

Der Oberst nähert sich von neuem dem General und auf den Befehl seiner Exzellenz hin wiederholt sich die Attaque. Die Trompeten erzittern, in geschlossenen Reihen, in Staubwolken, die Säbel in der Luft, so stürzt sich die Kavallerie zum Handgemenge auf den Feind.

Eine Kanonenkugel fliegt mit nachhallendem, rauhem Zischen vorüber; ein Soldat stürzt röchelnd in einen Blutstrom. Dieser Schrei packt mich so stark, daß das prächtige Bild der Schlacht seinen Glanz verliert. Aber niemand außer mir scheint ihn beachtet zu haben. Der Major lacht so herzlich, der Adjutant pfeift einen lustigen Refrain und der General, immer huldvoll, immer lächelnd, spricht mit dem Kapitän.

„Soll ihr Feuer erwidert werden?“ fragt der herbeigeeilte Befehlshaber der Artillerie.

„Gewiß, flößen Sie ihnen Furcht ein!“ gegenredet der General, indem er sich eine Cigarre anzündet.

Man fährt die Batterien auf; die Bronzeschlünde speihen nun ihre Blitze.

Unsere Truppen sind siegreich. Der feindliche Aul ist genommen. Der chaotische Lärm der Stimmen schwillt gleich einer ansteigenden Flut zu einer Tonleiter fremdartiger Töne an und erfüllt den verlassenen Aul. Dort hört man das Geräusch eines Daches, welches unter den Schlägen unserer Aexte einstürzt, hier ist es eine Thür, welche man einschlägt, weiterhin lodern die Flammen einer angezündeten Scheune zum Himmel. Feuer! Massakre! Das gebührt dem Feinde! . . . Man hat Hunger, ein Kosake zieht, stolz auf seine Beute, einen Sack Mehl nach sich; ein anderer schleppt einen Topf Milch, ein dritter zwei erschreckte Hühner. Keine Spur militärischer Straffheit, alle sind jetzt gleich. Das Regiment ist in vollster Unordnung, die Goldepauletten und die einfachen blauen Waffenröcke berühren sich brüderlich. Der Kapitän sitzt auf einem Bretterhaufen und raucht seine daghestanische Pfeife. Die hohe Gestalt des Lieutenant Rosenkranz erschien bald hier, bald da; er hatte das Aussehen eines vielbeschäftigten Menschen.

„Der Feind war zahlreich, nicht wahr, Kapitän?“

„O, durchaus nicht. Das nennen Sie Feind? Heute Abend im Augenblick des Rückzuges wird man uns von da oben her — er zeigte auf den Wald — das Geleit geben. Sie sollen sehen — es wird heiß werden.“

Der General zog zuerst von dannen, an der Spitze der Kavallerie. Das Bataillon, bei dem ich mich befand, bildete den Nachtrab. Die Abtheilungen des Kapitän Hlopoff und des Lieutenant Rosenkranz schlossen sich zusammen.

Die Worte des Kapitäns verwirklichten sich. Kaum waren wir in eine enge Schlucht, die auf allen Seiten von ausgewachsenem Hochwald eingefaßt war, eingetreten, als bewaffnete Bergbewohner zu Fuß und zu Pferde, die Flinten auf uns gerichtet, wie böse Geister in der Nacht ringsum erschienen.

Der Kapitän zog seinen Säbel und bekreuzte sich fromm. Etliche alte Soldaten thaten desgleichen. Es schien wirklich ernst zu werden. Die wilden Angriffsschreie: Jaï Dshaur! Urus jaï! wurden in der Masse dieser fanatisch-blickenden, fest an die Hälse ihrer Pferde liegenden Menschen laut. Das waren Todesrufe. Wer wird der Auserwählte sein? Die Schüsse rauschten, kurz, trocken, Schlag auf Schlag, zischend wie Vipern. Die Unseren antworteten durch Rottenfeuer, dann durch Haubitzgranaten.

Das feindliche Feuer schien zu erlöschen und dann erbitterter wieder aufzuleben; das Angriffsgeschrei wird wilder. Das Regiment tritt den Rückzug an, begleitet durch die feindlichen Geschosse, welche

erschrecklich schnell und häufig über unseren Köpfen dahinflogen ... Die Reihen lösen sich ... Die Leichen besäen den Weg, das Blut fließt ... Aechzen und Klagegeschrei durchschneiden die Luft, rauh, unvermuthet, durchdringend ...

Der junge Alauin befindet sich in Extase; seine schönen dunklen Augen glänzen in seltsamem Feuer; sein Mund öffnet sich, als ob er den Liebeskuß empfangen solle. Er eilt auf den Kapitän zu und bittet ihn um die Erlaubniß, sich auf den Feind stürzen zu dürfen.

„Nein, nein, keine Tollheiten", erwidert der Kapitän.

Die Soldaten, welche sich auf den Bauch geworfen, hörten nicht auf zu feuern. Der schweigsame Kapitän ließ die Zügel seines Schimmels herabhängen und sah dem Treiben zu. In diesem Augenblick höchster Gefahr war er so, wie ich ihn immer gesehen habe: dieselben langsamen und ruhigen Gesten, dieselbe klare Stimme, die gleiche Natürlichkeit auf seinem offenen Gesicht. Die übrigen wollten im Gegentheil, der Eine ruhiger, der Andere kälter oder heiterer als sie sonst waren, erscheinen.

Plötzlich höre ich ein hellklingendes Hurrah, welches wie ein Wasserfall mit tausendfältigem Echo in die Luft hinausschallt. Ich wende mich um und bemerke Alauin, welcher den Säbel schwingend und feurigen Blickes an der Spitze von etwa dreißig Reitern über das furchendurchzogene Feld dahinjagt.

„Vorwärts! Hurrah!" — Und die Gruppe verschwindet schnell im Walde ...

Ein Augenblick düstern Schweigens. Dann vernimmt man das helle Lärmen der gekreuzten Säbel, welches das Düstere des Eindrucks noch vermehrt; dann ringen sich Säulen flockenartigen Rauches zwischen den schwankenden Wipfeln der Bäume empor. Das Gewehrfeuer beginnt seine Heftigkeit zu steigern, die Hiebe fallen immer rasender, gemischt mit den Hurrahrufen, welche wie Todtengeläute aus diesem dämonischen Chaos von Tönen, die alle Feuer, Gemetzel, Tod singen, hinausschallen ...

Das Pferd Alauins rast aus dem Walde hervor; dahinter kommen Soldaten, langsamen Schrittes, verwirrt, schweigsam, welche auf Bahren aus Laubwerk die Todten und Verwundeten tragen.

Unter den Letzteren befindet sich Alauin. Bleich wie Leinwand neigte sich sein schönes Gesicht, aus welchem jede Spur von Schwärmerei und Heldenmuth verschwunden ist, auf die Brust hinab. Auf seinem weißen Hemd, unter der aufgerissenen Uniform, röthete sich ein dunkler Punkt

„O, welches Unglück!" schrie ich zitternd.

„Nicht größer als bei einem andern", antwortete als Echo ein alter Soldat, der ruhig auf seine Flinte gestützt dastand und mit gleichgiltigem Blick den traurigen Zug beobachtete.

Die Kameraden näherten sich Alauin und wollten durch herzliche Worte seinen Muth wieder aufmuntern. Aber angesichts seiner traurigen und kalten Augen waren die Versuche banaler Tröstung

durchaus nicht am Platze. Auch der Kapitän kam heran. Er betrachtete den Verwundeten lange und eine tiefe Bewegung malte sich auf seinem sonst so kalten und gefühllosen Gesicht.

„Wohlan! mein lieber Anatolii Iwanitsch“, sagte er mit tiefer Stimme, in der das zärtlichste Mitgefühl lag. „Gott hat es ohne Zweifel so gewollt, Muth, Bruder!“

Alauin sah ihn an und sein blasses Gesicht erhellte sich für einen Augenblick in einem traurigen Lächeln:

„Ja, mein Kapitän, ich büße meinen Ungehorsam. Warum habe ich Ihnen nicht gehorcht?“

„Sagt lieber, daß Gott es so wollte“, erwiderte der Kapitän.

Der Wundarzt des Regiments kam mit Verbandzeug, Skalpells und Sonden herbei, näherte sich der Bahre und sagte, indem er die Aermel seines Hemdes aufkrämpte, mit einem Lächeln, welches den Verwundeten zu beruhigen bestimmt war und geistreich sein wollte:

„Haha! Man hat einen kleinen Riß in Ihre feine Haut gemacht. Wollen wir 'mal nachsehen?“

Alauin fügte sich, jedoch in dem Blicke, den er dem Chirurgen zuwarf, während dieser sich anschickte, die Wunde zu untersuchen, lag ein grausamer Vorwurf und eine unendliche Traurigkeit. Aber nach einigen Augenblicken dieser schmerzhaften Operation stieß er, am Ende seiner Kraft und Geduld angelangt, die Hand des Chirurgen zurück.

„Lassen Sie mich“, sagte er mit schwacher Stimme. „Ich werde ohnehin sterben.“ Und dabei fiel er schwer auf sein Lager zurück.

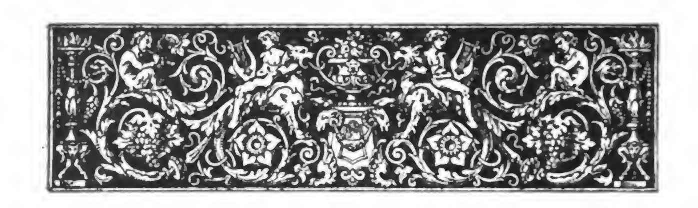
Fünf Minuten später näherte ich mich den Offizieren, welche den Verwundeten umgaben, und ich fragte:

„Wie geht es ihm?“

Man antwortete mir:

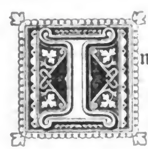
„Er geht eben seinen letzten Weg.“





Eine Damenreise in Indien.

Von Gräfin G. v. C—g.



In unserer Zeit des schnellen Verkehrs sind Reisen, welche noch der letzten Generation als recht ernsthafte Unternehmungen erschienen, mehr zu Vergnügungsausflügen geworden, um damit den Winter mit seiner Strenge und seinen Beschwerden hinwegzutäuschen. So verließ ich an einem düsteren Novembermorgen die nebelumwallte Küste der Heimat, landete noch vor dem Weihnachtsfeste heil und gesund in Calcutta und hörte längst bekannte Psalmen in einer Kirche singen, deren weitgeöffnete Fenster im Verein mit den schwingenden Punkahs von einem Klima erzählten, das sich auffallend und vortheilhaft genug von demjenigen, welches wir als Begleiter der Weihnachtszeit kennen, unterschied. Nach einer recht unterhaltenden Woche in dieser gastfreundlichen Stadt brach ich in angenehmer Gesellschaft zu einem Ausfluge auf mit der Absicht, soviel als möglich von den wundervollen alten historischen Städten zu sehen, ehe die steigende Wärme des April uns ermahnte, nach der prächtigen Bergriesenkette des Himalaya zu entfliehen, um dort zu der Zeit einzutreffen, wo die scharlachrothen Rhododendronbäume in voller Blüte prangten.

Bevor man Calcutta verläßt, ist jeder genöthigt für seinen eigenen Bedarf an Betten und Zubehör zu sorgen, denn nirgends findet sich ein Haus mit größeren Vorräthen davon, als für die eigenen Insassen unbedingt gebraucht werden. Ob man als Gast zu einem Freunde kommt oder sich als solcher in ein Hôtel einquartiert, stets wird man unter zwanzig Fällen neunzehn Mal finden, daß die ganze vorhandene Vorrichtung zum Schlafen einzig in einem „Charpoy“, d. i. in der einfachsten Form eines schmalen Bettgestells besteht, eigentlich nur in einem Holzrahmen, der mit groben Gurten überspannt ist. Daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit der Selbstversorgung mit Decken, Laken, Pfühlen und einem Paar „Roseïs“

(Steppdecken), von denen eine als Matratze zu dienen hat, und wer vorsichtig ist, verpackt diese in einen wasserdichten Koffer, der alles Bettzeug ebenso vor dem Regen wie vor den Wolken eindringenden feinen Staubes schützt.

Wer sich von Europa geraden Wegs nach Ostindien begiebt, wird alle diese nothwendigen Gegenstände gleich mitbringen, weil alle diejenigen Dinge hier in doppeltem, zuweilen in noch höherem Preise stehen. Ein Künstler z. B. wird unangenehm genug überrascht sein, für ein kleines Stückchen Farbe 3—4 Mark bezahlen zu müssen, und alles andere steht bezüglich des Preises in gleichem Verhältnisse. Dasselbe gilt für die wenigen Arzneien, die jeder Reisende bei sich führen sollte, eine Flasche mit Chininlösung gegen drohendes Fieber, Schwefelsäure, starken Ammoniak gegen giftige Bisse und was Einer sonst gegen Leiden und Gebrechen seines Körpers anzuwenden gewohnt ist.

Am frühen Morgen den Strom (die Hugli-Mündung) mittels Dampfboot kreuzend, machten wir die erste Bekanntschaft mit einer indischen Eisenbahnstation, welche sich gedrängt voll von auf einer Pilgerfahrt begriffenen Eingeborenen erwies, denn die jetzige Leichtigkeit des Reisens hat auch in den Hindus eine merkwürdige Sucht nach Ortsveränderung entwickelt. Ihr altes Sprichwort lautet: „Keiner ist glücklich zu nennen, als wer niemals Schulden gehabt und nie eine Reise unternommen hat“; sie führen dabei ihr gesammtes Hab' und Gut in ein kleines Bündel zusammengeschnürt sammt den Kochtöpfen und dem metallnen Trinkgeschirr bei sich. Ihr Bettzeug besteht dann meist aus einer Art Manteldecke von hellen Farben, obwohl die Aermsten davon zuweilen buchstäblich nichts weiter besitzen, als ein Stück grobes Leinen oder Baumwollenstoff. Bezüglich der Pünktlichkeit der Bahnzüge zeigen sie sich so besorgt, daß sie gewöhnlich schon mehrere Stunden vor dem Abgang auf dem Bahnhofe erscheinen und manchmal gleich die Nacht daselbst zubringen. Dann legen sie sich hier auf den Steinboden nieder und wickeln den Mantel oder die Stoffdecke dicht über den Kopf und Körper, sodaß sie wie Reihen von Fruchtsäcken aussehen. Plötzlich beginnen diese Reihen von Chrysaliden sich zu regen, schütteln sich munter und strecken die langen dunklen Glieder mit einem Bündel Kleidungsstücken über denselben aus, aus welchem zwei glitzernde, schwarze Augen hervorschauen. So lange Kopf und Schultern dieser Leute warm sind, kümmern sie sich nicht um die Kälte, welche ihre unteren Gliedmaßen trifft.

Die Wagen des Zuges sind bezeichnet als solche für Eingeborne, eingeborne Frauen und für Europäer. Einzelne aus den oberen Kasten des Volkes sind oft in der größten Verlegenheit, wie sie das Reisen auf den Eisenbahnen mit der gewohnten Abschließung der Weiber in Einklang bringen sollen. Ich befand mich eines Tages in einem besonderen für Frauen bestimmten Waggon, als ein echter Eingeborner seine Frau und deren Ugah, beide dicht verschleiert,

hereinführte und diese einsteigen ließ. Die Erste war kostbar gekleidet und mit Juwelen überladen, sodaß ich schon hoffte, endlich einmal eine vornehme Eingeborne näher betrachten zu können. Der eifersüchtige Gatte stand zunächst vor der Thür, doch als der Zug sich in Bewegung setzte, sprang er plötzlich in den Waggon und kicherte darüber, daß es ihm so gut gelungen sei, in den Wagen zu gelangen, in dem kein anderer Mann mitfahren durfte. Die Beamten hatten ihn jedoch beobachtet, ließen den Zug noch einmal halten und geboten ihm auszusteigen, da der betreffende Wagen nur für Damen bestimmt sei. Vergebens wehrte und sträubte er sich, und schließlich, statt seine Gattin in meiner gefährlichen Gesellschaft zu lassen, zwang er auch diese nebst ihrer Dienerin auszusteigen und mit ihm einen anderen Waggon zu benutzen.

Für die Fahrt während der Nacht oder über so lange Strecken, daß darüber zwei oder mehr Nächte vergehen, sind die Wagen des Zuges besonders eingerichtet, indem sie keine getrennten Coupés gleich den übrigen haben, sondern Gelegenheit bieten, auf dem Sitze recht bequem und ausgestreckt zu liegen. Die gepolsterte Rücklehne bildet eine Matratze von entsprechender Größe, welche durch den nach der Decke verlaufenden Rahmen wagrecht aufgehängt wird, so daß jeder Wagen Schlafräume für vier Reisende gewährt. Außerdem kommt nur das Bettbündel wie der Korb mit Proviant zur Benutzung.

Die Vorschriften der Bahngesellschaft bezüglich des Gepäcks sind besonderer Art. Sie gestatten jedem Passagier nur so viel Reisegepäck, wie er unter seinem Sitze unterbringen kann, d. h. in einem Raume von beiläufig ein Viertel Quadratmeter; alles andere muß bezahlt werden und wird eingetragen und der Verlust des Gepäckscheines bringt jeden in die unangenehme Lage, nicht ein Atom seiner Reiseeffekten, welche vor seinen Augen liegen, ausgeliefert zu erhalten. Der Erfolg dieser Vorschrift „Kein Reisegepäck“ ist der alte, mit Reichthümern nicht überladene Leute zur Benutzung der zweiten Wagenklasse (in Indien giebt es deren nur zwei) zu veranlassen, welche übrigens — die für Frauen bestimmten Wagen haben sogar meist kleine Toilettenzimmerchen — ebenfalls recht bequem sind und nur die Hälfte an Fahrpreis kosten.

Alle Fenster haben vorspringende Schattendächer zur Abhaltung der brennenden Sonnenstrahlen und der Wagen ist zu demselben Zwecke doppelt eingedeckt und weiß gestrichen. Einige derselben sind auch mit Gefäßen mit kühlem Wasser ausgestattet, nicht nur um sich öfter waschen zu können, obwohl das höchst wünschenswerth ist, sondern bei der großen Hitze auch eine höchst nothwendige hygieinische Maßnahme, wo fortgesetzte Aufschläge von kaltem Wasser auf den Kopf das beste Vorbeugungsmittel gegen die Gefahren einer Reise in den Tropenländern bilden. Ueber letztere gewinnt man ein Urtheil durch Beobachtung der Zahl von Personen, welche während der Sommermonate entweder bewußtlos oder gar schon sterbend aus dem Zuge entfernt werden. Das ereignet sich so häufig, daß uns auf der Fahrt

durch die kühleren, herrlichen Berggegenden mitgetheilt wurde, die Bahnverwaltungen hielten auf jeder Station schon Särge bereit, um diejenigen, welche vorzeitig das Ziel ihrer Reise erreichten, wenigstens sofort beerdigen lassen zu können.

Zum besten der Damen, welche jemals eine Reise in Indien unternehmen sollten, möchte ich noch eine Warnung aussprechen bezüglich der schwarzen und dunkelfarbigen Seidenkleidung, welche in Europa als Reisetracht mit Recht bevorzugt, aber höchst unpassend ist in der hiesigen Welt voll blaßgrauen Staubes, der seinen Weg durch jede Spalte findet, auch wenn man die Fenster schließen wollte, woran hier aus anderen Gründen doch nicht zu denken ist. Einmal in Indien, muß man sich darein fügen, in chronischer Umhüllung von Staub zu existiren und sich demgemäß zu kleiden (wozu sich leichte, helle Stoffe am besten eignen), denn man kann nicht gegen eine Wand streifen, sich niedersetzen oder aufstehen, ohne völlig überpudert zu werden, da in diesem steinlosen Lande der ganze Erdboden nach Belieben hin und her zu fliegen scheint. Der wirkliche Alluvialboden ist so ausgedehnt, daß man bis auf vierhundert (englische) Meilen (640 Kilometer) keinen nur nußgroßen Kieselstein findet, mit Ausnahme der Stellen, wo der Ganges nach seinem Hochwasserstand vielleicht sein altes Bett verließ, sich ein neues suchte und einen mit Grundsteinen bedeckten schwachen Wasserlauf hinterließ, wie um zu zeigen, wo er einst geströmt war. Jedes Bauwerk hier besteht deßhalb aus Lehm oder gebrannten Ziegeln, außer in den wenigen Fällen, wo man Stein dazu aus weiter Ferne geholt hat.

Während der ersten Stunden verlief unsere Fahrt von Calcutta aus durch ein reiches, fruchtbares Gelände, das im Glanze der goldigen Morgensonne noch schöner erschien, weil die frischere Luft uns kühl und balsamduftend anfächelte. Hecken von Aloës und hohem binsenartigen Gras umgaben malerische Dörfer, welche von Bananen, Tamarinden, Palmen und anderen Bäumen oder von Dickichten schwankender Bambusstengel beschattet sind. Die Wohnhäuser darin erscheinen halb versteckt durch breitblätterige, gelbe, darüberlaufende Kürbisse oder durch glänzenden, büschelförmigen Pisang, während Gruppen von seltsamen kleinen, braunen Kindern, welche andere, fast ebenso große Kinder tragen, aufblicken, wenn der brausende Wagenzug vorüberfliegt. Ueberall sieht man die unvermeidlichen Drachen in der Luft umherschwanken, weiter ist jeder Mangobaum belebt von tausenden schwatzender grüner Papageien — prächtige Geschöpfe, welche gleich strahlenden Edelsteinen funkeln. Schöne, braunrothe Vögel sitzen auf den Telegraphendrähten, und blaue Häher — aber unbeschreiblich schönere als unsere europäischen — spiegeln im Sonnenlicht mit dem metallglänzenden Gefieder. Auch goldig behaubte Wiedehopfe tummeln sich in Schaaren umher, schimmernde Pfingstvögel und blaue Königsfischer (Eisvögel), schwarze Fliegenschnepper, Tauben, Krähen und andere erregen unsere Aufmerksamkeit. Die flachen Reis- oder Paddyfelder sind alle überschwemmt und in dem

seichten Gewässer plätschern gespensterhafte weiße Kraniche oder Paddyvögel herum. Mit diesem Namen Paddy, eigentlich dem Spottnamen für die Irländer, bezeichnet man hier allgemein den Reis, so lange er noch in der Hülse ist. Der eigentliche Name des übrigens nicht ungraziösen Vogels, der sich in den Reisfeldern aufhält, ist Aboo-gerdan. Einen der beliebtesten Weidengründe desselben bildet der Rücken eines Büffels, auf dem er stets große Mengen von Insekten findet. Selten beobachtet man eine Heerde dieser plumpen Thiere ohne jene dienenden Geister, deren zartes, weißes Gefieder sehr auffällig von den häßlichen, schmutzigen Geschöpfen absticht, auf denen sie sich niederlassen. Die größte Wonne für die Büffel scheint darin zu liegen, daß sie stundenlang in einem sumpfigen Tümpel oder Wasserlaufe stehen, wobei nur die Nase und der Rücken über Wasser bleibt, sodaß all das kleine Gethier Zuflucht auf dieser trocknen Stelle suchen muß; die weißen Kraniche wissen aber sehr gut, welche überaus reiche Beute ihnen diese beschränkten schwarzen Inseln liefern.

Bei dem Dahinfliegen durch das Land verwunderte uns nicht wenig dessen äußere Aehnlichkeit mit mitteleuropäischen Gegenden, und vorzüglich das Laubwerk der Bäume trägt dazu nicht wenig bei. Schon auf kurze Entfernung ist ein Mangobaum wohl mit einem Feigenbaum zu verwechseln, und die Tamarinden und andere Arten ähneln wieder unseren Eichen, Eschen, Pappeln — höchstens bemerkt man, daß die Gipfel und Kronen derselben größer und dichter sind als gewöhnlich bei uns. Dann folgen wieder Felderstücke mit Dall oder indischem Korn, mit hochstämmigen Zuckerrohr- oder Bananenpflanzungen mit reichem Laube; dabei hat jedes Feld seinen besonderen Wächter, der in einer abgesonderten, strohgedeckten Hütte sitzt, welche entweder an Baumstämmen oder Bambusstangen angebracht ist, um ihren Insassen, dem es obliegt, Raubthiere von den Feldern zu verscheuchen, selbst vor dem Angriff der Bestien zu schützen.

Wir kamen wiederholt an Gruppen von Dattelpalmen vorüber, an denen wohl ein Dutzend und mehr Nester des „Baya"-Sperlings, zuweilen an einem meterlangen Stücke hingen und im Winde schaukelten. Ein solches Nest hat die Gestalt einer Glasretorte und hängt mit dem Eingange nach unten, um die lästigen Affen, die grauen Eichhörnchen und die kletternden Schlangen, sowie andere Feinde, welche auf dem Astwerke hinkriechen könnten, zu betrügen; auf diese Weise ziehen die klugen alten Vögel ihre Brut ungestört in der hübschen Wiege auf. Die Weber- und die sogenannten Schneidervögel bauen ein ähnliches Nest aus Lehm und künstlich verflochtenen Grasfasern, das sie an der äußeren Spitze eines Palmenblattes befestigen. Zuweilen erwählen sie dazu wohl auch das Blatt einer großen Strauchpflanze, rollen dasselbe und heften es mit Grasstengeln oder flaumiger Baumwolle zusammen, welch letztere sie mit ihrem langen Schnabel und den zarten Füßen so lange „spinnen", bis daraus ein wirkliches Seil entsteht. Man erzählt auch, daß dieselben wäh-

rend der Nacht einen Leuchtkäfer in den weichen Lehm an der Mündung des Nestes stecken, um dieses zu erhellen!

Unser erster Haltepunkt befand sich in der Nähe der alten Stadt Moorschedabad; wir verließen also die Hauptbahn bei Nulhattan, wo sich eine eigenthümliche malerische alte Brücke befindet und von wo aus eine Seitenlinie uns nach dem Bhagarithi, einem Nebenflusse des Ganges, beförderte. Hier zankte sich ein Haufen Eingeborener um unsere Gepäckstücke und schaffte diese und uns selbst schließlich in ein offenes Boot, in dem wir den Strom überschritten. Es war herrlicher Mondschein und daneben erleuchteten die steilen Ufer des Wasserlaufes zahlreiche Feuer, um welche Gruppen wild aussehender, doch für jedes Künstlerauge anziehender Gestalten kauerten. Dann folgte eine gegen zwei Stunden währende Fahrt durch eine Umgebung, welche durch das Mondlicht einen ganz besonderen Zauber erhielt. So passirten wir eine Reihe alter, von üppigster Vegetation halb verdeckter Tempel, Häuser der Eingeborenen und Bazars voll dunkler, durch Feuerschein erleuchteter Gestalten, weiße Moscheen und sonstige große Gebäude, welche da und dort durch die großen Bäume hervorlugten. Hier und da kamen wir auch an einen größeren offenen Platz, wo große, schwerfällige Elephanten unter den dunkelen Bäumen weideten. Da uns die grauen gewaltigen Thiere hier zum ersten Male vor Augen traten, hatte das alles für uns den Reiz ungewohnter Neuheit. Wir zogen in Wirklichkeit eben durch die Stadt Moorschedabad, welche Clive als ebenso groß, reich und bevölkert schildert, wie London. Der Zusammensturz der mohammedanischen Herrschaft ließ jedoch ihren Glanz erbleichen und die furchtbare Hungersnoth von 1770 vollendete ihren Verfall, sodaß jetzt nur wenig Ueberreste der alten Großstadt zu finden sind. Das Hauptstück darunter ist der ungeheuere neue und moderne Palast des Nawaub Nazim von Bengalen, der in der Hoffnung, vom Parlamente seinen Nachfolgern eine ähnliche Situation, wie er selbst sie inne hat, d. h. die Stellung eines Monarchen unter brittischer Obergewalt zugesichert zu erhalten, den neblichen Gestaden Englands einen sehr langen Besuch abstattete. Wohl hörte man jener Zeit, daß seine Aussichten sehr beschränkte seien, und doch erachtete er dieselben als ausreichenden Ersatz für die freiwillige Verbannung aus seinem luxuriösen Hause, für die Entbehrung seines vornehmen Marstalles von Pferden und Elephanten, alles morgenländischen Glanzes und für die Langeweile manchen trüben Winters in London oder Sussex, wo gaffende Landleute seinem Priester zum Fleischer folgten, um die seltsame Ceremonie der Einsegnung der Thiere vor der Abschlachtung im Namen Gottes beizuwohnen, wodurch dieselben erst zur erlaubten Nahrung für den Gläubigen wurden.

Von der gewaltigen Kuppel seines marmorbelegten Prachtsaales hängt hier ein Kronleuchter, ein Geschenk der Königin Victoria, und in demselben Saale steht auch sein elfenbeinerner Thron (die Elfenbein-Schnitzarbeiten von Moorschedabad sind übrigens weit und

breit berühmt). Auf dem Strome schaukeln sich seine verschiedengestaltigen Lustboote, an Festtagen geschmückt mit kostbaren glänzenden Vorhängen, die mit der glänzenden Kleidung der bräunlichen Schönheiten darin vortrefflich übereinstimmen. Eines dieser Boote zeigt die Gestalt eines Pfauen.

Unter den Ruinen der alten Stadt finden sich einige wenige Bogen eines früheren prächtigen Palastes aus schwarzem Marmor, erbaut von Suwaja Dawla, der das Material dazu von der alten, nicht weit von hier und in der Nähe des Ganges gelegenen buddhistischen Stadt Gour herbeiholen ließ. Diese galt einst als Hauptstadt von Bengalen und bildet jetzt einen merkwürdigen Haufen von Ruinen, die von vielfachen Wechselfällen entstanden und verändert worden sind. Zuletzt überwältigten die Brahminen die Buddhisten, welche deren Tempel für sich in Anspruch nahmen. Diese wurden darauf von den Mohammedanern als — Steinbrüche behandelt, doch gewann die Stadt unter der Herrschaft der Letzteren an Ausdehnung und Reichthum; sie hatte einen Umfang von dreißig Kilometern und war von einer zwanzig Meter hohen Mauer umschlossen. Hier wurden schöne schmelzüberzogene Ziegelsteine angefertigt, gleich denen, welche die Ruinen von Delhi schmücken. Ueberall fanden sich große Festungswerke und Moscheen; auf dem Strome schwammen Fahrzeuge jeder Größe und Form; hier gab es phantastische Pagoden, Thürme und schwimmende Gärten, welche, bei Festlichkeiten erleuchtet, wie Feenwohnungen erglänzten. Da kam vor etwa dreihundert Jahren eine furchtbare Pest zum Ausbruch. Tausende starben Tag für Tag; an ein Begraben der Todten war nicht zu denken; Hindus und Mohammedaner wurden gleichmäßig in den Strom geworfen und die Seuche verbreitete sich immer weiter. Die Stadt war von den Bewohnern verlassen; bald deckte üppig wucherndes Unkraut die Paläste; dichte Wälder entsprossen den Straßen und Plätzen, wo früher blutige Glaubenskämpfe gewüthet hatten. Jetzt vermag man sich kaum einen Weg zu bahnen durch diese Wildniß öder Säle und Hallen, welche verworrene Schlingpflanzen mit Unterholz erfüllen — ein sich selbst überlassenes Gestrüpp, unter dem Tiger und Wildschweine unbelästigt hausen. Auch das pflügbare Land in weitem Umkreise besteht nur aus Ziegelstaub. Die prachtvollen Stromfeste gehören einer vergessenen Vorzeit an; nur gelegentlich des Beirafestes lassen die Hindumädchen kleine Lichter in Kokosnußschalen und mit einigen Blumen verziert auf dem Wasser hinabschwimmen und suchen sich daraus ihre Zukunft zu deuten.

Mit fast denselben Worten könnte ich noch so manche andere einst bedeutende indische Stadt beschreiben, nach der der Weg uns führte und wo wir herrliche Wochen verbrachten mit der Untersuchung von Grabstätten, Tempeln und Palästen, einst Mittelpunkten geschäftlichen Lebens, heute alle überdeckt vom tropischen Waldbestande, doch immer noch mit dem Vorzug primitiver Schönheit ihrer Marmorbildwerke, schönfarbiger Ziegel, kunstvoll geschmückter Säulen und

grotesker Bildwerke, was alles durch die ringsumher herrschende Verlassenheit nur noch auffallender zur Erscheinung kommt. Für den Künstler, Alterthumsforscher und den Liebhaber seltsamer Mythologien bieten diese verlassenen Städte mit ihren bezaubernden Ruinen eine unerschöpfliche Quelle, während der Sportsmann und der Naturforscher hier ein reiches Feld für ihre Thätigkeit finden, denn sehr viel scheue und schöne Thiere — Vögel, Säugethiere und Reptilien — haben jetzt in den öden Palästen ihren Aufenthalt genommen oder schwärmen in den Gärten umher, in denen dereinst verschleierte und juwelenbeladene Damen ihre glänzenden Feste abhielten und das ganze Leben ein unendlich langer Traum orientalischer Pracht zu sein schien.

Eine der immer wiederkehrenden Erscheinungen des Reisens in Indien ist die Unmöglichkeit, verläßliche Auskunft über Dinge und Plätze zu erhalten, denn nur ganz ausnahmsweise begegnet man einem Menschen, der auch nur das geringste Interesse für vaterländische Dinge besitzt, außer wenn dasselbe mit gemünzten Rupien in unverkennbarem Zusammenhange steht. Infolge dessen erfährt man allein von früheren Reisenden, daß eine Stadt sehenswerth sei oder nicht, doch nur soweit, als sich deren Urtheil nach dem sie mehr oder weniger begünstigenden Wetter oder anderen Zufälligkeiten gebildet hatte. So ist mir oft genug versichert worden, daß an dem oder jenem Platze buchstäblich gar nichts zu sehen sei, und doch habe ich dann daselbst verborgene Schönheiten entdeckt, welche mich in Erstaunen und Entzücken setzten. Einige der alten Eingeborenen-Städte sind übrigens wirklich so schön, sowohl bezüglich ihrer Bauart, wie der umgebenden Landschaft, daß auch der nüchternste, zufällige Beobachter sein Lob darüber nicht zurückzuhalten vermag — wie z. B. Jaypore, Ajmeer und Oudeypore.

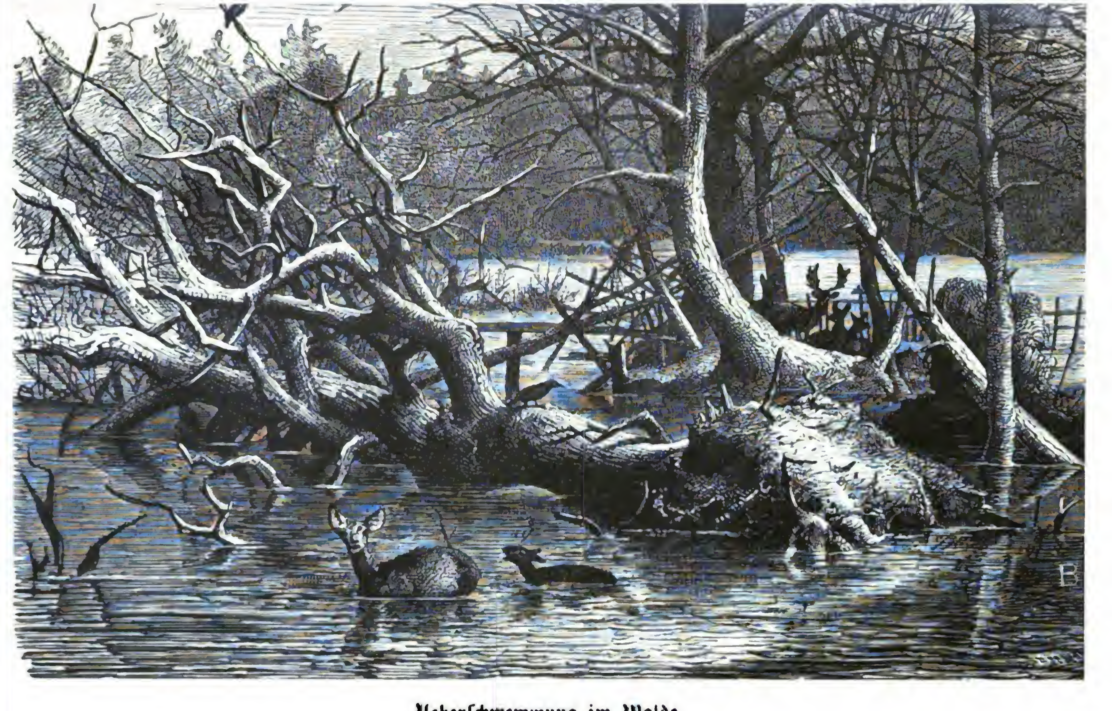
Der Umstand aber, daß diese Städte in einiger Entfernung von der Bahnlinie liegen, erschwert das Erreichen derselben so sehr, daß wir darauf verzichten mußten, sie zu besuchen, ebenso wie manche andere, welche wohl ebensoviel des Interessanten geboten hätten wie die genannten, und nur solche aufsuchen konnten, welche längs des Schienenstranges liegen. Doch auch in diesen sammelten wir bald eine solche Menge der verschiedenartigsten Eindrücke, wie vor uns vielleicht wenige Reisende in weit längerem Zeitraume.

Eine Woche in dem wirklich wundervollen Benares gab uns einen wahrhaft überraschenden Einblick in das Leben und Treiben einer reinen Hindustadt mit ihrem Götzendienste, deren zahllose Kuppeln und Pyramiden von den unzähligen Tempeln zeugen, in denen Tag und Nacht der heidnische Götzendienst celebrirt wird und die Altäre vom Blute der Ziegen und Büffel rauchen, welche der großen Gottheit Dorrga oder dem großen Siva geopfert werden. Hier sahen wir zuerst das Heidenthum in unverletzter Eigenart, ganze Schaaren von Gläubigen, bemüht durch Erweisung tiefster Ehrfurcht vor jeder Kapelle der Stadt ihr Heil zu sichern, sich drängend mit be-

täubendem Geschrei, unter dem Blasen auf Hörnern oder Schneckenmuscheln, dem Kreischen von Klingeln und Schellen und überall die Lobpreisung ihrer Götter wiederholend — eine Menschenmenge, in der jeder Einzelne als Künstlerstudie hätte dienen können — eine Bronzestatue in leichter mit Blumen übersäeter Kleidung, oder bezüglich der weiblichen Wesen graziös verschleiert, sodaß die reichen Zierrathen und Edelsteine durch das feine Musselingewebe desto verlockender schimmerten.

Unsere Woche in Benares glich mehr einem langen Traume, in der tausenderlei verschiedene unzusammenhängende Scenen unentwirrbar mit einander verwebt und verschlungen schienen. Geheiligte weiße Stiere mit dunklen schläfrigen Augen, welche ungehindert nach den Lagern der Kornhändler schreiten, oder die Rosenguirlanden ihrer Verehrer verschmausen; Schaaren heiliger Affen, die von den Dächern herabklettern, um die Opfergaben der Gläubigen in Empfang zu nehmen; groteske Bilder seltsamer Gottheiten; majestätische Drachen; „reine Quellen“, in denen die öffentlichen Waschungen vorgenommen werden — ein Ausfluß jener skrupulösen gesetzlichen Sauberkeit im Verein mit geradezu unbeschreiblicher Vernachlässigung der einfachsten behördlichen Vorschriften; Elephanten, die mit schweren Schritten schweigend durch die Straßen ziehen, Straßen, so eng, daß jene buchstäblich die Häuser auf beiden Seiten berühren, und manche gar so eng, daß nur ein, von einem Manne gezogener „Tonjaun“ (Karren) dieselbe passiren kann; hohe Häuser mit sechs bis sieben Stockwerken mit reich verzierter Außenseite und vorspringenden Veranden aus dunklem Holzwerk, welche in der Höhe gegenseitig zusammentreffen, sodaß man nur selten ein Fleckchen des blauen Himmels zu sehen vermag; Tempel und Kapellen, in denen tagtäglich Millionen gelber afrikanischer Ringelblumen und andere Blüten geopfert werden; aufgeputzte Läden und Bazars, in denen morgenländische Waaren jeder Art bis zu den einfachsten Dingen für den Hausgebrauch zum Kaufe angeboten werden und die uns wie die reinen Kuriositätenlager erscheinen. Darin finden sich schön gravirte Metallgefäße, neben Töpfen merkwürdige Weihrauchgefäße, fratzenhafte Götterbilder und Idole, hübsche Figuren, welche Lampen, Kästen, Platten und Vasen mit eingelegtem Metall tragen, silberne Vasen für die Bubble-bubble oder Wasserpfeifen, welche wir umgedreht gebrauchten, um sie mit Rosen zu füllen. Ein nicht geringer Reiz der Läden im Morgenlande liegt darin, daß sie nach der Straße zu völlig offen sind, wobei die schönen und merkwürdigen, zum Verkauf gebotenen Gegenstände zu der allgemeinen Ausschmückung derselben noch beitragen.

So wanderten wir Tag für Tag durch die Labyrinthe breiterer und engerer Straßen und Gassen, dahin zwischen größeren und kleineren Götzenbildern, zwischen farbenprächtigen Pfauen und lächerlichen Affen, geschornen Brahminen und beturbanten Männern, immer umgeben von seltsamen Auftritten und unbeschreiblichen Prozessionen,



Ueberschwemmung im Walde.

Nach einer Originalzeichnung.

welche in ihrer malerischen Neuheit und Merkwürdigkeit eben nur sich selbst ähnlich sind und die den unvergeßlichsten Eindruck machen, wenn man sie bei Mondschein beobachtete oder zahllose farbige Laternen oder geheiligte Feuer sie beleuchteten, doch stets unter der Begleitung entsetzlicher Musikinstrumente, immer dieselbe schreiende Menge von Priestern und Bettlern, die einen um Backschisch bettelnd, die anderen diesen ohne Scheu verlangend, doch alle mit dem gleichen ohrzerreißenden Geschrei.

Frühzeitig jeden Morgen befanden wir uns auf dem Wege nach dem Strome, dem Ganges, dessen breite, stille Wasserfläche für jeden Hindu der Gegenstand tiefster Verehrung ist als der sichtbare Vertreter der wohlthätigen Göttin Ganga. Infolge dessen kamen nach dessen Ufern alle Gläubigen, Männer, Frauen und kleine Kinder, welche die steilen Reihen steiniger Stufen herunterklettern bis zu den Bad-Ghauts oder Plattformen, um daselbst zu baden und ihren Gottesdienst zu verrichten, wobei sie Metallgefäße aus dem heiligen Strome mit Wasser füllen, das sie als Opfergabe für die Sonne ausgießen. Nachher werfen sie sich mit der Stirn in den Staub am Strande und verrichten so ihre Andacht.

Kein Hindu würde seinen Morgenimbiß anrühren, ehe er nicht gebetet, und keiner darf beten, ehe er nicht gebadet hat, sodaß körperliche Reinlichkeit und Frömmigkeit hier nothwendig nahe Nachbarn sind. Durch die gewissenhafte Befolgung aller Vorschriften, ebenso wie durch den wirklich religiösen Ernst und die demüthige Ergebung im gewöhnlichen Leben beschämt der Hindu übrigens sehr viele von denen, welche seinen Glauben bespötteln und sich ihrer höheren Erkenntniß rühmen — eines todten Glaubens, der sich im Leben fast niemals bethätigt.

Hier am Flußufer vollziehen sich allerlei seltsame soziale und religiöse Ceremonien — Bußübungen werden vorgenommen, Hochzeitszüge kommen und gehen, Verbrennungen und Begräbnisse lösen einander ab. Tag und Nacht wirbeln zarte Wölkchen blauen Rauches von dem brennenden Ghaut empor und in scharlachrothes oder golddurchwirktes Leinen gehüllte Körper werden auf den Scheiterhaufen niedergelegt, den weinende Verwandte unter bitterer Wehklage in ernster Prozession umziehen, während der eine von ihnen die heilige Fackel an das trockene Holz legt; bald darauf wird eine handvoll Asche in den Strom verstreut, und der Anbeter Gangas findet seine letzte Ruhestätte an deren Busen.

Hier und da längs des Ufers erheben sich ungeheuere, aus Gangesschlamm hergestellte Idole und fromme Hindu verfertigen sich aus halbtrockenem Schlamme oder geheiligtem Kuhdünger kleine Nachbildungen derselben. Auf diese starren sie während des Betens ohne Unterlaß hin und werfen sie nachher als nutzlos in den Strom — denn jeder gebildete Hindu wird behaupten, daß er nur einen unsichtbaren Geist anbetet, ohne Rücksicht auf ein geschaffenes Wesen, doch auch, daß jenes äußerliche Symbol ihn unterstützen, seine Gedanken,

welche sonst über den weiten Himmel wandern würden, auf einen Punkt zu vereinigen.

In der Nähe des Stromes sind ferner Gruppen von gewaltigen Binsenschirmen, gleich riesigen Pilzen, aufgestellt, unter deren Schatten ganze Gesellschaften von Badenden oder Andächtigen kauern. Die Stadt selbst erstreckt sich mehrere (englische) Meilen längs des Flusses nach Sonnenaufgang hin, sodaß die ersten Sonnenstrahlen die prächtigen Tempelbauten, die Bade-Ghauts, Paläste, Zinnen, die rothen oder goldenen Thurmspitzen, die Ruheplätze für die Tauben, die grünen, von schattigen Gärten erzählenden Bäume, die steilen Stufenreihen und die breiten Landungsplätze erleuchten. Auf dem Strome selbst schwimmen hübsche Boote verschiedener Art, von dem Getreideboote des Händlers bis zum pfauenförmigen Lustboote des Maharajah. Doch auch für Auge und Nase weniger angenehme Gegenstände treiben dahin — Leichen von Armen, deren Hinterlassene kein Holz für den letzten Scheiterhaufen zu kaufen vermochten und deßhalb ihre Todten der großen Mutter überantworten, welche die heilige Last widerspruchslos aufnimmt.

Jeden Tag umschwärmen uns weiße Geier mit scharfem Geschrei oder zanken sich geschäftig um ein erbärmliches Stückchen Abfall. Pilger, welche knietief im Flußschlamme waten, ziehen im Kreise um die hochheilige Stadt. Milchverkäufer kommen über den breiten Strom und treiben ihr leichtes Holzfloß, auf dem die Milchkannen stehen, und Tag und Nacht ertönt aus der Stadt der ununterbrochene Klang von Trompeten und Tamtams, von „Sunkß" (eine Art Schelle) und großen Trommeln, neben dem Murmeln der oft wiederholten Gebete und Lauten und unharmonischen Tönen jeder Art. So verfließt das Leben einen Tag und ein Jahr nach dem andern, gleich einem wunderbaren Kaleidoskop, dessen seltsame Kombination bunter Bilder geradezu unerschöpflich ist.

Allzuschnell kam für uns der Tag heran, wo wir diese merkwürdige Stadt verlassen mußten und so befanden wir uns nach der Ueberschreitung des Stromes auf der Schiffbrücke desselben bald wieder auf der Fährte der neuen Civilisation, wo der schnelle Dampfwagen uns weit von der Hindustadt wegführte, und noch ehe die seltsamen Eindrücke von derselben in unserer Erinnerung zu verblassen begannen, sahen wir uns eines Morgens in die mohammedanische Stadt Apea versetzt, welche bezüglich ihrer architektonischen Schönheit von der erhabenen Ruhe des Monotheismus durchgeistigt zu sein scheint.

Diese Empfindung drängt sich unwillkürlich jedem auf, der aus einer Hindustadt in eine solche der Mohammedaner kommt. Die Verschiedenheit, welche die Ehrerbietung tausender verschiedener grotesker Idole mit sich bringt, scheint ihren Ausdruck in einer verwirrenden Menge merkwürdiger Spitzen, Kugeln und Pyramiden suchen zu müssen, während die auffallende Einfachheit der mohammedanischen Architektur, die peinliche Sauberkeit der Moscheen (nach welchen die

Andächtigen weder Thiere noch Blumen als Opfer bringen) gleichsam den Wiederschein der breiten Einheit des Glaubens, dem sie dienen, bildet.

Einen unvergeßlichen Eindruck macht hier die Größe des massiv rothen Sandsteinforts, erbaut von dem Kaiser Okbar, dem zu Ehren die Eingeborenen noch heutigen Tages die Stadt Okbar-abed (die Stadt Okbars) nennen. Es ist dies dasselbe Fort, von dem Bischof Heber schrieb, daß es „eine Festung sei, die Riesen erbaut und Juweliere vollendet hätten." Und in der That bildet das rothe Felsmassiv nur die Unterlage für die kunstvoll hergestellten Marmorarbeiten, mit denen dessen Inneres geschmückt ist. Pavillons von feenhafter Schönheit, durchbrochen wie Blumenspitzen auf der großen Sandsteinmauer, welche über den Fluß hinausragt; das weite vorspringende Dach, die Säulen und Balkons, alles aus reinstem weißen Marmor, sind mit so wunderbarer Kunst gravirt, daß das Ganze gleich plötzlich versteinerten Eisblumen erscheint.

Innerhalb des Forts liegt auch die vornehmste aller Moscheen, Motee Musjid oder Perlmoschee genannt, und ist in der That eine Perle der Baukunst. Von überall aus der Umgebung her gewahrt man ihre fünf Dome aus weißem Marmor, über die mächtigen Wälle des Forts emporragend, welche in blendendem Lichte auf dem dunkelblauen Hintergrunde des Himmels schimmern; die Pracht der inneren Ausschmückung aber bildet eine nie versiegende Quelle der Bewunderung selbst für die eigenen Kinder des Landes. Die mohammedanischen Herrscher verstanden es einfach nicht, irgend etwas in kleinem Maßstabe zu thun. Das gewaltige Fort hat 1½ englische Meile (2½ Kilometer) im Umfange und seine großen Außenmauern steigen achtzig Fuß (24⅓ Meter) hoch an, wobei die Bearbeitungen ihrer Außenwände recht wirksam berechnet erscheinen, um Belagerer, welche die neue Artillerie nicht kennen, zurückzuschrecken und dem kaiserlichen Palast mit seinen kostbaren, prachtvollen Bauwerken doppelte Sicherheit zu bieten.

An Schönheit übertrifft jedoch alles das unvergleichliche Taj Mahal, das weiße Marmor-Mausoleum einer angebeteten Frau des Kaisers, ein Werk von traumhafter Schönheit, das allein die Reise nach Indien werth wäre, ob man es bei goldigem Morgenroth betrachtet oder dann, wenn es, sich klar von dem reinblauen Mittagshimmel abhebend, wie eine riesige Perle erglänzt; oder — und vielleicht am vortheilhaftesten — in ruhigem Mondlicht, wenn es wie die Verkörperung des Geistes der Reinheit vor dem Beschauer steht. Es wäre schwierig zu sagen, von wo aus es den schönsten Eindruck macht, ob von der gegenüberliegenden Seite des Flusses, dessen blaues Gewässer jedes schlanke Minaret, jede Kuppel wiederspiegelt, oder von dem zugehörigen Garten aus unter den dunklen Bäumen, welche mit reichen Guirlanden lilienblätteriger Schlingpflanzen (von der Familie Bougainvillia) einen herrlich passenden Rahmen zu dem schönen Bilde abgeben. Gleich der Motee Musjid ruht dasselbe auf

rothem Sandstein, das heißt einem mächtigen Bauwerk, das durchweg mit eingemeiselten Gruppen phantastischer Blumen bedeckt ist, den lieblichen, vierundzwanzig Hektar großen Garten umschließt und sich lothrecht aus den bläulichen Fluten des Junna erhebt. Die ausgesparten Nischen der rothen Wand erscheinen wie mit Sinnsprüchen aus Smaragden bedeckt, welche sich bei weiterer Annäherung als lebende Edelsteine entpuppen, als Myriaden schimmernder Papageien, die im Sonnenglanze umherflattern.

Das Grab selbst ruht dann auf einer großen Plattform aus weißem Marmor, 275 Meter im Quadrat und 12 Meter hoch. Von den vier Ecken derselben erheben sich ebenso viele Minarets bis zu einer Höhe von 45 Metern, welche aus reinstem weißen Marmor errichtet und mit Marmordächern überdeckt sind. Sie erglänzen gleich Riesensäulen von Licht gegenüber dem tiefblauen Himmelsgewölbe. Alles, alles besteht aus hochpolirtem weißen Marmor und ist von einer ungeheuern weißen Kuppel, gleich einer gigantischen Perle bekrönt, um welche sich eine ganze Perlenreihe kleinerer weißer Kuppeln anreiht. Die große Mittelkuppel erreicht eine Höhe von über 60 Meter. Weder ein Bild noch eine Beschreibung vermag indessen eine Vorstellung von ihrer Wunderpracht zu geben. Das Ganze erscheint wie eine sichtbare Verkörperung der innigsten Hingebung zu der Todten, der es seine Entstehung verdankt, und seine ruhige Schönheit erweckt ein Gefühl, als ob der Erbauer danach gestrebt hätte, den ewigen Frieden, zu dem seine geliebte Gefährtin eingegangen, zu symbolisiren.

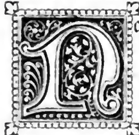
Denjenigen, welche wissen möchten, wie solche Gefühle Ausdruck in Stein finden können, vermag ich nur mit dem bescheidenen Rath zu dienen, daß sie statt der beliebten mittelgroßen Reisen, wie nach den Nilländern, ihre Ausflüge einmal etwas weiter ausdehnen und die Städte der mohammedanischen Herrscher in Indien selbst besichtigen möchten.





Zur Shakespeare-Frage.

Von P. Asmussen.



Nachdem die Herren vom kritischen Handwerk um Homer und Ossian, das Nibelungenlied und ähnlichen literarischen Produkten genugsam gekämpft hatten, lag es in ihrem eigenen Interesse, sich ein neues Streitobjekt zu suchen. Und als solches erschien ihnen William Shakespeare ganz geeignet. Denn über dessen Leben ist so wenig bekannt geworden, und unter dem Wenigen ist so viel sich widersprechendes, daß ein scharfsinniger Kritiker hier Hypothesen in Menge aufbauen und mit mehr oder minder Scharfsinn vertheidigen kann.

Sicher weiß man eigentlich nur, daß William Shakespeare im Jahre 1564 zu Stratford am Avon geboren ist; daß er am 26. April selbigen Jahres getauft wurde; daß sein Vater anfangs mehrere Ehrenämter des Städtchens bekleidete, später aber in eine bedrängte Lage gerieth; daß William sich im Dezember 1582 mit der Anna Hathaway verehelichte, welche die Tochter eines etwas begüterten Landbesitzers und acht Jahre älter war, als ihr Gemal; daß der Ehe drei Kinder entsprangen: Susanne, die im Mai 1583, und ein Zwillingspaar, Hamnet und Judith, das im Februar 1585 getauft wurde; daß er bald darauf nach London ging; daß er dort als Schauspieler am Blackfriars- und Globetheater thätig war; daß er bald nachher einen Ruf als Schauspieldichter erlangte; daß er sich pekuniär in London gut stand und wenigstens einen Theil seines Geldes zum Ankauf von Ländereien bei seiner Vaterstadt verwendete, wo seine Familie blieb, die er wenigstens einmal im Jahre besuchte; daß er in den letzten Jahren seines Lebens dort wohnte, und daß er dort am 23. April 1616 gestorben ist.

Das ist freilich wenig genug, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Sage sich seiner annahm. Dies geschah durchaus nicht in liebenswürdiger Weise. So soll er in seiner Jugend als Landschulmeister und Advokatenschreiber sein Brod kümmerlich verdient

haben. Der Wilddieberei überführt und aus Furcht vor gerechter Strafe, soll er sich nach London geflüchtet und dort in allen Arten von Liederlichkeit und Ausschweifung gelebt haben, ohne sich anfangs um seine Familie zu kümmern, die ihm erst wieder einfiel, als er sich in London unmöglich gemacht hatte. Auch von allerhand unsauberen Geldspekulationen soll er nicht zurückgeschreckt sein. Andererseits aber erfahren wir auch, daß er ein gar liebeswürdiger und ehrenhafter Herr gewesen sei, der in besseren Kreisen der Londoner Gesellschaft verkehrt habe, und daß auch seine Geldgeschäfte ganz ehrenhafter Natur gewesen seien. Kurz, es ist gar nicht möglich, alle Berichte über ihn in Uebereinstimmung zu bringen, nicht einmal diejenigen, die von Leuten herrühren, welche ihn doch persönlich gekannt haben müssen.

Sogar über die Schreibung seines Namens herrscht Unklarheit. In Stratford schreibt man Shakspere, in London Shakespeare. Beides wird freilich im Englischen annähernd gleich ausgesprochen. Ferner sollte man doch annehmen, es sei von einem Manne, der so viel geschrieben hat, noch manches Handschriftliche vorhanden. Aber das beschränkt sich lediglich auf einige Unterschriften, und die scheinen von einem Manne herzurühren, der es in der edlen Schreibkunst nicht weit gebracht hat. Endlich fragt man sich, woher denn Shakespeare seine Bildung habe. Der Besuch der Schule in Stratford stand ihm freilich frei. Aber durch den empfängt man doch nicht eine solche Welt- und Menschenkenntniß, wie er sie besaß.

Hierauf fußend und im bewußten Gegensatz zu der bis dahin üblichen Shakespearemanie stehend, begann man um die Mitte unseres Jahrhunderts die Autorschaft Shakespeares an den ihm zugeschriebenen Dramen zu bezweifeln, indem man annahm, ein ungebildeter Schauspieler, ein rohes, verkommenes Subjekt könne dergleichen nicht geschrieben haben. Die ganze Suche nach dem Verfasser können wir hier schon aus Mangel an Raum nicht Revue passiren lassen. Es ist auch unnöthig, denn es ist vor nicht langer Zeit ein Buch erschienen, betitelt: „Shakespeare oder Shakspere, von Graf Vitzthum von Eckstädt“, welches nach der Rezension eines Anonymus in der „Allgem. Ztg.“ die Shakespeare-Frage endgiltig entscheidet, so daß eine solche heute nicht mehr besteht. Hinter dem Anonymus soll ein bedeutender Gelehrter stecken, wie die Redaktion der genannten Zeitung versichert. Gleichwohl scheint die Redaktion nicht mit dem Rezensenten in allen Punkten übereinzustimmen, und wir können ihr das nicht verdenken.

Die Resultate, zu denen Graf Vitzthum gelangt, lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß Shakspere ein ungebildeter, wie seine Handschrift ausweist, kaum des Schreibens kundiger Schauspieler aus Stratford, daß Shakespeare dagegen das Pseudonym des Lord Francis Bacon von Verulam, des englischen Gelehrten und Staatsmannes ist. Und zwar hat Bacon bewußterweise gerade dem vorgenannten rohen Komödianten die Dramen sozusagen in den Mund

gelegt, d. h. es ist Bacons Absicht gewesen, daß der ungebildete Schauspieler für den Verfasser derjenigen Dramen sollte gehalten werden, die er selber gedichtet hatte. Oder, um dasselbe noch kürzer zu sagen: Bacon ist der Verfasser der Shakespeare-Dramen; Shakspere hat denselben nur den Namen leihen müssen und hat natürlich dafür unverdienterweise Ruhm und Geld geerntet.

So nackt hingestellt klingt das bedeutend absurder, als in den schönen Wendungen Vitzthumscher und anderer Beweisführung. Es würde weit über den Rahmen einer beabsichtigten kurzen Abhandlung hinausgehen, wollte ich hier eine Widerlegung solcher Beweisführung von Punkt zu Punkt versuchen. Das geschieht vielleicht ein ander Mal, hier will ich nur einigen Zweifeln Luft machen, die sich mir unabweisbar aufgedrängt haben.

Zunächst wird jeder Unbefangene die Frage aufwerfen: Warum hat Bacon die Autorschaft an den Dramen verleugnet, die nicht nur heute größtentheils als Muster ihrer Art gelten, sondern auch damals schon allgemein Bewunderung fanden? Der Grund, er habe gefürchtet, als Schauspieldichter nicht hoffähig zu sein, sagt gewiß viel bei einem Mann, der es an Bitten und Schmeicheleien nicht fehlen ließ, der die Gunst und Fürsprache aller höhergestellten Persönlichkeiten in Anspruch nahm, um ein Amt bei Hofe zu erlangen, trotzdem man ihm unzweideutig genug zu verstehen gegeben hatte, daß man ihn dort für einen herzlich unbedeutenden Menschen hielt; der endlich sogar für die Verurtheilung seines Gönners Essex zum Tode plaidirte und der Königin für die Hinrichtung eine öffentliche Vertheidigungsrede hielt, wenn auch nicht allein, so doch mit aus dem Grunde, um sich in ihre Gunst zu setzen. Aber dann wäre es für Bacon doch sicher am gerathensten gewesen, das Dichten von Schauspielen ganz zu unterlassen. Denn durch einen unglücklichen Zufall hätte es ja doch ans Tageslicht kommen können, daß der Schauspieldichter William Shakespeare eigentlich Francis Bacon hieße und dann wäre es mit seiner Stellung am Hofe ganz aus gewesen. Uebrigens darf der Satz wohl gar nicht so apodiktisch hingestellt werden, daß ein Schauspieldichter in damaligen Tagen nicht hoffähig gewesen sei. Die Schauspieler waren es nicht, aber zwischen einem Schauspieldichter und einem Schauspieler machte man doch auch damals einen kleinen Unterschied. Uebrigens trat Bacon auch unter seinem wahren Namen als Dichter auf, wenn auch nicht als Dichter von Schauspielen. Und Bacons eigene Gedichte sollen, uns sind sie nicht zugänglich gewesen, herzlich wenig vom Shakespeareschen Geiste an sich tragen. Warum er denn nicht auch die „Sonette“, das Gedicht „Venus und Adonis“ und andere Sachen, die unter Shakespeares Namen umlaufen, nicht unter seinem eigenen in die Welt gesandt hat, ist uns unverständlich. Daß ein Dichter häufig selbst darüber im unklaren ist, welches von seinen Werken als das beste bezeichnet werden muß, ist eine bekannte Thatsache. Aber daß einer konsequent seine schlechten Verse unter seinem eigenen, seine

guten unter einem fremden Namen veröffentlicht, das ist wohl doch noch nicht dagewesen. Es ließe sich ja freilich annehmen, daß die unter dem Pseudonym Shakespeare publizirten die ältesten seien, daß er also erst dann unter seinem eigenen Namen zu publiziren begonnen hätte, als er sah, daß ein Dichter in ihm steckte, daß seine Gedichte Absatz fanden und Beifall. Aber warum schafft er denn hinterher so schlechtes Zeug? Warum unterdrückt er die Verse nicht, da er doch einsehen mußte, daß sie mit den früher veröffentlichten nicht zu vergleichen waren?

Dazu noch eins: Als die erste Gesammtausgabe der Shakespeareschen Werke, die bekannte Folioausgabe vom Jahre 1623 erschien, war Bacon bereits gestürzt. Die früher von ihm so heiß erstrebte Stellung am Hofe hatte nach den Erfahrungen, die er gemacht, jeglichen Reiz für ihn verloren. Und wenn er den ihm im Jahre 1624 angebotenen Sitz im Oberhause ausschlug, so wird er auch schon im Jahre 1623 den Entschluß gefaßt haben, fortan dem Privatleben treu zu bleiben. Damals hinderte ihn also nichts mehr, öffentlich zu erklären: Der Verfasser der Shakespeare-Dramen bin ich! Wenigstens dürfte Bacon gegen die offenbaren Mängel der Folioausgabe nicht so gleichgiltig geblieben sein, wenn er Verfasser der Dramen gewesen wäre. Denn sein Sturz hat ihn nicht um seine Arbeitslust gebracht. Wissenschaftlich war er bis an sein Ende thätig. Auch wird er kaum befürchtet haben, auch noch an den Pranger gestellt zu werden, als literarischer Betrüger, wenn er die Autorschaft der Dramen beanspruchte. Obgleich man ihn wegen Bestechlichkeit angeklagt hatte, fand er doch noch den Muth, zu behaupten, England habe in 50 Jahren keinen gerechteren Kanzler gehabt, als ihn. Ueber die Berechtigung dieser Behauptung zu urtheilen, ist hier nicht der Ort, aber sie zeigt doch, daß auch sein Muth nach seinem Sturz nicht gebrochen war, und daß er sich, wenn es darauf ankam, auch wohl in eine literarische Fehde um die Urheberschaft der Shakespeare-Dramen eingelassen hätte, zumal da es ihm verhältnißmäßig leicht werden mußte, seine Autorschaft zu beweisen. Kurz, wir begreifen nicht, wie ein Mann vom Ruhmesdurst des Francis Bacon es auch im Jahre 1623 unterlassen haben sollte, sich den Verfasser der Dramen zu nennen, wenn er wirklich der Verfasser war.

Und noch eins! Sollte die Autorschaft Bacons an den Dramen wirklich so ganz geheim geblieben sein? Eine ganz hervorstechende Charaktereigenschaft Bacons war, wie wir schon erwähnten, sein Durst nach Ruhm. Da lag es doch ungemein nahe für ihn, einen oder mehrere Freunde ins Vertrauen zu ziehen und ihnen das Geheimniß, wenn auch unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, mitzutheilen. Und dann wäre leicht etwas davon an die Oeffentlichkeit oder doch auf die Nachwelt gekommen. Uebrigens obgleich ja eigentlich Bacon infolge eines Unglücksfalles starb, so trat doch sein Tod nicht so plötzlich ein, daß er nicht zuvor seinen Vertrauten darüber hätte Aufschluß geben können, was es eigentlich mit den in Rede stehenden

Dramen auf sich habe. Auch in den Papieren seines Nachlasses ist darüber kein Wort vorgefunden worden. Daß ein Ruhmesdurstiger aber so verschwiegen über einen Gegenstand ist, der ihm hohen Ruhm eintragen kann, das kommt überhaupt wohl nicht vor. Und warum hörte gerade Bacon damals mit dem Schaffen von Dramen auf, als der Schauspieler Shakspere London verließ, um nach Stradford zurückzukehren? Gerade nach seinem Sturz hatte ja Bacon genügend Zeit, sich mit Abfassung von Dramen zu befassen, und wenn der Schauspieler Shakespeare damals auch nicht mehr lebte, so würde sich wohl ein anderer gefunden haben, den Kindern der baconischen Muse seinen Namen zu leihen. Aber gerade aus dieser Zeit liegt kein derartiges Werk vor. Man wirft nun freilich ein, nach seinem Sturze sei Bacon dermaßen mit wissenschaftlichen Arbeiten überladen gewesen, daß ihm zum Dichten keine Zeit übrig geblieben sei. Aber vor dem hatte er neben den wissenschaftlichen Arbeiten auch noch seine Staatsgeschäfte zu erledigen. Woher kam ihm da die Zeit? Die meisten und wichtigsten Shakespeare-Dramen stammen doch gerade aus den Tagen, wo Bacon mit Staatsgeschäften so viel zu thun hatte, die er nicht vernachlässigen durfte, da er noch immer höher zu steigen gedachte. Und die Shakespeare-Dramen machen doch auch eben nicht den Eindruck, als seien sie nach Feierabend oder in den Ferien geschrieben worden, sondern repräsentiren ein tüchtiges Stück Arbeit, vielleicht die Arbeit eines ganzen Menschenlebens.

Kurz, der Annahme, Bacon sei Verfasser der Shakespeare-Dramen, stehen so viele Bedenken entgegen, daß sie so von einem Unparteiischen nicht unterschrieben werden kann. Aber die Sache hat noch ganz andere Seiten.

Die negative Kritik, wie wir sie wohl zu nennen berechtigt sind, bemüht sich immer nur, Beweise dafür beizubringen, daß der Schauspieler von Stratford gar nicht befähigt gewesen sei, solche Meisterwerke zu schreiben. Nach unserer Ueberzeugung aber hat sie zu beweisen, daß er wohl das Zeug dazu gehabt hat, dergleichen zu schreiben, daß er aber trotzdem nicht der Verfasser ist. War er lediglich der rohe und ungebildete Schauspieler, dem solche Leistungen gar nicht zugetraut werden dürfen, so müssen wir uns billig wundern, daß bei seinen Lebzeiten oder wenigstens nach seinem Tode nicht Zweifel laut geworden sind. Es waren doch Leute genug, die den Schauspieler kannten, auch geistig bedeutende Persönlichkeiten waren darunter, wie Ben Jonson, John Davies u. a. Sollte unter denen denn nicht einer gewesen sein, dem Zweifel aufgestiegen wären? Der Schauspieler verkehrte in der Tavern the Mermaid, wo damaliger Zeit die geistigen Kapazitäten, namentlich die hervorragendsten Dichter Englands, sozusagen ihre Stammkneipe hatten. Fast alle, wenigstens alle, die von ihm reden, wissen Shakespeare zu loben. Keinem kommt der Gedanke: Der Mann ist ja viel zu ungebildet, als daß er solche Dramen könnte gedichtet haben. Wir wollen ja gerne zugeben, daß es eine gereifte Kritik in damaligen Tagen nicht

gab. Aber Leute, die selber gute Dichter waren und geistige Bildung besaßen, mußten doch erkennen können, ob ein Mann, mit dem sie täglich verkehrten, imstande sei, mustergiltig Dramen zu dichten oder nicht. Wäre Shakspere wirklich der ungebildete Schauspieler und weiter nichts gewesen, so ist es ein Wunder, daß diese Entdeckung erst in unsern Tagen gemacht wird.

Es wäre auch, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, eine unverzeihliche Dummheit von Bacon gewesen, hätte er einem völlig ungebildeten Menschen seine Dramen untergeschoben. Wenn ihm wirklich soviel daran lag, nicht als Verfasser bekannt zu werden, so mußte er auch einen tüchtigen Mann suchen, der als Verfasser zeichnete. Andernfalls konnte er ja täglich erwarten, daß einer den Beweis führen würde, der angebliche Verfasser könne gar nicht in Wirklichkeit Verfasser sein, und dann konnte ja doch eines Tages das ganze Geheimniß zutage kommen. Und so arm an hervorragenden, geistig begabten Persönlichkeiten war England damals doch nicht, daß nicht Bacon aus ihrer Reihe einen hätte gewinnen können, um als Autor der Dramen zu zeichnen. Jeder, dem an der Pseudonymität etwas gelegen ist, handelt vorsichtig; wenn aber Bacon sich hinter der Maske eines stadtbekannten, ungebildeten und liederlichen Schauspielers verbarg, so war das Unvorsichtigkeit im stärksten Grade.

Nun wird auch noch von dem Schauspieler Shakspere behauptet, daß er sich mit allerlei unsauberen Geldgeschäften abgab. Das mußte auch Bacon bekannt sein, denn ohne Zweifel wird er genaue Erkundigungen über den Mann eingezogen haben, den er zum Titularverfasser seiner Dramen machte. Einen „Geldmann“ im Sinne des Schauspielers von Stratford konnte er aber als Compagnon nicht gebrauchen, denn wenn der Kerl sonst auch dumm war, so war er doch klug genug, einzusehen, daß er Bacon ganz in der Tasche hatte. Mit der Drohung, das Geheimniß verrathen zu wollen, konnte er ja dem Bacon Summen über Summen abpressen. Wer aber doch einmal in unsauberen Geldspekulationen macht, der scheut auch solche Manipulationen nicht. Bacon aber, bei dem der Geldmangel permanent war, hatte alle Ursache, sich vor Leuten solchen Schlages in acht zu nehmen. Daß Bacons ewige Geldverlegenheiten aber in maßlosen Anzapfungen vonseiten des Schauspielers begründet gewesen sind, wird wohl niemand behaupten wollen.

Kurz, wenn Bacon einen Titularverfasser für seine Dramen suchen wollte, so hätte er gewiß einen andern gewählt, als den Schauspieler William Shakspere, wie uns die negative Kritik denselben zu schildern beliebt.

Nun haben wir aber oben schon angedeutet, daß der Schauspieler Shakspere oder Shakespeare — auf die doppelte Schreibart des Namens legen wir wenig Gewicht, die erstere kann von ihm, die letztere von andern herrühren, oder er hat Veranlassung gehabt, eine andere Schreibart zu wählen oder dergleichen etwas, das kommt ja auch noch in unseren Tagen vor — gar nicht so roh und ungebildet war,

wie man jetzt gewöhnlich sagt. Freilich seine Handschrift scheint nicht danach auszusehen, als sei der Mann viel mit dem Gänsekiel umgegangen, aber das thut ja gar nichts zur Sache. Unter unsern klassischen Dichtern des Mittelalters befindet sich ja auch einer und zwar der bedeutendste, Wolfram von Eschenbach, der ganz harmlos bekennt, weder lesen noch schreiben zu können. Und doch wird niemand behaupten wollen, er habe den Parzival nicht gedichtet. Uebrigens mag es ja gerne sein, daß er die Dramen nicht selber geschrieben hat, wenn man vom Schreiben im wörtlichen Sinne redet, er mag ja einen Schreiber in Lohn und Brod gehabt haben.

Daß unter seinen Zeitgenossen keine Zweifel an seine geistigen Fähigkeiten laut wurden, erwähnten wir bereits. Schon im Jahre 1598 hatte sein Name in London einen so guten Klang, daß ein Verleger den Namen zum Aushängeschild für eine Gedichtsammlung wählte, die nur acht wirklich von Shakespeare verfaßte Gedichte enthielt. Auch seine Neider mußten zugeben, daß neben ihm kein Bühnendichter aufkommen könne, und solche Leute sehen in der Regel doch ganz außerordentlich scharf. Sollte denn unter ihnen keiner eingesehen haben, daß der Schauspieler nicht der Dichter der Dramen sein könne? Wir meinen, wenn nur irgendwie Zweifel hätten aufkommen können, jene Neider hätten sie wohl an die große Glocke hängen sollen. Und der begeisterte Lobspruch der Freunde ist doch auch nicht ganz zu verachten. Wen John Davies für würdig hielt mit Königen umzugehen, der muß mehr sein, als ein liederlicher, jeder Bildung barer Schauspieler. Und Ben Jonson redet doch auch von einem braven, ehrenhaften und offenen Charakter von vortrefflicher Phantasie, tüchtigen Kenntnissen und schöner Ausdrucksweise. Nur tadelt er das oft zu unbedachtsam Herausfordernde seines Wesens, das oft die Lachlust rege mache und ihn in Verlegenheit setze. Ben Jonson aber kennt Shakespeare aus täglichem Umgange. Ueberhaupt ist in den wenigen Zeugnissen der Zeitgenossen von ihm immer nur als von einem durchaus respektablen Mann die Rede und auch die heiklen Geldgeschäfte scheinen ganz harmloser Natur gewesen zu sein und beweisen nur, daß er wenigstens in späteren Jahren auch die Sparsamkeit zu würdigen wußte. In den ersten Jahren seines Aufenthalts in London mag er immerhin einmal über die Schnur gehauen haben. Von Mangel an Kenntnissen redet überhaupt keiner.

Wir erinnern uns, es einmal bezeugt gefunden zu haben, daß er bei seiner Ankunft in London ein wenig Latein und Griechisch gekonnt habe. Etwas muß er denn ja doch in seiner Jugend gelernt haben. Was ihm aber Mutter Natur mitgegeben hatte, einen klaren Blick, ein warmes Herz und einen offenen Kopf, das war ohne Zweifel mehr werth. In London hatte er Gelegenheit, seine Fähigkeiten auszubilden, und wenn er diese Gelegenheit auch treu benutzte, ein eigentlicher Gelehrter, wie Bacon, ist er doch nie geworden. Zahlreiche Anachronismen in seinen geschichtlichen Dramen beweisen das. Wenn er auch die Stoffe zu seinen Dramen aus der alten

und aus der neuen Zeit, aus der Heimat und aus der Fremde zusammenträgt, so schöpft er doch stets aus englischen Quellen oder aus englischen Uebersetzungen oder er dichtet vorgefundene englische Dramen um. Uebertragungen aus fremden Sprachen kommen bei ihm nicht vor, offenbar weil ihm die fremden Sprachen nicht geläufig waren. Wenn ihn einmal bei Behandlung eines geschichtlichen Stoffes die Quellen über die Details im Stiche lassen, so schildert er nach der Analogie vorgefundener englischer Institutionen. Auch das deutet darauf hin, daß die Dramen von dem Autodidakten, denn das war er imgrunde doch, William Shakespeare und nicht von dem Gelehrten Francis Bacon stammen.

Ueberblicken wir noch einmal das Ganze, so sind wir uns klar bewußt, nicht den unumstößlichen Beweis geliefert zu haben, daß die Shakespeare-Dramen von dem Schauspieler von Stratford gedichtet worden sind. Das sie aber Produkte Bacons sind, darf ebensowenig als erwiesen bezeichnet werden, da der Annahme Bedenken genug entgegenstehen. Nicht einmal, daß Shakespeare sie nicht hat dichten können, steht fest. Was weitere Untersuchungen in der Shakespeare-Frage ans Tageslicht fördern, muß abgewartet werden.





Am Abgrund.*)

Schauspiel in einem Aufzuge von Jaroslav Vrchlicky.

Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün.

Personen: Karl Werner, Journalist. — Klara, seine Frau. — Gottfried Walter, deren Bruder. — Ein Dienstmädchen.

Ort der Handlung: Werners Wohnung. Zeit: Die Gegenwart.

(Scene: Ein modern-geschmackvoll eingerichtetes Gemach. Im Vordergrund ein großer, mit Büchern und Papieren bedeckter Schreibtisch. Dem Fenster links nahe ein Nähtischchen. Rechts ein Sopha.)

Erster Auftritt.

Karl (sitzt beschäftigt an seinem Schreibtische). Klara (mit einer Stickarbeit beschäftigt am Nähtischchen). Gottfried (rauchend, liegt auf dem Sopha, ein Buch in der Hand).

Klara. Gehst Du heute ins Theater, Karl?

Karl (schreibend). Gewiß, es ist doch heute eine erste Aufführung.

Klara. Wer ist der Glückliche, dem sich heut' die Pforten des Bühnentempels öffnen?

Karl (ironisch). Ei, wer anders wohl, als unser lieber Gottfried. Der Tag einer ersten Aufführung ist auch immer ein Ruhmestag für ihn.

Gottfried. Daß Du nicht müde wirst, mich zu hänseln! Und Du, Klärchen, bist gar imstande, ihm zu glauben? Hast Du Deinen Mann in mehrjähriger Ehe noch nicht genugsam kennen gelernt? Ein Blick auf den Theaterzettel genügt, um zu sehen, daß nicht mein Name, —

Karl (ihn unterbrechend) Es ist immer nur sein Pseudonym, meine Theure. Unser Gottfried hat sich's in den Kopf gesetzt, der Messias unseres Dramas zu werden, und Du weißt, —

Gottfried. O, nein! Laß nur den Spott! Sei gewiß, daß solange Du das Theaterreferat führst, Dich die Première eines meiner Stücke nicht belästigen wird.

---

*) Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Klara. Immer so aufbrausend, Bruder!

Karl. Das ist er seit dem Erscheinen seiner Gedichte. (Zu Gottfried mit scheinbarem Ernst.) Du willst uns also einreden, mein Lieber, all' Deine Manuskripte von der Direktion zurückverlangt zu haben? Das glaube, wer da will. Ich weiß, daß die Sache ein wenig anders aussieht. Man hat sie Dir unaufgefordert zurückgesendet. Aber Du bist ein kluger Junge, ärgerst Dich nicht darüber und d'rum hab' ich Dich lieb.

Gottfried. Und ich bin der Direktion noch sehr zu Danke verpflichtet.

Klara. Warum?

Gottfried (bissig). Weil sie mir — die Schande erspart.

Karl. Jetzt hast Du Dich auf die Novelle geworfen, nicht? Die Lyrik hast Du schon abgethan —

Gottfried. Du irrst, — Du hast meine Lyrik abgethan.

Karl. Fürs Drama bist Du noch zu jung, das erkennst Du selber und so stürzest Du Dich jetzt in die Arme der heiligen, alltäglichen Prosa. Ich denke, aus Dir wird schließlich ein guter Journalist und, glaub' mir, auch das ist just nicht zu verachten.

Gottfried. Wahr ist, daß man immer einen Vortheil hat.

Klara. Welchen?

Gottfried (ironisch). Ei, man kann seinen Nächsten leicht verunglimpfen, was doch immerhin der Mühe werth ist.

Karl (steht auf, tritt zu Gottfried und legt ihm die Hand auf die Schulter). Genug der Scherze, Knabe! Erwägen wir vernünftig! Du gabst Deine Gedichte heraus, als ich anfing, Euer Haus zu besuchen und mich um Klara zu bewerben. Anerkenne doch ehrlich die Wahrheit! Mit Rücksicht auf die Erziehung, die Dein Vater Dir gegeben, bist Du noch ein wunderbar vernünftiger Bursche. Dein Vater sah in Dir das eine Mal einen Napoleon, das andere Mal einen Byron, und Du warst doch nur der ehrliche Gottfried Walter und der bist Du, Gott sei Dank, geblieben. Als ich anfing, Euch zu besuchen, da war gerade Lord Byron in Mode und Du schriebst jenes schreckliche, herzzerreißende Buch ...

Gottfried (vorwurfsvoll). Welches Du unbarmherzig gerichtet hast.

Karl (ruhig fortfahrend). Wäre ich ein selbstsüchtiger, nur auf meinen Vortheil bedachter Mensch, ich hätte, wie jeder in Eurem Hause, vor dem neuen Byron mich gebeugt oder ich hätte wenigstens weise geschwiegen. Ich aber wollte, Du sollest mich kennen lernen. Ich bewarb mich um Deine Schwester und sagte Dir dennoch ganz aufrichtig die Wahrheit, so rückhaltslos, wie ich sie Dir heute nach zehn Jahren sage.

Gottfried (bewegt). Und ich habe gelernt, Dich zu lieben.

Karl. Ein wenig Bitterkeit ruht immer auf dem Grunde unserer Liebe, aber das ist gut, Liebe, die stets voll Süßigkeit, möchte auf die Dauer nicht munden. Was zum Gedeihen kommen soll, muß herb sein, ist mein Wahlspruch. Nun siehst Du! Wir sind

Schwäger geworden und, was noch mehr, wir leben mit einander und lieben uns wie Brüder.

Gottfried (verlegen). Dennoch hast Du meinem Erstlingswerk unrecht gethan — —

Karl. Nach zehn Jahren soll ich darüber noch streiten! (Setzt sich zur Arbeit.) Entschuldige, aber ich muß den Leitartikel zu Ende schreiben.

Klara (gleichfalls arbeitend). Was schreibst Du jetzt, Bruder?

Gottfried. Einstweilen nichts, meine Liebe. Das ist eigentlich das Beste. Heutzutage sollte sich ein Schriftsteller lieber gleich ins Narrenhaus einsperren lassen. Schlagworte giebt's in der Luft, wie Gewebe des Altweibersommers: Idealismus, Naturalismus, Humanismus und wer weiß wie viele ismus! Der Mensch will alles erreichen und erreicht nichts. Ich selbst sammele jetzt lauter menschliche Dokumente, denn ohne solche giebt's heute keine Wahrheit im Kunstwerke. Das ist Naturalismus. Vordem setzte ich mich hin, dachte eine Weile nach, bis mir irgend was einfiel, dann kombinirte ich, schuf und schrieb.

Klara. Und heute?

Gottfried. Heut' ist's schwieriger. Heut' denke ich nichts, kombinire nichts und schaffe nichts —

Karl (schreibend, mit leisem Hohn). Ich setze mich nur hin und schreibe, — das ist der ganze Unterschied. (Legt die Feder beiseite und steht auf.) Wenn ich Zeit finden sollte, mein Lieber, will ich Dir meine Theorie erklären, jetzt muß ich in die Redaktion und ins Theater eilen.

Gottfried (ironisch). Ich danke, ich kann warten.

Klara. Aber eine Tasse Thee trinkst Du doch vorher mit uns?

Karl. Wenn es sein muß — (Klara ab).

Zweiter Auftritt.

Karl. Gottfried.

Gottfried. Sage doch, Schwager, findest Du nicht Klaras Wesen seit einiger Zeit sehr verändert?

Karl. Nein, nicht im mindesten.

Gottfried. Ich bin ihr Bruder und habe ein scharfes Auge, —

Karl. Kaum ein schärferes als ich, ihr Gatte.

Gottfried. Du bist ein Ausnahmsmensch, Schwager!

Karl. Du sagst mir da etwas völlig neues. Ich halte mich im Gegentheil für einen Normalmenschen, ja, für einen Menschen und Gatten, wie er sein soll. Ich betrachte alles ohne Vorurtheil und gehe meinen täglichen Pflichten ruhig nach.

Gottfried. Ja, wie eine Maschine. (Karl ist betroffen.) Ja, Schwager, so ist's. Du erfüllst Deinen Beruf wie eine Maschine, Du lebst nur in ihm, blickst nicht rechts, nicht links, und Deine Frau verschmachtet indeß aus Mangel an geistiger Nahrung.

Karl. Romanticismus, mein Lieber, da sind wir schon weiter.

Gottfried. Nenn' es, wie Du willst, aber gewiß ist, daß

Deine Frau darunter leidet, unaussprechlich leidet. Ich aber, als ihr Bruder, vermag das nicht länger mit anzusehen und suche lange schon eine Gelegenheit, mit Dir darüber zu sprechen.

Karl. Du erzählst mir heute lauter sonderbare Neuigkeiten. (Gereizt.) Meine Frau sollte leiden und ich wüßte es nicht? Und warum vertraut sie sich mir nicht an? Wie? Fühlt sie irgendwelchen Mangel? Ich thue doch alles, um sie zufrieden zu wissen. Nein, nein, Du irrst Dich —

Gottfried. Ich irre mich nicht. Einige Male schon überraschte ich sie, wenn sie, sich allein glaubend, weinte. Rasch erhob sie sich, trocknete ihre Thränen und eilte entweder fort oder versuchte zu lächeln, was ihr immer mißlang.

Karl. Du sprichst, als ob Du etwas bestimmtes wüßtest.

Gottfried. Verzeihung, Schwager, aber Du bist einer von den glücklichen Leuten, die nur nach dem Aeußern das Glück der Menschen beurtheilen. Du erinnerst mich an jenen guten Vater, der, als man ihm mittheilte, sein Sohn wäre Pessimist und wolle sich das Leben nehmen, ganz phlegmatisch erwiderte: Ja, was fehlt ihm denn? Er hat zu essen, zu trinken, er ist gekleidet und friert nicht. Alles übrige ist Unsinn.

Karl. Warum beklagt sich Klara nicht? Sie weiß ja, daß ich für sie thue, was ich vermag, selbst wenn es über meine Kräfte gehen sollte.

Gottfried. Das möchte ich bezweifeln.

Karl. Nie gab es einen Auftritt zwischen uns.

Gottfried. Das wird auch niemals der Fall sein. Klara ist eine sensitive Natur, sie leidet und schweigt.

Karl. Und das erbittert mich. Was will sie, was ist ihr nicht recht? Sie weiß es selbst nicht. Laß gut sein, das giebt sich mit der Zeit.

Gottfried. Nicht, wie Du meinst, — ich nehm' es so leicht nicht auf, Karl!

Karl. Dann ist Dir etwas bekannt und willst mir's verschweigen.

Gottfried. Ich beobachtete und erkannte, —

Karl (ironisch). Nun also, wenn ich bitten darf, was hast Du beobachtet? was erkannt? Sprich ohne Rücksicht!

Gottfried. Daß Klara nicht glücklich ist.

Karl. Das sind Worte. Ich will Beweise.

Gottfried. Die hab' ich nicht, ich urtheile nach gewissen Anzeichen.

Karl. So nenne diese Anzeichen!

Gottfried. Das Aufsuchen der Einsamkeit, das stille Weinen, die Schweigsamkeit.

Karl. Das hab' ich zu erklären versucht. Und dann — so ist's — sie kann das Kind nicht vergessen. Was weißt Du noch?

Gottfried. Was willst Du noch? Doch warte! Gestern war ich in der Gemälde-Ausstellung, um Bistrins Bild anzusehen.

Karl (ironisch). Ach, das gewaltige Bild „Triumph des Todes?“

Gottfried. Das Bild ist gut, darüber will ich mit Dir nicht streiten. Auch Deine Frau war dort. Sie war derart in den Anblick des Bildes vertieft, daß sie meine Schritte nicht hörte. Wir waren zufällig beide allein. Ich trat dicht hinter sie und sah, daß sie bitterlich weinte, so heftig, daß ihr die Thränen übers Antlitz flossen. — Karl, Deine Frau ist nicht glücklich!

Karl. Du sahst wieder einmal mit den Augen des Poeten. Das Bild ist danach, sensitive Charaktere zu rühren. Klara sah wieder nur den Verlust des Kindes, nichts anderes.

Gottfried. Du hast das Bild gesehen?

Karl. Ja.

Gottfried. Und ist Dir nichts aufgefallen?

Karl. Was denkst Du?

Gottfried. Erinnere Dich an das erste Paar rechts in dem langen Todtenzuge, der zu dem Throne des Todes pilgert. Das Antlitz des Mannes ist abgewendet und nicht sichtbar, aber das des Weibes, — das ist Klaras Antlitz.

Karl (überlegend). Ja, ja, Du hast recht, hier waltet eine Aehnlichkeit ob, — ah, das ist ja eine Kühnheit!

Gottfried. Die Aehnlichkeit ist vollkommen. Aber wer kann dem Maler verwehren, seine Modelle zu finden, wo's ihm beliebt? Bistrin kennt Deine Frau, er hat sie auch geliebt, — eine Zeit lang war er Dein Nebenbuhler — —

Karl (betroffen). Du öffnest plötzlich einen Abgrund vor mir, — was soll ich thun?

Gottfried. Du siehst, ich habe nicht, was man Beweise nennt, doch mußt Du nun zugestehen, daß Klara nicht glücklich ist, daß ihre Seele etwas erfüllt, von dem Du nichts ahnst, und daß es notthut, acht zu haben, sorgfältig acht zu haben.

Karl (auf- und abgehend nach kurzer Pause). Was räthst Du mir?

Gottfried. Sie mit großer Schonung zu behandeln, ein wenig Deinen Sarkasmus zu unterdrücken, der, ich weiß es, sie grausam quält. Aber stille jetzt, sie kommt.

Dritter Auftritt.

Karl. Gottfried. Klara. Ein Dienstmädchen.

(Das Dienstmädchen bringt den Thee. Ihr folgt Klara, welche den Tisch bereit macht.)

Dienstmädchen. Das Abendblatt, gnädiger Herr!

Gottfried (nimmt es). Gieb her! (Dienstmädchen ab. Klara gießt den Thee ein, Karl steht beim Ofen und dreht sich eine Cigarrette.)

Klara (reicht ihrem Manne eine Tasse). Hier, mein Lieber!

Karl (die Tasse nehmend). Ich danke.

Gottfried (wirft die Zeitung, die er gelesen, heftig beiseite). Das ist wahrhaftig abscheulich!

Karl (ruhig den Thee schlürfend). Was bringt Dich wieder in Wuth?

Klara. Gottfried sollte gar keine Zeitung lesen, immer ärgert ihn etwas darin.

Gottfried. Du würdest Dich nicht weniger ärgern. Solch' eine Kritik — —

Klara. Eine Kritik?

Karl (ironisch). Deiner Gedichte vielleicht?

Gottfried. Eine Kritik, — nein, — es ist ein keckes, beleidigendes Pamphlet, — ich finde keinen Namen dafür.

Karl (stellt die leere Tasse auf den Tisch und hebt das Blatt auf). Nun, was ist's denn wieder? (Liest.) Tagesnachrichten, — Kunst und Literatur — aha! Der Triumph des Todes, Gemälde von Bistrin. (Blickt einen Augenblick in die Zeitung.) Nein, mein Junge, es thut mir leid, Dir sagen zu müssen, was hier geschrieben steht, ist lautere, ehrliche Wahrheit.

Gottfried. Das wäre Wahrheit?

Karl. Herr Bistrin ist ein großes Talent, aber er gerieth auf Irrwege und sagen muß man ihm dies einmal.

Gottfried. Freilich, ihr Journalisten habt das Recht, dem Genie seine Wege vorzuschreiben.

Karl. Ich sagte nicht Genie, nur großes Talent. Wäre Herr Bistrin ein Genie, ich spräche dann vielleicht mehr darüber, aber so ist jedes Wort verlorene Mühe. Sein Bild ist eine müßige Arbeit, glaub' mir, eine ungemein schwache Arbeit. Es mag rühren, oder, wenn's Euch besser gefällt, elektrisiren die Jugend und die Frauen —

Klara (mit stillem Seufzer). Arme Frauen!

Karl. Die Jugend und die Frauen unseres kränklichen Jahrhunderts, — aber Kraft, Gesundheit, Leben findet man keineswegs darin.

Gottfried. Wer lehrt uns diese Theorie von Gesundheit der Kunst?

Karl. Lassen wir die Theorie beiseite und halten uns an die Wirklichkeit. Was malte denn Euer Bistrin so gewaltiges? — Ja, ich sage, Euer Bistrin, denn Klaras Gesicht verräth mir, daß sie mit Dir übereinstimmt, und ich erkenne, daß Ihr beide diesem verkannten Genie überschwenglich huldigt. Ich hatte also recht, als ich meinte: die Jugend und die Frauen. Nun denn, was malte dieser Herr? Auf dem Throne aus Gebeinen sitzt der Tod — er trägt die Krone und schwingt das Scepter. Lange Reihen armer Sterblicher ziehen an ihm vorüber. Voran die Kinder. Die Armen! Bekleidet sind sie mit weißen, bis zu den Fersen wallenden Hemdchen, in den Händen tragen sie vorsündflutliche Palmen. Wie sind sie mager, diese Armen! Und wie sie die Augen verdrehen! Ist es nicht höchst absurd, das Kind, dieses Sinnbild der Gesundheit, der Freude, des Glückes unseres Daseins, an die Spitze eines finstern Todtenzuges zu stellen? Vom übrigen will ich nicht reden, — schon dies allein ist abscheulich, ja mehr, es ist schlecht!

Gottfried. Als ob Kinder nicht in Menge stürben! Dieser Gedanke ist ja ein allgemein menschlicher.

Klara. Und genial!

Karl. Allgemein menschlich, genial! Was werd' ich noch vernehmen? Wer gewöhnlicher Menschen Mitleid wecken will, braucht sie nur bei der Gefühlsseite zu packen. Ein schlechter Prediger, der, will er seine Gemeinde zum Weinen bringen, nicht von Waisen und Stiefmüttern spricht! Waisenkinder sind ja immer kleine Engel und Stiefmütter stets große Furien. Und nun stellt Euch das banale Publikum vor! Unter hundert Müttern giebt es zehn, denen ein Kind gestorben. Sie erblicken es nun gerührt im Todtenzuge, angethan mit weißem Hemdchen, — ist's nicht selbstverständlich, daß sie Thränen vergießen? Das Bild ist dann freilich gleich genial, — allgemein menschlich! Aber das Bild ist ungesund, unnatürlich, ist das Werk des verirrten Geschmackes! Doch genug!

Klara. Für alte Junggesellen schuf der Künstler nicht.

Gottfried. Und für Menschen ohne Herz auch nicht. Man muß hier (zeigt auf die Brust) etwas besitzen, will man Künstlerwerke erfassen, aber dieser Kritiker (zeigt auf die Zeitung) hatte nicht einmal hier (weist auf die Stirne) etwas!

Klara. Vortrefflich, lieber Bruder!

Karl (lächelnd). Ich muß Euch eine allerliebste Ueberraschung bereiten. Der Kritiker bin ich. Nehmt meinen Dank für Eure Lobsprüche, aber meine Anschauung ändere ich nicht. (Zündet eine Cigarrette an.)

Gottfried. Und diese Anschauung ist eine Beleidigung der großen Künstlerarbeit, sie ist keine kritische Analyse, — für die Behauptung mangelt der Beweis, der überzeugen könnte. Doch sei getrost. Bistrin wird Dich nicht lange mehr mit seiner Sensitivität ärgern —

Karl. Wie meinst Du das?

Klara (vorschnell). Er bekam ein Staatsstipendium und reist nach Paris.

Karl. Woher weißt Du davon?

Gottfried. Ich brachte diese Nachricht gestern aus dem Caféhause mit, wo lebhaft darüber gesprochen wurde. Bistrin reist dieser Tage und er thut gut daran. Wenn ihn die Fremde anerkennt, dann wird vielleicht auch in unseren Zweiflern der Enthusiasmus erwachen.

Klara. Schweige, Gottfried, — Du weißt, daß Karl ein altes Vorurtheil gegen Bistrin besitzt, Antipathien, —

Karl. Vorurtheil, Antipathie! Wieder nur Phrasen! Freilich, — ich vergesse, daß mir Herr Bistrin (lachend) einmal gefährlich werden konnte, — heut' ist dieser Herr mir wirklich gleichgiltig. Er male ein gutes Bild, ich werde ihm dann meine Anerkennung gewiß nicht verweigern. In Enthusiasmus werde ich freilich nicht aufgehen, aber meine Ansicht will ich ihm sagen, einfach und wahr, wie heute, da ich ihn verurtheilen muß.

Gottfried. Da sprichst Du wieder vom Katheder herab! Du verurtheilst ihn und tausende sind begeistert durch sein Werk, —

Klara. Ereifere Dich nicht, Gottfried, sagte er doch selbst, daß er nicht in Enthusiasmus aufginge, wäre das Bild auch gut, — aus ihm spricht der alte Groll des Nebenbuhlers.

Karl (auf Klara zutretend). Herr Bistrin verkehrte in dem Hause Deines Vaters, der alle jungen Talente lieb hatte. Herr Bistrin war ein blasser, schlanker Jüngling, er trug einen schwarzen Schnurrbart und eine blutrothe Cravatte, — sie war immer à la Byron geschlungen, — er war ein Künstler, er sprach wenig, er kannte genau den Werth des alten Satzes, daß, wer schweigt, immer als Philosoph gilt; Herr Bistrin war den Mädchen gefährlich, — frage Deine Schwester, Gottfried; die Wage schwankte einmal sehr zwischen uns beiden, aber der prosaische Journalist, der Mann der positiven Ansichten siegte über den seichten Phantasten.

Klara (erregt). Nicht weiter, Karl, bitte, lassen wir die Vergangenheit.

Karl (gleichfalls erregt). Nein, sprechen wir von ihr, es sei einmal hell darin. Als Bistrin merkte, daß die Partie für ihn verloren, hörte er auf, Euch zu besuchen.

Klara. Aber Du begannst ihn zu hassen und das war nicht gerecht. Der Sieger soll hochherzig sein, — er hätte Dein Freund werden können, ihn hätte das Mitleid, welches Du ihm, den Besiegten, hättest zeigen sollen, dazu gebracht.

Karl. O, nein, nein! Einen Freund erwerben durch solches Mitleid ist gefährlich! O, Klara, solch' eine Idealistin bist Du! (lächelnd) Kind, Kind!

Klara (bewegt). Aber ihn zu verfolgen brauchst Du ja nicht.

Karl. So ist also dennoch etwas für ihn auf dem Grunde Deines Herzens geblieben? Seht, die Weiber! (Plötzlich ernst für sich.) Mir däucht, Gottfried hat recht. (Laut.) Wenn ich Dich nicht genugsam kennte, Klara, — ich müßte über Deine Worte nachdenken, — so aber gehe ich ruhig über sie hinweg. Lebt wohl, ich habe mich ohnehin weit über die Zeit aufgehalten. (Macht sich zum Gehen bereit.)

Gottfried. Sage, was Du willst, ich bleibe dabei, Bistrin thust Du unrecht.

Karl (unterbrechend). Gut, gut, lassen wir das. Ich kann ungesunde Kost nicht vertragen. Mögen das Bild „Triumphe des Todes" nur Kranke betrachten, —

Klara. Die Perle ist auch ein Kind der Krankheit und ist — die Perle!

Karl (im Abgehen). Auch eine schöne Phrase, über die ich unterwegs nachdenken will. Adieu! (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Gottfried. Klara.

Klara (setzt sich an den Tisch, stützt das Haupt in ihre Hand. Nach einer Pause). Und das ist mein Leben!

Gottfried. Aber, Klara, wieder so empfindlich?

Klara. Hast Du denn nicht gehört? Und das ist mein Schicksal, das ist mein Leben. Nur Ironie, nur Hohn umflattert mich, wie soll Liebe unter diesen Dornen gedeih'n?

Gottfried. Du verkennst Deinen Mann. Glaub' mir, sein Kern ist gut, ist rein. Nur Vertheidigung ist sein Hohn. Eh' er banal würde, erscheint er lieber höhnisch, eh' er alltäglich würde in seinen Gefühlen und seiner Liebe, macht er sie pikanter durch seine Ironie.

Klara. Ach, nur allzu sehr!

Gottfried. Das will auch mir zuweilen scheinen, — aber sein Kern ist vortrefflich und das Richtigste ist, er liebt Dich, er liebt Dich mit ganzer Seele.

Klara. Ich erkenne es nicht.

Gottfried. Weil Du sensitiv bist, Dein Temperament von Natur aus ein unglücklich veranlagtes ist. Zürne mir nicht, aber sagen muß ich Dir's. Naturen, wie Deine, fordern immer mehr und mehr, nichts befriedigt sie. Glaube mir, auch die heißeste Liebe hat ihren Mittag, einen Augenblick, in dem sie in scheinbarem Schweigen verharrt, in sich schaut und dabei dennoch größte Seligkeit gewährt. Aber Charaktere, wie der Deine, lieben solchen Frieden nicht, ihnen geht der flammende Enthusiasmus über den schwer erkämpften Seelenfrieden. Du bist allein Schuld an Deinem Unglück.

Klara (empfindlich). Ich sehe, daß ich mich in Dir irrte, Bruder, —

Gottfried. Ueberlege nur und Du wirst zur Erkenntniß kommen. Dich wird dann die Neckerei und harmlose Ironie Deines Mannes nicht beleidigen. Ich kenne ihn seit acht Jahren, seit ich mit Euch lebe. Seine Seele ist ein Kristall.

Klara. Nicht geschliffen.

Gottfried. Du sollst mit ihm lachen.

Klara. Dann müßt' ich mich selbst und meine Grundsätze verlachen, dann müßt' ich eine unwürdige Komödie spielen und dazu kannst Du mir doch nicht rathen.

Gottfried. Du nimmst Kleinigkeiten zu ernst, das ist das Schlimme. Du solltest zuweilen mit Hamlet denken: Worte, Worte, Worte. Es ist doch nur Abfall der Konversation, den ein Windhauch forträgt. Beacht' im Leben die Thaten nur, nicht Worte, und seine Thaten sind gut, edel und loyal.

Klara. Mein Gatte ahnt gar nicht, welch' trefflichen Vertheidiger er in Dir hat.

Gottfried. Der böse Geist der Häuslichkeit ist überspanntes Wesen, sei's beim Manne, sei's bei der Frau. Karl waffnet sich dagegen mit Ironie und Scherz. Dich aber erfüllt das Ueberspannte. Deine Erziehung ist schuld daran und Du selbst nicht minder. Du giebst Dich zuviel Deinen Träumen hin, Deinen überflüssigen Illusionen. Du bist eine von denen, die sich die Ehe als einen goldenen, nie getrübten Maientag vorstellen. Ich möchte sagen, als eine

Rosenlaube, in der nur Café getrunken und ein Roman gelesen wird, aber die Ehe ist eine ernste Pflicht. (Lächelnd.) Ich komme mir wahrhaftig selbst lächerlich vor, ich mache ja einen Prediger aus mir. Adieu! (Will gehen.)

Klara (hält ihn zurück). Geh' nicht fort, Gottfried, Du hast nicht unrecht, ich will darüber nachdenken, aber bleibe und sprich weiter. Ich bin so schwach in diesem Augenblick, —

Gottfried. Was ist Dir? Du bist ungewöhnlich erregt.

Klara. Nichts mehr. Es ist schon vorüber.

Gottfried. Schau, diese fortwährende Aufregung begreift Karl auch nicht. Er, voller Leben und Energie, kommt nach Hause, ermüdet von der Arbeit, will sich an Deinem Anblick erfrischen, an Deinem Lächeln, will seine Ruhe durch Deine wiederfinden und Du trittst ihm entgegen mit gesenkter Stirne, immer in Träumen und Gedanken, welche seinem Geist, seinem ganzen Wesen fremd sind. Ihr werdet Euch allmählich ganz entfremden, wenn Du nicht anders wirst. Mancher Mensch spricht sich gewaltsam solange ein Unglück ein, bis er daran glaubt. Verscheuche alles, was sein könnte oder sein sollte aus Deinem Köpfchen und halte Dich an das, was ist, — und es ist nichts schlimmes, glaube mir.

Klara. Dann wäre das ein Verhältniß voller Nachgiebigkeit, ein Verhältniß, gleichfalls unnatürlich.

Gottfried. Im Gegentheil! Unnatürlich ist das Verhältniß jetzt. Aber noch ist's in den Anfängen. Gieb acht, daß nichts böses sich daraus entwickelt. In der Ehe muß die Natur des Einen die des Andern ergänzen.

Klara. Wenn das Weib eine Künstlernatur ist?

Gottfried. Dann muß sie ein gefestigter Charakter sein, um durch Sensitivität dem Manne nicht unbequem zu werden. Nicht mein' ich, daß sie in die Arbeit ihres Gatten sich nicht mengen dürfe. Im Gegentheil! Ich glaube, der Einfluß der Frau auf ein Werk des Geistes ist immer ein wohlthätiger, aber ich bilde mir ein, der Mann sollte in ihr die Bekräftigung seiner Gedanken finden, die Weihe seines Wollens und Trachtens, damit sie ihm das erste Publikum sei, damit ihr Beifall ihm als erster Lorbeer gelte. Aber warum werfen wir diese Fragen auf? Dein Gatte ist kein Künstler, Euer Fall ist ganz anders. All' das, was wir besprochen, könnte auf Bistrins Weib Anwendung finden, wenn Bistrin nicht ein alter Junggeselle wäre, der nicht nöthig hat, diese Theorie zu erstreben. Adieu, Klara!

Klara. Noch eine Frage, Bruder. Glaubst Du, daß Bistrin in der Ehe glücklich sein könnte?

Gottfried. Bistrin? — Niemals! Bistrin ist ein Verstörter, er würde sein Weib durch seinen absonderlichen Geschmack, durch seine unberechenbaren Launen im ersten Jahre schon zugrunde richten.

Klara. Wenn aber seine Frau eine ihm gleichgeartete Künstlernatur wäre?!

Gottfried. Um so schlimmer für beide. Sie würden sich gegenseitig zugrunde richten. In jedem Künstler steckt etwas krankhaftes, das sich beherrschen läßt, durch ein kluges Weib auch geheilt werden kann. Bei ihm jedoch nicht. Ihm ist das Krankhafte die Quelle seiner Inspiration und wird einmal sein Tod sein. Ihm ist besser, unverheiratet zu bleiben, und Du kannst Gott danken, daß Du vor acht Jahren Karl erwählt hast, — mit seiner bittern Ironie. (Für sich.) Deutlicher konnte ich nicht reden. (Geht.)

Klara. Wohin gehst Du?

Gottfried. Ins Caféhaus, — ich will menschliche Dokumente sammeln, meine Liebe; ich will einen Roman schreiben, einen sozialen Roman und wie ich Dir sagte, nach der neuesten Theorie, nichts ohne Dokumente.

Klara. Wann kommst Du zurück?

Gottfried. Zum Abendbrod, wenn Du erlaubst, zum Abendbrod. Also Adieu! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Klara (allein. Sie schaut hastig auf die Uhr).

Noch habe ich Zeit, wenn ich will, oder vielmehr, wenn ich kann. (Zieht ein Billet hervor und liest mit halblauter Stimme.) „Ist Ihre Sympathie aufrichtig, Ihr Wille fest, Ihr Gefühl echt, dann kommen Sie heute um sieben Uhr auf den Westbahnhof. Sie brauchen nichts mitzunehmen, ich werde für alles sorgen. Wir bleiben für immer in Paris, — die Heimat sehen wir niemals wieder. Ich schwöre Ihnen, Sie werden mir eine Schwester sein, nur, wenn Sie selbst einwilligen, mein Weib. Kommen Sie jedoch nicht, so gilt auch dies mir als Antwort, — ich reise allein und niemals sehen Sie mich wieder. Eduard Bistrin." — Fünf Jahre kämpfe ich, ach, umsonst. Gestern weinte ich vor seinem Bilde, nicht ahnend, daß er hinter mir stehe. Wollen Sie Ihren Weg mit meinem verbinden? flüsterte er. Ich war so schwach, daß ich ihn weinend anblickte und dann aus dem Saale floh. Wäre Karl nicht der Ehrenmann, — aber nein, nicht einmal dann, wenn er mich mit Füßen trete, wäre ich fähig einer solchen That, zu der ich aufgefordert werde. (Pause.) Ich hätte ihm nach jener Begegnung nicht schreiben sollen. Das war eine Uebereilung, ein Fehler, — er hat dadurch eine Waffe in Händen. Aber ich war damals wahnsinnig, — die ganze Nacht schlief ich nicht, die ganze Nacht durch schrieb ich, — für ihn schrieb ich mein fünfjähriges Martyrium nieder, ein Martyrium, umso schrecklicher, je kleiner die Nadelstiche sind, welche mir das Leben versetzt. — Aber er ist edel — und weinen wir nicht oftmals über dem Buche eines uns unbekannten Dichters, wie ich geweint vor seinem Bilde? Wird unsere Seele nicht gleichfalls durch die Klänge ergreifender Musik erregt? (Pause.) Mangel an Kraft führte mich dahin, daß ich ihm schrieb. Aussprechen wollt' ich mich, mußt' ich mich, mir war ja, als sollte ich ersticken. Nun hab' ich Gottfried gehört, —



wie er, urtheilt die Welt, die Welt der Wirklichkeit, die uns beide verfluchen würde. — Ich will ihm antworten und das sogleich, — ich sende ihm den Brief, er findet ihn noch vor seiner Abreise. Er möge wissen, daß ich Mitleid für ihn empfinde, aber daß die Pflicht mächtiger ist, als die Liebe. (Sie setzt sich an den Tisch ihres Mannes und schreibt hastig.)

Sechster Auftritt.

Karl (tritt eilig, den Hut auf dem Kopfe, ins Zimmer). Klara (fährt erschreckt empor, läßt ihr Billet auf dem Tische liegen und stellt sich vor).

Klara. Du bist nicht im Theater?

Karl. Auf dem Wege dahin erinnerte ich mich, das Opernglas vergessen zu haben. Bei meiner Kurzsichtigkeit kann ich es nicht entbehren — (sucht auf den Etagèren).

Klara (wendet sich zum Schreibtisch und sucht gleichfalls). Nein, hier ist es nicht.

Karl (nähert sich dem Tische). Vielleicht bedecken es die Papiere und Zeitungen. Ich erinnere mich genau, daß ich es morgens in der Hand hatte.

Klara (ängstlich bemüht ihr Billet zu bergen). Du irrst Dich.

Karl. Gestatte, daß ich selbst suche (tritt zum Tisch, sucht und bemerkt Klaras Billet).

Klara (verwirrt). Du versäumst den Anfang.

Karl (hat inzwischen gelesen). Was ist das für seltsames Zeug? Was hast Du da geschrieben? Es ist kein Sinn darin, — ich wenigstens verstehe es nicht.

Klara. Aber Karl — —

Karl. Nein, mein Kind, das will ich noch einmal und aufmerksamer lesen, — es hat Interesse für mich.

Klara (für sich). O, Gott, was werd' ich ihm sagen?

Karl (liest langsam und laut). „Armer, unglücklicher Freund! Verurtheilen, verdammen Sie mich nicht, aber ich kann nicht gehorchen. Die Fesseln der Pflicht sind so stark, daß ihr Zerreißen auch ein Leben vernichten würde . . . In dem Augenblicke, da ich Ihnen schreibe, bin ich nicht mehr allein, ich habe größere und heiligere Pflichten, als Sie ahnen mögen. Nur Ihnen vertraue ich an, was bis heute selbst mein Mann noch nicht weiß, — ich fühle mich Mutter. Reisen Sie und vergessen Sie, wenn Sie können, tragen Sie heroisch Ihr Geschick und finden Sie Ruhm, da Sie die Liebe nicht geleiten konnte." (Blickt verwundert Klara an, welche bleich und verwirrt neben ihm steht.) Was soll dies bedeuten, Klara? Das klingt, wie ein Brief aus einem Romane.

Klara (hastig zustimmend). Ja, — ja, es ist ein Brief aus einem Romane.

Karl. Ich bitte Dich, sprich deutlich.

Klara. Ich sage Dir ja, aus einem Romane. Gottfried schreibt einen Roman.

Karl. Aber dies ist ja Deine Schrift.

Klara. Freilich, die meinige, —

Karl. Wie erklär' ich's? Hilfst Du ihm gar?

Klara (immer mehr gefaßt). Besorge nichts, ich werde keine Schriftstellerin.

Karl. Dann erkläre mir doch —

Klara. Sieh'! Gottfried schreibt einen Roman. Eine Frau soll ihren Mann einem Künstler zu Liebe verlassen, dessen Geliebte sie heimlich ist. Sie verabreden die Flucht, aber im verhängnißvollen Momente fühlt die Frau, daß sie Mutter wird, — sie hat nicht mehr die Kraft und läßt den Geliebten allein reisen.

Karl. Das ist nicht übel ersonnen.

Klara. Gottfried hat mir diese Episode seines Romanes, nach dem Du fortgegangen, erzählt. Er ist schon ziemlich weit in seiner Arbeit, — jetzt braucht er den Brief. Er ist sehr ängstlich und möchte nur nach der Wirklichkeit schildern. Der Brief, den er verfaßt hat und mich lesen ließ, enthielt nur unnatürliche Phrasen. So würde in ähnlicher Lage keine Frau schreiben. Und das sagte ich ihm auch.

Karl (lachend). Vortrefflich! Da bat er Dich, den Brief zu schreiben. Ein guter Einfall! (Sieht den Brief an.) Das ist doch weiblich! So schriebe diese Frau in Wahrheit. Schon die Aufschrift: „Armer, unglücklicher Freund!“ Und dieser Schluß: „Finden Sie Ruhm, da Sie die Liebe nicht geleiten konnte.“ Vortrefflich! Das gelang Dir, Klara.

Klara (aufathmend). Lache mich nur aus!

Karl. Nein, nein, ich scherze nicht, ich beglückwünsche Dich und Gottfried. Der mag diesen Brief in sein Manuskript abschreiben, — den Brief selbst behalte ich zum Andenken —

Klara (aufs neue betroffen). Dieses Blatt?

Karl. Ja, dieses Blatt!

Klara. Es ist doch nur sinnlose Spielerei. Ich bitte Dich, zerreiße dies Blatt, wirf es beiseite, ich will Gottfried ein besseres geben. (Versucht ihm das Blatt zu nehmen.)

Karl (entzieht es ihr). Nicht so, meine Theure, dies Blatt sei mein, — das sei meine Trophäe.

Klara. Wenn Du mich liebst, Karl, gieb mir den Brief.

Karl. Eben weil ich Dich liebe, erhältst Du ihn nicht.

Klara. Warum weigerst Du Dich? Du hast doch vorher selbst darüber gelacht.

Karl. Dies Blatt behalte ich, es ist mir eine feste Bürgschaft für etwas —

Klara. O, mein Gott!

Karl. Es ist ein Satz darin und um dieses Satzes willen ist mir dies Blatt ungemein lieb und werth.

Klara. Eines Satzes willen?

Karl. Ja. Aber willst Du mir die Wahrheit, die reine Wahrheit sagen?

Klara. Was willst Du wissen?

Karl (faßt ihre beiden Hände). Schriebst Du die Wahrheit?

Klara. Es ist ja ein Blatt aus einem Romane.

Karl. Aber ein Satz ist darin von solcher Bedeutung, die Du wohl selbst nicht ahnst; für diesen Satz danke ich Dir, um dieses Satzes willen verlange ich das Blatt von Dir zum Andenken.

Klara. Welcher Satz?

Karl. „Die Fesseln der Pflicht sind so stark, daß ihr Zerreißen auch ein Leben vernichten würde."

Klara. Das hat Dich so gerührt?

Karl. Es liegt mehr darin, als Du glaubst. — Ich sann unterwegs dem vor einer Stunde zwischen uns stattgehabten Auftritt nach, — ich habe Dir Unrecht gethan, theure Seele, großes Unrecht, aber es soll anders werden.

Klara. Nun verstehe ich nicht —

Karl. Du wirst es allmählich lernen. Das Leben ruft in uns auch heilsame Wandlungen hervor. Wir sind nicht immer wir selbst. Eine starke Erschütterung ist nöthig, um das gestörte Gleichgewicht wieder zu erlangen. Ich sah plötzlich Dein schweigendes Leid, — ich stellte in meiner erregten Phantasie einen ganzen Roman zusammen, — verzeihe, verzeihe, aber ich habe nicht die Kraft, alles zu wiederholen, was ich gedacht auf dem Wege durch die nebelvollen Straßen.

Klara. Du erschreckst mich!

Karl. Das Recht war zum großen Theil auf Deiner Seite, — ich lernte dies in meinem Nachdenken erkennen, — tief erregt komme ich nach Hause, suche nach einem Vorwand, meine Rückkehr zu begründen und finde — diesen Brief. Ach, der Scherz enthüllte mir die edle Reinheit Deiner Seele, — denn, gesteh' es, Du schriebst dies aus der Tiefe Deines Herzens, es ist Wahrheit, ist Ueberzeugung! Wie sagtest Du? „Die Fesseln der Pflicht sind so stark, daß ihr Zerreißen auch ein Leben vernichten würde." Dank Dir dafür. Doch sage, kam's aus Deiner Seele?

Klara. Ja, aus dem Tiefsten meiner Seele, —

Karl. Und Du könntest mich also nie verlassen, niemals?

Klara. Welch' ein Gedanke, Karl!

Karl. Und diese Pflicht ist nicht die gefühllose Maske der alltäglichen Lebensgewohnheit, sondern das liebliche Antlitz der stillen ergebungsvollen Liebe mit Deinen Zügen? Nicht wahr? Und wir lieben uns wie vor Jahren, ja, noch inniger, —

Klara (erschüttert). Ja, Du hast recht, inniger, — (verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust) denn ich bin Mutter Deines Kindes.

Karl. Wie? Auch das wäre beglückende Wahrheit? (Umarmt sie, — plötzlich fährt er auf.) Aber wie dies, wäre ja dann auch alles andere Wahrheit? — Ist es so? — (Klara schweigt. Karl betrachtet sie einen Augenblick in Gedanken vertieft. Dann tritt er zu ihr und ergreift ihre Hand.) Sei es Wahrheit, — steht nicht darin auch die Versicherung Deiner unerschütterlichen

Treue, Deines Pflichtgefühles, ist nicht darin auch die Verheißung, die mich namenlos beglückt, — daß Kinderfreuden unserer warten? (Erregt.) Nein, nein, — dieser Brief ist nicht wahr, — glauben will ich nur an den großen Ausspruch, daß unsere Pflicht unser Leben ist, unsere Ehre und unsere Liebe, wenn wir Menschen sein wollen, ganz und vollkommen. Und dafür segne ich Dich und darum bewahre ich mir dies Blatt als ein heiligstes Andenken!

Klara (unter Thränen). Mein Karl, mein theurer Mann.

Siebenter Auftritt.

Gottfried. Die Vorigen.

Gottfried (überrascht zu Karl). Du bist schon zu Hause, — Du warst nicht im Theater?

Karl. Ich versäumte den Anfang, Du kennst mich ja, ich bin darin eigen. Ich komme lieber gar nicht, als zu spät.

Gottfried. Um so besser, da kann ich Euch beiden gleichzeitig mein Abenteuer mit Bistrin erzählen.

Karl.
Klara. } Mit Bistrin?

Gottfried (setzt sich nieder). Es ist außerordentlich! Ich befinde mich im Café und will just eine Partie Billard mit einem Freunde machen, da höre ich, daß Bistrin mit dem heutigen Abendzuge nach Paris abreist. Einige seiner Freunde beschlossen ihn zu begleiten, ich folgte ihnen. Wir dachten, Gott weiß, welche Freude er haben werde, daß wir so zahlreich, ihn zu begleiten, erschienen, er aber wahrhaftig, schien eher zu erschrecken, fing an, uns auszuweichen und kaum hatten wir den Bahnhof betreten, war er uns wie ein Wunder entschwunden, wie ein Luftgebilde. Beleidigt durch sein seltsames Benehmen, — kaum, daß er unseren freundlichen Gruß erwidert, — entfernte sich der größere Theil der Gesellschaft aus dem Wartesaal.

Klara (mit wachsender Unruhe). Und Du bliebst? — Reiste er ab?

Gottfried. Ich weiß nicht, was mich dazu veranlaßte, aber ich blieb und noch einer meiner Freunde. Wir wollten seine Abfahrt beobachten. Um ihn aber nicht zu belästigen, gingen wir in den Wartesaal dritter Klasse, welcher durch eine Glaswand von der Restauration getrennt ist und einen freien Ausblick auf den Perron gestattet.

Karl. Und was that euer exzentrischer Freund?

Gottfried. Er durchwanderte in sichtlicher Unruhe eilig den Perron, blickte in alle Wartesäle, — sicherlich erwartete er irgend wen — die Zeit verlief. Erstes Läuten! Bistrin, der endlich auf einer Perronbank Platz genommen, bebte beim Klange der Glocke sichtlich zusammen. Es ertönt das zweite Läuten. Bistrin rührte sich nicht, — uns ängstigte dies und wir schritten auf ihn zu.

Klara. Was ist geschehen?

Gottfried. Nichts. Als er uns sah, erhob er sich, trat zu



uns, grüßte ernst, dann wandte er sich zu mir und sprach mit einem Tone, in welchem sich Sarkasmus mit tiefem Schmerz einte: „Sie sind ein Novellist mein Herr, verzeihen Sie, daß ich mich an Sie wende. Ich trete eine weite, weite Reise an und möchte mancher Dinge ledig sein, die für mich überflüssig sind, aber einen Schriftsteller interessiren können." Dabei griff er in die Brusttasche, zog diese Rolle hervor, (Gottfried zieht eine Papierrolle aus der Tasche) und sagte weiter: „Hier sind die Memoiren eines weltüberflüssigen Menschen, — es liegt auch ein Brief dabei, ein Beitrag zur Charakteristik der Frauen, — für Sie, einen Romanschreiber, wie geschaffen, nehmen Sie und verwenden Sie das Material nach Belieben. Das zweite Läuten ist schon vorüber, ich möchte nicht gerne versäumen, — leben Sie wohl!" Ehe wir uns noch recht besinnen konnten, war er im Halbdunkel des Perrons verschwunden.

Klara (in größter Unruhe). Und reiste er ab?

Gottfried. Ohne Zweifel. Im nächsten Augenblick pfiff die Lokomotive und der Zug setzte sich in Bewegung.

Karl. Hast Du jene Blätter geöffnet?

Gottfried. Nein, das will ich vor dem Schlafengehen thun. Ich freue mich schon darauf. (Hebt die Rolle empor.) Das ist etwas, das sind echte, menschliche Dokumente, — um diese würden mich Zola und Goncourt beneiden!

Karl. So laß doch sehen (greift nach der Rolle) —

Klara. O, mein Gott!

Gottfried (weicht ihm aus). O, nicht doch, mein Lieber! Dann würde Dich mein Roman nicht unterhalten.

Karl. Oder ich würde gleich erkennen, was Du aus diesen Blättern abgeschrieben und was Deine eigene Schöpfung ist. O, ihr Novellisten! Aber zeigen kannst Du mir die Schrift dennoch, — Du weißt, Bistrin hat mich interessirt, wenn ich für ihn auch nicht schwärmen konnte wie Du und Klara.

Gottfried. Nein, Schwager, diese Schrift ist für mich ein wahrer Schatz, — die sieht einstweilen niemand.

Klara. Du thust recht daran, — warum dem Leser die Illusion zerstören?

Gottfried (lächelnd). Vielleicht dem Einzigen, der mir am Ende zutheil wird?

Karl. Nun, so müssen wir's abwarten. (Setzt sich zum Schreibtisch). Bis zum Abendbrod hab' ich noch ein gut Stück Arbeit zu thun.

Gottfried. Auf Wiedersehen!

Klara. Wo gehst Du hin?

Gottfried. In mein Zimmer, — zum Abendessen bin ich wieder hier.

Karl (während er schreibt). Es läßt Dir keine Ruhe, nicht wahr? Du bist neugierig. O, Du wirst mir diese Schriften doch noch zeigen.

Achter Auftritt.

Dienstmädchen. Die Vorigen.

Dienstmädchen (überreicht einen Brief). Der Redaktionsdiener wartet, gnädiger Herr!

Gottfried (bleibt an der Thürschwelle stehen).

Karl (nimmt den Brief). Ich war doch vor einer Stunde in der Redaktion.

Dienstmädchen. Der Diener wartet auf Antwort. Er suchte den gnädigen Herrn, wie er sagt, auch im Theater.

Karl. Sage ihm, daß ich, wenn nöthig, selbst in die Redaktion kommen werde. (Dienstmädchen ab. Gottfried ist inzwischen wieder näher gekommen.)

Neunter Auftritt.

Karl. Gottfried. Klara.

Karl (durchliest den Brief). Ewiger Gott!

Gottfried. / Klara. } Was ist geschehen?!

Karl. Du sprachst ja mit ihm, vor einigen Augenblicken noch.

Gottfried. Mit wem?

Karl. Mit Bistrin! — Er ist todt!

Klara (schreit laut auf und sinkt in Gottfrieds Arme).

Karl. Der Redakteur unseres Blattes schreibt mir. (Liest.) „Soeben erfahren wir, daß der geniale Maler Eduard Bistrin, der Schöpfer des Bildes ‚Der Triumph des Todes‘, sich im Restaurationsgarten des Westbahnhofes in dem Augenblicke erschossen, als der Zug, mit dem er nach Paris reisen wollte, sich in Bewegung setzte. Der große Künstler ward ein Opfer der Melancholie, der er seit längerer Zeit verfallen war. Obgleich mir bekannt ist, daß Sie ein prinzipieller Gegner seiner Richtung waren, bitte ich Sie doch, für unsere morgige Nummer einen reichhaltigen, seine Bedeutung kennzeichnenden Artikel zu schreiben. Die Druckerei wartet bis Mitternacht auf Ihre Arbeit.“ —

Gottfried. Er war ein großer Geist und ging unanerkannt durch die Welt. Jetzt werdet Ihr glorreiche Hymnen schreiben, —

Klara. Er war ein unglücklicher Mensch!

Karl. Klara sprach die beste Wahrheit über ihn.

Gottfried. Und wirst Du den Artikel schreiben?

Karl. Ja, ich will es thun. Seine Laufbahn ist abgeschlossen und man vermag ruhiger zu urtheilen. Ich will ihm gerecht zu werden versuchen.

Gottfried. Dann will ich Dir auch diese Briefe borgen, (reicht sie ihm) schöpfe aus ihnen für Deine Arbeit und gedenke des Künstlers, wie des Menschen. Für meinen Roman werde ich noch genug erübrigen.

Klara. Gottfried, um Gottes willen, was thust Du?

Karl (nimmt die Briefe aus Gotthards Hand, — Klara kehrt sich in größter Angst von ihm). Klara!

Klara (weint heftig und antwortet nicht).

Karl (ernst und weich). Klara, so schaue mich doch wenigstens an! (Hebt die Briefe in die Höhe.) Ich eile, den Artikel zu schreiben.

Gottfried. Wirst Du also diese Papiere benützen?

Karl. Nein, mein Junge! Diese Briefe gehören jetzt nicht mehr Dir, noch sonst jemandem, sie gehören dem Todten und sollen ihm nachfolgen. (Wirft sie in den Kamin.)

Klara (wirft sich in seine Arme). Karl, ich danke Dir!

Gottfried (schlägt sich vor die Stirne). Und ich begriff nicht!

Klara. Wie gut Du bist und großmüthig!

Gottfried. Aber meine menschlichen Dokumente?

Karl (Klaras Haupt zärtlich streichelnd). Ein wahrer, echter Poet, lieber Junge, hat seine besten Dokumente hier (auf die Stirn deutend und auf das Herz) und hier! —

(Der Vorhang fällt.)



Das Armband mit dem Isistempel.

Von Maria Antoinette von Markovics.

In Paris war es. Man schrieb das Jahr 1853. Im ersten Stocke eines der elegantesten Häuser des Faubourg St. Honoré saß Fleurette Millefleurs, die hübsche, niedliche, vertraute Gesellschafterin der zu jener Zeit weltberühmten und vergötterten schönen spanischen Tänzerin — Signora Pepita de Oliva.

Fleurette Millefleurs hatte ihre zierlichen Füßchen auf die hohe Lehne eines Renaissancesessels gelegt — wenn man viele Jahre um einer choreographischen Berühmtheit ist, lernt man ihr manches ab — und ihre zierlichen Finger hielten eine parfümirte Cigarrette, die sie ohne Zweifel mit ihrer Herrin gemeinschaftlich aus derselben Rosenholzkassette rauchte.

Mademoiselle Millefleurs blies die kleinen Rauchwölkchen in Pausen zu dem mit Amoretten bemalten Plafond empor und summte durch die hübsch geformten Purpurlippen einige der Arien, die damals en vogue waren.

Fleurette begann sich zu langweilen.

Die Pendule auf dem reichgeschnitzten Kamine zeigte zwei Uhr nach Mitternacht — „jetzt mußte die Signora bald vom Frühlingsballe, den ihr zu Ehren der spanische Botschafter gab, heimkehren.“

Es war eine der letzten linden Nächte. Die Pepita hatte in der Oper getanzt und war mit brausendem Jubel und Beifall für ihre eminente Leistung belohnt worden.

Dann war sie mit Fleuretten heimgeeilt, um eine Stunde später gebadet, parfümirt, gekämmt, gesalbt und das kostbare lange, schwarze Ebenholzhaar geglättet, wie eine Laïs, zum Feste des Botschafters Conte Velasquez zu fahren.

Die Cigarrette erlosch endlich — Fleurette legte die zierlichen Füßchen von der Lehne auf den Damastpolster des Sessels. Dann kamen ein, zwei schwere Seufzer — endlich sanken die mit dunklen Wimpern besetzten Lider auf die sammetweiche Wange — ein Lächeln öffnete die rothen Lippen und Gott Morpheus hatte die hübsche Gesellschafterin in seine Arme geschlossen.

Sie träumte, träumte: Ihr gelte der Beifall des tausendköpfigen Ungeheuers, Publikum genannt — ihr warf man die duftendsten, kostbarsten Bouquets — ihr sandte Prinz Lamballe den himmlischsten Kachemirshawl — alle Herren sprangen empor, wo sie erschien, drängten sich an sie und richteten zu gleicher Zeit das Wort nur an sie — und dazwischen ertönte an ihrem kindlich rothen Ohre

eine warme, weiche Stimme und hielt, in zärtlichen Worten stammelnd, ein Plaidoyer zu Gunsten seiner Liebe für sie — Fleurette — und sie kannte diese Stimme — die sie oft genug im Boudoir der Signora vernommen. Ihr, ihr galten diese süßen Schmeicheleien und sie glaubte nun dieser Eroberung sicher zu sein — wollte erwidern — — da legte sich eine Hand auf ihre Schulter.

Signora Pepita war vom Balle heimgekehrt.

Sie war in eine Robe von wunderbarem Blau geschnürt, wo an Atlasschleifen, Crepp, Spitzen und Blumen die Farben der Türkise, des Aquamarin und des himmlischen Azurs in den lieblichsten Varianten hervortraten.

Obwohl man es zu der Zeit mit der Pepita am tollsten trieb und für berühmte Kunstgrößen, wie für die Götter Zeit und Raum keine Bedeutung haben, hatte die schöne Tänzerin von dem rosigen Pfirsich, dem Schmelz der Jugend schon viel eingebüßt.

Dennoch war sie eine berauschende Schönheit.

Die edlen klassischen Züge verriethen die Spanierin, dazu ein etwas herrischer Blick der prachtvollen Augen voll stolzer Glut — ein Blick, der jede Rivalin in das fernste Winkelchen scheuchte. Der kleine Mund mit den süßen, sinnlichen Lippen vom dunkelsten Inkarnat, ließ bei jedem Lächeln die schneeweißen Zähne erglänzen. Und diese Haltung! Der Nacken! Die Taille! — gleichsam Kunstwerke des Meisels. Die wunderbar anmuthigen Bewegungen der vollen, matt elfenbeinschimmernden Arme gaben dem Tanze der Spanierin etwas bestrickendes, nur von den Füßchen übertroffen, jenen winzigen Füßchen, die mit ihrer Verve, den Spitzentänzen und den köstlichsten Pirouetten alle Welt toll machten.

In dem blauschwarzen Prachthaar der Pepita, das sie bei ihren Nationaltänzen „Madrilena", „El Ole" und anderen, offen über den Rücken herabwallen ließ, und in welches sie sich wie in einen Schleier vollständig einhüllen konnte — in ihrem Prachthaar erglänzte eine blitzende Brillant-Rèvière, durch ein Bouquet blauer Glockenblumen gehoben. Die rosigen Finger bewegten einen hellblauen Marabou-fächer und zwar etwas nervös in kleinen Schwingungen hin und her.

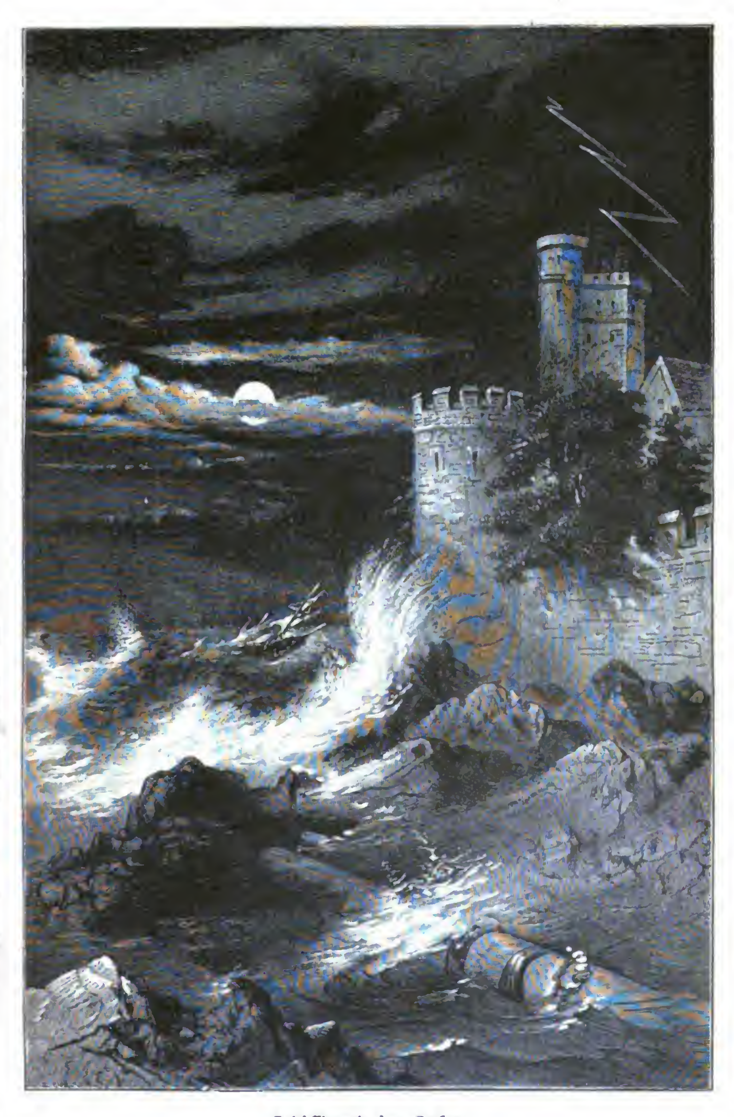
Fleurette Millefleurs, die diese „kleinen kurzen Schwingungen" des Fächers mit ihren Konsequenzen recht wohl kannte, beeilte sich, den letzten Rest der Schlafsucht mit der Erinnerung an die süße Fata morgana aus den blauen Augen zu scheuchen.

Sie sprang auf, versuchte zu lachen und eilte auf ihre Herrin zu, indem sie sagte:

„Bis vor wenige Minuten hatte ich kein Fünkchen Schlaf in den Augen — und nun sind Signora, die ich erwartet, dennoch eingetreten, ohne daß ich das Geringste hörte —"

Die Pepita begann unruhig auf und ab zu gehen. Sie war offenbar erregt und die feinen Flügel der schön geschwungenen Nase zitterten leise.

„Laß! Laß nur, Fleurette! Doch jetzt ist's zum Schlafen nicht



Schiffbruch im Hafen.
Nach einer Originalzeichnung von Albert Henri.

Zeit! Du weißt, daß morgen der Wechsel von 60,000 Franks fällig ist, die ich als Pönale nach Berlin zahlen muß, wo ich mich nach abgeschlossenem Vertrage aufzutreten weigerte, weil — nun — weil ich keine Lust hatte, vor diesen deutschen Bären zu tanzen!"

„Richtig!" ergänzte Fleurette, „ich mußte mit Nannette die Koffer wieder auspacken, die zur Abreise bereit standen!"

Die Spanierin warf sich unbekümmert um das duftige, blaue Feenkleid in einen Fauteuil.

„Gleichviel! Der Termin ist verstrichen und in meiner Kasse eine gähnende Leere! Der Prinz Lamballe rangirte mich erst kürzlich — zudem verdanke ich seiner Freigebigkeit schon unendlich viel und muß vorsichtig sein, soll sein Portefeuille mir noch in der Zukunft zur Disposition stehen."

Die Gesellschafterin trat hinter den Sessel der Tänzerin und begann das Geschmeide aus dem kunstvollen Haarbau derselben zu lösen, dabei sagte sie halblaut:

„Lassen Sie mich ein wenig Revue über die Truppen halten, die uns verehren!"

Fleurette Millefleurs hatte nicht so unrecht, wenn sie das ihr von der Spanierin gern gestattete vertrauliche „uns" gebrauchte. Eine hübsche Anzahl von den Pepita-Verehrern machte auch heimlich Fleuretten den Hof.

Die hübsche Französin plauderte weiter:

„Da ist Mylord Counterhead."

Die Tänzerin machte eine unruhige Bewegung, daß eine der prächtigen Haarflechten herab fiel!

„Der langweilige Britte! Nähme ich seine Hilfe an, so verlöre ich meine Freiheit, denn er bietet mir, trotz der vielen Körbe, die ich ihm seit drei Jahren gab, zum so und so vielten Male seine Hand."

„Und der kleine Marquis Laboudois mit dem phirsichfarbenen Teint und den blauen Augen."

„Ma chère, der hat von den Großeltern ein Vermögen zu erwarten — doch jetzt bedarf dieser Adonis selbst des goldenen Danaë-Regens!"

„Und der Herzog von Augoulême?"

Die Tänzerin lachte.

„Dem leihe Du selbst, mon enfant! Seine Güter in der Bretagne sind so verschuldet, daß selbst das Storchnest auf dem Dache des Wildhüters nicht mehr ihm gehört."

„Aber Prinz Conti?" fragte Fleurette und fuhr mit der Hand durch das üppige, glänzende Prachthaar der Pepita.

„Conti? Nein, der nicht! Der hat heut' Nacht auf dem Balle des Botschafters die Hälfte seiner zehnjährigen Revenuen verloren."

„Ah!" machte die niedliche Gesellschafterin. „Ah! Der feine Chablistrinker, dieser Gourmet, dieser Austernschmecker, der nie spielte — —"

„Ja! Er verlor horrible! Sein Gegner war ein Ausländer,

ein schöner, preußischer Major, Baron Heiden, der kolossale Summen vom Prinzen und anderen gewann."

„Baron Heiden?" rief Fleurette und trat dicht vor die Tänzerin hin. „Wir sind gerettet, Signora! Der schöne Major hat im Laufe dieser Woche schon drei- bis viermal seine Karte bei uns abgegeben und mich bestürmt, ihn vorzulassen. Allein ich dachte: „Ein deutscher Bär" — ein simpler Major! Doch jetzt, wo er so glänzend im Jeu reüssirt, ist sein glühender Kunstenthusiasmus wohl zu würdigen."

Signora Pepita streckte sich behaglich im schwellenden Seidenfauteuil.

„Ah, Fleurette, Du bist schöpferisch wie eine Fee, erfinderisch wie Robinson! Ich könnte Dir eine wüste Insel übergeben und Du würdest binnen einer Stunde ein Eldorado aus ihr schaffen."

Fleurette Millefleurs küßte für diese Schmeichelei die schmale weiße Hand der Spanierin.

„Ich habe einen Plan", sagte sie, „der gelingen muß, uns rettet, und dennoch den schönen Major wenig verbindet. Wir acceptiren nur — ein Armband!"

Die Tänzerin sah auf.

„Ein Armband — —?"

Fleurette nickte.

„Ein Armband, sonst nichts! Doch jetzt ist's die höchste Zeit, schlafen zu gehen. Verlassen sich Signora ganz auf mich, ich ziehe uns glänzend aus der peniblen Affaire."

Am nächsten Tage empfing die hübsche Gesellschafterin den preußischen Major mit hinreißender Liebenswürdigkeit. Fleurette verstand das.

Signora Pepita de Oliva litt an „schrecklicher Migräne" — wie Fleurette sagte.

Die erfahrene Pariserin war zu geschickt im Arrangement von Effektscenen, um nicht den stürmisch Verliebten etwas warten zu lassen. Das steigert die Ungeduld und macht allen Wünschen gefügig.

„Also wirklich unsichtbar? Leidend?" fragte der schöne Preuße.

„Ja — eine schreckliche, veritable Migräne! Und nur wegen einer Bagatelle — einer Bêtise! Aber die Signora verträgt es nun einmal nicht, daß ihr irgend eine Künstlerin mit irgend einer Neuheit zuvor kommt. Das Armband war aber auch so magnifique, daß ich es ganz begreiflich finde, wenn — —"

„Was für ein Armband?" fragte Baron Heiden gespannt.

„Mon dieu! Ein Bracelet mit Perlen und Diamanten — eine auserwählte Form allerdings! — Einen Isistempel mit aufgehender Sonne, deren Strahlen von Diamanten und Rubinen gebildet werden. Es ist nur dies eine Armband vorhanden und der Herzog Montmorency hat dasselbe schon für Mademoiselle Dejazet bestimmt."

„Es ist also noch nicht verkauft?“ rief der Major leuchtenden Blickes.

„Nicht verkauft — aber — dennoch halb und halb der Dejazet zugesagt. Die Signora sah es gestern, aber die Summe des Kaufpreises ist uns zu hoch und so wird es wohl die Schauspielerin erhalten. Freilich wird das nervöse Kopfleiden der Signora dadurch nur gesteigert werden — wir können dann auf Wochen hinaus niemand empfangen, vielleicht auch nicht tanzen — —“

Der Major Heiden erhob sich.

„Wo wohnt der Juwelier, der das Kunstwerk verkauft?“

Fleurette — die einige Stunden früher bei dem Betreffenden vorgefahren war, um ihn zu präpariren — sah den schönen Major ein wenig kokett von der Seite an — dann schlug sie die Augen nieder.

„Auf dem Boulevard des Italiens! Er hat die schönsten Korallenkolliers, die ich je noch gesehen!“

Der Major lächelte und verstand.

„Also auch die schönsten Korallen? Dies Magazin muß ich aufsuchen. Darf ich morgen die Signora sprechen?“

„Wir werden sehen — wenn die Aufregung über die Armband-Affaire — —“

Der Major kniff der zierlichen Französin in die runde Wange und eilte hinaus.

Binnen einer Stunde hatte er um den Preis von 80,000 Franks das berühmte Armband in seinen Händen und sandte es der Pepita mit einem kostbaren Bouquet in Form eines segelnden Schiffes. In dem aus Aurikeln gebildeten Mastkorbe lag das Bracelet mit dem „Isistempel“.

Die Dejazet, der es in Wahrheit vom Herzog von Montmorency zugesagt war, platzte vor Neid.

Am anderen Tage empfing die Pepita ihren glühenden Verehrer. Abends zahlte Fleurette die 60,000 Franks Pönale nach Berlin, dennoch trug die Tänzerin das Armband mit dem „Isistempel“; nur — war es nicht das echte.

Der Juwelier hatte gegen einen Profit von 5000 Franks — natürlich hatte auch die reizende Fleurette ihr „schönstes Korallenkollier“ erhalten — ein Armband mit unechten Steinen von täuschendster Imitation machen lassen, das dem echten glich wie ein Ei dem andern, und das ihm die Tänzerin extra mit 1000 Franks zahlte. Dessen ungeachtet kamen bei dem Geschäft 14,000 Franks in ihre Kasse.

Durch einen boshaften Zufall — die Götter neiden dem Sterblichen jedwedes Glück — erfuhr Paris und mit ihm der Major Heiden die Fälschung der Steine an dem Bracelet.

Jetzt lachte die Dejazet, die mittlerweile das echte erhalten.

Wenige Tage darauf ging die Spanierin nach London, den „Beefsteakverehrern“ die Köpfe zu verdrehen.

Als zwei Jahre später eine neue Schuldenflut über sie hereinbrach, mußte sich die Pepita dennoch entschließen, „vor den deutschen Bären zu tanzen". Und diesmal fand sich kein Major, der sie rettete durch ein neues Armband.

Neues von Alfred Friedmann.*)

Man kann das Leben mit einem Kreise vergleichen, dessen Peripherie in der Jugendzeit unendliche Weiten umfaßt. Da sendet man Wünsche und Begierden in die fernsten Fernen; ans unerreichbare werden die Erwartungen, ans unnahbare oft die Hoffnungen geknüpft. Mit den Jahren verkleinert sich immer die Peripherie, sie geht nur so weit, als der Gesichtskreis reicht, den man übersieht; aber auch dieser Umfang verengt sich, er umfaßt dann nur noch die nächste Umgebung, und man wünscht und erstrebt nur das, wonach man hinlangen kann. Schließlich zieht sich die Peripherie noch enger zusammen und es kommt der Tag, an welchem sie mit dem Wesen selbst zusammenfällt, das sie zum Mittelpunkte hatte.

Nun hängt es davon ab, ob der Mensch in diesem Falle alles in sich selber hat, was er sonst außer sich suchte, wenn ihm das Leben erträglich sein soll. Leere, unselbstständige Naturen, überhaupt Menschen des Streberthums wissen dann nicht, was sie mit sich anfangen sollen; sie sind sich die allerschwerste Last, an welcher die Lebenskräfte rasch ermüden. Der vornehme Mensch dagegen, der Künstler, der Dichter findet in seinem eigenen Wesen, was er vergeblich in der Peripherie suchte, und ist sich selbst genug. Die Wünsche, die Begierden und die Hoffnungen, herzeinwärts gekehrt, treten in ihre ursprüngliche Form, in die Sehnsucht nach Wahrheit zurück und das ganze innere Leben wird eine milde, in sich begründete Quelle der Einsicht und Zufriedenheit. Worte und Lieder, aus solcher Quelle entsprungen, stehen nicht mehr im Tone der ungestümen Leidenschaften, sondern im lieblichen Klange der Weisheit. Ihr Gesang gilt nicht mehr der Erregung der Sinne, durch die der Geist, flugbegabt, in weite Fernen strebt, sondern der Erschließung des Herzens, des stillen Heims der wandernden Gedanken, die den Menschen weltmüde zurückbringen, auf daß er auf sicherem Grunde ruhe in eigenster Seele. In diesem Sinne sind Alfred Friedmanns „Lieder des Herzens" geschrieben. Der Dichter ist in ihnen bei sich selbst angelangt, und mit Vergnügen nehmen wir wahr, daß er eine in sich begründete, glückliche Natur sei. Im Gegensatze zu den veränderlichen, immer enger werdenden Peripherien des Daseins ist sein Gesichtskreis ein beharrlicher, da das Auge sich nicht trübte, das Herz sich nicht verengte im Schauen und Empfinden des Bleibenden. Die Täuschungen der Außenwelt, die so viele Poeten dahingebracht,

---

*) „Lieder des Herzens" von Alfred Friedmann. Berlin, Verlag von Rosenbaum und Hart 1888. — „Der Todesring", „Der Venusdurchgang", Novellen von Alfred Friedmann. Verlag von Philipp Reclam jun. 1888.

daß sie den Glauben an sich selbst verloren und in Klagetönen sich ergingen, in welchen nur das eigene Elend weinte, hatten bei Friedmann die Wirkung, daß er um so klarer die Untrüglichkeit seiner inneren Welt erkannt, und eine gewisse fröhliche Sanftmuth durchzieht sein ernstes Lied:

Hänge, mein Herz, an den Dingen,
Hänge nicht allzu fest,
Gut ist's, los sich zu ringen
Von dem, was sich halten nicht läßt.

Reiße Dich los aus den Banden,
Drücken sie allzu schwer!
Denke, sie sind nicht vorhanden,
Und schon sind sie nicht mehr!

— — — — — — — — — — — —

Freiheit nur zeuget die Thaten
Oder die Einsamkeit,
Ist Dir Dein Leben mißrathen,
Zwinge mit Macht Dein Leid!

— — — — — — — — — — — — —

Häng' an den Dingen der Erde,
Herz, nicht zu fest und zu lang:
Daß dann der Friede Dir werde,
Deß, mein Herz, sei nicht bang!

So in sich gefestigt, hat der Dichter den Frieden gefunden, der ihn den Dingen gegenüber überlegen macht und über Verhältnisse, Lagen, Zustände, Orte und Zeiten philosophisch erhebt. Das Heer von Fragen, das den Seelenfrieden des modernen Menschen fortwährend gefährdet, Grundsätze stürmt, Systeme der Weltverfassung unterminirt, Bekenntnisse und Anschauungen durcheinanderbringt und mit den Lanzenstichen der Sorge tausendfach das Herz verwundet: dieser wilde Kriegszustand im Gemüt der heutigen Menschen, das in so vielen Stimmungen vibrirt und in keiner ausharrt, zur Kunst keine Geduld und zur Philosophie keine Tiefe hat; dieses ganze krankhaft-hastige Leben dieser Zeit, das, wenn es nicht recht geht, mit den Verwünschungen des Daseins schnell bei der Hand ist, am Gewissen keinen Halt, an Gott keinen Trost, an der Poesie keine Freude und an der Weltweisheit keinen Geschmack findet, konnte unseren Dichter, der mitten in den Strömungen der Gegenwart mit offenem Sinne und empfindsamem Herzen lebt, seinem inneren Berufe nicht abtrünnig machen, und dieser ist: in Rhythmen zurückzugeben, was die Welt in formlosen Disharmonien ihm zuführt. Andererseits vermochte das Reich der Sinne, das ihm von jeher und allerorten offen zum Genusse stand, ihn nicht mit jener übersatten Nüchternheit zu erfüllen, die für den Zauber der einfachen Natur unempfindlich macht. Die tiefe Innigkeit der diesbezüglichen Lieder „Wellenliebe", „Abendlied", „Mondphantasie", „Frühlingsglocken", „Meer und Land", „Waldgang" geben deutlich genug Zeugniß dafür, wie sehr Friedmann

die Naivetät des Herzens zu wahren verstand, diese erste Bedingung zu jenem eigenthümlichen Traumleben, in welchem der Glaube an die Schönheit Natur in Kunst verwandelt. Dieser Glaube hält Friedmann aufrecht und schützt ihn dauernd gegen alle Eingriffe des Raffinements, welches jenes Traumleben zerstört:

Sag', wie geschieht's, daß wenig Saiten,
Die eines Künstlers Bogen streicht,
Uns führen zu Elysiums Weiten
Ins Traumland, das sonst unerreicht?

Wie kommt es, daß von todten Steinen,
Die kunstgerecht der Meister thürmt,
Ein Zauber ausgeht, der an Deinen
Verschloss'nen Sinn erobernd stürmt!

Das ist die Zauberkraft des Schönen,
Das gut Dich macht und schafft Dich wahr,
Ob es sich offenbart in Tönen,
Ob es in Marmor offenbar.

Und wer schon in der Macht des Bösen,
Wen irdisch Los schon halb besiegt,
Der kann sich noch durchs Schöne lösen,
Mit dem er zu dem Himmel fliegt.

Die „Lieder des Herzens“ haben von allen früheren lyrischen Gedichten des Autors den Vorzug, daß sie weniger subjektiv sind, obschon sie als solche das Vorrecht hätten, es durchgängig zu sein. Das Herz in seinen Beziehungen zum Geiste und zur Natur spricht sich in seinen Leiden und Freuden aus und nimmt nur wenig aus dem persönlichen Leben mit in den Empfindungsstoff auf. Hierdurch ist die Wirkung eine allgemeinere und findet um so leichter ein Echo in des Lesers Gemüt. Wie hingehaucht erscheint folgendes Lied:

Mond und Welle.

Lautlos durch die stille Nacht
Kommt der volle Mond gegangen,
Wie sich auf ein Liebster macht,
Den erfüllt ein Glutverlangen.

Bald erglänzt das hohe Meer
Ganz von seinem Wiederscheine,
Trägt an seinem Golde schwer
Und blitzt auf wie Edelsteine.

Um die stille Mitternacht
Küssen sie sich, Mond und Welle,
Und es scheint Demantenpracht
Jede kußberührte Stelle!

Vom Geiste innigster Herzensfreude sind die Lieder getragen, die der Kindesnatur gelten. Die besten davon sind: „Das schönste

Lied", „Einem Kinde", „Des Vaters Dank", „Kindeswort." Die meisten Lieder der Sammlung bleiben aber die Liebeslieder, sie unterscheiden sich nur von den früheren, jugendlichen, daß in ihnen die Treue zum Liede geworden.

* *
*

Das Motiv zur Novelle „Der Todesring" ist wie das der neueren Novelle des Verfassers ein vorwiegend sittliches. Es wird gezeigt, wie wenig Gelehrsamkeit imstande ist, das Herz vor jenen Verirrungen zu schützen, die in den Abgrund des Verbrechens führen. Ob man auch alle Schätze des Wissens besitzt — sie helfen nicht dem Herzen in der schweren Noth der Versuchung, in der selbstsüchtigsten aller Leidenschaften, der Eifersucht, um den Nebenbuhler aus der Welt zu schaffen. Dazu tritt noch in der genannten Novelle der besondere Umstand hinzu, daß der Verirrte die vollkommenste Ueberzeugung hat, sein Verbrechen wird unentdeckt bleiben, da er im Besitze eines Mordwerkzeuges, des „Todesringes", war, der es ermöglichte, durch einen bloßen Händedruck den Gegner zu vergiften und ihn binnen wenigen Stunden ums Leben zu bringen. Die Träger der Handlung sind Friedrich Erbach, Professor der Archäologie, Arnold von Drosthofen, Landwirth auf Drosthofen, und die Dalmatinerin Dora. Dora bildet den Gegenstand der Liebe beider so grundverschiedenen Charaktere, die Friedmann mit großer Meisterschaft psychologisch auseinanderzuhalten versteht. Dora zieht den naiven Landwirth dem übergescheiten Professor vor, obschon letzterer ihre Neigung so weit gewonnen hat, daß, wenn es keinen Arnold gäbe, er sie gewiß heimführen würde. Da aber Arnold denn doch den Sieg davongetragen hat, so schafft er ihn heimlich durch den „Ring der Borgia", den er als Antiquitäten-Sammler besessen hatte, aus dem Leben und heiratet Dora. Werden sie mit einander glücklich, bleibt der Mord unentdeckt? Diese Aufgabe löst der Verfasser dadurch, daß er in der Natur des sich sicher fühlenden Mörders die Unvereinbarkeit des Bewußtseins der That mit dem Gewissen, welches das Bewußtsein der Verantwortlichkeit ist, schildert und, von Widersprüchen zu Widersprüchen aufsteigend, in einer Reihe von ergreifenden Scenen den Zusammenbruch des moralisch ungerechtfertigten Glückes herbeiführt. Das Naturgesetz und das Sittengesetz treten in dieser Novelle scheinbar unabhängig von einander auf; jenes baut — aber dieses zerstört! Der technische Fehler im Aufbau der Erzählung ist nur der, daß wir erst am Schlusse Erbach als Mörder erkennen. Hierdurch hat unsere Theilnahme an ihm während der Lektüre keinen richtigen Standpunkt; wir begreifen seine Aufregungen, sein ganzes inneres Leben nicht. Ganz anders freilich wäre es, wenn wir von Anbeginn die Mitwisser seiner That wären. Die zahlreichen Einzelheiten der Novelle, namentlich die Schilderungen des Lebens in Venedig im großen wie auch im kleinlichen, sind amüsante Zu-

gaben aus dem Erfahrungsbereiche des Autors, der getreu wiedergiebt, was er auf seiner rastlosen Wanderung durch die Welt gesehen.

Die zweite Novelle, „Der Venus-Durchgang", ist eine heitere, anmuthige Erzählung, in welcher das Leben eines jungen, aufstrebenden Astronomen geschildert wird, für den sich zwar die herrlichsten Fernsichten am Himmel eröffnen, dem aber auf der Erde das Allernächste in Nebel sich hüllt. Der Umstand, daß die Astronomie kein eigentliches Brodstudium ist, dem Egoismus nicht schmeichelt, der Existenz die materiellen Stützen eher nimmt als gewährt und denjenigen, der sich mit ihr beschäftigt, in den Augen der Menge als „unpraktisch", linkisch, ja mitunter als lächerlich erscheinen läßt — diesen Umstand benutzt der Verfasser, um den Helden der Erzählung, Emil Brandt, menschlicherseits von allen anderweitigen Mitteln zu isoliren, durch die er sein Glück, seine Zukunft, seine Liebe, begründen könnte. Daß es ihm aber dennoch gelingt, gerade durch die Astronomie seinem Herzen genugzuthun, Ehre einzuernten, eine Stellung auf der Sternwarte einzunehmen, die ihn mit der Mission betraut, den „Venus"-Durchgang in Süd-Amerika zu beobachten; daß es diesem Glücklichen, der seiner Wissenschaft treu geblieben, gelingt, sein Liebchen heimzuführen, ein Haus und eine Familie zu gründen, dies ist der Ausgang der in sich geschlossenen Erzählung. Der Verfasser führt uns auch eine Reihe von Gestalten vor, deren kurzsichtige Anschauungen in einen komischen Kontrast treten zu dem Weitblicke Emils, der ihnen auf der Sternwarte die erhabene Welt des Himmels begreiflich machen will. Ueberraschend ist es aber auch, daß der Verfasser in Sachen der Astronomie gar nicht so laienhaft ist, wie man es bei Dichtern gemeiniglich voraussetzt; er spricht von Dingen, deren Kenntniß er durch eingehendes Studium sich erworben zu haben scheint.

J. R. Ehrlich.

Der Durst.

Brillat-Savarin hat jedenfalls über die verschiedenen Arten des Durstes am reizendsten philosophirt. Er sagt: „Wenn man dieses Bedürfniß in seinem ganzen Umfange betrachtet, so kann man drei Arten von Durst, nämlich den „stillen", den „künstlichen" und „brennenden" Durst unterscheiden. Ersterer, der stille oder gewöhnliche Durst, besteht in jenem unmerklichen Verlangen, das Gleichgewicht herzustellen, da jeder Athemzug eine Quantität Feuchtigkeit entführt. Dieser Durst ladet ohne Schmerzgefühl ein, beim Essen zu trinken, und macht es uns möglich, in jedem Augenblick des Tages zu trinken. Dieser Durst begleitet uns überall und bildet gewissermaßen einen Theil unseres Wesens. Der künstliche Durst, welcher der Menschengattung eigen ist, kommt von jenem angeborenen Instinkt, der uns in den Getränken eine Kraft suchen läßt, welche die Natur nicht

hineingelegt hat und die nur durch die Gährung erzeugt wird. Dieser Durst bildet eher einen künstlichen Genuß, als ein natürliches Bedürfniß. Er wird wahrhaft unauslöschlich, weil die Getränke, welche man zu seiner Befriedigung schluckt, ihn stets aufs neue hervorrufen. Dieser Durst, der eine Gewohnheit wird, bildet die Trunkenbolde aller Länder aus, und meistens begegnet es, daß man erst dann zu trinken aufhört, wenn das Getränk fehlt oder wenn es den Trinker besiegt und unter den Tisch gelegt hat. Wunderbar ist es, daß, wer seinen Durst mit reinem Wasser stillt, das seine natürliche Gegengabe zu bilden scheint, nie ein Schluck über das Bedürfniß trinkt! Der brennende Durst kommt von der Vermehrung des Bedürfnisses und von der Unmöglichkeit, den stillen Durst zu befriedigen. Er heißt brennend, weil er von der Trockenheit der Zunge und des Gaumens wie von einer verzehrenden Hitze im ganzen Körper begleitet ist. Das Gefühl des Durstes ist so lebhaft, daß das Wort in fast allen Sprachen gleichbedeutend ist mit einem außerordentlichen Gelüste oder einem gebieterischen Verlangen. So spricht man von Durst nach Gold, nach Reichthum, nach Macht, Ehre, Rache — alles Ausdrücke, die nicht gebräuchlich geworden wären, wenn es nicht genügte, ein einziges Mal in seinem Leben rechten Durst gehabt zu haben, um ihre Berechtigung anzuerkennen." Der Appetit ist von einem angenehmen Gefühl begleitet, wenn er nicht bis zum Hunger geht, der Durst hat keine Dämmerung, denn sobald er sich fühlen läßt, ist er von Unbehagen und Angst begleitet, welche sich steigern, wenn keine Hoffnung zu seiner Stillung vorhanden ist. Gerade darin, daß das Bier den Durst vermehrt, statt ihn zu löschen, soll für den Biertrinker von Profession der Reiz liegen; derselbe umfaßt sein geistiges und sinnliches Vergnügen, welches er dadurch erhöht fühlt. Der menschlichen Natur scheint dieses Bedürfniß außerordentlich tief inne zu wohnen, da alle civilisirten wie uncivilisirten Völker wie durch Instinkt nach narkotischen Stoffen greifen, um sich durch ein gegohrenes Getränk nicht nur einen Sorgenbrecher, sondern auch die Freuden und Leiden eines Rausches zu verschaffen, der sie momentan über die Misère des Daseins erhebt; freilich nur als schlimmstes Palliativ einer von Sorgen umdrängten Existenz. Charakteristisch schildert Victor Hugo die verschiedenen Räusche — er beginnt mit dem unpoetisch schweren Bierrausch, geht dann über zu dem poetischeren Weinrausch und schließt mit dem idealen Champagnerrausch, der ein rosiges Licht über dunkle Schatten zu breiten weiß. Daß im Durst ein besonderer Zauber für den Trinker liegt, dokumentirt E. Hildebrandt in seiner „Reise um die Welt" in humoristischer Weise. Ein in Singapore stationirter Schiffskapitän wird von ihm befragt, was er daselbst für das interessanteste halte; ohne sich zu besinnen, erwiderte er: „Den wunderbaren Durst." Dr. A. B.

Nippsachen.

Bestrafte Schmeichelei. Kaiser Sigismund (1410 bis 1437) wurde einst von einem Manne über die Maßen angeschmeichelt und den Göttern gleich gestellt; der Kaiser versetzte ihm darauf unversehens eine Maulschelle. Der Schmeichelnde fragte erschreckt: „Warum schlagt Ihr mich?" Der Kaiser fragte dagegen: „Warum beißest Du mich?"

Ludwig XVIII. (1814 bis 1824) pflegte seine Minister zu fragen, ob sie in der Repräsentantenkammer die Majorität hätten. Lautete die Antwort bejahend, so sprach der König: „Nun, dann brauchen Sie mich nicht und ich kann gehen." War die Antwort „nein", dann sagte er: „Nun, dann brauche ich Sie nicht und Sie können gehen."

Die Gräfin Kosel empfing einst August II. von Polen, während ein anderer Liebhaber sich unter dem Bette versteckt hielt. Seine Majestät merkte nichts und war guter Dinge, als ein Dritter sich an der Thüre hören ließ, der kein anderer als der Graf Kosel selbst war. Der König nahm nun seine Zuflucht ebenfalls unter das Bett, aber bald hörte er die leise Stimme seines Vorgängers, welcher bat, Seine Majestät möchten es nicht übelnehmen, daß er — obenan liege.

Als Erasmus von Rotterdam von Kurfürst Friedrich von Sachsen nach Köln, wo eben Kaiser Karl V. (1520 bis 1556) nach seiner Krönung eine Reichsversammlung hielt, berufen und gefragt wurde, was denn der arme Mönch, Doktor Luther, so übles gethan, daß man ihm so nachstelle, antwortete er: Dieser habe zwei der allergrößten Sünden begangen, daß er den Päpsten und Bischöfen ihre Krone und den Mönchen und Pfaffen ihre Bäuche genommen!

Als Bernhardinus Samson zu Bern im Jahre 1518 einen unerhörten, großen Ablaß verkünden und durch Heinrich Wölflein, Domherrn der St. Vincenz-Kirche, sehr anpreisen ließ, sprach ein anderer Domherr zum Schultheiß Jakob von Wattenwyl also: „Mein Herr! So Samson Füchslein und Heinrich Wölflein vereint predigen wollen, so stände Euch zu, Euer Gänslein und Schäflein wacker einzuthun!"

Die Kuherbse spielt im Landbau der Südstaaten Nord-Amerikas eine bedeutende Rolle sowohl zum Unterpflügen als Düngemittel, wie auch als sehr nahrhaftes Heu aufbewahrt, namentlich für in Milch stehende Kühe. Soweit das Kraut dieser Erbse in Betracht kommt, kann es auch in nördlicheren Gegenden nutzbar werden: wenn auch die Samen in der Breite von New-York kaum noch zur Reife gelangen, so ist doch ihr schweres Gewicht als Grünfutter wohl eines Versuches werth. In gewöhnlicher Weise als Heu behandelt, fallen bei jeder Berührung die Blätter ab. Dieser Verlust läßt sich gänzlich vermeiden, wenn man das Kraut nach dem Schnitt in Silos bringt. Diese Erbse, die ein wahrer Segen für die Südstaaten ist, hat eine große Anzahl Varietäten. In Europa hat man gegen vierzig Namen dafür, die sich auf etwa zwanzig dem Samen nach wirklich verschiedene Spezies vertheilen. Einige davon werden für den menschlichen Bedarf kultivirt, aber die meisten gelten nur als Futterkraut. Für letzteren Zweck offeriren New-Yorker Samenhandlungen die Samen als „Whippoorwill" und auch andere Sorten. Wie die andern Bohnen, denn sie ist vielmehr eine Bohne als eine Erbse, wird sie erst dann gesäet, wenn der Boden gut erwärmt ist und Nachtfröste nicht mehr zu befürchten sind.

Ueber „Fechtkünste" machte ein geriebener alter Fechtbruder folgende Enthüllungen: Um mir Bier zu verschaffen, suche ich ein Lokal aus, in welchem wohlgekleidete Herren verkehren und verlange das geringste verkäufliche Quantum. Entweder nimmt da der Wirth keine Bezahlungen oder ein Gast leistet sie, dem meist noch ein zweiter und dritter folgt — Kneipengemütlichkeit! Einträglich in Trinkstuben ist auch folgendes Stückchen: In der besuchtesten Zeit erscheint ein wohlgekleideter Gast, mischt sich unter die andern und erhält sein Getränk. Bald nachher tritt sein Bundesgenosse in Lumpen ein und bettelt ihn an. Der Erste stellt nun im scharfen Tone eines mißtrauischen Polizeibeamten eine Untersuchung an und reicht schließlich dem Bettler eine Silbermünze, dabei laut sein Bedauern äußernd, daß er selbst Familienvater und zu arm sei, um mehr zu geben, worauf in der Regel von verschiedenen Seiten einige weitere Gaben zufließen. Der Beschenkte zieht ab, bald folgt ihm sein Kumpan. Das edle Brüderpaar theilt die Beute und wählt einen neuen

Schauplatz für die nächste Vorstellung. — Ein hübsches Mittel, Geld zu erpressen, ist auch: Hunde, namentlich Schoßhündchen eleganter Damen zum Beißen zu reizen. Je elender der Gebissene aussieht, um so lebhafter nehmen die Zuhörer für ihn Partei, um so mehr ist Aussicht auf reiche Ernte. — Handelt es sich nur darum, Brod zu erlangen, so bedarf es oft gar keiner Ansprache. Der Suchende betritt einen Laden, in welchen neben Schwarzbrod auch Konditorwaaren feil gehalten werden und Damen mit Kindern anwesend sind. Er fordert vom Schwarzbrod das geringste Quantum, zieht sein Beutelchen, kehrt es um, schüttelt mit entsprechendem Mienenspiel die kleinste Kupfermünze heraus. In zehn Fällen wird diese neunmal zurückgeschoben, das Brod von anderer Seite bezahlt und noch mehr Brod und Geld dazu gegeben.

Von der Blüte des deutschen Gewerbswesens seinerzeit giebt der Mönch Felix Faber, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Ulm lebte, folgendes anmuthige Bild: „Mit der göttlichen Kunst, Bücher zu drucken, sind auch die anderen Künste verbessert worden, wie die Handarbeit in Erz, in allem Holz und in aller Malerei, worin die Deutschen so fleißig sind, daß ihre Arbeiten durch die ganze Welt gerühmt werden. Daher, wenn jemand ein vortreffliches Werk in Erz, Stein, Holz geliefert haben will, so schickt er es den Deutschen. Ich habe deutsche Goldschmiede, Juweliere, Steinhauer und Wagner unter den Sarazenen Wunderdinge machen sehen und wie sie, namentlich die Schuhmacher, Schneider und Maurer, die Griechen und Italiener an Kunst übertrafen. Noch vor einigen Jahren hatte der Sultan von Aegypten den Hafen von Alexandria mit einer wunderbaren Mauer, die ein Kunstwerk für das ganze Morgenland war, umgeben, wobei er sich des Rathes, des Kunstfleißes und der Arbeit eines deutschen Meisters, der aus Oppenheim gebürtig war, bediente. Um mich nicht weiter aufzuhalten, sage ich noch, daß Italien, unter allen Ländern des ganzen Erdbodens das reichste an Getreide (?), kein anderes schmackhaftes, gesundes und annehmliches Brod hat, als das von den deutschen Bäckern gebacken ist, die durch Geschicklichkeit und fleißige Arbeit das Feuer dämpfen, die Hitze mäßigen, das Mehl durchsieben, daß ein leichtes, lockeres und schmackhaftes Brod wird, das, wenn es der Italiener bäckt, schwer, dicht, ungesund und unschmackhaft hervorkommt. Nicht aber allein das ordentliche Hausbrod backen sie gut, sondern auch den Zwieback, der zur Speise im Kriege und zur See gebraucht wird, wissen sie so künstlich zu bereiten, daß die Venediger bei den öffentlichen Backöfen lauter deutsche Bäcker haben und das Gebackene weit und breit durch Illyrien, Mazedonien, den Hellespont, durch Syrien, Griechenland, Aegypten, Lydien, Mauretanien, Spanien und Frankreich bis nach den Orkney-Inseln und an die englischen und deutschen Seehäfen für ihre Seeleute zur Speise und zum Verkauf für andere verschicken. Nun sind auch in Deutschland die fleißigsten und in jeder Gattung die besten Musiker, so daß sie in allen diesen Gegenden so wohl beim Gottesdienste als bei den Hochzeiten und Gastereien, in Kirchen und auf den Theatern die angenehmste Unterhaltung machen und zwar auf Orgeln, Lauten, Pfeifen, Trommeln, Harfen, Zinken, Flöten, Hörnern, Oboen, Baßgeigen, Geigen, Trompeten und Pauken, als den üblichsten Instrumenten."

Georg Meyer von Bremen. Wem hätte es nicht einmal eins der lieblichen Genrebilder angethan, die dem Pinsel Georg Meyers von Bremen ihr Dasein verdanken?! Wie oft noch wurde sein Name dankbar vor dem herzigen Bilde „Der Liebling" auf der Jubiläums-Ausstellung in Berlin genannt? — Seit dem 4. Dezbr. 1886 weilt der liebenswürdige, frohsinnige Künstler nicht mehr unter den Lebenden. Sein Dasein war lang, glücklich und rege wie selten eins. In Bremen 1813 geboren, studirte er von 1833 an in Düsseldorf unter Wilhelm Schadow und Karl Sohn die Malerei. Von der biblischen Richtung, die er in seinen Bildern anfangs einschlug, wandte er sich bald dem seiner Begabung entsprechenden Genre zu und schuf Darstellungen aus Dorf und Stadt, deren Mittelpunkt fast immer fröhliche Kinder sind. Seit 1853 in Berlin ansässig, produzirte er mit seltenem Fleiß auf seinem Lieblingsgebiet weiter. „Die Rückkehr des Landwehrmannes", „Die reuige Tochter", „Die Wöchnerin", „Das betende Kind", „Die fleißige Strickerin", „Die Großmutter", „Das erste Gebot", „Blindekuh", „Hausmütterchen", „Christkindlein", „Gratulirende Enkel", „Die junge Mutter", „Gottvertrauen", „Siesta" sind die bekanntesten seiner Bilder, die alle denselben Stempel trauten Anmuth, lieblichen, holden Glückes tragen. Eigenes

häusliches Glück, eine liebende Gattin, blühende Kinder und Enkel gaben ihm die Anregungen hierzu.

Fast mehr noch, als im Vaterlande, waren Meyers Schöpfungen in Amerika beliebt. Mit fabelhaften Preisen zahlte man sie hier. Es war ein Leben und Schaffen, so reich an Streben wie an Freude und Erfolg, das hier zu Ende ging. Sein Andenken wird noch lange unter uns bleiben!

Salon-Büchertisch.

Liederspende zu Gunsten Nothleidender im Eisakthale. Gesammelt und herausgegeben von Ignaz Zingerle. Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 1888.

Haben zu diesen Liederspenden, welche bestimmt sind, durch ihren Ertrag die Noth bedrängter Mitmenschen zu lindern, auch nur eine kleine Anzahl von Dichtern und außer Felix und Therese Dahn und Hans von Berlepsch sogar nur engere Landsleute der bedrängten Eisakthaler beigesteuert, so bilden diese Spendenden doch eine kleine Elitegemeinde von fast durchgängig bedeutenden Namen und ihre Beiträge enthalten nicht nur gutgemeinte, sondern Dichtungen von großer Schönheit, ja einzelne Perlen poetischer Literatur; es befindet sich fast nichts unbedeutendes in diesem kleinen Bande. Die Beiträge scheinen bisher ungedruckte zu sein und einzelne Gedichte sind nur für diesen besonderen Zweck verfaßt. Ohne auf die Namen der Dichter und ihre Gedichte hier einzeln eingehen zu können, sei nur auf eine Dichtung „Ein Engel" von Hans von Vintler (Innsbruck) von wahrhaft packender Wirkung hingewiesen. Es hat die Verdummung der niederen Volksklassen in Tirol in religiöser Beziehung zum Gegenstand.

So dürfte, abgesehen von dem guten Zweck, jeder beim Ankauf dieser Gedichtsammlung sich einen poetischen Genuß verschaffen und etwas literarisch werthvolles erwerben.

Harzsagen. Sagen und Geschichten von Freiin Carola von Eynatten. Verlag von Jüngst & Comp., Weimar. Der bekannte Harzforscher Professor Dr. P. Höfer in Wernigerode schreibt über dieses Werk: „Die erzählten Sagen wollen nicht Volkssagen im strengeren Sinne sein: sie sind nicht direkt aus dem Munde des Volkes geschöpft und haben nicht die volksmäßige Darstellungs- und Ausdrucksweise der echten Sage. Sie sind vielmehr freie Umdichtungen sagenhafter Stoffe, zum Theil auch ganz freie poetische Erfindungen. Als ein Beitrag zur wissenschaftlichen Sagenforschung können sie also nicht betrachtet werden. Dies wollen sie aber auch nicht. Die Verfasserin hat offenbar eine andere Absicht verfolgt: sie will erzählen und durch Erzählen unterhalten; sie erzählt ihren Zuhörern alte, meist einfach verlaufende Geschichten, welche durch Anlehnung an bekannte romantische Orte noch einen besonderen Reiz erhalten; sie erzählt dieselben in so anmuthiger Form, daß man ihr gern zuhört. Dabei werden die Personen durch reichere Vertiefung ihres Seelenlebens dem Leser näher gerückt, der Schauplatz durch poesievoll eingestreute, naturschildernde Züge anschaulicher als in der spröden Darstellung der Originale, und gerade dieser Vorzug wird für die meisten Leser, welchen nicht Ergründung des Volksthums, sondern Unterhaltung am Herzen liegt, ein hinreichender Ersatz für den Verlust der Urwüchsigkeit. Es ist sehr wohl möglich, daß die liebenswürdige Darstellungsweise diesen Erzählungen zahlreiche Freunde erwerben wird, namentlich unter der Jugend und in den vielen Familien, welche im Harz ihren sommerlichen Erholungsaufenthalt zu nehmen pflegen."





Neueste Moden.

Nr. 1. Morgenjacke aus rosa Satin.

Die anliegenden Vordertheile haben ein Latztheil aus in Falten gezogenem



Nr. 1. Morgenjacke aus rosa Satin.

Seidenmusselin, welches an beiden Seiten von bestickten, zackigen Streifen eingefaßt wird. Ein collerartiges rundes Kragentheil mit kleinem Ueberlegkragen deckt oben

den Faltenansatz; dasselbe ist ebenfalls an den Rändern bestickt und ausgezackt. Auch die Manchetten der Aermel, sowie der untere Rand der Jacke haben eine gleich breite, bestickte, ausgezackte Falbel zur Verzierung.

Nr. 2. Anzug für Mädchen von 6 bis 7 Jahren.

Das Blousenkleid mit losem, offenem Jäckchen ist aus altrosa Satin angefertigt. Der Rock hat am untern Rand einen breiten bestickten Durchbruchstreifen, welcher mit gleichfarbigem Futter versehen ist. Ueber demselben befindet sich noch eine



Nr. 2. Anzug für Märchen von 6 bis 7 Jahren.

leichte Seidenstickerei. In der Taille ist der Rock mehrfach eingereiht und mit derselben verbunden. Am Halsausschnitt befinden sich ebenfalls sechs Reihen eingekrauster Falten. Das Jäckchen hat einen glatten Rücken, welcher unten gespalten ist. Die Vordertheile sind mit breiten Ueberschlägen versehen, denen sich ein breiter Matrosenkragen anschließt. Die Ränder sind mit einer ähnlichen leichten Seidenstickerei, wie der Rockrand, versehen. Auch die weiten Aermel haben ein ähnlich verziertes Bündchen. Der weiße Strohhut ist hinten aufgeschlagen und vornauf mit altrosa Bandschleifen und gleichfarbigem Federbüschel verziert.

Nr. 3. Anzug für Mädchen von 4 bis 5 Jahren.

Der Rock des aus roth- und weißgestreiftem Cretonne hergestellten Kleides ist quer genommen und am untern Rand mit einer weißen, mit rothen Punkten bestickten Cretonnefalbel versehen. Der glatten Taille ist der Rock in gleichmäßigen Falten angesetzt, welche von einer schräg geschnittenen, glatt umgelegten Stoffschärpe mit an der Seite lang herabhängenden und mit Filetfranzen verzierten Enden bedeckt werden. Die Vordertheile der Taille sind bis unten offen und lassen ein am Stehkragen faltig angesetztes Latztheil aus weißem besticktem Cretonne frei. Rücken



Nr. 3. Anzug für Mädchen von 4 bis 5 Jahren.

[illegible]chultern bedeckt ein breiter Kragen aus weißem Cretonne, welcher sich dem [illegible]n Taillenausschnitt anfügt und spitz nach dem Gürtel verläuft. Die weiten [illegible]el haben ein gleiches Cretonne-Bündchen. Alle Verzierungen schließen nach außen mit kleinen Zacken ab. Der roth- und weißgestreifte Strohhut hat einen vorn breiten, eingebogenen Rand und obenauf einen rothen Federbüschel.

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Das aus hellgrüner Faille angefertigte Kleid ist an der linken Seite sowohl

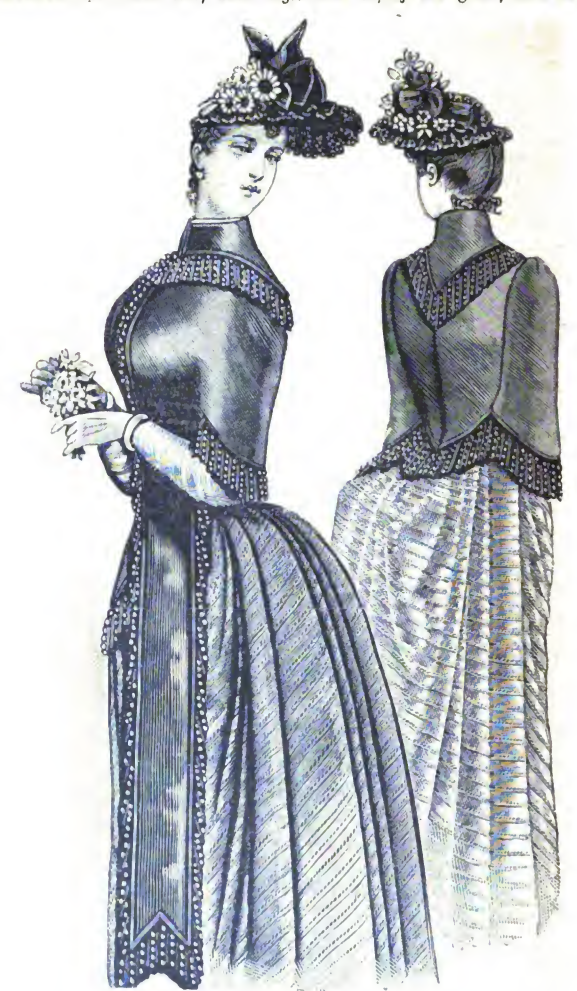


Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Nr. 5 Staub-Mantel aus bedrucktem mandelgrünem Foulard für junge Frauen.



am Rock, wie an der Taille mit gleichfarbiger reicher Stickerei versehen. Auf einem ersten Rock aus leichter Seide befindet sich links ein bestücktes Theil aus Caschmir. Das Vordertheil bedeckt eine, unten abgerundete Schürze aus Faille, deren Seiten-



Nr. 6. Mantille. (Vorder- und Rückansicht.)

falten sich dütenförmig abmindern. Die Rücktheile sind in tiefe Falten gelegt. Die anliegende Taille aus Caschmir ist auf der linken Seite, gleich dem Rock, bestickt. Das rechte Vordertheil aus Seide ist faltig an der Schulter angesetzt und legt sich schräg über die Taille, sammelt die Falten an der Seite derselben und bildet eine glatte, rundliche Schnebbe Die Aermel sind oben faltig eingesetzt und unten mit einem verzierten Aufschlag versehen. Auch der glatte Stehkragen aus Seide ist bestickt. Schwarzer Strohhut mit Spitzen und vorn eingebogenem Rand. Obenauf leichte Blüten. Schwarze Strümpfe, schwarze Schuhe. An Stoff ist zu diesem



Nr. 7. Kleid für Mädchen von 11 bis 13 Jahren.

Nr. 8. Anzug für Mädchen von 11 bis 13 Jahren.

Anzug verwendet: 4 Mtr. 25 Centm. leichte Seide zum ersten Rock. 6 Mtr. Caschmir von 1 Mtr. 20 Centm. Breite. 4 Mtr. 50 Centm. Faille.

Nr. 5. Staub-Mantel aus bedrucktem mandelgrünem Foulard für junge Frauen.

Die vorn lose in Falten herabfallenden Vordertheile desselben sind mit rohfarbenem, grün karrirtem Surah gefüttert. Die Pelerinenärmel sind an der Schulter sehr faltig eingesetzt und vorn abgerundet. Eine Passementengarnitur bedeckt den Stehkragen und verliert sich an den Vordertheilen nach dem Arm herab. Am Rücken ist ebenfalls eine solche Verzierung angebracht, welche dort die Rockfalten deckt. Unter dem Pelerinenkragen werden die Falten in der Taille mit einem Passementgürtel

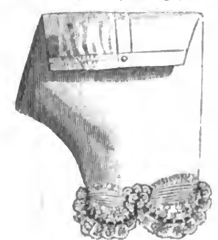
zusammengehalten, welcher vorn am Schluß leicht herabhängende kleine Kugeln hat. Der Hut aus glattem schwarzem Strohgeflecht ist an der Seite breit aufgeschlagen und vorn mit grauen Bandschlupfen besetzt. Schwedische Handschuh. Schwarze Strümpfe und Schuhe. An Stoff zur Anfertigung dieses Mantels ist erforderlich: 10 Mtr. Foulard und 10 Mtr. Surah, nebst einer Passementgarnitur.

Nr. 6. Mantille. (Vorder- und Rückansicht.)

Die Vordertheile der aus mattheliotropfarbenem Caschmir angefertigten Mantille reichen lang herab und sind, wie überhaupt alle Ränder derselben, mit einer schönen breiten Bordenfranse besetzt. Auch der breite, hinten eine Spitze bildende Ueberschlagkragen ist damit verziert. Der Rücken ist anliegend und unten spitz. Auch die dem Rücken angefügten Kragenärmel sind unten abgerundet und nach vorn zu spitz eingeschnitten.

Nr. 7. Kleid für Mädchen von 11 bis 13 Jahren.

Das aus weißem Wollenstoff angefertigte Kleid hat am untern Rockrand drei übereinander angebrachte, mit Goldsoutache eingestickte Borden. Der glatte spitze



Nr 9. Beinkleider für Mädchen.

Latz der vorn offenen Taillentheile hat nebst dem Stehkragen und breiten Aermelspangen die gleiche Verzierung. Die Vordertheile sind auf der Schulter faltig und über der Brust lose nach unten in einen Faltengürtel von gleichem Stoff genommen und befestigt. Am glatten Rücktheile fallen die langen Enden des Gürtels herab. Die Aermel sind weit und oben, sowie am Aermelbündchen faltig genommen.

Nr. 8. Anzug für Mädchen von 11 bis 13 Jahren.

Das Kleid ist aus glattem, rothem und gestreiftem Leinen angefertigt. Die vorn in drei Faltengruppen gelegten Vordertheile sind an ein, nach vorn eine Spitze bildendes Collertheil angesetzt, welches mit Längs-Streifen von weiß- und rothgestreifter Borde besetzt ist. Auch die Rocktheile sind in Faltengruppen von gestreiftem Stoff auf unterhalb dieser befindlichen einfarbigen Theilen befestigt. Die unteren glatten Theile haben überdies noch zwei, in Zwischenräumen übereinander gesetzte Borden. Die oben glatt und unten faltig in ein Bündchen gefaßten Aermel haben dort einen Bordenstreifen. Auch der Gürtel ist aus bestickter Borde und mit einer Schnalle vorn geschlossen. Am Rücktheil des Rockes sind die oben tief gelegten Falten etwas gerafft.

Nr. 9. Beinkleider für Mädchen.

Dieselben sind aus Percale angefertigt und haben am untern Rand einen Besatz von kleinen Fältchen, welche in Bogen mit Zwischensatz und schmalen Spitzen verziert sind und welche an der Spitze jedes kleinen Bogens eine Bandrosette aus Kometenbändchen haben.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.



